Lord Byron.

Ein Dichterleben.

Novellen

von

Ernst Willkomm.

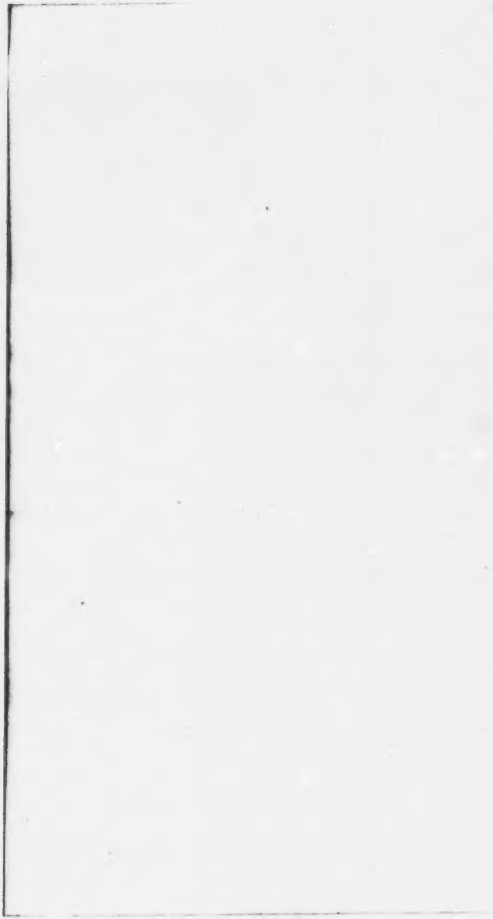
Erster Band.

Leipzig, 1839.
Verlag von Wilhelm Engelmann.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

I.

Der
Morgenstern von Annesley-Hall.



Bayerische Staatsbibliothek München

1.

Ein warmer Juliabend ging zu Ende und tauchte die Gegend in die bunte Farbenpracht seiner lebhaften Tinten. Der Himmel war nur leicht von flaumigen Wolken umsäumt, die sich in der obern Luft leis bewegten. Auf den Feldern waren die Landleute beschäftigt, Heerden weideten an den Abhängen der Hügel und zwischen dem grünen Laubholz, der Gesang der Hirten wetteiferte mit den schmetternden Tönen einer Lerche, die unsichtbar dem Auge in den blauen Kelch des Himmels, der über die Erde herabhing, immer tiefer versank.

Aus einem Fenster des Schulhauses zu Harrow sah mismüthig diesem sanften Ableben des Tages

ein Knabe zu, deſſen Gedanken auf ganz andere Dinge gerichtet ſein ſollten. Er ſaß am Schreibepult, vor ihm lagen griechiſche Wörterbücher und Gramatiken aufgeſchlagen, deren weiße Ränder mit Figuren, Bäumen und anderen unnöthigen Fratzen bekritzelt waren. Die zuſammengezogenen Augenbrauen, das häufige Stirnrunzeln und oft wiederholte Stampfen des Fußes verriethen deutlich die wachſende Ungeduld, die ihn beherrſchte. Seine kleine weiße Hand grub ſich tief ein in die weiche Fülle der ſchwarzbraunen Locken, die ſich anmuthig an Stirn und Schläfe ſchmiegten. Er kaute die Feder, ſchrieb einige Worte, ſtrich ſie wieder aus, und begann von neuem die Lexika zu wälzen und zu ſchreiben. Ein dumpfer Ausruf der Ungeduld, verbunden mit einem heftigeren Aufſtampfen, machte einen zweiten, dem Anſehen nach älteren, Knaben auf den Gefährten aufmerkſam.

„Plagt Dich eine Bremſe, Gordon?“ redete er den Ungeduldigen an.

„Die würde ich todtſchlagen,“ verſetzte der Ge-

fragte, „hier aber habe ich es mit einem Ungeziefer zu thun, das unsterblich ist.“

„Ich sehe und höre doch nichts.“

„Desto mehr fühle und empfinde ich es in allen fünf Sinnen,“ fuhr der ungeduldige Knabe fort. „Diese griechischen Accente, Längen und Kürzen, und wie das Zeug alles heißt, machen mich noch toll. Es ist ein jämmerlich Leben auf dieser Schule. Da hast Du den ganzen Plunder, mache damit was Dir beliebt. Es ist ein schön Stück Arbeit, ich versichere Dich, und mit einer Hand geschrieben, die ihres Gleichen sucht.“

Der Knabe war aufgestanden und hatte die Schreibereien im Zorn zu Boden geworfen. Nach einem anderen aufgeschlagenen Buche langend trat er an's offene Fenster und begann zu lesen.

„Du wirst im Leben keinen guten Vers machen, Gordon,“ sprach sein Stubengenosse, „wenn Du immer so ungestüm bleibst.“ Er hob die Arbeit auf und las das Geschriebene.

„Georg, Georg!“ rief Gordon, „sage mir nur, von

wem Du stammst! Deine Gelassenheit könnte mich rasend machen. Ich fühle mich einen Engländer von Geburt und einen Schotten von Erziehung, und ich meine, es gehört zu Beider Religionen, daß sie sich nicht lange quälen lassen. Du aber bist still und gelassen wie ein Holländer."

„Wenn Du's zufrieden bist, will ich die Verse machen," sprach der mit dem Namen Georg angeredete Knabe. „Es wird nicht gar lange dauern und mir ist es ein Vergnügen."

„Ich verspreche Dir, Georg, daß ich alle Prügeleien für Dich auf mich nehmen und Deine Streitigkeiten, deren es leider nicht viele gibt, ausfechten will," rief hastig Gordon und schlug das Buch zu. „Es wäre mir ohnehin unmöglich, mich jetzt mit diesem griechischen Kauderwälsch herumzuplagen. Hörst Du die Abendglocke? Wir haben heute das letzte Ballspiel, übermorgen beginnen die Ferien, und ich muß zuvor nothwendigerweise noch einige alte Streitigkeiten mit meinen Fäusten schlichten."

Wirklich klang der Schall der Feierglocke vom

Thurme herüber, auf den Gängen entstand zu gleicher Zeit ein heftiges Hin- und Herlaufen, Stimmen wurden laut, Gelächter erscholl von allen Seiten. Ein ganzer Troß blühend aussehender Knaben in kurzen, eng anschließenden Jacken und weiten Pantalons, meist ohne Mützen, stürzte sich in den Schulhof hinab und warf in wenig Sekunden ein Dutzend Federbälle kreuz und quer einander zu. „Da siehst Du!“ sprach Gordon zu seinem ruhigeren Gefährten. „Wem bei einem solchen Anblicke nicht das Herz im Leibe lacht, ist kein Mensch, wenigstens kein Englischer. Und nun noch dieser köstliche Abend, der so lind und warm sich um Thal und Hügel legt — hole der Henker alle Gelehrsamkeit, mir jucken die Fäuste!“

Es hätte nicht der Aufforderung bedurft, die in diesem Augenblick an den vor Begierde nach körperlicher Bewegung Zitternden von einer andern Seite erging, um ihn hinauszulocken unter die jubelnden Genossen. Die Thür ward nämlich aufgerissen, fünf bis sechs heitere Knabengesichter sahen herein und

riefen abwechselnd: „Heraus, Gordon! Rainsford will Dich klopfen und Morgan Dein Gesicht frottiren. — Ein wenig Pfeffer kann Dir nichts schaden, meint Rice. Jocelyn will Dir die schottische Zunge lösen.“ —

„Ich komme!“ unterbrach Gordon die Herausforderer, indem auf seinem blassen Gesicht die Freude unverkennbarer Kampflust aufleuchtete. „Sinclair,“ wandte er sich zu seinem Stubengenossen, „Du hast Vollmacht, mit meinen griechischen Versen nach Willkür zu verfahren; und hier meine Hand darauf, Du kriegst so viele Prügel, als Worte in dem Specimen sind, wenn Du mich im Stiche läßt! Den Rainsford und Long aber will ich schon durchwalken für Dich. Crede Byron!“

Ohne eine Antwort abzuwarten, folgte er seinen vorangeeilten Genossen, indem er den weißen Hemdkragen, der seinen schön geformten Nacken lose umschloß, nachlässig zurecht zupfte. Auf dem Hofe erwarteten ihn bereits seine Gegner. Sie beeilten sich ihn alle zugleich anzugreifen. „Halt!“ rief er ihnen

zu, „gleiches Spiel! Mann gegen Mann! Das ist Regel gewesen, so lange Kampfgesetze bestehen. Komm her," fuhr er fort, und warf sich in Boxerstellung „komm, Rainsford. Ich bemerke mit Theilnahme, daß es Dir an Wachsthum fehlt, Deine Säfte stocken, sie müssen in Umlauf gesetzt werden. Komm, ich will Dich einreiben und Dir ein buntfarbiges Kleid anmessen!" — Schnell waren die Knaben an einander, Rainsford zog sich nach einigen Gängen mit geschwollenem Auge zurück.

„Das wird Dir gut thun," rief ihm Gordon nach. „Du fängst an zu blühen, und wenn Du erst in die fruchttragende Zeit übergehst, da wirst Du Dich wundern, daß so treffliches Beefsteake auf Deinem eigenen Leibe wächst. 'S ist ein selten Gewächs an einem Körper, der sich auf seine menschliche Gestalt so viel einbildet."

Morgan's Faustschlag unterbrach den übermüthig Höhnenden. „Hier ist schottischer Schnupftaback," rief der neue Gegner ihm zu. „Ich glaube, es sind an die acht Jahre vergangen, daß Deine baronisirte

Nase das edle Gewächs nicht mehr gerochen hat. Es ist der vortrefflichste Distelsame, den es gibt, ergötze Dich dran!"

Auch dieser Streit ward ausgefochten und Gordon, dessen gedrungener Körper ihm bei den Boxerübungen sehr zu statten kam, von allen Seiten als Sieger begrüßt. Eben wollte er einen Dritten züchtigen, als eine klägliche Stimme aus einem abgelegenen Winkel des Hofes seine Aufmerksamkeit fesselte. „Wart', Nice," sagte er, „ich bin gleich bereit, Dich vor der Wassersucht bewahren zu helfen. Das ist Harneff, der so klagend wimmert. Es muß ihm irgend ein Unglück zugestoßen sein und ich habe einen Contract mit ihm geschlossen, Jeden, der ihm zu nahe thut, abzuprügeln. Ich glaube fast, jetzt eben wird's so ein Geschäft für mich geben."

In schnellem Sprunge eilte er der Gegend zu, aus der die Stimme wehklagte. Mehrere andere Knaben folgten ihm, waren aber nicht wenig erstaunt, den immer Kampfbereiten plötzlich am ganzen Körper zittern zu sehen, als er einen der älteren

Schüler, der ihm an Kraft weit überlegen war, den schwächlichen Harneff auf eine grausame Weise mißhandeln sah. Der boshafte Henker ertheilte dem innern fleischigen Arme des schutzlosen Knaben heftige Schläge, indem er durch gewaltsame Verdrehung des mishandelten Theils den Schmerz noch empfindlich zu steigern suchte. Sobald sich Gordon von der ersten Ueberraschung, in die ihn eine so tief verabscheute Handlung versetzen mußte, wieder erholt hatte, näherte er sich dem lächelnden Prügelknecht und fragte mit einer Stimme, die vor innerem Unwillen und tiefster Verachtung zitterte: „Willst Du wohl so gefällig sein, Edward, und mir sagen, wie viele Schläge Du dem kränklichen Harneff zu geben gesonnen bist?"

„Was geht das Dich an, lahmer Schlingel?" antwortete der muthwillige Henker, ohne sich stören zu lassen.

„Weil — weil ich," stotterte Byron und streckte seinen entblößten Arm aus, „mir die Hälfte davon ganz ergebenst ausbitten wollte."

Die klangvolle Stimme, in deren zitterndem Tone die reinſte, tief entrüſtete Unſchuld weinte, und die heldenmüthige Feſtigkeit, die aus dem zornigen, aber doch vergebenden Auge leuchtete, entwaffneten den Boshaften. Mit brennender Schamröthe übergoſſen, wandte er ſich ab und ſchlich wie ein Sünder ſchweigend durch den Kreis der herangetretenen Genoſſen. Gordon, der, heftig in all ſeinen Empfindungen, gegen Jeden zornig aufbrauſte, der ihn im Gemüth verletzte, aber auch eben ſo geneigt war, nach wenig Augenblicken dem Beleidiger wieder zu vergeben, ließ ihn ungehindert gehen, ſchloß ſeinen jungen Freund in die Arme und küßte die rothe, geſchlagene Stelle. Alle Uebrigen ſtanden ſprachlos; die Kampfluſt hatte ſich plötzlich verloren, das Spiel ward für beendigt angeſehen. Es war, als ob Alle in verſchwiegener Seele fühlten, daß nach einer Handlung von ſo unverkennbarem Edelmuth, von ſo ſeltener Hochherzigkeit der Geſinnung, jede ſcherzhafte Balgerei entwürdigend erſcheinen müſſe. Nur Einer aus dem ſtummen Kreiſe, der in früheren Jah-

ren mit Gordon die Schulanſtalt zu Dulwich-Grove beſucht hatte, vermochte nicht, ſeine Theilnahme ganz lautlos zu unterdrücken. Er wandte ſich zu den Umſtehenden und ſprach:

„Ein närriſcher Kauz bleibt der Gordon doch ſein Leben lang! Aber ſo war er ſchon in ſeinem neunten Jahre. Was meint ihr wohl, daß er that, als er Lord geworden war, und ſein Name zum erſten Male in der Schule mit dem Beiſatze: dominus aufgerufen ward?"

„Nun was wird er da viel gethan haben, als geantwortet: Hier iſt der Lord. Denn das ſieht ihm ganz ähnlich!"

„Nein," erwiederte Byron, der die Bemerkung gehört hatte, „ich weinte."

„Du weinteſt?" wiederholte der Vorige, „das muß wahr ſein, da glaube ich in der That, Du biſt der Erſte geweſen, der über eine geerbte Lordſchaft geflennt hat."

„O, das war noch nicht Alles," fuhr der Erſte

fort. „Er drehte sich auch noch um und fragte mich: Willy, hab' ich mich denn verändert?"

Gordon's Wimper zitterte, sein Auge schwamm, als unterdrücke er gewaltsam eine Thräne. Einige von den Schulgenossen konnten sich eines Lächelns nicht enthalten, der Blick Anderer ruhte mit unverstandener Ehrfurcht auf dem ruhigen Gesicht Byrons, das nur in dem kaum merklichen Vibriren einiger Muskeln von der heftigen innern Bewegung Zeugniß gab. Allein auch diese Erregung ward schnell durch die vorherrschende Lebensheiterkeit in des Knaben noch unverdorbenem Gemüthe erdrückt, und ohne ferner des Geschehenen zu gedenken, wandte er sich fragend zu seinem Nachbar:

„Wildman, hast Du nicht heute den Lord Delaware auf die Strafliste gesetzt?"

„Gewiß. Heute Abend werd' ich sie dem Doctor Drury einreichen."

„Ich bitte Dich, laß ihm nichts zu Leide thun!"

„Und warum nicht, Gordon?"

„Wahrhaftig, ich weiß es nicht, aber er iſt der Bruder eines Pairs. Bitte, thu' ihm nichts!"

Der ſeltſame Knabe ließ ſeinen Mitſchülern nicht Zeit, über dieſe abermalige Wunderlichkeit ihre ſpitzigen Bemerkungen zu machen. Eine ſo eigenthümliche Miſchung von natürlichem Edelmuth, unbegrenzter Freiheitsliebe und ariſtokratiſchem Stolze, der es ſelbſt nicht dulden wollte, daß für ſtrafwürdige Vergehen einen von Geburt höher als Andere Geſtellten die verdiente Strafe ereile, war zu neu und ihren eigenen Gefühlen zu fremd, um ſie begreiflich zu finden. Lautes Gelächter verfolgte den Forteilenden, dem es Vergnügen machte, mit katzenartiger Geſchicklichkeit die Mauer zu erklettern und auf der Außenſeite an einem Baume nach dem Fußſteige hinabzugleiten, ungeachtet der offene Weg durch das Thor ihn früher an Ort und Stelle gebracht haben würde.

Ein ſchmaler Pfad führte an einem der Hügel, an deſſen bewaldeten Abhängen ſich Harrow hinzieht, nach dem nahe gelegenen Kirchhofe. Hohe, dunkle

Eichen und ſchlanke Ulmen beſchatteten den Frieden der Todten, deren Ruheſtätten mit weißgetünchten Leichenſteinen bezeichnet waren. Zierliche Stakkete umgaben die Grabſtätten, gegen frivole Hände ſie ſchützend. — Auf dem höchſten Punkte des Kirchhofes zu Harrow zeichnen ſich zwei Grabmonumente vor den übrigen mehr durch Einfachheit als durch pomphafte Ueberladung aus, noch mehr aber durch ihre erhabene Lage, die dem naturbefreundeten Auge einen weiten Blick in die nahe und ferne Gegend geſtattet. Ueber eins dieſer Gräber wankten die Schatten einer alten Ulme, die unſern deſſelben ihre weite Blätterkrone ſäuſelnd ausbreitete.

Nach dieſem hochgelegenen Orte ſchritt der Knabe. Bei ſeinem langſamen Gange konnte man ein unbedeutendes Hinken bemerken, das ihm von Jugend auf viele Bewegung zu Fuße ſchwer gemacht hatte und ihm bei einem unverkennbaren Hange zur Eitelkeit manche bittere Stunde bereitete. Die ſchwarzbraunen Locken flogen in üppiger Fülle um die freie Stirn. Der offene Hemdkragen, durch die Rauferei

in Unordnung gebracht, kleidete die nicht sehr ansehnliche, aber gedrungene Gestalt ungemein vortheilhaft. Er unterhielt sich damit, sein zusammengeballtes Taschentuch in die Luft zu werfen und wieder aufzufangen.

Es lag eine so träumerische, tiefsinnige Unschuld in dem heitern Auge Gordons, daß ihn Jedermann gern betrachtete. Das griechische Oval seines Gesichtes, die feine Haut, von jungfräulich zartem Roth überhaucht, gaben ihm die gerechtesten Ansprüche auf Schönheit. Nur ward der ideale Ausdruck seiner Züge zu oft durch einen Anflug versteckter Wildheit sehr verwischt, und ließ das Vorhandensein übermächtiger Leidenschaften vermuthen.

Der Knabe setzte sich auf das Grabmal unter der Ulme, sah mit unverwandtem Auge in die Gluth des Abendrothes und schrieb dabei in unbewußtem Spiele mit einer Bleifeder auf dem weißen Grabsteine Charaktere, Worte und ganze Sätze. Lautes Rufen störte ihn in dieser Beschäftigung; er erkannte Sinclair's Stimme und eilte sogleich dem Freunde ent-

gegen. „Bist Du fertig Georg?“ sprach er „ich hätte wahrhaftig keine Zeit mehr, die widerwärtige Arbeit zusammenzuschmieren.“

„Ich habe Dich der Mühe überhoben,“ versetzte mit wohlgefälligem Lächeln der stets ruhige Sinclair. „Es bedarf nur noch Deiner Abschrift.“

„Nun, die soll unserem vortrefflichen Doctor nicht entzogen werden. Meine ganze Virtuosität in der Schlechtschreibekunst steht ihm zu Gebote. Er soll froh sein, wenn ihm das Gekritzel aus den Augen kömmt. — Für deine Mühe, Du gelehrtes Ungeheuer, will ich Deinen Feinden ellenlange Esel bohren, nur muß ich Dich bitten, den Contract nicht zu brechen, sonst könnte es sich ereignen, daß Du unter meinen Händen in eine zweite Haut führest, die, wie Manche behaupten, dem Körper nicht immer ganz bequem ist.“ —

Sinclair mußte lachen. Unterdeß war die Dämmerung völlig hereingebrochen, die Freunde gingen Arm in Arm nach der Schule zurück und verlebten in Gesellschaft noch einiger Kameraden, unter denen

ſich der gerettete Harneſſ und der kleine Wingfield beſonders eng an Gordon anſchloſſen, den Abend auf dem Zimmer des Letzteren, der ſie mit Vorleſen aus einer Reiſe nach Griechenland unterhielt, deſſen Volk und Geſchichte er mehr liebte, als ſeine Sprache, namentlich, wenn er ſie in die metriſche Zwangsjacke einengen ſollte. Dieſe Lectüre gab Veranlaſſung zu einem längeren Geſpräch, worin Byron unverhohlen den Wunſch äußerte, dereinſt einmal in Griechenland zu leben. Seine Kameraden lachten ihn aus, dies war aber nicht der Weg den jungen Trotzkopf von irgend etwas abzubringen. „Nun grade bleib' ich dabei," ſprach er, „und ihr Alle ſollt es noch erleben, daß ich nach Griechenland gehe. Dann will ich dort ein mächtiger Herr ſein, mir Diener und eine zahlreiche Leibwache halten. Alle müſſen ſie ſchwarz gekleidet ſein; ſie ſollen auf ſchwarzen Pferden reiten und Byron's Schwarze heißen."

2.

Zwei Tage später reiste Byron nach Nottingham ab. Der Bequemlichkeit wegen hatte er die Mail bestiegen, sein Pferd ließ er sich von dem Diener nachreiten. Auf der Außenseite des Wagens sitzend, zog die Gegend in erfreuenden Bildern an ihm vorüber. Ein heiterer Himmel, wie er in England selten ist, begünstigte die Reise, nahe und ferne Gegenstände zeigten sich in den wechselnden Farben des Sommers und erhoben die Stimmung des Knaben.

Es war schon Abend geworden, als sich in weiter Ferne die Gebirgszüge des nördlichen Derbyshire zeigten, über welche die schmale Sichel des Mondes glänzend heraufstieg. An der mit dichten, grünenden Laubhecken eingefaßten Landstraße hin zog sich ein dunkler Waldsaum, oft von wogenden Saatfeldern und grünen Wiesen gelichtet. Weiße, zierliche Meiereien leuchteten hell aus den dunklen Baumgruppen und gaben der Landschaft ein fröhliches Ansehen. Byron wandte sich an den Wagenführer.

„Was ist das für ein Wald?“ fragte er; auf die düstern Massen deutend, die immer näher herantraten und ihre Schatten schon in den hellen Glanz des Mondes herüberwiegten, der still und feierlich auf den Matten lag.

„Der Sherwood-Wald, Sir,“ erwiederte mit englischem Lakonismus der Gefragte, den kleinen Finger nach der angedeuteten Gegend ausstreckend, an der die Pferde in Sturmeseile vorüberbrausten. Die Brust des jungen Reisenden hob sich unter süßen Erinnerungen, sein Herz klopfte lauter. Es war die Gegend, wo seine Ahnen im Glück des Friedens die glänzenderen Tage des Ruhms genossen hatten. Schärfer suchte jetzt sein Blick in dem Düster des immer näher heranrückenden Waldes. Leichte Höhenzüge lehnten sich an die schwarze Baumwand, mit hellem Laubholz bewachsen, zwischen dem hin und wieder noch lichteres Wiesengrün hervorblickte. Das spärliche Licht des ersten Mondviertels erleuchtete einen schönen Thalgrund, in welchem die Betriebsamkeit ein friedliches Dörfchen erbaut hatte.

Tief im Hintergrunde schlossen die Berge in kahlen Höhen, ein düsteres Gebäude mit hohen Zinnen blickte durch die ungewisse Dämmerungshelle.

„Was für ein Gebäude?" fragte Byron abermals den Wagenführer.

„Newstead-Abbey, Sir," antwortete dieser auf dieselbe lakonische Weise, die nämliche Fingerbewegung wiederholend.

Byron hatte kaum noch Zeit, einen tief fragenden Blick nach dem Zufluchtsort zu werfen, der jetzt sein Eigenthum geworden. Seit fünf Jahren hatte er die Abtei nicht mehr gesehen, die nun so unerwartet in den Rahmen seines Gesichtskreises trat und ihn stumm mahnend ansah. Schneller flogen die Rosse dahin, die Umrisse des Waldes mit all seinen trüben und heitern Sagen versanken am Horizont, während im Dämmerschein der weichen Mondnacht die Thürme von Nottingham auftauchten. Bald hatte die Mail die geräuschvolle Stadt erreicht und Byron beeilte sich, die Wohnung seiner Mutter auf-

zuſuchen, auf deren Wunſch er Harrow verlaſſen hatte, um die Ferienzeit bei ihr zu verleben.

Eine längere Abweſenheit hatte manche zarteren Bande, wodurch Kinder und Aeltern verknüpft ſind, feſter geſchlungen, und die Sehnſucht, ſeine Mutter wieder zu ſehen, klopfte mit heftigerem Ungeſtüm an ſein Herz. Zwar hatte ein früheres Zuſammenleben und die ſtete Aufſicht, die ſeine Mutter über ihn geführt, eine tiefere Liebe zu ihr nicht begründen können, da es Miſtreß Byron zu ſehr an jener liebevollen Beſonnenheit fehlte, die dem Kinde gegenüber erforderlich iſt, ſollen Liebe und Achtung wechſelſeitig dem Herzen entkeimen. Der frühe, unſelige Streit der Mutter mit dem zügelloſen Vater hatten Bilder in die Seele des Knaben eingegraben, die auch das ereignißreichſte Leben nur ſelten zu verdunkeln im Stande iſt. Die Mutter verſäumte nie, mit der ganzen Heftigkeit ihres ſchottiſchen Naturells den flüchtig gewordenen Vater im Beiſein des Knaben zu ſchmähen, um kurz darauf wieder ihre Neigung in ſo lauten Gefühlsergießungen an den Tag zu le-

gen, daß ſelbſt ein blödes Auge das Charakterloſe in ſolchem Benehmen ſchnell erkennen mußte. Die Schwächen der Mutter benutzend, folgte der Knabe dem Inſtinct ſeiner überlegenen Natur, und misbrauchte aus launigem Uebermuth eben ſo ſehr ihre Liebe, wie ihre Leidenſchaftlichkeit. Dadurch ſowohl, als durch die frühzeitige Entfernung aus dem mütterlichen Hauſe, lockerten ſich die Bande, womit das Herz des Kindes von Natur an das der Mutter geknüpft iſt, und es bedurfte nur noch der engherzigen Schulerziehung, die engliſche Sitte und Thorheit für unerläßlich im Leben halten, um vollends die dünnen Fäden zu zerreißen, die zwiſchen Mutter und Sohn noch die weite Kluft überſpannen, welche ſchon längſt verſchiedenartige Neigungen und Gelüſte auszuweiten bemüht geweſen waren.

Mrß Byron mochte ihren Sohn nicht ſobald erwartet haben. An demſelben Abend, wo er in Nottingham ankam, ſaß ſie auf ihrem Zimmer, die Zukunft mit Fragen beſtürmend, die nur aus dem Hange zum Aberglauben erklärbar wurden, wodurch

faſt alle Schotten ſich mehr oder weniger von dem nüchternen Engländer unterſcheiden. In einem geſchmackvollen Negligee ruhte ſie in halb liegender Stellung auf der ſchwellenden Ottomane, die ganz geeignet war, ihr etwas zu volles Embonpoint noch mehr hervortreten zu laſſen. In ihren zwar feinen Geſichtszügen vermißte man den tieferen Seelenadel, und das ariſtokratiſch Edle, ſo reizend und verführeriſch an Frauen, ging zum Theil durch eine zu wenig verhüllte Leidenſchaftlichkeit verloren, die unverkennbar tiefe Spuren in dem Geſicht der Dame zurückgelaſſen hatte. Die Locken halb aufgelöſt, vergrub ſich eine ihrer zarten, kleinen Hände in die weichen Flechten, während ſie das Haupt nachläſſig, halbſinnend in die andere herabſinken ließ.

Vor ihr ſtand mit ſpähendem Auge eine ältliche Frau am Tiſche, der matt von einer mit bläulicher Flamme brennenden Lampe erhellt wurde, die zugleich eine Reihe von ſeltſamen Charakteren beleuchtete, womit die Hand der ältlichen Dame ihn bedeckte. Die faltenreiche Stirn, das funkelnde, faſt

abſchreckend ruhelos umherſuchende Auge gaben dieſer Unbekannten etwas Geheimnißvolles, vor dem auch der Unbefangene eine unwillkürliche Scheu fühlen mußte. Die etwas ſeltſame Tracht, das Abgemeſſene, Feierliche in dem Weſen und allen Bewegungen der Alten waren wohl geeignet, daß man ſie mit ſcheuer Achtung betrachtete, mußten aber jede Regung eines offenen Gemüthes niederhalten.

Mit argloſem, ungeduldig forſchendem Auge verfolgte Mrß. Byron alle Bewegungen ihrer ſeltſamen Geſellſchafterin. Der Tiſch war abermals ganz mit Charakteren von verſchiedener Farbe durch die zeichnende Hand der Alten bedeckt worden. Der bleiche Wiederſchein von der magiſchen Flamme hüllte das Zimmer mit Allem, was darin war, in ein geſpenſterhaftes, abſchreckendes Düſter.

„Iſt das Alles?“ unterbrach Mrß. Byron die ſtille Geſchäftigkeit ihrer Geſellſchafterin, halb neugierig, halb verdroſſen den Kopf zurückwerfend. „Das konnt' ich mir ſelbſt ſagen. Aber ſo ſeid ihr; euch

Engländerinnen iſt es nicht gegeben, in die Zukunft zu ſehen. Habt ihr das second sight?"

„Wir bedürfen deſſen nicht," verſetzte die Wahrſagerin, zugleich mit einem bedeutungsvollen Blicke der Ungeduldigen Schweigen gebietend. Sie zog noch einige Linien zwiſchen die Charaktere und brachte in die ſeltſamen Figuren dadurch eine Einheit, die ungeachtet der wunderlichen Auswüchſe doch etwas Ganzes, Geordnetes vorſtellen konnte.

„Jetzt ſteht das Bild vor mir," ſprach ſie leiſe. „Still, ſtören Sie mich nicht im Auffaſſen der irrenden Lichter, die flammend durch die Schatten ſchwärmen!" — Abermals zeichnete ſie Linien, Kreiſe und Blätter, und legte dann den Stift hinter die magiſche Lampe. Das Auge eine Zeitlang ſtarr auf die wunderliche Figur geheftet, wandte ſie es plötzlich zu Mrß. Byron und ſprach:

„Sie beſitzen ein Kind, einen Sohn und zwar einen Einzigen, ob Sie gleich mich durch ihre Antworten zu täuſchen ſuchten. — Sie ſelbſt ſind ein einziges Kind und noch viele einzige Kinder wird es

geben in ihrer Familie. Ihr Sohn ist lahm, und dies wird ihn groß machen. Er ist jung und glücklich, bald wird er noch glücklicher werden. —

„Wer hat Ihnen geheißen, mir solche Tollheiten zu sagen!“ rief Mrß. Byron, indem eine krampfhafte Unruhe ihren ganzen Körper erschütterte. „Das will und mag ich nicht wissen! Glauben Sie, ich ließ Sie rufen, um mir Unglück prophezeien zu lassen?“

„Das Schicksal,“ erwiederte die Wahrsagerin, „kehrt sich wenig an die Neigungen und Wünsche derer, die es befragen. Es spricht, durch die Kunst und den Tiefblick der Natur erforscht, streng und unerbittlich aus, was tief im Schooße des geheimnißvollsten Lebens sich bereitet. Sie müssen schweigen, wenn Sie die Wahrheit erfahren wollen.“

„Nun so treiben Sie die Gaukeleien weiter,“ versetzte mit wegwerfender Miene die Beleidigte und nahm ihre vorige Stellung wieder ein. Beide, vertieft in ihre geheimnißvolle Beschäftigung, hatten auf ein lautes Gezänk, das sich unterdeß nahe vor dem Zimmer erhob, nicht geachtet, oder es wohl ganz

überhört, und bemerkten eben so wenig, daß kurz darauf die Thür des Zimmers mit Ungestüm geöffnet wurde und eine dritte Person die Zauberfragen zu belauschen kam.

„Ihr Sohn," begann die Wahrsagerin auf's neue, mit einem farbigen Glasstäbchen auf die gezeichneten Charaktere deutend, „bekleidet einen hohen Rang, der ihm eben so nachtheilig als vortheilhaft sein kann. Sein Leben wird in einem ruhelosen Begehren, einem fliehenden Suchen, einem Wünschen, das sich selbst haßt, langsam vergehen, wenn er zwei düsteren Momenten nicht zu begegnen weiß. Im sieben und zwanzigsten und sieben und dreißigsten Jahre kreuzen sich mit bedeutungsvollen Flammen die Lichter seines Lebens. Er wird verfolgt werden, und selbst dazu Veranlassung geben. Die Liebe, am meisten die sein ganzes Gemüth beseligende, droht ihm Unheil. Zweimal wird er sich verehelichen, einmal mit einer Tochter seines Landes, das andremal mit einer blauäugigen Ausländerin. Dennoch wird er das zweite Mal mehr Neigung zum Kloster-

leben haben, als ſich mit Liebesglück zu vertragen pflegt. — Still! — Was iſt das? — Bewaffnete Schiffe? Fremde Völkertrachten? Fernes Schlachtgetümmel? — Die Zukunft wankt — das hell leuchtende Auge trübt ſich — das Geſicht iſt geſtört! — Ihr Sohn iſt nahe, ſein Schatten ragt herein in den ſtillen Tag des verborgenen Lebens! Verlöſche, räthſellöſende Flamme, Du blaſſer Schimmer des gemeinen Lichtes, erfülle mit Deinem charakterloſen Glanze die Gegenwart!" —

Eine raſche Bewegung ihrer Hand ließ die magiſche Lampe verlöſchen und entledigte die hellſtrahlenden Luſtren ihrer Decken. In demſelben Augenblick eilte Byron, von Erſtaunen und freudiger Ueberraſchung tief ergriffen, auf ſeine Mutter zu und bedeckte mit heißen Liebesküſſen ihre herabhängende Hand.

„Dank, theure Mutter, Dank!" rief der heftig Bewegte. „Ich habe gehört, was die ſtille Prophetin mir enthüllt hat. Eingekehrt bin ich mit ſchüchternem Erbeben in den geheimnißreichen Tempel, den

Kunſt und begünſtigte Natur über mein verhülltes Leben gebaut. Ich bin zufrieden, Mutter!" —

In ſtürmiſchem Herzensdrange ſtand der Begeiſterungglühende auf und wiederholte ähnliche Betheuerungen der finſtern Wahrſagerin, in welcher er die durch ganz England berühmte Seherin, Mrß. Williams, erkannte. Das unbefangene heitre Weſen, die Zuverſicht, womit er das kaum zur Hälfte Enthüllte auffaßte, und mit raſchem Jugendmuth zu verwirklichen ſich bemüht zeigte, gewannen ihm ſchnell das ſchwer zugängliche Herz der Prophetin. Ein leichtes Lächeln erhellte vorübergehend die düſter ſinnenden Züge der Alten, ſie drückte ihm die Hand, und ſuchte durch einige aufmunternde Worte den günſtigen Eindruck ihrer Wahrſagung noch zu erhöhen und zu befeſtigen.

Ganz anders war das Benehmen der Mutter. Mit phlegmatiſcher Bequemlichkeit entzog ſie zuvörderſt ihrem feurigen Sohne die Hand, und einen vornehm mißbilligenden Blick auf ihn werfend, ſagte ſie kalt und trocken:

„Byron, Du hätteſt mich ein andermal beſuchen ſollen.“

„Sie ſchrieben mir, ich ſolle zu Ihnen kommen,“ verſetzte der Sohn. „Hab' ich geſtört, ſo lag's an Ihrem Befehle.“

„Es iſt ſchade, daß Du Dir den Vater ſo ſehr zum Muſter genommen haſt. Ich glaubte, er hätte mich zeitig genug verlaſſen, um Dir nicht ſeinen Ungeſtüm, ſeine Wildheit zu vererben.“

„Aber doch nicht zeitig genug, um mein Vater zu ſein,“ entgegnete Byron, und lehnte ſich, herausgeriſſen aus der ſüßen Täuſchung eines glücklichen Augenblicks, der Mutter gegenüber an die Tapetenwand.

Der wallende Buſen der Mutter, das dunkle Auge des Sohnes und die tiefe Bläſſe, die das Frühroth der Freude ſo ſchnell von ſeinen Wangen ſcheuchte, ließen die Seherin einen unangenehmen Auftritt erwarten, dem ſie zuvorzukommen für Pflicht hielt. Mit wenig Worten wußte ſie geſchickt dem Ausbruche gereizter Laune zu begegnen, der ſich in Mrß.

Byron vorbereitete. Sie rechtfertigte die Heftigkeit des Sohnes und entschuldigte die Neugier, mit welcher er dem Verbot einer Dienstbotin zuwider gehandelt hatte. Nachdem sie auf diese Weise beide Theile besänftigt zu haben glaubte, entfernte sie sich, wohl ahnend, daß die fernere Anwesenheit eines Dritten weder der Stimmung der Mutter noch des Sohnes eine glückliche Richtung zu geben vermögend sein möchte.

Mistreß Byron suchte ihren Verdruß durch ein lebhaftes Fingerspiel auf dem ihr zur Seite stehenden Tabouret zu verbergen. Byron selbst versagte die Stimme. Sein Auge auf die zürnende Mutter geheftet, hielt er mit seinem Herzen Zwiesprach, das unter der Mißhandlung der Fragen blutete, die nur wirkliche Herzenskälte oder herkömmliche, aristokratische Gefühlsermäßigung gethan haben konnten. Beide, Mutter und Sohn, verharrten in hartnäckigem Schweigen, jene aus Stolz, dieser aus Schmerz über die Zerstörung eines Glückes, das er so lange entbehrt und nun im herzlichen Umgange mit seiner

Mutter genießen zu können mit Zuversicht gehofft. Dieser unerwartete Empfang aber hatte den Thermometer der Liebe schnell bis zum Eispunkte herabsinken lassen. Byron fühlte sich im innersten Gemüthe vernichtet und dadurch zu einem Schweigen verurtheilt, dem er für gewöhnlich nicht hold war. Denn die gesunde, unverdorbene Jugend muß die tiefsten Wehen des innern Menschen mit jenem Stillschweigen übergehen oder verdecken, das nur der herzenskundige Psycholog zu würdigen versteht. Die Oberflächlichkeit im Leben und Urtheilen erklärt ein solches Verstummen gern für eigensinnige Verschlossenheit, und legt durch liebloses Verdammen den Grund zu jenem nie ganz zu schlichtenden Zwiespalt, der so oft das weichste Kindesherz von dem Altar des älterlichen Hauses forttreibt. Solche plötzlich entstehende Kluft muß dann das mattere, phlegmatischer gewordene Alter zu überbrücken suchen, wenn ein innigeres Verhältniß wieder eintreten soll. — Mistreß Byron mochte dies fühlen, als sie den Sohn so bleich und zerstört vor sich stehen sah.

„Byron, biſt Du böſe?“ redete ſie ihn mit der gewöhnlichen Gelaſſenheit an, die entweder die Folge einer völligen Apathie oder der heftigſten, nur unterdrückten Leidenſchaftlichkeit iſt.

„Sie ſind ja meine Mutter.“

„Miſtreß Williams iſt eine geſcheidte Frau, Byron,“ fuhr ſie fort. „Sie hat Kenntniſſe, Bildung, Lebensart und noch dazu ächt engliſche. Aus Liebe zu Dir rief ich ſie zu mir, um ihren Ruf zu erproben. Nun, da Du uns ſtörteſt, ſo weißt Du ja, wie viel ihre Kenntniſſe taugen.“

„Sie haben ſchon gehört, liebe Mutter, daß ich mich über die Ausſprüche der Miſtreß Williams nicht beklagen kann.“

„Ich auch nicht, Byron.“

„Und was weiter?“

Dieſe Frage ſetzte die Mutter einigermaßen in Verlegenheit; ſie ſchwieg eine Weile. — „Du könnteſt Dich danach richten,“ fügte ſie ſpäter hinzu.

„Wonach, Mutter?“

„Biſt Du krank, Gordon?“ — Es erfolgte keine

Antwort. Byron hatte sich dem Sopha gegenüber auf einen Stuhl geworfen und schien, den Arm auf den Tisch gestützt, nur mit seinen Gedanken beschäftigt.

„Wie lange dauern die Ferien?“ unterbrach die Mutter abermals das peinliche Schweigen.

„Sechs Wochen.“

„Ah schön! Da kann ich Dich doch wieder einmal Kind heißen, denn die üble Laune wird wohl nicht immer an dir haften. Du böser, wilder Teufel,“ fuhr sie auf und umarmte den widerstrebenden Sohn mit einer Innigkeit, die nur bei einem so heftigen Temperamente nicht affectirt genannt werden konnte, „bist Du immer noch so störrig und trotzig, wie in Aberdeen, und verhöhnst mich, wenn ich Deinen Tollheiten nicht nachlaufen kann? Ja, wahrhaftig, Du bist ganz der häßliche, wilde Vater, nur hübscher, liebenswürdiger, niedlicher!“ — In Aufregung und überquellender Mutterseligkeit küßte sie ihm Mund und Augen, und warf sich, mit eben so excentrischer Schnelligkeit in den vorigen kühlen Umgangston wieder zurückspringend, in die Kissen der Ottomane, indem sie

hinzuſetzte: „Du wirſt eine reiche Erbin heirathen, mein Einziger.“

„Darf ich mir vorher Zeit zur Wahl nehmen, ſehr geehrte Mutter?“ entgegnete der Knabe, und ſeine blühenden, vollen Lippen drängten ein beißendes Satyrlächeln zurück in die tiefen Mundwinkel. „Ich glaube, mein funfzehntes Jahr iſt noch nicht zu Ende, wenn die Irrlichter des ſherwooder Waldes mein Gedächtniß nicht etwa im Sumpfe begraben haben.“

„Aber Du biſt Lord, Byron!“

„Und ich glaube, auch Menſch,“ ergänzte lakoniſch der ſatyriſche Knabe.

„Schon wieder eine Antwort, die Dir Dein böſer Vater mit dem erſten Kuſſe ins Herz gelispelt haben muß. Ich ſehe ſchon, Du wirſt des Teufels voll ſein und bleiben, wie er.“

„Das denke ich auch.“

„Denkſt Du?“ wiederholte ſie und vertauſchte ihre nachläſſig bequeme Lage mit einer anſtändigeren Stellung. „Sieh, Gordon, es freut mich, daß Du

im Scherzen ſo vortreffliche Fortſchritte gemacht haſt. In Dulwich-Grove wollte man das von Dir nicht rühmen. Damals hießeſt Du der dicke, kleine, lahme, ungezogene Junge, das ungezähmte Gebirgsfüllen. Nun, werde nicht roth, Gordon, ungezähmt biſt Du noch immer, wie es ſcheint. — Sechs Wochen alſo bleibſt Du bei mir?" fuhr ſie fort. Das iſt recht hübſch von den Schulleuten. Du magſt mich die Zeit über unterhalten, Gordon. Nottingham iſt langweilig. Es gibt wenig Geſellſchaften, in denen ich erſcheinen kann, die Nobleſſe fehlt und der Ton iſt kaufmänniſch. Da war es in Bath angenehmer und unterhaltender. Nicht wahr, Byron?"

„Wahrhaftig, Mutter, ich weiß es nicht ſo ganz genau, wiewohl ich in der halben Stunde, die ich in Nottingham bin, Dein Urtheil beſtätigt finde."

„So! Byron, Du biſt ſehr grade."

Der Knabe ſah die Mutter mit einem Blicke an, der die verborgenſten Falten der Seele durchforſchen zu wollen ſchien. „Das freut mich," erwiederte er dann, indem ein blaſſer Roſenſchleier wenig Sekun-

den lang ſein bleiches Geſicht zu verhüllen ſchien, „ich hörte Sie früher einmal das Nichtgrade an mir tadeln.“

„Trägſt Du nach?“ ſagte die Mutter und ſuchte die unangenehmen Empfindungen durch ein wiederholtes Trommeln auf dem Tabouret zu bemeiſtern. — Eine abermalige Pauſe unterbrach das künſtlich unterhaltene Geſpräch, und der Unmuth getäuſchter Erwartung trat in immer ſtärkern Zügen auf die Stirn des Knaben. Sein tieferer, nach Höherem verlangender Geiſt ſah ſich verwaiſt, das Herz klopfte einer leeren Hülle entgegen, die ihm wohl kalte Antworten gab auf die Fragen des alltäglichen Lebens, aber in des Gemüthes Tiefen nicht das Senkblei ergründender Liebe hinabwerfen mochte. Wie kalte Morgenluft die zarteren Blumenkelche ſchließt, ſo preßte der Schmerz verwaiſter Kindesliebe die zum Reden ſchon geöffneten Lippen wieder zu.

Den Knaben ängſtigte dies Schweigen, das wie ein verſteinertes nicht ſichtbares, aber um ſo drückender auf dem Herzen laſtendes Bild des innern Ent-

ſetzens über Befreundeten liegt, von denen Keiner den Ton anzuſchlagen weiß, der die verſtummenden Herzen herauflocken ſoll an die lichte Freudigkeit des geſprächigen Tages; und wie man wohl öfters den Mund Worte reden läßt, ohne im Herzen dafür ein ſympathiſirendes Echo zu haben, ſo brach der Knabe endlich das drückende Schweigen mit den Worten:

„Morgen kommt John, liebe Mutter, und bringt mein Pferd, den Hector. Dann werde ich hinüberreiten nach Newſtead-Abbey."

„Thue das, Byron."

„Es ſind mehr als fünf Jahr verfloſſen, ſeitdem ich meinen Stammſitz nicht mehr geſehen habe," fuhr er fort, froh, einen Gegenſtand aufgefunden zu haben, an dem er ſich, vermöge der Erinnerungen, die ſich daran knüpften, geiſtig erwärmen konnte. „Heut' Abend, als ich die alte Abtei im Mondſchein von fern liegen ſah, ergriff mich eine unwiderſtehliche Sehnſucht, bald in ihr zu wohnen, und darauf zu ſinnen, wie ich meinen tapfern Vorfahren ähnlich werde.

Ich meine, es iſt bald Zeit, wieder einmal etwas geſchehen zu laſſen."

Die Mutter ſchien weniger auf den Sinn der Worte, als auf ihren Schall geachtet zu haben. Ziemlich gleichgültig antwortete ſie daher:

„Ja, ja, Byron, reite nur hinüber, und da Annesley-Hall in der Nähe liegt, ſo kannſt Du dort eine Verwandte beſuchen, die Du früher ſchon kennen gelernt haſt."

„Annesley-Hall?" wiederholte Byron.

„Erinnerſt Du Dich noch des Abends in Bath," fuhr die Mutter fort, „wo Du als Türke gekleidet in der Geſellſchaft der Lady Riddel erſchienſt und die liebliche Miß Mary als Perſerin?"

„Mary Chaworth? Ach ja! Ich hörte, ihr Vater, der finſtere Mann, ſei geſtorben."

„Und ſeit ſeinem Tode hat Miſtreß Chaworth mit ihrer Tochter Annesley-Hall wieder bezogen," ergänzte die Mutter. „Sie ſind künftig Deine nächſten Nachbarn, ein Beſuch kann dazu beitragen, ein

von unſerm Geſchlecht ihnen früher zugefügtes Unrecht vielleicht wieder auszugleichen.“

„Gewiß und wahrhaftig, das ſoll geſchehen!“ rief der Knabe lebhaft aus, „wozu nutzen ſonſt Wahlſprüche und Deviſen?“ Er näherte ſich ſeiner Mutter und ergriff ihre Hand. „Mutter,“ ſprach er, „Morgen reite ich nach Newſtead und Annesley, denn dies Nottingham hier würde mich erdrücken. Das iſt ein unfreundliches, menſchenarmes Neſt, trotz ſeiner vielen Bewohner. Ich muß natürliche, offene Geſichter ſuchen. — Jetzt, theure Mutter, Ihre Verzeihung!“ — Er drückte einen langen Kuß auf ihre Hand. „Schlafen Sie wohl, Mutter; ich habe Sie nicht mit Willen beleidigt.“ — Er verließ ſchnell die überraſchte Frau und verſchloß ſich in ſeinem Zimmer, wo er noch lange Stunden gedankenvoll auf und nieder ging. —

3.

Vor der Teraſſe der Abtei Newſtead ſaßen zwei alte Dienſtleute und unterhielten ſich von den ver-

gangenen beſſern Zeiten. Es war Abend, der Himmel von wenig leichten Wolken bedeckt. Der Mond lauſchte, wie ein neugieriges Kind, hinter den weichen, flatternden Schleiern hervor und beſtrahlte mit hellem Glanz Abtei und Umgegend. Der kleine See, der auf dieſer Seite das alterthümliche Gebäude beſpülte, kräuſelte die ſilbernen Wellen in dem zaubervollen Zwielicht, das die hereinbrechende Nacht und die letzten Streiflichter des Tages über die Landſchaft breiteten. Durch die hin und wieder zerbrochenen Fenſter der Abtei, den Kreuzgang entlang, und um die Ecke der Thürme ſeufzte der Wind, ein Heer von Saatkrähen ſtieg mit krächzendem Geſchrei bald auf, bald nieder und umſchwärmte mit ſchwerem Fittig das Gebäude, als wolle es ihm ſelbſt oder ſeinem Geſchlecht ein baldiges Ende verkündigen.

„Kaliban!“ rief eine der beiden Perſonen vor der Teraſſe einem großen zottigen Hunde zu, der mehr durch ſein Ausſehen als durch ſeine Wachſamkeit Furcht einflößen mochte, „Kaliban, Du Beeſt, lege Dich nieder und ſchnarche, und laſſe mir's Tanzen bleiben.“

„Warum heißt ihr nur die Beſtie immer Kaliban, Joë?“ warf ſeine Geſellſchafterin, eine Frau von einigen funfzig Jahren, ein. „Kaliban iſt ein wahrhafter Heidenname, ein unchriſtliches Heidenkauderwälſch. Das will ich vor dem Friedensrichter vertreten.“

„Seht, ehrſame Nanny,“ verſetzte Joë, „der Hund muß nun einmal ſo heißen, weil er doch ein wahrhaftiges Unthier iſt. Und Unthiere, Nanny, die heißen nun 'mal alle Unthiere oder Kalibane, was ganz einerlei iſt; der Unterſchied ſteckt blos in den Dialekten.“

„Ei, Joë, das iſt ein gewaltiger Unterſchied! Ungefähr ſo groß wie der zwiſchen einem geiſtlichen Liede und euern liederlichen Geſängen.“

„Soll ich euch die Ballade vom verſtorbenen Keſſelflicker ſingen?“ fragte Joë, indem er die Tabackspfeife weglegte und ſich in eine bequeme Lage zu bringen ſuchte. „'Siſt ein munteres Lied, Nanny, verſichere euch, und hat den Zuhörern mehr Thränen entlockt, als die allerlängſte Predigt. Gebt 'mal acht,

und wenn ihr nicht flennt, daß euch der Bock stößt, so will ich nicht Kajüttenjunge seiner brittischen Majestät gewesen sein."

„Still!" rief Nanny und stand auf. „Reden und erzählen und lügen mögt ihr, Joë, aber das Singen sollt ihr bleiben lassen. Ich mag nun einmal eure Lieder nicht hören; sie sind unsauber, unehrbar! Seht, Joë, eure elenden Gesänge sind wahrhaftige Kalibane."

„Das kann nun und in alle Ewigkeit nicht eintreffen, Nanny. Denn seht, Kalibane müssen ein für allemal einen menschlich-lieblichen Beigeschmack haben. Denn Kalibane sind eigentlich Tragöden-Stücke."

„Ja, Gott mag's wissen, öde Stücke sind's!" rief Nanny und faltete die Hände. „Da habt ihr einmal wahr gesprochen. Aber ihr könnt ohne zu lügen doch nichts über die Zunge bringen; denn sagt mir doch, wie sich eure menschlich-lieblichen Beigeschmäcke in diesen Kalibanen mit der Hundsnatur dort vertragen?"

„Das macht nun wieder die Sympathie, Nanny. Ein Kaliban iſt, wie geſagt, eine unthierhaftige Natur, und ein Hund iſt ein Beeſt, das ſteht ſo feſt, wie die alte Abtei hinter uns. Und ihr, meine ehrſame Nanny, ſeid, was man ſagt, ein Weibsbild, während ich mich der Mannhaftigkeit meiner Natur rühme. Aber warum vertragen wir uns? Das iſt die Frage! ſagt ein andres Tragödenſtück. Und die Sympathie gibt uns Antwort. Ohne Sympathie, Nanny, hätten wir uns ſchon lange die Hälſe gebrochen, aber aus Sympathie haben wir Reſpect vor einander, und verſchmelzen unſere dialectiſchen Naturen und Ausſprachen. Und ſo, meine ehrſame Nanny, iſt es mit dem Beeſt da und dem Unthier oder Kaliban."

„Und ihr ſeid ein Narr, Joſ Murray!" rief Nanny aus, „und ein Grobian dazu. Mich ein Weibsbild zu nennen! Seht nur! Bin ich denn ſo bildhaftig anzuſehen, ſo mit Farben und Malereien beſtrichen, wie eine Wilde? He? Wenn ich euch ein Kajüttenbild hieß, da wäre doch Sinn drin und Ge-

ſchmack, aber mich ein Weibsbild zu nennen, dazu, Joë, gehört eine große Dummheit."

Ein lautes Plätſchern im See unterbrach dieſe Unterhaltung. Nanny erſchrack, bekreuzte ſich und rief: „Gott ſtärk' uns! Da geht's gewiß wieder einmal um auf dem heilloſen Waſſer."

„Ja, das trifft, Nanny," erwiederte Joë. Die leichten Wolken waren zerfloſſen, der Mond zog hell und ſtill am blauen Nachthimmel hin. In ſeinem milden Licht konnte man alle Gegenſtände deutlich erkennen. Ungefähr gegen die Mitte des See's hin bewegte ſich eine der Barken, die in den Buchten lagen, von dem Ufer weg, das weiße Segel ſchwoll im Winde, der Mondſchein ſpiegelte ſich glänzend auf dem Ruder, das in abgemeſſenen Zwiſchenräumen über der Oberfläche des Waſſers erſchien. „Da iſt irgend ein wilder Teufel über die Mauer geklettert, oder durch den Park gekrochen," fuhr Joë fort, „und macht ſich ein mondſcheiniges Vergnügen. Wär' ich nun nicht friedliebender Natur, Nanny, ſo holte ich

die Büchse und blies ihm die Mondschein-Liebhaberei aus."

„Nein, nein!" zeterte Nanny. „Nur nicht schießen, Joë! Das Schießen ist mir in Leib und Seele verhaßt. Ich kann's Laden schon nicht mit ansehen; gleich flirrt mir's vor den Augen, als sollt' ich blind werden. Halt, halt, Joë! Still, ihr bleibt, sollt' mal bleiben, und wär's der Sympathie zu Liebe. Das Ding, was auf dem Kahne dort herumschwimmt, kann von kanibalischer oder kalibanischer Sorte sein, und wenn ihr ihm nachsetztet, könnte man euch als ein ödes Stück nach Hause tragen. Nein, Todtschlag soll nicht verübt werden, so lange ich's verhindern kann. Außer Hühnern, Enten und anderm Gethier soll nichts erschlagen werden!"

„Das ist recht von euch, Nanny. Ihr seid eine haushälterische Frau und habt süße, liebliche Gedanken. Menschenfreundliche Einfälle stehen den Frauensbildern gut an." —

„Seht 'mal hin, Joë! Wie das rudert! Geht's nicht wie mit unrechten Dingen zu? Und das Ge-

ſpenſt iſt klein und graulich, wie'n Unthier. Ich will nicht viel wetten, es iſt einer von des Lords Teufeln eingeſtiegen."

„Das wäre möglich, wenn die Geſpenſter nicht von Stein wären. Steinerne Teufel aber können weder gehen noch rudern. Ich habe den Gedanken, Nanny, daß es 'n dummer Junge iſt oder ſo was von dem Geſpinnſt, und wenn ich ihn 'mal kriege, ſo wird er gezwirnt." —

Mit dieſem Entſchluß verließen die beiden Dienſtboten, wie es ſchien, die einzigen Bewohner der Abtei, die Terraſſe und wandten ſich dem Hofraume zu.

Unterdeß hatte ſich die Barke im Hintergrunde faſt verloren. Das Düſtre der Nacht, das trügliche Licht des Mondes und die Baumgruppen zu beiden Seiten der Ufer, die ihre langen ſchweigenden Schatten auf die Wellen warfen, verbargen das ſchwankende Fahrzeug dem Auge. Wind und Ruder trieben es einer der vielen Buchten zu, die, theils von Natur, theils durch Kunſt hervorgebracht, den Ufern

des See's ein pittoreskes Ansehen gaben. Ein Knabe sprang an's Land und schlang behend die Kette um einen Baumstamm, dann eilte er leichten Fußes durch die Akazien- und Hollunderhecken, die ihr dunkles Laub in den Wellen badeten, und erstieg einen Hügel, der in einiger Entfernung gelegen, sich vor den übrigen, die das Thal von Newstead bilden, durch das Diadem von Bäumen auszeichnet, womit sein Scheitel bekränzt ist. Von da herab bietet sich dem Blick eine der schönsten Ansichten von der Abtei, dem sherwooder Walde und den sorgfältig angebauten Ländereien, welche die an einzelnen Stellen noch dichte Waldung in romantischer Mannichfaltigkeit durchschneiden.

Größe und Tracht, die dunklen, üppigen Locken, die sich stolz um die hohe Stirn schmiegten, ließen in dem nächtlichen Wanderer Byron erkennen. Ein Gefühl, dessen eigentlicher Grund sich nicht bestimmt angeben läßt, hatte ihn veranlaßt, seinen Besuch in Newstead bis gegen Abend aufzuschieben. Die Seele, die oft instinctartig dem Menschen das Richtige für

seine Handlungen unterschiebt, übertäubt mit träumerischen Einflüsterungen die klarsten Demonstrationen des Verstandes, und neckt sie so lange, bis sie sich zurückziehen. Seine Mutter hatte ihm zugeredet, schon im Laufe des Tages nach dem Stammsitz seiner Ahnen hinüberzureiten, allein Byron ließ sich nicht gern bestimmen. Er blieb und vertrieb sich die Zeit mit Pistolenschießen. Erst als die Sonne sank, ließ er sich den Hector vorführen und sprengte auf dem kürzesten Wege dem sherwooder Walde zu, der, ein dunkler Streif, sich weit am Horizonte hinzog. Er durcheilte eine gute Strecke des gewaltigen Forstes, in dem einst die gefürchteten Geächteten gehaust. Die Kultur hatte jetzt den Forst gelichtet und mit dem unheimlichen Düster zum großen Theil auch die Welt der Sagen zertrümmert, die seit Jahrhunderten in unentweihter Stille ihren geheimnißvollen Tempel in diesem Haine auferbauten.

Schon stieg der Mond herauf, als Byron von fern die Zinnen der alten Abtei schimmern sah. In tiefer Einsamkeit lag das graue Gebäude im Thal-

grunde, wie die Wohnung eines weltmüden Bürgers, den die Sehnsucht nach einem beschaulichen Leben aus dem Geräusch des Tages in das Flüstern des bewegten Waldes zurückgetrieben hat. Die Wahl des Ortes bekundete den tiefen Sinn für die Natur, den Jedermann dem Mittelalter zugestehen muß, wenn es aus innerer Herzensfrömmigkeit oder aus Pflichtgefühl sich bewogen fühlte, der Welt zu entsagen. Byron ging das Herz in stillem Frieden auf bei dem Anblicke der Abtei, in seiner Seele stieg ein heller Himmel empor, der einen Tag beglänzen sollte, wie er ihn bisher noch vermißt hatte in seinem Leben. Gedankenvoll hielt er sein Pferd an, um das Bild sich tief einzuprägen. Er gedachte der Prophezeihung des vergangenen Abends. Alle Bilder der früheſten Jugendzeit flatterten an ihm vorüber. Der Hang zu dem Geheimnißvollen, dieſer Fluch tiefer Gemüther, der mit dem heimlichen Entzücken auch die Nacht eines dämoniſchen Grauens in die Seelen der Menſchen ausſtrömt, drängte ſich ſo ſehnſuchtsvoll in die unmittelbarſte Nähe ſeines Herzens, daß

er den dunklen Freund näher und näher an ſich heranzog. Aberglaube und Gemüth ſcheinen ſo eng verwandt zu ſein, daß mit dem Verluſt des einen der Tod des andern gegeben iſt. Er iſt die Amme, aus deren Bruſt das Leben des Gemüthes ſeine ſüßeſte Nahrung ſaugt, der Urquell poetiſcher Empfängniß.

Byrons ganze Natur, ſeine Erziehung und früheſte Umgebung, das ſchnelle Emporſteigen zu einem ſo hohen Range und Stande, waren geeignet, Eindrücke in der Seele des Knaben zu hinterlaſſen, die kein noch ſo nüchternes Leben der Zukunft zu verwiſchen im Stande iſt. Seine Mutter war, wie alle Kinder Schottlands, dem Aberglauben ergeben, und der Sohn würde, auch ohne dieſe Abſtammung, aus der Fülle ſeiner Anlagen zu erſetzen gewußt haben, was ihm die Natur in dieſer Beziehung etwa verſagt hätte. Sein früheſtes Leben brachte er in der unmittelbaren Nähe des Hochlandes zu, und Gebirge bleiben nie ohne tiefe Einwirkung auf diejenigen, die in ihrer Nähe geboren und erzogen werden. Die Romantik der Gebirgsnatur geht unbewußt über in

die Gemüther ihrer Bewohner. Sie sind meist religiöser, gemüthlicher, poetisch reiner gestimmt, als die Kinder des Flachlandes. Bei diesen pflegt die Natur das, was ihnen an Fülle des Gemüthes abgeht, durch die ätzende Lauge des Verstandes zu ersetzen. Sie haben den Vorzug, sagen zu können, warum das Gemüth Gemüth, Verstand Verstand sein müsse. Die Dialektik ist ihr Gott, mit der Skepsis des Gedankens wissen sie dem Danaidengefäß des Herzens, in dem nichts heimlich Glückliches lange haften will, geschickt einen künstlichen Boden einzufügen.

Byron war von der Natur doppelt begünstigt. In sonderbarer, seltener Mischung einigten sich in seinem Wesen die bunte, farbenglühende Welt eines tiefen, fast religiösen Gemüthes mit der vernichtenden, allem Heiligen hohnsprechenden Skepsis eines Geistes, dessen eigentlichster Beruf es zu sein schien, sich an dem Zusammenstürzen erbauter Tempelräume zu weiden. Der Genius in ihm regte seine Schwingen und nöthigte ihn in ahnungvollem Drange, sich fest zu klammern an die Welt der Sagen, wenn er

auch ſchon im nächſten Augenblicke wieder mit moquant-ariſtokratiſcher Verachtung ſich ſelbſt der quälenden Betrachtung anſchloß, daß die Sage und ihr Himmel nur eine wächſerne Naſe ſein, die man den Blöden zu drehen pflege, um ſie in der ihnen zuſagendſten Geſtalt, als Scheuche für den Verſtand, in der Welt herumlaufen zu laſſen. —

An der äußern Ringmauer von Newſtead angekommen, führte er ſein Pferd in eine halbverfallene Hütte, die am Saume des Waldes lag und zu Aufbewahrung von Ackergeräthen und duftendem Heu benutzt ward. Er ſelbſt drang durch die Waldung in den Park und ruderte ſich dann über den See, glücklich in der Einſamkeit ſeiner Gedanken und Empfindungen.

Auf dem erwähnten Hügel ſetzte er ſich auf einen abgehauenen Baumſtumpf und heftete mit unausſprechlicher Sehnſucht den Blick an die nächſten Umgebungen. Ueber der Abtei hing der Mond, ſtill, glänzend, wie ein abgelöſter Heiligenſchein. Sein Licht ſtrömte in ſilberner Fluth über die gothiſchen Zinnen, flocht

ſich in ſchimmernder Guirlandenpracht um die zahlloſen Kapitäler, Architrave, Fenſterbögen und gothiſchen Schnörkel, womit der derbe Humor des Mittelalters die frömmelnde Heuchelei des Mönchthums, das verkappte Laſter und den Stolz, der im Kleide der Demuth ſich bläht, ſo gern zu verſpotten pflegte. Tiefe Stille herrſchte rings umher, nur zuweilen rauſchte ein leiſer Luftzug durch die Blätter und läutete ſäuſelnd die goldenen Glocken der Akazien. Im Thal von Newſtead ſchimmerte die Kirche von Hucknall-Torkard, die Wieſen zitterten wie vor Froſt unter dem brennenden Thauſchleier, im Walde hämmerte der Specht, die Droſſel ſchlug, Tauben girrten. Um und über der Abtei aber hing ſchwer, wie das Verhängniß, ein ſchwärmendes Krähenheer, das oft mit lautem Geſchrei herabſtieg auf die Plattform des Thurmes. Dann ſchrie das Käuzchen, und des Uhu's ſchaurige Töne ſcheuchten die Waſſerhühner aus dem Schilfe und trieben ſie über den platten Spiegel des See's.

Lange Zeit lauſchte der glückliche Knabe dieſem

ſtillen, geheimnißvollen Naturleben. Ihm war's, als tönten die Gräſer, als erklängen die Blätter. Ein lebendiges Allerlei tanzte und wirbelte um die trunkenen Sinne. In unglückſeliger Unruhe raffte er ſich wieder empor, eilte dem See zu, beſtieg den Kahn und ließ ihn treiben auf dem ſtillen Waſſerſpiegel, aus deſſen Tiefen Abtei, Himmel und Waldung in zitterndem Silberglanz wie eine Fata Morgana heraufwuchſen. Ein Paar Schwäne ſchwammen in ſtolzer Majeſtät zu beiden Seiten der Barke, wie zwei verwandelte Genien. An der Terraſſe legte er an. Licht ſchimmerte aus einem der Mittelzimmer des Gebäudes, behutſam ſchlich er um das dem theilweiſen Verfalle ſehr nahe Beſitzthum ſeiner Ahnen. Da brach mit unverhaltener Wehmuth ein tiefer Schmerz in ſeine Seele. Er fühlte ſich den Letzten ſeines Geſchlechts! Das Zerbröckeln des alten Gemäuers, die nie raſtenden Krähen, der Mondſchein, der durch die zertrümmerten Fenſter der Kapelle wie ein hohnneckendes Geſpenſt lachte — dies Alles erweckte abermals den ſchlafenden Aberglauben. Er

meinte nur seiner Grabstätte einen Besuch abgestattet zu haben. —

Das Gebell eines Hundes und Joës Stimme, die dem unruhigen Thiere zurief: „Unthier, kratz' dir die Ohren, der Mönch geht heute nicht um.“ vertrieben ihn aus der unmittelbaren Nähe des Gebäudes. Mit vorsichtigem Schritt ging er über den Hofraum, an dem Brunnen vorüber, nach der Kapelle, wo das Bild der heiligen Jungfrau, von der Zeit benagt und von kletterndem Epheu überwachsen, die bessern Zeiten und den Ursprung der Abtei verriethen. Jetzt wucherte Unkraut vor der Thür des Heiligthums, aus den Fenstern wuchsen junge Eschen.

Byron verließ leise, wie er gekommen, Hof und Umfriedung der Abtei. Es gehörte nun einmal zu seinen seltsamen Liebhabereien, in der verschwiegensten Stille der Nacht den ersten tiefen Eindruck, den sein Stammsitz auf ihn machen würde, ganz ungestört genießen zu wollen. Mit andern Empfindungen, als die ihn hergeleitet, schied er von dem Territorium der Abtei, die Thurmuhr schlug Mitternacht,

vom Thal herüber klang wie ein Echo die Glocke von Huknall-Torkard. Er kam an die Hütte. Sein Pferd hatte ſich ins Heu gebettet, und da weder Zeit noch Stimmung ihn mahnten, heute noch ſeinen Beſuch in Annesley-Hall abzuſtatten; ſo wählte er ebenfalls die verlaſſene Waldhütte zu ſeinem einſtweiligen Nachtquartier. Bald umfing der Schlaf ſeine Sinne und eine Fülle bunter Traumbilder leuchteten, wie mährchenhafte Welten, durch die geſchloſſenen Lider hinein in ſein aufgeregtes Gemüth. —

4.

Ungefähr drei engliſche Meilen von Newſtead lag das Beſitzthum der Familie Chaworth, die, mit dem Geſchlecht der Byron nahe verwandt, erſt mit dem Vorfahr Gordon's verfeindet worden. Dem Knaben war das unglückliche Ereigniß, das dieſe Trennung herbeigeführt, nicht fremd geblieben, nur konnte er ſich nicht entſchließen, allen Sagen Glauben zu ſchenken, die Bosheit und Blödſinn darüber in Umlauf geſetzt hatten. Beide Beſitzthümer gränzten mit ih-

ren Ländereien an einander und aus der äußersten Ringmauer der Abtei führte eine Pforte, ziemlich abgelegen von den andern Gebäuden, auf das Territorium von Annesley-Hall.

Die Sonne stand schon hoch am Himmel, als Byron zu Pferde aus dem Walde hervorsprengte und einen schmalen Steg nach Annesley-Hall hinabritt. Bald sah er hinter dem hellen Laub der Buchen und der hochgewachsenen Ulmen die hohen schlanken Schornsteine des Landsitzes hervorschimmern. Er spornte sein Pferd an und hielt an der Ringmauer, die das alte Gebäude burgartig umgab und durch ihre Schießscharten verrieth, daß es in früheren Zeiten, wahrscheinlich während der verwüstenden Bürgerkriege, in eine Art Feste verwandelt worden war. Mit einem seltsam beängstigenden Gefühl ritt er in den Hofraum, den er leer und öde, wiewohl geordnet, fand. Eine Umhegung in einem Winkel gab zu erkennen, daß frühere Besitzer dem Vergnügen der Jagd ergeben gewesen sein mußten, denn dieser Hag war offenbar für die zu-

rückkehrenden Pferde bestimmt. Er führte das seinige in den abgeschlossenen Raum und schlang es mit den Zügeln fest.

Die völlige Stille, die hier wie in Newstead herrschte, ließ ihm hinlängliche Zeit, das Gebäude näher in's Auge zu fassen. Auch einem in der Baukunst völlig Unbewanderten mußte die etwas barocke Mischung altenglischer Bauart mit französischem Style auffallen, in welchem die schadhaften Stellen ausgebessert waren.

Noch immer unbemerkt betrat er das Haus, eine Thür fiel ihm in's Auge — er klopfte. Da Niemand das übliche Zeichen zum Eintreten gab, öffnete er und befand sich in einem sehr geräumigen Zimmer, dessen einfache, ländliche Staffage nichts von dem orientalischen Prunk der englischen Aristokratie verrieth. Die Wände waren bunt durch einander mit Abbildungen von Renn- und Jagdpferden, Lieblingshunden und Familienportraits behangen; ein großes, altes Billard nahm die Mitte der geräumigen Halle ein und durch die viereckigen, mit steinernen Rahmen

eingefaßten Fenster brach nur ein spärliches Licht zur Erhellung des großen Raumes, das noch durch die zahlreichen Schlinggewächse, namentlich das dunkle Laub des Epheus, sehr verdüstert ward. Es war die ächte Wohnung eines altenglischen Jagdliebhabers.

Byron würde kaum lange in dieser Halle geblieben sein, hätte nicht eine Erscheinung sein Auge gefesselt, die unmittelbar aus den ewig heiteren Räumen des Himmels herabgestiegen zu sein schien. In einem Winkel des Zimmers stand ein Fortepiano, und davor saß in allem Reiz jungfräulicher Anmuth ein Mädchen von etwa siebenzehn Jahren. Eine natürliche blonde Lockenfülle schmiegte sich, wie gebundene Sonnenstrahlen, um den stolzen Nacken und die Marmorweiße des Busens. Der kleine Fuß ruhte auf einem rothsammetnen Schemel, von dem lose geschlungenen Gürtel, der die Hüften nur deshalb zu umwinden schien, um ihre üppigen Formen und die Harmonie aller Glieder deutlicher hervorzuheben, hing ein Schlüsselbund herab.

Eben als Byron eintrat, berührte sie mit sanftem

Finger die Tasten des Instruments und entlockte diesem eine jener Melodien, die jedes Gemüth so tief und bleibend ergreifen. Es war ein wälisches Lied, dessen einfache Töne den lauschenden Byron mit einem Zauberschlage nach den dunklen Schluchten und nebligen Bergeshäuptern des schottischen Hochlandes versetzten. Mit einer Stimme, die Gefühl mit Bildung vereinigte, stimmte die Jungfrau den Gesang des so zarten und rührenden Liedes: „Mary Anne" an und führte ihn mit so natürlichem Wohllaut und so tiefer Empfindung durch, daß Byron, wie von unsichtbaren Fesseln umschlungen, zur Statue ward, und Staunen, unnennbares Glück und tiefstes, seligstes Entzücken in einem Moment empfand.

Erst als das Lied beendigt war, begegneten sich die Blicke Beider. Miß Chaworth bewältigte zuerst ihre Ueberraschung und ging dem Knaben mit natürlicher Anmuth entgegen, die durch die Leichtigkeit ihrer Bewegungen und die Absichtslosigkeit, womit sie die holde Schamröthe von der feinen Wange zu verscheuchen suchte, noch mehr an Zauber gewann.

„Gewiß mein Vetter Byron?“ redete sie den Ueberraschten vertraulich an, bemüht, die Ueberfülle der über den Nacken und den leicht verhüllten Busen herabstürzenden Locken in einige Ordnung zu bringen. „Es ist recht hübsch von Ihnen,“ fuhr sie fort, „daß Sie sehen, was wir in Annesley-Hall machen. Es wird Ihnen nur nicht sehr gefallen, denn es liegt Alles in der entsetzlichsten Unordnung umher. — Aber das wird sich Alles von selbst fügen und passen. Zuerst, Vetter, kommen Sie von Nottingham? Ja? — Warum haben Sie denn ihre Mutter nicht mitgebracht?“

Sie ergriff Byrons Arm und zog ihn mit sich zum Sopha, das an der andern-Seite der Halle, dem Fortepiano gegenüber, stand. „Entschuldigen Sie, Miß,“ stammelte der Knabe, dessen von Natur etwas schüchternes Wesen noch durch den Zwang der Schule und das auf derselben herrschende abgeschlossene Leben im Umgange ängstlich und eckig geworden war, „ich hätte mich wohl eigentlich anmelden sollen.“

„Was, anmelden?“ lachte Mary. „Nun das

fehlte noch! Nein, liebſter Vetter, wenn Sie gleich ein großer Lord ſind, zwiſchen uns, ſollte ich meinen, ſei das Anmelden ganz überflüſſig. — Nicht wahr Gordon," ſetzte ſie hinzu und legte ihren vollen Arm, deſſen blendende Weiße durch die dünne Umhüllung hindurchſchimmerte, in ſchweſterlicher Vertraulichkeit um Byrons Nacken, „in Bath waren wir recht vergnügt zuſammen? Himmel, wie glühten Sie bei Lady Riddel im türkiſchen Coſtume, als Sie mich durchaus entführen wollten, und es die Mutter nicht zugab! Und ich hätte mir's, glaub' ich, wahrhaftig gefallen laſſen, und den Scherz herzlich gern in Ernſt verwandelt. Wirklich, ich konnte Sie damals ganz gern leiden."

„Und jetzt, ſcheint es, muß ich das Gegentheil fürchten?" warf Byron in ſchüchterner, kaum halblauter Frage dazwiſchen, indem die Gluth der eigenen, aufſtürmenden Gefühle und der warme Hauch, der wie ein magnetiſcher Strom von dem umſchlingenden Arme Mary's ſich über ſeinen ganzen Körper ergoß, dieſen in unbekanntem Zittern vibriren ließ.

„Warum?“ erwiederte ganz ernſthaft die unbefangene Mary, und ſah ihm dabei ſo treuherzig, liebevoll in die Augen, daß es ihn wie Fieberfroſt durchſchüttelte und ſeinem ganzen Weſen ein Gefühl ſich mittheilte, von dem er ſich keine Rechenſchaft geben konnte. Da er die Antwort ſchuldig blieb, fuhr ſie fort: „Lieber Bruder, laß das Zierlichthun. Wir kennen einander, und ſind nahe genug verwandt, um uns wie Bruder und Schweſter zu dutzen.“

„Theure, liebſte Mary!“ ſtotterte Byron und drückte die warme Hand des Mädchens an Lippen und Augen, als wolle er durch das Gefühl ſich von der Wirklichkeit des Glücks überzeugen, das ſo plötzlich aus hellem Himmel in ſeine Arme herabgeſunken war.

„Nenne mich kurz und ohne Umſtände: Schweſter,“ erwiederte Mary. „Es iſt am bequemſten ſo, und ich muß Dir ſagen, Bruder, ich liebe die Bequemlichkeit, obgleich ich ein Mädchen bin. Putz, hübſche Kleider, was Apartes, recht Glänzendes? — nun ja, daß laſſe ich mir wohlgefallen, aber frei muß

es sein und luftig! Darum lob' ich mir die Waldluft, das Wiesengrün, eine frische, muntre Jagd und ein liebliches Lied. Ich habe gehört, Bruder, daß in andern Ländern nicht besonders viel auf das Jagen und Reiten gegeben wird. Ist das wahr, Du Gelehrter?"

„Ich glaube, man spricht davon, Schwester."

„Und ich sage Dir, daß es dumm ist und langweilig! Und wenn in Alt-England das Jagen und Reiten abkommen wird, dann geh' ich fort in alle Welt. Da sieh Dich einmal um, Bruder, wie gefallen Dir diese Wandverzierungen? Mutter wollte sie abnehmen und in irgend eine alte Kammer werfen lassen, indem sie meinte, es sei nicht mehr Sitte, man müsse französische Tapeten und purpurne Gobelins an deren Stelle anbringen, aber das ließ ich nicht geschehen. Nein, Mutter, sagt' ich, das ist ächt altenglisch und muß schon deshalb bleiben, weil es der Vater gern hatte und er ein tüchtiger Jäger war. Da lachte die Mutter und ließ es. Ja, ja, Bruder,

die Jagd-Alterthümer haben in mir eine gar wackere Beschützerin. — Gehst Du gern auf die Jagd?"

„Eben so gern, als ich das Schießen liebe. Verd — ich wollte sagen, es ist häßlich, daß man auf der Schule gar nicht jagen, und das Schießen nur heimlich betreiben darf."

„Aber Du kannst doch schießen?"

„Gewiß. Sieh nur her! Dort den Billardball auf dem Fenstersims treffe ich gerade in der Mitte." — Er hatte bereits eine glänzende Pistole aus der Tasche gezogen, den Hahn gespannt und wollte eben auf das Ziel anlegen. Da erst ließ ihn der ängstlich laute Schrei Mary's bemerken, daß er im Begriffe sei, eine seiner Thorheiten zu begehen, durch die er sich in Harrow schon mancherlei Verdrießlichkeiten zugezogen. Das erschrockene Mädchen war ihm zugleich in die Arme gefallen und hielt in der Angst des Augenblicks ihre kleine Hand vor die Mündung der Pistole.

„Böser, böser Vetter!" rief sie, ein Lächeln halb unterdrückend, während an den seidenen langen Wim-

pern sich eine Thräne bildete. „Du bist ein entsetzlicher Mensch, willst im Zimmer mit Kugeln nach Billardbällen schießen!“

Ein vergnügliches, recht herzliches Gelächter folgte diesem ersten Ausruf der Verwunderung. Byron zitterte, tiefe Blässe bedeckte sein Gesicht. Angstvoll, der liebreich-naiven Sorgfalt gedenkend, mit der Mary die Kugel aufzuhalten gedachte, setzte er den Hahn in Ruhe, als Mistreß Chaworth eintrat und mit einigem Staunen, in das sich ein leiser Zug von Unmuth mischen mochte, den fremden Gast betrachtete.

„Denken Sie sich, Mutter,“ rief das Mädchen der Eintretenden zu und eilte ihr entgegen, „da hat uns Vetter Gordon besucht, und wie ich ihn frage, ob er auch jagen und schießen könne, zieht er ein Pistol aus der Tasche und will den Billardball dort vom Fensterbret herunterputzen. Ist das nicht allerliebst?“

Ueber das Gesicht der Mistreß Chaworth zog ein Lächeln, dem eine geringe Dosis Ironie beigemischt war. Sie empfing den so unerwartet eingetroffenen

Vetter mit jener höflichen Zurückhaltung, unter der hergebrachte Sitte die offene Herzenssprache zu verbergen pflegt. Denn der Convenienz zu Liebe wird manches Opfer gebracht, dessen Folgen sich nicht immer berechnen lassen. Bei Mistreß Chaworth war dies jedoch nicht der Fall, da die Art und Weise, wie ihr der ungestüme Vetter vorgestellt wurde, nicht eben geeignet sein konnte, der Herzlichkeit zu viel Raum zu gestatten. Dennoch begrüßte sie ihn freundlich, und um den Verschüchterten nicht noch mehr in die Enge zu treiben, setzte sie lächelnd hinzu: „Da werden Sie meiner Mary ein unaussprechliches Vergnügen gewähren, wenn Sie von Jagen und andern ritterlichen Künsten ein eben so großer Freund sind, als dies lose Kind. Den halben Tag spricht sie nur von Pferden, Falken und Zubehör, und hat mir schon vorgeklagt, daß es gar keine Jäger in der Nähe gäbe, die ihrer Neigung ein genußreiches Schauspiel gewähren könnten."

„Das soll nun schon anders werden," sagte Mary. „Der Vetter muß dableiben, wir streifen durch den

Wald, jagen und vergnügen uns, und wollen ein Leben führen, wie die Könige!"

Da Mistreß Chaworth auf die Erwiederung ihrer Tochter schwieg, nahm Byron das Wort. „Es lockte mich unwiderstehlich," sagte er, „Annesley-Hall zu besuchen, da ich drüben in Newstead war und meine lebhafte Cousine in diesen alterthümlichen Mauern wußte. Ich werde die Ferien in Nottingham zubringen, und da ich wahrscheinlich des Städtelebens bald überdrüssig werden möchte, so gedenke ich mit Ihrer Erlaubniß von Zeit zu Zeit in Annesley-Hall einzukehren, um meiner muntern Schwester Gesellschaft zu leisten."

„Nicht nur dies, lieber Gordon, wird uns sehr angenehm sein, erwünschter noch wäre es, wenn Sie die Zeit der Ferien über Ihren Wohnsitz ganz zu uns verlegten. Das Landleben, die offene Gegend, die Nähe Ihres Stammsitzes, würde Sie erheitern und erfreuen, und wenn Sie es zufrieden sind, so will ich noch heute an Ihre Mutter schreiben und ihre Einwilligung dazu erbitten. Noch vortrefflicher wär' es,

wenn Miſtreß Byron ſelbſt mit von der Partie ſein und auf einige Wochen Annesley-Hall mit Nottingham vertauſchen wollte. Es lebt ſich recht heiter hier, wenn man ſich mancher Bedürfniſſe entſchlagen kann, die nur zur äußerlichen Verzierung des Lebens gehören."

Nichts konnte Byron erwünſchter ſein, als dieſer Vorſchlag. Er ging mit um ſo größerer Freude darauf ein, als Mary unerſchöpflich war in Aufzählung Alles deſſen, womit ſie in dieſer Zeit mit ihm gemeinſchaftlich die Tage möglichſt angenehm hinbringen wollte. Die liebenswürdige Flatterhaftigkeit ihres Naturells ſprach den Knaben wunderbar an. Bisher dem eigentlichen Leben entzogen durch die ſtrenge Schulzucht, die der Welt eher entfremdet, als in ſie einführt, ward plötzlich der Schleier von dieſem Allerheiligſten ſeiner ſtillgenährten Wünſche durch ſo zarte Hände zurückgehoben, daß er in einen Himmel zu blicken wähnte, in deſſen endlos weiten Räumen für all ſein innerſtes Sehnen und Hoffen Befriedigung zu finden ſein mußte.

Bisher hatte das Leben sein Herz noch nicht fieberhaft erbeben gemacht. Seine Seele war rein, eine unentweihte Chrysalide, und nun schien der erste Blick in die Welt für ihn günstig und ganz geeignet zu sein, das Dämonische seiner tieferen Natur entweder mit sanftem Fittig für immer zu bedecken, oder es in leidenschaftlichem Toben zu entfesseln und dem Vernichtungskampfe mit den trüben Mächten des gemeinen Tages hinzugeben. Es war keine Fiber in Byron, die nicht der Leidenschaft fähig gewesen wäre. Er starb, er verkümmerte, wenn nicht die Leidenschaft die Welt seines Innern durchzog. Mit ihr allein konnte er die Pyramide seines Daseins auferbauen, mit ihr emporsteigen zur Sonne, von der die Leidenschaft ja auch ein Strahl ist, wenn auch nur ein gebrochener.

In dem Augenblicke, wo Miß Chaworth in verführerischer Jungfrauenschöne vor ihn trat, brach das künstliche Gebäude seiner bisherigen Freundschaften zusammen, wie ein Kartenhaus. Die bloße Ahnung eines Kusses reichte hin, es zu zerstören. Er

kannte keinen Freund mehr, all seine Gefühle vereinigten sich in dem der erwachenden Liebe, die um so glühender und verzehrender ward, als sein noch so jugendliches Alter jeder sinnlichen Regung völlig fremd blieb. Byron liebte in Miß Mary's Körper die schöne Hülle eines Geistes, dessen Wehen wie kühlende Lüfte in seine gährende, stürmisch aufgeregte Brust schlug. Er spielte mit ihrem Haar, konnte stundenlang in ihre unschuldigen blauen Augen sehen, und fühlte sich dabei erstarkt an Geist und Herz. Nie vielleicht gab es zwischen zwei so lebhaften Charakteren eine heiligere, keuschere Liebe, und nimmer war die Gluth, in der wenigstens der Eine sich läuterte, reiner und lauterer. —

Mary zog den lieben Bruder, wie sie ihn nannte, nach der Unterredung mit ihrer Mutter in den Garten. Sie zeigte ihm ihr eigenes kleines Gärtchen, das ein zierliches Stacket von dem übrigen Revier trennte. Hier herrschte eine liebliche Ordnung, an der sich leicht das Walten eines weiblichen Wesens erkennen ließ.

„Siehſt Du, Bruder," ſagte ſie, mit ihm in eine Jelängerjelieber-Laube tretend, an deren Seiten eine weiche Moosbank ſich kunſtlos erhob, „hier werden wir zuſammen frühſtücken. Dann lieſ't Du mir vor oder ich Dir, wer nun gerade Luſt hat, und dann kannſt Du nach Tannenzapfen oder Billardbällen ſchießen, wie Dir's beliebt. Ich werde Dir Geſellſchaft leiſten." Sie legte ihren Arm wieder in den des Knaben und ging dem größeren Garten zu. „Kannſt Du das Fenſter da oben erkennen, Bruder?" fragte ſie, ſchelmiſch nach einem Stübchen deutend, deſſen Ausſicht zunächſt nach dem Gärtchen hinausging.

„Hältſt Du mich für blind, Schweſter?"

„O, das kommt vor," ſcherzte Mary fort, „ihr jungen Leute ſeid oft mit ſehenden Augen blind, und vollends ihr von den gelehrten Schulen! Das viele Studiren blendet die Augen, ihr ſeht das Fernſte und fällt über die nächſten vor euch liegenden Gegenſtände. Alſo Du ſiehſt das Fenſter?"

Faſt ſo gut, wie Dich; doch wär' es kein Wun-

der, wenn ich bei dem Lächeln der Rosen alle Fenster der Erde vergäße. Noch nie bis heute wußt' ich, daß Rosen zu lächeln vermögen."

„Dein Geschwätz macht mich ganz dumm."

„Soll ich Dich klug machen?"

„Thu's, Bruder, ich werd' Dir's lohnen."

„Gewiß? Nun so laß mich das Lächeln zweier Rosen auffangen mit meinen Lippen. Wenn es hinablächelt in mein Herz, vielleicht befindet es sich dann minder glücklich und will erlöst sein durch eine ähnliche Lippenfrage." Er drückte die volle Gestalt zitternd an seine Brust und raubte der Widerstrebenden einen Kuß.

„Dafür gibt's keine Belohnung," versetzte Mary, sich losringend aus den umschlingenden Armen des Knaben. „Das muß bestraft werden und Deine Strafe soll darin bestehen, daß Du dort in jenem engen Stübchen schlafen sollst in einem Bett, über das ein bärtiges Gesicht lauter böse tückische Träume breitet."

„Dank, Dank Dir, theuerste Schwester!" rief

Byron und wollte ihren Mund nochmals an seine Lippen drücken. Mary aber entwischte ihm und eilte, leicht wie eine fliehende Gazelle, durch die dunklen, beschnittenen Taruswände des Gartens dem weitläuftigeren Park zu, der sich allmählig im Walde verlor.

Einige Sekunden sah er, in glücklichem Anschaun verloren, der Fliehenden nach und weidete sich an der schlanken Biegsamkeit ihrer schönen Gestalt. Leicht, wie des Himmels Aetherduft, schmiegte sich das weiche Seidengewand an ihren Leib, und als sie, wie beschwingt, hinter den Blättern des Ahorn und der Platanen verschwand, da fürchtete er, ein Traum möge ihn mit dem verführerischsten Gebilde seines Zauberreiches geneckt haben, und stürzte sich ihr nach in den Wald.

Lachend und scherzend lockte die Heitere den Verfolger in das dichteste Baumlabyrinth, und wenn er sie zu haschen vermeinte, entglitt sie ihm auf's neue, um ihn wieder zu locken und nochmals zu täuschen. Erst als Beide ermüdet waren, ergab sie sich dem

Glühenden, und ließ es gern geſchehen, daß Gordon ſie am Arm faßte und nach einer nahen Bank geleitete. Das volle, glänzend blonde Haar fiel ihr aufgelöſ't über das Geſicht; mit wollüſtigen Behagen ließ es Byron durch ſeine Hand gleiten und ordnete es mit Mary's ſtillſchweigender Einwilligung in zahlreiche Flechten.

„Das wäre nun alſo unſere erſte Jagd geweſen," ſagte ſie nach einer Pauſe. „Der Anfang war allerliebſt, obgleich wir Beide wenig Vortheil davon haben. — O weh, Gordon, Du raufſt mich ja mit Deinem Getändel."

„Schlag mich, Schweſter, wenn ich Dir weh gethan. Bitte, thu's! Ich kann es nicht ertragen, Dich leidend zu wiſſen."

„Wenn es mir nun aber Vergnügen machte? Willſt Du mich tyranniſiren? Geh, geh! Ich will frei ſein und ungebunden, und thun und laſſen, was ich will."

Sie ſprang auf und eilte abermals die Gänge entlang. Kaum konnte Byron dieſe überſprudelnde

Laune und heitere Gemüthlichkeit faſſen. Er war nahe daran, ſich beleidigt zu fühlen, aber ein Blick auf die Forteilende, die mit den Lüften in ſchwebendem Laufe vertrauter zu ſein ſchien, als mit der Erde, drückte das Siegel des tiefſten Schweigens auf ſeine tobenden Leidenſchaften, und frei und glücklich folgte er abermals der ſchalkhaft Neckenden. —

Als auch dieſe zweite Uebung im Jagdunterricht, wie Mary es nannte, vorüber war, machten Beide einen kurzen Ausflug in die nächſte Umgegend und fanden bei ihrer Zurückkunft nach Annesley-Hall bereits eine Antwort von Miſtreß Byron vor, die mit der getroffenen Einrichtung ſich einverſtanden erklärte, nur dann und wann einen Beſuch ihres Sohnes in Nottingham verlangte, und in einiger Zeit ſelbſt auf mehrere Tage nach Annesley-Hall zu kommen verſprach. Byron's Glücksſtern ſtand im Zenith und goß die ganze Fülle ſeines Lichtes auf ihn herab. Er ward ausgelaſſen, wie ſelten, und erſt, als er ſpät Abends das kleine Zimmer betrat, unter deſſen Fenſter Mary's ſorgſame Hand ihre Blumen pflegte,

ſtieg die düſter-ernſte Geſtalt der Wahrſagerin wieder vor ihm auf und ſchreckte die laute Freudigkeit ſeiner Seele in verſchwiegene Stille zurück.

Nach Verlauf einiger Tage war der Knabe in Annesley-Hall ſo heimiſch geworden, als ſei es ſein Geburtsort, in ſeinem Weſen aber konnte man eine auffallende Veränderung wahrnehmen. Das Kindhafte, das ihm noch anklebte, war völlig abgeſtreift und eine ſinnende Männlichkeit an deſſen Stelle getreten.

Der junge Gordon, faſt noch Knabe, aber angekommen auf jener feingezogenen Gränzlinie, die ſo ſcharf die harmloſe Kindheit von dem weltbedrängten Jünglingsalter ſcheidet, hatte die erſten ungetrübten Lebensſtunden in erwachendem Liebesglück zurückgelegt. Noch kam er ſich ſelbſt wie ein Träumender vor, um den bunte Geſtalten luftig und gehaltlos ſchwirren. In die Zauberwelt des Mährchens ſah er ſich verſetzt, und er genoß mit verſchwiegenem Frohlocken von dem klaren Nektar, der ihm geboten ward. Dennoch lag etwas in dieſer unſchuldreinen Glückſe-

ligkeit, das ihn beängstigte. Ein Gefühl, ihm selbst unerklärlich, sträubte sich gegen jede neue Freude, die ungesucht, unaufgefordert an ihn heranhüpfte und sein blasses Gesicht erröthen machte. Nur dunkel glaubte er den Grund davon zu ahnen, und abermals drängte sich ein düsterer Glaube in die glänzend ausgeschmückte Zelle seiner Gemüthswelt.

5.

Aus dem Walde sprengten zwei Reiter. Die fruchtbare Fläche, die sich bis zu einem fern gelegenen Hügel erstreckte, bot einen zum Wettrennen geeigneten Grund. Die Reiter schienen dies benutzen zu wollen, indem beide ihre muthigen Rosse zu dem angestrengtesten Laufe spornten. Tracht und schlanke Taille ließen in dem Einen eine muthige Jungfrau erkennen, deren volle Körperformen von dem grünseidnen Reitkleide eng umschlossen wurden. Der feine Kastorhut mit dem grünen, wehenden Schleier, saß leicht und keck auf den blendend hellen Locken, und ein paar lebenslustige Augen blickten so sorg-

los heiter in die Welt, wie es nur der Jugend vergönnt ist. Der zweite Reiter war ein kräftiger Knabe, in dessen keckem Blick eben so viel Hingebung als starrer Trotz funkelte.

Das feurige Roß des Knaben gewann bald den Vorsprung und langte um einige Sekunden früher am Hügel an, als das der Jungfrau. Er war schon abgestiegen, als seine Gefährtin heran galoppirte. Lachend begrüßte er sie, indem er ihr zurief: „Verloren, verloren! Und die Wette muß bezahlt werden, ehe Dein Fuß die Erde berührt."

„Ich bin's zufrieden," erwiederte die Jungfrau und winkte dem Knaben zu sich. „Komm nur her, lieber Gordon. Das wird sich ganz allerliebst ausgleichen lassen." — Der Knabe reichte ihr die Hand, um ihr vom Pferde zu helfen, behend aber setzte sie den Fuß auf seine Achsel, während sie mit ausgelassenster Heiterkeit ihre Reitgerte auf die Schultern des Knaben ziemlich unsanft herabfallen ließ. Dieser krümmte sich, die muthwillige Schöne verlor das Gleichgewicht und sank unwillkürlich dem Freunde in

die ausgebreiteten Arme. Den Augenblick der Verwirrung benutzend, umschloß er sie feurig und raubte der Widerstrebenden viele Küsse.

„Strafe für Strafe!“ rief er herzlich lachend aus, das schöne Mädchen noch enger an sein Herz drückend. „Die Zahl der Wette hab' ich mir genommen, jetzt mußt Du die Buße für Deinen Uebermuth abtragen!“ Und wieder bedeckte er mit sanften Küssen ihre blühenden Lippen. Erst als sie, der süßen Gewalt weichend, sich freiwillig seinen stürmischen Liebkosungen überließ, war er befriedigt, reichte ihr den Arm und geleitete sie nach dem Hügel, dessen Gipfel mit jenem Diadem schlanker Ulmen und dunkel belaubter Eichen geschmückt war. Eine weite Aussicht in die Gegend bot sich von da herab dem Auge dar. Auf der einen Seite lag die Abtei im Schatten des Thales, auf der andern zwischen den frischen Baumgruppen schimmerten die hohen Schornsteine von Annesley-Hall. Weiter hin zwischen sorgfältig gepflegten Hecken und wogenden Saaten lagen Meiereien und Pachthöfe in bunter Unordnung überall hin zerstreut.

Hier lagerten ſich die beiden Reiter am Abhange des Hügels in das duftende Gras, mehr ſich ſelbſt als die Gegend betrachtend. Geraume Zeit ſaßen Beide ſchweigend neben einander, dann begann die Jungfrau in aller Unbefangenheit eines reinen Herzens dem Knaben Sagen von Robin Hood und ſeinen Geächteten zu erzählen. Der Knabe ſchwieg, aber ſein Auge hing an dem Munde des ſchönen Mädchens. Seine ganze Seele klammerte ſich feſt an jedes Wort, das von der blühenden Lippe, wie ein lebender Thautropfen, in ſein Herz fiel. Er athmete nicht, er war nicht mehr. Sein ganzes Weſen war aufgelöſt und pulſirte nur noch in ihr. Sie war ſein Ton, in dem er fortklang, wie eine berührte Saite.

„Wie Du heute ſtill biſt, Gordon," unterbrach ſie ihr eigenes, harmloſes Geſchwätz. „Was ſiehſt Du mich denn ſo unverwandt an? In Deinem Auge glüht und ſchimmert es, wie das milde Licht eines Johanniswürmchens. — Haſt Du den armen Thierchen nachgeſtellt und ihnen die Flammen ausgeſogen mit Deinen bezaubernden Blicken?"

„Ach Mary, ich bin ja blind und finſter, wenn ich nicht Licht trinken kann aus dem Quell Deines Auges! Du machſt mich zum Sterngucker, Holdſelige, aber wahrhaftig, ich werde wohl ſchwerlich viel Welten entdecken! Seit ich meinen glänzenden Morgenſtern gefunden habe, ſind alle Sonnen erloſchen, nur in ſeinem mildwarmen Licht will ich mich baden.“

„Und wenn nun eine Wolke den Stern verdunkelte, Du Schwärmer?“

„Dann wird eine tiefe Seelenfinſterniß über mich hereinbrechen, und zertrümmert Welt und Himmel zu meinen Füßen niederſtürzen.“

„Gordon, das müßte ein großes Geräuſch geben!“

„Nur Mary würde es hören,“ erwiederte der Knabe und verſank abermals in ſein ſchwärmeriſches Betrachten der Geliebten, die es ungehindert geſchehen ließ, daß er in ſüßem Liebesſpiel ihre Flechten auflöſte und mit den ſchimmernden Haaren ſein Geſicht bedeckte.

„Siehſt Du, Mary,“ ſagte er, „nun kann ich le-

ben. Gehüllt in die Atmosphäre meines glänzenden Morgensterns erwärmt sich mein Gemüth, sonnige Gedanken gehen befruchtend in meiner Seele auf und steigen wie Leuchtkugeln empor in den dämmernden Lebenshimmel, der sich über mir so still und heiter aufwölbt." —

„Lieber, träumerischer Bruder," entgegnete Mary, „was hast Du denn an diesen garstigen Haaren? Laß mich! Um Gottes Willen, wenn uns Jemand sähe, ich müßte mich blutroth schämen — so unordentlich — so aufgelöst!"

Byron neckte die Geliebte und ließ sich nur mit Widerstreben den weichen Haarschleier ablösen, womit er sein Gesicht verhüllte. Endlich hatte sich Mary ihrer Flechten wieder bemächtigt, sie geordnet und den quellenden Reichthum unter den Reithut gezwungen.

„Gordon," sagte sie, „wenn Du nicht mehr in Annesley-Hall über Nacht bleiben willst, so werd' ich böse. Abends, weißt Du, ist es immer am schönsten. Dann regt sich ein wunderbares Leben in den

Taxuswänden des Gartens, die Blätter bekommen Stimme, die Blumen tönen, und zuweilen, fügte sie lächelnd hinzu, fängt wohl auch der Morgenstern an, eine leise Melodie zu spielen. Was hält Dich ab, Gordon, die Nächte wie sonst bei uns zu verleben?"

„Du weißt es schon, Mary. Dein Großvater will mich nicht dulden, weil der „böse Lord," mein Vorfahr, ihn erschlagen hat. Ich bin ein abergläubischer Mensch und fürchte mich vor Gespenstern."

„Wenn das Deine tapfern Ahnen wüßten, so würden sie Dich ebenfalls als Geister besuchen und ihren furchtsamen Enkel fortschrecken aus dem Besitzthume, das sie nur ihrem Muthe zu danken haben. Was würde der kühne John Byron, Dein Urahn, dazu sagen, der treue Kampfgenosse Richmonds bei Bosworth?"

„Loben würde er mich, leuchtender Morgenstern," rief Byron aus. „Denn Du mußt wissen, liebe Schwester, daß ich nur deswegen in Newstead schlafe, um meine Ahnen mit den Deinigen zu sühnen. Da stehe ich denn schon auf ziemlich gutem Fuße mit ih-

nen, nur eine einzige Bedingung machen ſie mir zur unerläßlichen Pflicht."

„Und worin beſteht dieſe?" fragte Mary.

„Kannſt Du rathen, Schweſter?"

„Ich gebe lieber Räthſel auf, als daß ich ſie löſe."

„Dann gib acht, Mary, ich will Dir's ſagen." — Das holde Mädchen bog ſich zurück in das blühende Gras. — Leiſer Hörnerklang brach in abgeriſſenen Tönen aus dem nahen Walde.

„Die Geiſter meiner Ahnen verlangen, daß der Morgenſtern von Annesley-Hall ſein Licht herüberneigen ſoll nach der alten Abtei. In Newſtead ſoll er des Abends, in Annesley des Morgens ſtehen, und nur Ein Himmel ſoll über beide ſich ausſpannen. Ob dem Morgenſtern dieſe Reiſe zu weit ſein wird?"

Byron heftete ſeine ganze Seele an die Lippen des Mädchens. Er ſah und hörte nichts, das leiſe Beben von Mary's Herzen war der einzige Puls,

den es für ihn gab in dem unendlichen Weltall. Die Geliebte ſchlug ſchüchtern das Auge nieder.

„Es iſt gut," ſagte ſie endlich ausweichend, „daß Du die Pforte an der Mauer geöffnet haſt. Vielleicht kann der Morgenſtern im Stillen hineinſchlüpfen in die finſtern Hallen der Abtei."

„Er kann, er wird es können, theuerſte Schweſter!" rief Byron, die Seele dem entfeſſelten Strome ſeiner tiefſten Empfindung hingebend. Er legte ſeinen Arm um ihren Leib, ſein Geſicht beugte ſich, in den Verklärungsſchein der erſten, heiligſten Liebe gehüllt, über das ſanfte Antlitz der Geliebten. — Da klang der helle Schall einer fröhlichen Fanfare aus der nahen Waldung, lautes Hundegebell ſcholl dazwiſchen, und ein glänzender Jagdzug brach mit jubelndem Halloh aus dem Gebüſch. Eine hohe, ſchöne Jünglingsgeſtalt, im eng anliegenden Jagdkleide, den geſchmackvollen Jagdhut maleriſch auf die Locken gedrückt, ſprengte auf einem unbändigen Roſſe, das er leicht und ſicher regierte, der Parforcejagd voraus;

ihm folgten die übrigen Jäger mit den Hörnern, umklafft von der keuchenden Meute.

Lautlos ſahen die beiden Ruhenden von dem Hügel herab dem ſtürmiſch vorübereilenden Jagdzuge nach. Der Anführer mußte ſie bemerkt haben; er hielt auf einige Augenblicke ſeinen ſchäumenden mit weißem Schweiß bedeckten Rappen an, und wohlgefällig dem anmuthigen Mädchen zulächelnd, zog er mit leichtem Anſtande den Federhut, ſchwenkte ihn mit graziöſer Verbeugung gegen den Hügel und ſprengte dann ſeinen Gefährten nach, mit einer Sicherheit und gewandten Haltung, die einen in allen ritterlichen Künſten Wohlbewanderten deutlich bekundete.

Mit ſichtbarem Wohlgefallen nahm Mary dieſe artige Huldigung auf und verfolgte freudigen Blickes die im ſchönſten Ebenmaß gebildete Geſtalt des Reiters, bis ſie hinter Sträuchern und Bäumen verſchwand. Das Jagdhorn hörte man noch lange rufen, bis es endlich in weiter Ferne verhallte.

Auf Byron's Stirn war eine Wolke getreten-

Seine Gedanken wälzten geschäftig düstere Bilder in den Vordergrund seiner Seele. „Ist Mary ein Mond," fragte er mit schlecht verhehltem Unmuth seine Gefährtin, „daß sie der Spur einer Erscheinung folgt, die geschickt einige Flitter aus dem Kleide der Sonne gestohlen hat?"

„Es war ein schöner Jüngling, Gordon," versetzte arglos die Angeredete, während ein hohes Inkarnat Gesicht und Nacken überzog.

„Die geborgten Sonnenstrahlen scheinen sehr warm gewesen zu sein. Der Mond glüht, wie die Purpurrose! — Wie, Mary, liebst Du mehr den stillen Glanz des Sternes im Osten oder den Gluthhauch der Mittagssonne?"

„Mir ist Beides recht, Bruder," versetzte sie aufstehend, „aber wirklich, noch nie habe ich einen so schönen Jäger, so vollendet in allen seinen Bewegungen, gesehen! Ich möchte schon wissen, wer er ist!"

„Ich weiß es, Mary."

„O, bitte, bitte, sag' mir's! — Nicht? Ei sieh! —

Nun, ich bitte nochmals, was soll ich Dir geben? — Doch nein, das geht nicht. — Ja, Bruder, lieber, hartnäckiger, allerliebster böser Bruder, Du sollst Dir wieder ein Netz machen dürfen aus meinem Haar, wenn wir nach Annesley-Hall kommen, nur bitte, sage mir, wer der Jäger war?"

„Hast Du einmal den wilden Jäger gesehen?"

„Nein Gordon! Er muß entsetzlich aussehen!

„Gerade wie Dein Ideal," versetzte Byron. „Es war der wilde Jäger, der Dich gegrüßt hat."

„Du bist grausam, Bruder, und ich will Dich strafen dafür," sagte Mary. Sie eilte den Hügel hinab und bestieg ihr Roß. Ehe Byron folgen konnte, war sie schon fortgesprengt. Im wilden Jagen eilte er ihr nach, eine Hölle von Gefühlen in seinem Herzen. Jede Leidenschaft steigerte sich in's Maßlose, nur die physische Kraft gebrach noch dem Knaben, um sie in ihrer ganzen Zerstörungslust austoben zu lassen. Verstimmt und allein kam er nach Annesley-Hall zurück. Mary hatte die Wohnung schon früher erreicht. Ohne zu sprechen saßen Beide

einander gegenüber in der großen Halle, gewöhnlich nur „der Betsaal" genannt. Mary summte sich ein Lied, Byron zerraufte ein Bündel Feldblumen, das ihm die Geliebte gepflückt hatte. —

Unter diesem Schmollen kam der Abend heran. Mistreß Chaworth vermochte nicht, die Ursache der peinlichen Verstimmung der beiden jungen Leute zu erfahren und überließ sie ihren Launen. Byron ging in den Garten, der Knall seiner Pistolen sagte der Zurückgebliebenen, daß er sich wieder einer seiner Lieblingsvergnügungen hingegeben habe.

„Es ist doch ein lieber Bursche, der Gordon," brach die Mutter das Schweigen, ihre Tochter anredend. „Das Schwerfällige in seinem Wesen wird sich verlieren, wenn er in die größere Welt tritt. Man sieht es ihm recht an, wie ihn die Schule anekelt. Ueber's Jahr bezieht er die Universität; noch eine kurze Frist, und er spielt eine Rolle in der gebildeten Welt und den feinsten, höchsten Zirkeln der Gesellschaft."

„Ja," sagte Mary, „Gordon ist interessant.

Wären seine Füße so wohl gebildet wie sein Gesicht, so würde ich ihn schön nennen. Er gefällt mir."

„Nur das?" fragte verwundert die Mutter. „Ich dachte, Du seist lebhaft für ihn interessirt."

„Das bin ich auch, liebe Mutter." — Sie hatte sich an das Fortepiano gesetzt und spielte ihr Lieblingslied „Mary Anne." Die Pistolenschüsse fielen zwischen die sanften, melancholischen Töne wie Sterbeseufzer eines gebrochenen Herzens.

„Das Lied scheint Gordon sehr zu lieben," hob Mistreß Chaworth abermals das Gespräch an. „Du spielst es jetzt recht oft."

„Es ist Gewohnheit, liebe Mutter." — Von außen fielen auf's neue Pistolenschüsse, fernher klangen Jagdhörner.

„Ach, das ist Er!" rief laut und heftig Mary, sprang schnell auf und eilte nach dem Thor des Hauses. Von hier aus konnte sie einen großen Theil des Waldes übersehen, wie auch die Terrasse, wo sich Byron im Schießen übte. — Die Hörner klangen immer näher und näher, jetzt ward der Jagdzug

ſichtbar und kam in ſchöner Ordnung, der kühne, jugendlich-heitere Anführer an ſeiner Spitze, unter einer fröhlichen Fanfare gegen das Haus. Mary's Buſen hob ſich höher, ihr Herz klopfte hörbar, eine brennende Röthe überzog ihr Geſicht.

An dem Thor hielt der Jüngling. Mit leichtem Sprunge ſchwang er ſich vom Pferde und grüßte mit weltfeiner Umgangsſitte die holde Jungfrau, die nicht fern in verſchämter Ueberraſchung die Blicke zu Boden ſenkte.

„Mein Auge konnte ſich nicht irren," redete der ſchöne Fremdling das Mädchen an, „auch wenn es nur der Sage gefolgt wäre. Ich habe das Glück, zum zweiten Male die Roſe des Sherwood-Waldes vor mir zu ſehen. Erlauben Sie, theure Miß, daß ich mit meinen Gefährten nach den Anſtrengungen der Jagd Ihre Gaſtfreundſchaft in Anſpruch nehme?"

Mary vermochte nur durch eine ſtumme Verbeugung zu antworten. Ein Gefühl, das in ihrem Herzen bisher noch unbekannt war, machte ihre Pulſe ſtocken. Wie vor kurzem Byron bei ihrem Anblick

nur im stummen Blick Antwort geben konnte auf ihre Fragen, so zerran in dem einzigen Gedanken, der ihre ganze Seele so plötzlich mit überströmender Seligkeit zu füllen begann, jeder Ausdruck, jeder Laut, den das freudig bewegte Herz im Gefühl des Glückes so gern hätte stammeln mögen. —

Der fremde Jäger mit seinem Gefolge trat ein. Byron hatte dem seltsamen Schauspiele von fern zugesehen. Wie sich vor einem Erdbeben die Atmosphäre verdickt und dumpf und schwer, wie der Deckel eines bleiernen Sarges, über dem blühenden Glück des Gefildes liegt; so lag über Byrons Geist das Grauen dieses und der jüngst vergangenen Augenblicke. Sein lichter, sternenklarer Freudenhimmel, noch vor wenig Stunden erleuchtet von dem kindlich-frommen Augenpaar, das er seinen Morgen- und Abendstern nannte, war umhüllt von drückend schweren Gewitterwolken. Den Frieden seines Herzens hatte die zarteste Hand, die holdeste Lippe erstickt. Der hingebendste Kuß hatte ihn verrathen. —

Aber nur einen Moment stürmte, wie das Heu-

len und Zähneklappen der wilden Jagd, die grausamste Höllenqual durch sein jugendliches Herz. Mit gewaltiger Willenskraft bewältigte er die brütenden Dämonen und zwang sie zum festen, unheilvollen Schlafe. Fast gleichgültig sah er Mary an der Seite des fremden Jünglings dem Hause zuschreiten. Er folgte ihnen mit stillem Lächeln um die tiefen Mundwinkel. Dann griff er wieder zu seinen Pistolen, und während im alten Betsaale die Becher klangen und Mary das wehklagende wälische Lied mit dem scherzenden Rondo vertauschte, schoß der unglückliche Knabe Kugel um Kugel nach seinem Ziele, kaum wissend, daß jeder neue Schuß einen tieferen Spalt in sein Herz riß, bis es weit auseinander klaffte und in der unergründlichen Wunde der blühende Kranz seines kurzen, aber doch ein ganzes Leben weihenden Glückes entblättert versank. —

Erst als der Hörnerklang den Abzug der Jäger verkündigte, bestieg er sein Pferd und ritt unter streifenden Nebeln nach Newstead, zum ersten Male, ohne Abschied zu nehmen von Mary. Er wußte nicht,

daß die Geliebte die bitterſten Thränen vergoß, die theils ihm galten, theils dem ſtattlichen Jünglinge, deſſen Anblick ſie berauſcht hatte. Ihre unverdorbene Natürlichkeit mußte es ſchmerzlich empfinden, daß ſie den, der für ſie und ihr Glück Leben und Seligkeit gelaſſen haben würde, ſo tief, ſo tödtlich verletzen ſollte, weil das Herz es verlangte, das ſeiner unergründlichen Liebe und Empfänglichkeit wegen eben auch der höchſten Grauſamkeit fähig iſt. —

6.

Die Geſellſchaft war verſammelt und im Begriff, die kleine Reiſe anzutreten. Der Sattelſchmuck zweier Pferde ließ vermuthen, daß auch Damen mit daran Theil nehmen ſollten. Einige Diener hielten die unruhigen Thiere, ein Wagen ſtand in der Ferne. — Mit fröhlichen Geſichtern trat die Geſellſchaft aus der Halle von Annesley und die männlichen Mitglieder waren bemüht, ihren Begleiterinnen in den Sattel zu helfen.

„Ich hoffe, Du wirst mich begleiten, Gordon," sagte das Reizendste der beiden Mädchen zu dem jüngeren Gefährten, „Musters mag der Ritter und Knappe meiner Cousine sein." — Sie reichte dem angehenden Jünglinge die Hand, dieser drückte einen flüchtigen Kuß darauf, schwang sich auf sein Roß und verließ zuerst mit seiner Gefährtin den Hof. Bald folgten die Uebrigen, der Wagen und die Diener beschlossen den Zug der kleinen Karavane.

Es möchte eine schwer zu lösende Aufgabe sein, den tiefen Eindruck zu schildern, welchen die Erscheinung des Jägers auf Byrons Gemüth bleibend gemacht hatte. Obwohl von Mary's Benehmen tödtlich verwundet, war seine Neigung doch eine zu tief in seinem Wesen liegende, als daß er ihr lange hätte zürnen können. Die Hoffnung, der Eindruck des stattlichen Jünglings werde mit dessen Verschwinden von selbst erlöschen, hielt ihn aufrecht und ließ ihn des Glückes Fülle von der nahen Zukunft erwarten. Er hatte seinen tiefsten Schmerz auf den Kreuzgängen der Abtei ausgeweint und sich zu ermuthigen ge-

ſucht durch körperliche Anſtrengungen. Erſt nach einigen Tagen, während denen er ſeine Mutter in Nottingham beſucht hatte, ging er wieder nach Annesley-Hall. Wie ein verſöhnender Gruß aus dem Himmel klang ihm die liebliche Stimme Mary's ſchon auf dem Flur entgegen. Sie ſang das rührende wäliſche Lied, das Inhalt und Benennung zu ſeinem Lieblingsgeſange erhoben hatten. Munter und unbefangen wie ſonſt, hüpfte ſie ihm bei ſeinem Eintritte entgegen, ſchalt ihn einen Ausreißer und neckte mit tauſend zarten Vorwürfen, denen nur die verborgen gehaltene Liebe Ausdruck zu geben vermag, den in dieſem Moment hochbeglückten Knaben.

„Freilich," ſagte ſie unter andern, „Du haſt Urſache auf mich böſe zu ſein. Ich war ein eingebildetes Närrchen, vergafft in einen Papagai. Aber, lieber Gordon, iſt das nicht ganz verzeihlich? Sieh, wenn die Vögel draußen im Walde ſingen und ſpielen, und es kommt ein unbekannter, buntgefiederter Gaſt, ſo drängt ſich der ganze zwitſchernde Chor um ihn herum, Jung und Alt ſtaunt ihn an und vergißt

ſelbſt die kläglich ſchreienden Jungen im Neſt. Bin ich nicht ganz ſo ein neugierig gaffendes Vöglein, Gordon? Gewiß, lieber Bruder, ſo ſehr ich Dich auch vernachläſſigte, Dein Ausſehen zeigt, daß Hunger nicht unter die Entbehrungen gehört hat, denen Du durch mein Umhergaffen ausgeſetzt worden biſt."—

Auf eine ſo ſanfte Abbitte durfte und konnte der glücklich Ueberraſchte nichts erwiedern. Sie verſöhnte ſchon durch den Ausdruck, womit ſie vorgetragen wurde, und ſah er nun vollends die ſchöne Geſtalt, die ſeit den wenigen Tagen ſeiner Abweſenheit noch an natürlicher Anmuth gewonnen zu haben ſchien, ſo ſanken die Dämonen zurück in die düſterſten Schluchten ſeiner Seele. Er erfaßte wieder den Tag mit ſeinem blendenden Glückesſchein und entzündete von neuem damit die erloſchenen Sterne des Himmels, der froh und leicht ſich auferbaute über ſeinem Daſein.

Es begann abermals das alte, trauliche Leben. Die Störungen blieben jedoch nur kurze Zeit aus. Schon nach Verlauf einer Woche meldete ſich ein rei-

cher Squire aus der Nähe von Nottingham an, Mr. Muſters, in dem Byron mit innerem Entſetzen den verhaßten Jäger erkannte, deſſen Hifthörner und zierliche Manieren ſeine zerbrechliche Lebensbarke ſo nahe an die feindſeligen Klippen geworfen hatten. Weltſitte und Gaſtfreundſchaft geboten den Squire höflich aufzunehmen, und bei dem kurzen Aufenthalte in Annesley-Hall mußte ſich ſelbſt Byron geſtehen, daß ſowohl ſein ſchlanker Wuchs, als die Art ſeines Umgangs etwas ſehr Beſtechendes habe. Auch bemerkte er, wie Mary unwiderſtehlich von dieſer Grazie des Umgangstones hingeriſſen ward, der vielleicht nur eine zu große Abſichtlichkeit einen leichten komiſchen Anflug gab. — Der Beſuch war von kurzer Dauer, ward aber von nun an öfters wiederholt und trübte ſichtbar Byrons Himmel. Man erkundigte ſich nach den Lebensverhältniſſen des jungen einnehmenden Mannes und erfuhr, daß er von guter Familie und anſehnlichem Vermögen ſei. Seine faſt übertriebene Zierlichkeit, die bei genauerer Beobachtung in einer flachen Alltagsgeſinnung ihren Grund

hatte, und die ſublimſte Ausgeburt eines echt engliſchen Dandylebens war, machte ihn zwar zum Liebling aller unerfahrenen jungen Damen, hatte ihm aber bei der vernünftigen männlichen Jugend den Namen des „zierlichen Jack" zugezogen.

So wenig nun auch Byrons vertrauter Umgang durch dieſe Beſuche des jungen Squire eingeſchränkt ward, die Bemerkung, daß Mary's Augen mit innerem Wohlgefallen auf der ſchönen Geſtalt und der glatten Modekleidung des Fremdlings ruhten, ihr Ohr ſeine nach allen Regeln eitlen Dandylebens geſetzten Worte gierig einſog, verſtimmte ihn. Der Ungeſtüm ſeines Temperaments trieb ihn dann zu einem Tone, der dieſer in Eitelkeit und Falſchheit eingehüllten Lebensſitte geradezu entgegen war. Er ward faſt rauh und unbeholfen, wo Jener Honigſeimfaden mit der Zunge ſpann und in einem ſüßduftenden Wortnetze das fieberiſch klopfende Herz der unerfahrenen Mary zu fangen ſuchte. Es war nicht ſchwer vorauszuſagen, wem bei einem ſolchen Wettkampf der endliche Siegespreis zugeſprochen werden

würde. Das, was früher von Mary nicht bemerkt worden war, der Makel an Byrons äußerer Erscheinung, fiel ihr jetzt immer mehr auf. Sie fand ihn ungestalt, sein Benehmen bäurisch, beleidigend. Nur wenn Mr. Musters einige Tage lang Annesley-Hall nicht besuchte, erschloß sich in alter Hingebung ihr Herz dem geistvolleren Verwandten, und das alte süß-bezaubernde Liebesspiel mit seinen tausend zarten Nüancen begann von neuem, nur in erhöhtem Grade, mit mehr Aufwand von Scherz, Laune und tieferer Herzenstheilnahme.

Um den Mißmuth zu bewältigen, der immermehr in Byron überhand nahm und durch Mary's Flatterhaftigkeit noch bedeutend gesteigert wurde, trieb er sich viel in der Gegend umher. Anfangs schweifte er durch den sherrwooder Wald und besuchte alle Orte, die durch die Thaten Robin Hoods eine mährchenhafte Berühmtheit erlangt hatten, bald allein, bald in Begleitung Mary's. Später nöthigte er die angebetete Treulose zu weiteren Ausflügen und hatte eben eine Reise auf mehrere Tage in Vorschlag ge-

bracht, um dadurch den fortgesetzten Besuchen und Nachstellungen Mr. Musters zu entgehen.

Ein Familienfest in Matlock, das Verwandte der Chaworth dort zu begehen gedachten, gab ihm Veranlassung, eine Reise dahin vorzuschlagen, die bereitwillig angenommen ward. Unglück und Zufall wollten, daß wenige Stunden vor der Abreise der verhaßte Jack wieder in Annesley-Hall eintreffen mußte, und da er die Vorbereitungen zur nahen Abreise sah, zeigte er sich zum großen Verdrusse Byron's sogleich geneigt, die kleine Gesellschaft zu begleiten. Dieses Anerbieten abzulehnen war unmöglich, und Byrons Aerger ward nur durch die freundlich hingebende Aufmerksamkeit etwas beschwichtigt, die ihm Mary, dem Squire gegenüber, so unverhohlen zeigte. —

Der heitere, warme Sommertag, die romantischen Gegenden, durch die sie der Weg führte, das herzliche Gespräch Mary's, die sich ausschließlich an Byrons Seite hielt und den Squire, sei es aus bloßem Muthwillen oder aus Neckerei verhehlter Liebe,

auffallend vernachläſſigte, gaben dem Liebenden alles Glück wieder, das ihm ſchon ſo oft verlockend gezeigt und mit ſo grauſam mordendem Lächeln wieder entriſſen worden war. Der Abwechſelung wegen und um die Damen nicht zu ſehr zu ermüden, ward der Weg theils zu Pferde, theils zu Wagen zurückgelegt, wobei jedoch Byron ſtets die malitiöſe Vorſicht beobachtete, nie zugleich mit dem Squire und deſſen Begleiterin den Wagen zu theilen. Auf der letzten Station vor Matlock trieb er ſeine Bosheit ſogar ſo weit, daß er dem Kutſcher befahl, mit der ſtürmiſchſten Eile fortzujagen, um ſich ganz von ſeiner Geſellſchaft zu trennen. Dies ſah ſo ziemlich einer Entführung ähnlich und Byron verſäumte nicht den glücklichen Moment, Mary ſein zitterndes Herz zu Füßen zu legen.

In großer Aufregung kam das wunderliche Paar in Matlock an, eine Stunde ſpäter erſt folgte der Squire mit der ganz ermatteten Couſine, die durch dieſen boshaften Streich nicht eben geneigt ward, dem unhöflichen Verwandten viel Liebes zu erweiſen.

Unfern von Matlock bildet das Gebirge des nördlichen Derbyshire bei Caſtleton die berühmten Höhlen, von denen die Peakshöhle, als die größte und merkwürdigſte, vielfach von Reiſenden beſucht wird. Die Geſellſchaft, die ſich in Matlock zuſammengefunden, war eben im Begriff einen Ausflug nach jener Höhle zu machen und lud die Neuangekommenen zu der Partie ein. Byron konnte nichts erwünſchter ſein, da er wohl vorausſah, daß er in Geſellſchaft nur eine ſtumme Rolle ſpielen würde.

Am Tage nach ihrer Ankunft in Matlock brachen die Reiſenden auf. Das Thal, in dem ſich die Höhle eröffnet, war bald erreicht, von fern gähnte der finſtere Schlund wie der Eingang zum Tartarus aus der Seite der felſigen Berge. Als ſie den Eingang erreicht hatten, konnte Byron einen Schauder nicht unterdrücken, der wie ein dunkles Prophetenwort ſeine Nerven erbeben machte. Er war mit Mary der Erſte, welcher den gähnenden Schlund betrat, der ihn hinabführen ſollte in die Eingeweide der Erde. Ein angſtvolles Schweigen trat ein, er fühlte das Herz der

Geliebten an ſeiner Seite ſchlagen, ihre Hand zitterte, das ſchwimmende Auge ſuchte liebend das ſeinige. — Als ſich der Blick an die Dunkelheit gewöhnt hatte, bemerkten die Reiſenden zu beiden Seiten der ungeheueren Höhle kleine Häuſer, vor denen Kinder ſpielten, Frauen ſpannen und mehrere Männer beſchäftigt waren, Seile zu drehen. Das dumpfe Schnurren der Räder, das harmloſe heitere Treiben einer ſchuldloſen Kinderwelt, abgeſchieden von dem Sonnenglanze des Tages, hatte etwas ſo Rührendes, tief Ergreifendes, daß Mary unwillkürlich ſtehen blieb und durch einen Ausruf der Verwunderung ihr Herz zu erleichtern ſuchte. Es befand ſich wirklich ein kleines Dörfchen in dieſem unterirdiſchen Aufenthaltsorte, aber der heilige Frieden, die liebliche Ordnung, die in dieſer Republik der Gemüthlichkeit herrſchte, bewieß, daß bis hierher noch nicht die Verdorbenheit raffinirter Ueberfeinerung gedrungen ſei. In Allem, was den Reiſenden begegnete, ſprach ſich die reinſte Natürlichkeit aus, der Stand der Unſchuld ſchien hier noch zu herrſchen, die Leidenſchaft noch nicht die ſtille Heiter-

keit der Seele getrübt und mit Unwettern umwölkt zu haben.

Von den Hütten stieg langsam der Rauch auf und hing sich an dem schwarzen Felsenhimmel in phantastischen Nebelgestalten fest. Der Boden senkte sich mehr und mehr, das Tageslicht verlosch allmählig, bis es nur noch wie ein silbern glänzendes Augenlid in weiter Ferne das Dasein einer sonnigen Welt verrieth. Der Fels der Höhle sank jäh herab und vereinigte sich mit dem Boden. Nur eine schmale Pforte ward sichtbar. Ein Knabe, dunkellockig, Ehrlichkeit im braunen Auge, sprang herbei und klopfte dienstfertig an die Pforte.

„Vater Adams wird gleich kommen, schöne Lady," sprach er, vor Miß Chaworth die Mütze ziehend. „Sind heute eben zu einer guten Zeit gekommen, die Orgel spielt gar liebliche Melodien. Glück und Segen auf die Reise, schöne Lady!"

Er sprang zurück zu seinen Gespielen und nahm ein Geldstück, das ihm Byron in die Mütze geworfen

hatte, nicht an, indem er meinte: „Brauchen kein Geld hier unten, wir leben vom Segen."

Mittlerweile hatte sich die Gesellschaft zusammengefunden, das Pförtchen ward geöffnet, und ein gebückter, aber kräftiger Alter mit eisgrauem Haar forderte die Fremden höflich auf, einzutreten. Er nahm aus einem Wandschranke so viele Windlichter als Personen waren und reichte jeder eins derselben mit der Bemerkung, ja wohl Acht zu geben auf die Flamme und sie vor dem Verlöschen zu sichern. Dann öffnete er eine zweite Thür und in kurzem war die ganze Gesellschaft in dem geheimnißvollen Innern der Peakshöhle verschwunden.

Ein schmaler, schlüpfriger Pfad führte sie abwärts. Byron und Mary folgten unmittelbar dem Führer. Hinter ihnen kam in bunter Mischung die übrige Gesellschaft aus mehreren jungen Damen und ältlichen Herren bestehend, die oft genug ein „damnd!" ausstießen, um ihre Unzufriedenheit mit diesem Pfade an den Tag zu legen.

„Ist ganz und gar nicht comfortable hier, Mr.

Peace," seufzte der Eine, „habe mir schon den Ellenbogen zweimal an den schmutzigen Felsen gestoßen. Damnd! schon wieder — macht drei! Schlechter Weg das! Lobe mir die Bonstreet in London, da kann man doch die Grobians mit den Armen zur Seite stoßen."

„Ja, Sir," versetzte Mr. Peace," 's ist kein Spaziergang für die Nobility."

„Ah, Sir!" seufzte Miß Crawford, „setzen Sie doch Ihren Fuß in diese Pfütze, sonst verderbe ich mir die Schuhe. Wer kann einen so ungeheuren Sprung machen!"

„Ich, Miß Eliza," rief scherzend Mary, die bereits die schwierige Stelle überwunden hatte.

„Ach ja," versetzte die Andere, „Sie sind gewöhnt ans Springen; ich habe gehört, Sie sollen es einem Voltigeur zu Pferde gleich thun. Ich beneide Sie um Ihre Passionen."

„Verehrte Ladies und Gentlemen," unterbrach der Führer das Gespräch, „wenn Sie so viel plaudern wollen, werden Sie im Finstern sitzen oder ste-

hen, wie's nun eben kommt, ehe Sie eine Hand umdrehen! Das iſt nun 'mal kein Tanzſaal, meine Ladies und Gentlemen, ſondern nur 'n dumpfiges Felſenloch, in dem ſchnackiſches Ungeziefer, lebendiges und ſteinernes, zu finden iſt. Und wenn Sie ſo fortplaudern, meine Ladies und Gentlemen, ſo iſt's 'ne gemeine Unterhaltung. Das Loch will mit Verſtand durchkrochen ſein, ſonſt iſt's 'n unſauber Vergnügen, das muß ich geſtehen! Es iſt mir ſchon vorgekommen, daß plauderluſtige Mäuler mit ſehr unangenehmen Pflaſtern verſiegelt worden ſind. 'S iſt nun einmal kein Tanzſaal, ſondern nur'n langweiliges Felſenloch!" —

„Der Mann ſpricht deutlich," ſagte Mr. Muſters zu ſeiner Begleiterin.

„Er ſcheint mit meinem hinkenden Vetter vor uns verwandt zu ſein," kicherte das Mädchen. „Gut, daß wir gleichſam nur das Echo ſeiner bäuriſchen Grobheiten hören."

„Sehr ſchön, ſehr bezeichnend!" flüſterte Muſters. „Wie könnten auch ſo zarte Ohren, wie die der Miß

Anna, etwas anderes als nur den Schimmer von Harmonie, gleichsam einen Schatten der Melodien, vernehmen! Es ist mir sehr erklärlich, theure Miß, dieses Umgestalten grober, rauher Töne in Ihrem Ohr. Nie noch sah ich ein so zartes Haargewebe sich sanft an den Sammet von Lilienhaut schmiegen, als bei Ihnen. Schon eine kaum fühlbare Fingerberührung bringt diese weichen Haarsaiten zum Tönen. Es ist Melodie in Ihrem Haar, theure Miß."

„Sie haben melodische Einfälle, Sir," erwiederte die Miß. „Aber sehen Sie, um's Himmels Willen, was sind das für gräßliche Figuren!"

„Ja, meine Ladies und Gentlemen," versetzte der greise Führer, „das sind freilich keine Schooßhunde. Dürfen aber keine Furcht haben, sind Alles blos steinerne Bestien, nichtsnütziges Zeug, versichere Sie. Hab' mich nun schon seit funfzig Jahren über die Narren gewundert, die herkommen, sie anzusehen. 's ist eine curiose Liebhaberei, eine gentlemanische und ladienhaftige Verrücktheit! Thut aber nichts zur Sache, die Bestien bleiben Bestien und die Ladies

Ladies. Gott der Herr hat beide geſchaffen zu ihrem gegenſeitigen Vergnügen, obwohl ich nicht zu erſinnen vermag, wozu ſich unſer Herrgott ſo grauſame Mühe mit den lieben Geſchöpfen gegeben hat."

Dieſe Erklärung galt einem ungeheuren Dome, deſſen Säulen, Wände und rieſenhafte Wölbung die Schöpfung der wunderbarſten Naturkraft war. Wie ſchlanke Palmen ſtiegen die funkelnden Schäfte der Säulen empor in eine Höhe, die das Auge nicht erreichen konnte, und aus der tiefen Nacht dieſes Rieſengewölbes flammte bei dem düſtern Schein der Fackeln und Windlichter das zitternde Feuer eines Sternenhimmels, der wie eine Saat geſchliffener Brillanten mit kaltem Geiſterauge herabblickte auf die neugierigen Fremdlinge; und ringsum bildete der Tropfſtein die wunderſamſten Stalaktiten, hier phantaſtiſche Gewächſe emportreibend, dort die coloſſalſten Thiergeſtalten in drohenden Stellungen gleich Wächtern vor das Heiligthum der unterirdiſchen Welt hinſtellend.

Langſam, nur mit Mühe die Lichter ſichernd vor

den herabfallenden Tropfen, durchschritt die Gesellschaft den finstern, schweigenden Raum. Von fern ward das Rauschen eines Stromes hörbar, zitternde Töne schwirrten an dem unsichtbaren Gewölbe hin. Lautlos schritt Byron an Mary's Seite dem Führer nach, auch die Geliebte schwieg und duldete es, daß Byron sie näher an sich zog. Immer tiefer zu beiden Seiten senkte sich der Fels, von den flackernden Lichtern wurden tausend funkelnde Augen belebt. Eine Welt trat in die Seele des Knaben, wie sie wohl in der Phantastik seiner Träume dämonisch ihm vorschwebte, nie aber in wirklicher Gestaltung ihm begegnet war. Die Macht des Außerordentlichen, das gänzliche Verstummen aller irdisch-befreundeten Naturlaute — denn selbst das Rauschen des Wassers klang unheimlich — die Grabesstille einer zum Tode erstarrten Schöpfung, drückte mit solcher Riesengewalt auf seinen Geist, daß ihm Alles ringsumher eine lähmende Wahrsagung dünkte, die nur in lautloser Stille die Räthsel des verstockten Menschenherzens auszudeuten weiß.

Am unterirdiſchen Fluſſe angekommen zog der Führer einen ſchmalen Nachen unter dem Felſen hervor, indem er ſelbſt bis an die Hüften in's Waſſer ſtieg.

„Ladies und Gentlemen," redete er in ſeiner trocknen Manier die Geſellſchaft an, „ſteigen gefälligſt zwei von Ihnen ein." Byron ſprang ſchnell in den Kahn und zog Mary nach ſich. „So," fuhr Adams fort, „es iſt genug. Die übrigen Ladies und Gentlemen mögen ſich unterdeß die Zeit vertreiben, womit ſie Luſt haben. Iſt freilich nirgends viel Rares zu finden, können einander in die Augen ſehen, das gibt, will mich bedünken, bei jungen Ladies und Gentlemen immer eine aparte, ſehr vergnügliche Unterhaltung." — Darauf zu Byron und Mary gewendet, fügte er noch hinzu: „Schöne Lady, ſehr ehrenwerther Gentlemen, ich muß Sie bitten, ſich ganz platt neben einander auf den Boden des Kahns zu legen; wird Sie nicht geniren, ſind ja Beide allerliebſt ſchlank gewachſen. Kam letzthin ein dicker Fuchsjäger aus Nottinghamſhire mit einer leiblich

wohlgenährten Miſtreß. Hätten ſehen ſollen, wie ſich das ſträubte! Wollten nicht Raum haben in dem Kahn, und mochten doch auch nicht einzeln die Paſſage zurücklegen; das war mir ein drolliges Vergnügen. Es gibt ſehr wunderſame Menſchen oben auf der Erde!"

Byron und Mary hatten bereits mit ſchüchternem Beben die geforderte Stellung im Nachen eingenommen. Jetzt ſtieß der Doppelgänger Charon's den Kahn auf der dunklen Fluth vor ſich her, einer ſchmalen Oeffnung im herabſinkenden Felſen zu, durch die mit wildem Getöſe der unterirdiſche Strom brauſte. Byron's Nerven bebten, die ſchönen Glieder Mary's ſchmiegten ſich an die ſeinigen; ſie drückte, hingeriſſen und gedrängt von der Seltſamkeit der Lage, in der ſie ſich befand, ſtärker und hingebender ihre Hand in die ihres Begleiters, und während der Kahn unter dem faſt das Waſſer berührenden Fels von dem ſichern Arm des unterirdiſchen Schiffers hinweggetrieben ward, löſte ſich in Byrons Gemüth jeder Mißton. Sein Mund berührte Mary's Ohr,

ihr Athem küßte ſeine Wimpern; er fühlte, wie ſein Herz die Laſt von ſich wälzen müſſe in dieſem Augenblicke ſüßer Einſamkeit. Er hauchte glühende Worte in leiſem Geflüſter in das Ohr der Geliebten, ſein Mund ſog heiße Küſſe aus der geöffneten Lippe und glaubte ihre Seele zu ſchlürfen im wärmenden Athem, der in ſein ganzes Weſen die Schauer höchſter Seligkeit goß.

„Du gibſt keine Antwort, Mary?“ flüſterte er, nicht bedenkend, daß die Angſt und die Gefahr des Ortes dem holden Mädchen Seele und Körper banden. „O, Mary, theure, liebe Schweſter, nur ein Händedruck, ein leiſer Seufzer, ein Pfand Deiner Liebe! Reiche mir ein Geſchenk, laß mich Dir nur eine Locke entwenden!“

Er lauſchte auf Antwort, wie die Mutter auf den ausbleibenden Athem des kranken Kindes, wie der Verurtheilte auf den Gnadenruf des Richters. Aber nur das Brauſen des Stromes, die Warnungsworte des greiſen Schiffers und von fern das Herübertönen eines markdurchſchütternden melodiſchen

Glockengeläutes trafen ſein Ohr. Da taſtete er mit ſcheuer Hand nach irgend einem Angedenken an dieſe Stunde, ein Medaillon blieb in ſeinen Händen. „Nimm es!“ flüſterte die zitternde Stimme Mary's, „es iſt mein Bild, ſei glücklich!“ — .

„Glücklich! glücklich!“ rief der Selige im Taumel eines Traumgeſichtes, womit der Satyr des Lebens ihn neckte, und ſank, das Bild an ſeiner Bruſt bergend, nieder auf ihre Lippen, ohne zu ahnen, daß ſie ihn bald für immer verläugnen würden.

Der Kahn trieb an's Land, Adam nöthigte das von ſo verſchiedenen Gefühlen und leidenſchaftlichen Gedanken aufgeregte Paar auszuſteigen. Dann ſteuerte er den Kahn zurück und ſchiffte die übrige Geſellſchaft auf dieſelbe Art durch die ſchreckenerregende Felſenenge. Sie betraten hierauf ſämmtlich einen zweiten Dom, aus deſſen Innerm die zaubervollſten Töne erklangen und auf hinreißenden Akkorden des reinſten Wohllautes Herz und Gemüth Byron's hinüber trugen in das Elyſium der Liebe, deſſen Boden betreten zu haben ihm die ſeltſame Schiff-

fahrt und der greiſe Fährmann zu glauben berechtigten. — Er vermeinte die Muſik der Sphären zu hören, und fühlte ſich auf ewig verbunden mit Mary, die hingebend an ſeinem Arm hing und von den fliehenden und heranwogenden Tönen im Innerſten erbebte. Ein ganzer Ocean von Harmonieen ſchien ſich um und über ſie zu ergießen. Alle Steine klangen, der Boden flötete, der ganze Erdball ſchien ſich aufzulöſen in einen einzigen ſchwellenden Akkord, in dem alle übrigen zuſammenſchmolzen und das reichſte, ſchönſte Leben ausweinten. — Auf einmal verhallte Geſang, Ton, Muſik. Kalter Regen tröpfelte aus dem ſchwarzen Felſenhimmel, die Kerzen erloſchen, nur des Fährmanns Fackel warf die rothe Gluth auf die erſtaunte Gruppe.

„Hier ſind Sie, Ladies und Gentlemen, in dem Regen-Veritempel, der draußen muſicirt und ſchalmeit und hier drinnen die Kleider der Ladies verdirbt," erklärte der trockene Führer. „'S iſt kein großes Plaiſir, lange in der Waſſerorgel ſich herumzutreiben. Wer juſt nicht von der waſſerplaiſirlichen

Sorte ist, reißt bei guter Zeit aus. Hat sich auch manche seine Lady schon's Fieber geholt, ist ihr aber recht geschehen, denn es kommt Alles von der Neugier her. Ich bin nicht schadenfroh, wünsche nur Jedem, was ihm gebührt. So eine Erde, die sich immer im Maule und Leibe herumhandthieren und trampeln lassen muß, hat so gut ihre Mucken als der Mensch. Kann's ihr nicht verdenken, wenn sie den Spectakel satt kriegt und anfängt, sich ihres Leibes zu wehren. Ich ließe mir's nicht so lange gefallen, wie sie; das Geschöpf aber hat Demuth im Leibe, ist eine ganze Christin!" —

Der phlegmatische Redner befand sich nur noch allein in der Höhle, die Gesellschaft hatte sich zurückgezogen und wartete fröstelnd, schimpfend und seufzend seiner Rückkehr. — Nur Byron dachte weder an Regen noch Frost. Er lauschte den verhallenden Tönen, fühlte mit liebevollem Entzücken abermals Mary's Busen im Nachen an sein Herz klopfen, ihren Hauch mit seinen Haaren spielen und betrat

glücklicher als je die schmale Pforte, die ihm die Oberwelt wieder öffnen sollte.

Draußen lag schon die Abenddämmerung in den Thälern und an den Bergen. Wie des Mondes Sichel hing der glühende Abendhimmel herein in die Nacht der Höhle. Die Hütten rauchten, die Kinder spielten wieder. Geschäftig trieben sich Frauen und Männer in dem nächtlichen Dunkel herum, während ein leises summendes Lied an dem mächtigen Gewölbe verhallte. Der Rauch schwamm wie ein schimmerndes Gewebe in dieser von dem verführerischen Geräusch der Welt fast gänzlich abgetrennten Lebensoase. —

Schnell eilte die Gesellschaft dem Ausgange zu und begrüßte mit lautem Jubel den Ruf der Nachtigall, die schmetternde Lerche. — Erst, als die Schatten tief herabgesunken waren und dichte Dunstmassen an den Bergen hinzogen, kam die von den verschiedenartigsten Empfindungen bewegte Reisegesellschaft nach Matlock zurück. Hier fanden sie unter den Zurückgebliebenen Byron's und Mary's Mutter, die ih-

ren Kindern nachgekommen waren, um mit ihnen dem Familienfeste beizuwohnen. Mehr als gewöhnlich verschwand die herkömmliche Steifheit aus der Gesellschaft, Jeder überließ sich ungebunden seinen Neigungen und der Abend verging in herzlichem Gespräch, bei dem keiner glücklicher war, als Byron. Er trennte sich erst spät von seiner geliebten Mary. —

7.

Die Zimmer waren glänzend erleuchtet, die Gesellschaft versammelt. Musik ergoß sich in vollen Strömen durch die erhellten Räume und die Jugend zog auf den Schwingen des Tanzes den Himmel zur Erde herab. Es liegt etwas bezauberndes in diesen schwebenden Körpern, dieser Entzückung aller Nerven und Muskeln, und eine Seligkeit, nur dem begreiflich, der sich ihr ungebunden hingibt, blüht ihm freiwillig entgegen aus diesem Schweben und Sinken, diesem Suchen und Fliehen. Den Reiz zu erhöhen, war die Gesellschaft übereingekommen, maskirt zu erscheinen, und bald schimmerte das Parquett

von malerischen Gestalten. Die Tracht südlicher Völker sollte den trüben Nebelhimmel des Nordens, der draußen schwer und feucht an der Erde hinstrich, vergessen machen. Schlanke Perser, in die glühenden Farben ihres Himmels gekleidet, gaukelten im Tanze vorüber, phlegmatische Türken folgten, Odalisken flogen durch den Saal. Ueberall athmete Lust, Freude, Genuß. — Da sprangen die Flügelthüren auf und herein schwebten zwei Tänzer, der Eine in albanesischer Tracht, der Andere in der leichten Umhüllung einer schönen Inselgriechin. Beide trugen halbe Masken, die ihre Gesichtszüge unkenntlich machten. Die Musik schlug ausländische Töne an. Eine melancholische einfache Melodie rang sich klagend los aus den weinenden Saiten und tönte wie die verhallende Elegie eines Volkes, das unter dem Joche der Knechtschaft verröchelt, wehmüthig durch den Saal. Der Albaneser begann mit seiner Gefährtin den Tanz. Es war ein einfacher Reigen, mehr Ausdruck tiefer, schmerzlicher Erinnerungen, als ein glückliches Hingeben an den Moment. Die Gesellschaft,

zuvor noch laut und geschwätzig, verstummte, alle übrigen Tänzer zogen sich zurück, das Parquett blieb allein den eben erschienenen Fremdlingen. Bald erhob sich ein Geflüster unter den Anwesenden, Maskirte und Unmaskirte steckten die Köpfe zusammen, Einige deuteten mit Fingern auf die Tanzenden, Andere konnten ein schadenfrohes oder wegwerfend mitleidiges Lächeln kaum unterdrücken. Noch verging eine kurze Zeit in erzwungener Ruhe, dann aber brach, wie auf ein gegebenes Zeichen, ein Kichern auf allen Seiten aus, das schnell in ein lautes Gelächter überging. Die Tänzer prallten zurück, dem Albaneser fiel die Maske ab, Byron's Angesicht, vom Tanz etwas geröthet, starrte vernichtet in die Versammlung mitleidig oder höhnisch lächelnder Gesichter.

„Dacht' ich mir's doch, daß es der lahme Junge sei," flüsterte ziemlich hörbar Lady Sharper ihrem Gemahl in's Ohr. „Es ist lächerlich, wenn ein Krüppel in einer fashionablen Gesellschaft den Dandy spielen will."

„Er tanzte wie ein Bock!" betheuerte der Baro-

net Sir Robert Lindsay. „Ich habe mein Lebtage noch kein solch Gehumpel gesehen.“

„Mit einem Klumpfuße tanzen!“ sagte Miß Sommerfield, verächtlich ihr Köpfchen zurückwerfend. „Ich würde mich schämen, in eine ehrenwerthe Gesellschaft zu gehen.“

„Haben Sie schon gehört, Mr. Musters, wandte sich ein alter Fuchsjäger zu dem jungen Manne, „daß der junge Lord ein Atheist sein soll? Das ist mir jetzt sehr erklärlich, sehr erklärlich!“ — Er lorgnettirte den noch immer regungslos seiner Mary gegenüberstehenden Byron. „In der That,“ fuhr er fort, „er hat einen Klumpfuß, eine Art Teufelsklaue. Schade um die Miß.“

„Wen meinen Sie, Sir?“ fragte Musters.

„Ach ja!“ gähnte der Baronet, „ich habe gehört, der Lord werbe um die Hand der lieblichen Miß; er soll Aussichten haben. Miß Chaworth ist eine reiche Erbin.“

„Sie entschuldigen, Sir,“ erwiederte Mr. Mu-

sters, „so viel mir bekannt ist, theilt die reizende Miß Chaworth diese Meinung nicht.“

Er wandte dem Baronet den Rücken, der eine Prise aus seiner silbernen Dose nahm, und trat aus dem Kreise der Zuschauer. — Bis dahin hatte Miß Mary ihre Stelle behauptet, die Musik tönte noch immer in den weichen, hinschmelzenden Melodieen durch den Saal, Byron stand wie eine Statue, die ein Erdbeben erzittern läßt. Wenige Augenblicke genügten, es ihm unwiderlegbar klar zu machen, daß der erste Traum seiner Liebe unter der frivolen Berührung der nüchternen Wirklichkeit zusammenstürze. Kaum war Musters aus der Reihe der Zuschauer getreten, als Mary die Maske abriß, auf ihn zueilte und, umschlungen von seinem Arm, sich wieder unter die Tanzenden mischte. Freundlich nickten die Zuschauer, leises Bravorufen ward vernommen, lauteres Beifallklatschen hallte wieder in den geschmückten Räumen. —

Byron's Gedanken begannen zu schwärmen, die Sinne schwanden ihm, nur mit größter Anstrengung

hielt er sich aufrecht. — Er trat aus dem Kreise, mit den Augen fragend, ob nicht ein Einziger den Schmerz begreifen wolle, der seine Geierklauen in sein zuckendes Herz immer tiefer, immer vernichtender eingrub. Aber nur eine Mauer kalt-gleichgültiger Gesichter starrte ihm entgegen, die Schutzwehr socialer Entsittlichung! — Jetzt schwebten Mary und Musters heran; die Musik schwieg, der Tanz endete. Mit dem Lächeln eines brechenden Auges trat Byron zu Mary. „Ich hoffe," sprach er, „Sie finden großen Gefallen an Ihrem neuen Freunde, Miß."

„Er hat einen leichtern Fuß als mein Vetter," versetzte die vom Tanz Erhitzte und fuhr nachlässig fort, mit Musters zu plaudern.

Byron brach sich Bahn durch die Menge der Diener. Er hatte die Reihen der Zimmer zurückgelegt. Das letzte öffnete sich, zwei Damen saßen auf der Ottomane.

„Mein Gordon!" rief die Eine mit freudig bewegter Stimme, „nicht wahr, Du hast Aufsehen erregt?"

„Ja, Mutter," versetzte der Sohn. „Ich habe sehr glückliche Momente im Leben, und ich glaube fast, das Aufsehen erregen ist mein Fluch, der mich aus der Welt hinaushetzen wird!" — Fragend ruhte sein Auge auf der Gesellschafterin der Mutter. Das Gesicht kam ihm bekannt vor. „Mrß. Byron," wandte sie sich jetzt zu der Mutter des Gemißhandelten, „sie zürnten mir vor einem Monat in Nottingham, fragen Sie jetzt das Herz Ihres Sohnes, vielleicht gibt es Ihnen eine Antwort, vor der Sie erblassen."

„Mrß. Williams!" rief Byron und stürzte hinaus in die Nacht. — Es war finster, ein feuchter Westwind strich über die Gegend, die schweren Nebel hingen sich wie Trauerschleier an sein Haar. Ihm war es, als sei das Herz der Welt zerrissen und flattere in blutigen Fetzen um seine fieberheiße Stirn. Eine Thräne entfiel seinem Auge. Krampfhaft griff er in den Busen und zog das Medaillon heraus, das ihm Mary in der Peakshöhle geschenkt hatte. Er badete das Bild der noch immer Geliebten in seinen Thränen, obgleich sie jeden Stern herabgerissen hatte

von seinem Himmel. Mit ironischen Lächeln gedachte er des Namens, den er ihr in poetischer Liebesbegeisterung gegeben. Aus dem „glänzenden Morgenstern von Annesley-Hall" war ein dunkler Abendstern geworden! —

Die innere Unruhe jagte ihn durch den Park. Der Luftzug trieb die Töne der jubelnden Tanzmusik herüber, das Jauchzen der Freude verwandelte sich in seinem Ohr in den Klaggesang irischer Todtenfrauen, die den Sarg eines Edlen bewachen und ihn auf dem letzten Gange zur irdisch ewigen Ruhe begleiten. Er sank hin auf eine Moosbank und vergrub sein glühendes Gesicht in die feuchten Gräser. Rufende Stimmen wurden laut, er hörte seinen Namen nennen. Da flog ein Schatten grimmer Freude über die entstellten Züge. Er fühlte, daß es jetzt in seiner Macht stand, befreundete Seelen tief in Schmerz und Kummer zu tauchen. Sein Herz jauchzte auf in wilder, verzweiflungsvoller Freude. Es wollte sich satt saugen an fremdem Schmerz, seine blutenden Wunden kühlen in dem bittern Thränenbade de-

rer, die ihn nicht beleidigt hatten. Eine andere Genugthuung blieb ihm nicht. Sorgfältig floh er die Suchenden und zog sich immer tiefer in die Gänge des Parks hinein, bis die Stimmen verhallten, die Musik sein Ohr nicht mehr erreichte. Gesättigt von der bittern Kost, die ihm des Lebens lockendste Gestalt, eine Göttin an Schönheit und Anmuth, gereicht hatte, brütete er im Sturm seines Gemüthes über wüsten Gedanken, während das Bild der Wahrsagerin und die dunkel drohenden Worte in sein tiefstes Leben sich eingruben. —

Erst als der Morgen zu dämmern begann, betrat er wieder das geflohene Haus. Diese Nacht hatte den Staub der Jugend von dem Fittich der Psyche abgeschüttelt, er war nicht mehr Knabe; der tiefe, kalte Ernst des Mannes lag auf seiner Stirn, wie das vernarbte Brandmal treuloser, verrätherischer Liebe. — An demselben Tage fuhr er mit seiner Mutter nach Nottingham zurück. Mary vergönnte er weder Blick noch Gruß. Er kam sich vor wie ein ausgebrannter Vulkan, der sich erschöpft hatte und

wieder Kräfte sammeln muß zu neuem, aber furchtbarerem Toben. Stumm, blaß, eine lebendige Leiche, saß er neben seiner Mutter im Wagen; auf alle ihre Fragen hatte er keine Antwort.

8.

Einige Tage darauf war Byron wieder nach Annesley-Hall hinübergeritten, um Mary noch einmal vor seiner Rückkehr auf die Schule zu sprechen. Auch zog ihn sein Herz dahin, wo er die glücklichsten Stunden genossen. Noch immer liebte er mit derselben Gluth Miß Chaworth, obwohl er jetzt mit Sicherheit zu wissen glaubte, daß ihre Gefühle einem Andern galten. Er besuchte alle die Orte, wo er so unaussprechlich glücklich gewesen war. Als er die Terrasse betrat, erinnerte er sich des verhaßten Auftrittes, und als müsse er durch irgend eine seltsame Aeußerung die innere Aufregung bemeistern, zog er seine Taschenpistolen, die er immer bei sich trug, und schoß sie schnell hintereinander nach der Thür ab, die auch früher sein Ziel gewesen. — Von der Terrasse

besuchte er das kleine Gärtchen, wo er so oft in glücklichem Gespräch mit der Geliebten verweilt. Die Blumen waren abgeblüht oder senkten traurig die buntgeschmückten Köpfchen zur Erde. In der Laube glaubte er einen Seufzer zu hören, er eilte hin, Mary saß, die schönen Glieder wie vor mehreren Wochen in das himmelblaue Gewand gehüllt, auf der kunstlosen Moosbank.

„Vielleicht störe ich, Miß Mary," redete er die Ueberraschte an. „Die Zeit meines Aufenthaltes geht zu Ende, in wenig Tagen sind die Ferien abgelaufen, eine strenge Pflicht ruft mich nach dem Gefängnisse in Harrow zurück. Es ist gut, wenn der Mensch frühzeitig an harte Ketten gewöhnt wird."

Mary bemühte sich heiter zu sein. „Du bist in einer trüben Stimmung, lieber Bruder," erwiederte sie. „Es ist nicht gar lange her, daß diese Stirn ein heiterer Glanz umwob und dies Auge nur Sonnenstrahlen, ganze warme Sommertage ausstrahlte. Soll diese Zeit nun vorüber sein?"

„Ich weiß nicht, ob meine Schweſter Mary im Herzen fühlt, was ihr Mund ſpricht.“

„Bruder,“ ſagte heftig bewegt das Mädchen, und ergriff Byron's Arm, „ich habe Dir wehe gethan. War es aber meine Schuld?“

„Es war ein ſchöner Tag, als wir dort drüben auf dem Hügel lagerten,“ verſetzte Byron mit wehmüthigem Lächeln, „aber ich beſinne mich, daß mir der Abend nicht gefallen wollte.“ —

Mary ſchwieg und zog den Verſtimmten mit ſich fort in den Betſaal. Das Fortepiano weckte abermals alte, glückliche Erinnerungen. „Wenn ich keine Fehlbitte zu thun befürchten darf, liebe Schweſter, ſo möchte ich doch gern noch einmal das Lied „Mary Anna“ ſingen hören. „Mary ſetzte ſich an das Inſtrument und ſang das einfache Volkslied mit einer Innigkeit, die Byrons Weſen tief ergriff. Als ſie geendigt hatte, eilte er heftig auf ſie zu und umarmte ſie in leidenſchaftlicher Aufregung. Seine Lippen ruhten auf den ihrigen, aber keine ſüße Erwiederung ſeiner brennenden Küſſe ward ihm zu Theil.

„Mary, Mary!“ ſtammelte er, „wenn Du wollteſt — wenn Du mich hören wollteſt!“ —

Ein Geräuſch ſchreckte ihn auf, Mary's Geſicht übergoß ein hohes Roth. Mrß. Chaworth trat in das Gemach, an ihrer Seite ging Muſters, mit einer Sorgfalt und Zierlichkeit gekleidet, die nur zu deutlich verriethen, daß der junge Mann den Dandysmus zu ſeinem eigentlichſten Studium gemacht habe.

„Sein Sie uns gegrüßt, lieber Vetter Byron,“ ſprach die Dame. „Es iſt recht ſchön, daß Sie gerade heute gekommen ſind, da es Ihnen angenehm ſein wird, zu erfahren, wie in Zeit eines halben Jahres Miß Mary ihren Stand vertauſchen wird. Der ſehr achtbare Mr. Muſters hat ſo eben um Mary's Hand geworben.“

In Byrons Adern ſtockte das Blut, aber ſeine Wange blieb bleich, unbeweglich. Wie ein Gypsabguß ſeiner ſelbſt ſtand er ſprachlos und heftete ſein Auge feſt auf den glücklicheren Nebenbuhler. Nach einer Pauſe wandte er ſich zu Mary, die in den Ta-

sten des Fortepiano's wühlte und sprach: „Ich hoffe, Sie werden glücklich sein."

„Das denke ich," erwiederte sie mit gesenktem Blicke. —

Es trat abermals eine peinliche Pause ein, Musters setzte sich neben Mary und flüsterte ihr Worte zu, von denen jedes ein tödtlicher Dolchstoß in das Herz des Getäuschten war. Er verbeugte sich gegen Mrß. Chaworth und verließ die Halle.

Ein Gang durch den Park gab ihm die nöthige Ruhe wieder. Er betrat abermals das Haus, um das Zimmer zu besuchen, wo er glückliche Nächte verträumt hatte. Schon stand er vor der Thür und wollte eintreten, als er Geflüster und das unterdrückte Schluchzen einer Weinenden vernahm. Mit angestrengter Aufmerksamkeit lauschte er auf die Sprechende. Diese Stimme gehörte Mary's Cousine, einem Mädchen, das er beleidigt hatte und die ihn nicht leiden mochte.

„Aber Mary, ich bitte Dich," sagte Eliza, „wie kannst Du Dich nun erst grämen! Hast Du den

Vetter nicht geliebt, ſo erſpare Dir die Thränen für wichtigere Ereigniſſe."

„Pfui!" erwiederte Mary, mit unterdrücktem Schluchzen, „glaubſt Du, ich habe je auch nur das Mindeſte für den lahmen Jungen empfunden? Ueberdies iſt er ein Schulknabe! Ich war ihm gut, weil mich ſein ſeltſames Weſen unterhielt, aber Gott ſoll mich bewahren, ihn zu lieben! Nur das ſchmerzt mich, daß ich weiß, er fühlt ſich unglücklich durch mich!" — Und abermals unterbrach ein heißer Strom von Thränen die zitternde Stimme.

Byron hatte ſchon zu viel vernommen. Vernichtet ſtürzte er die Treppe hinab dem Betſaal zu. Er war leer, der Nebelhimmel hing trüb herein zu den dunkeln, epheuumrankten Fenſtern. — Weil ſein Weſen ſie unterhalten, nur deshalb hatte ſie ihm Gefühle geheuchelt, die er ſeinem tiefſten Herzen entnommen! — Er fand keinen Halt in ſeiner eigenen, zerſtörten Bruſt. Eine grauenhafte Leere dehnte ſich aus in ihm, der Tummelplatz zahlloſer Geſpenſter, deren jedes eine raſende Leidenſchaft verhüllte. —

Unruhig ſchritt er die Halle auf und nieder, warf ſich auf's Sopha, trat an das Fortepiano, an's Billard, ſtieß einige Bälle wild durch einander und ſah hinaus in die immer dichter hereinbrechende Dämmerung. Dann zog er die Schreibtafel aus ſeiner Bruſt, und wühlte den verſchloſſenen Schmerz ſeines Gemüthes auf die ſtummen, gelben Blätter des Pergaments. Und wieder durchſchritt er das öde Gemach, riß die beſchriebenen Blätter aus, zerrupfte und gab ſie dem Winde preiß, der über das Land ſtürmte.

Leiſe Schritte ſtörten ihn — Mary trat ein. „Gordon," redete ſie ihn an, „gehſt Du im Zorne von mir?"

Nur eines kurzen Augenblickes bedurfte es, um die Aufregung ſeines Gemüthes mit dem kunſtgerechten Lächeln vollendeter Verſtellung zu verdecken. „Theure Miß," verſetzte er, „wenn ich Sie wiederſehe, werden Sie Miſtreß Chaworth heißen, denn ich habe von Ihrer Mutter gehört, daß Sie auf einige Zeit Ihren Familiennamen beibehalten ſollen."

„Das hoff' ich," erwiederte Mary. — Byron ließ

ihr nicht Zeit, mit abermaligen Betheuerungen ſein blutendes Herz wie mit duftenden Veilchen zu beſtreuen. Zitternd ergriff er ihre Hand, hauchte einen Kuß auf ihre Stirn und drückte ſein brennendes Auge noch einmal in ihre weichen Haare. Dann verließ er ſchnell den alten Betſaal, beſtieg ſein Roß und ſprengte im wildeſten Laufe in die feuchte Nebelluft. — Am Thore warf er noch einen Blick rückwärts. Er glaubte das blaue Gewand ſeiner Geliebten auf der Terraſſe flattern zu ſehen, der pfeifende Wind legte den zerriſſenen Schmerzenslaut ſeines eigenen Namens, von weinenden Lippen geſtammelt, an ſein Ohr.

„Fort!“ rief er, als wolle er ſich ſelbſt Muth einſprechen, ſeinem Roſſe zu und ſpornte es zu noch ſchnellerem Laufe. —

Der Abend war kalt, öde, troſtarm, wie ſein armes, zerriſſenes Herz. Von fern durch den Dunſt des Nebels ſchimmerte der Hügel mit ſeinem ſäuſelnden Ulmenkranz. Byron wendete das Auge mit Gewalt ab und jagte Newſtead zu, deſſen grauer Thurm,

von dem schreienden Krähenheer umkreist, in kurzem vor ihm lag. Als er am Abteithor hielt, vernahm er die Stimme Joe Murray's, wie er eben ein altes schottisches Lied sang. Es waren die letzten Strophen, mit denen sich die gottesfürchtige Nanny nicht einverstanden zeigte.

„Sagt, was Ihr wollt, Joë," sprach die Haushälterin, „das Lied ist nicht christlich, und was nicht christlich ist, das ist gottlos. Da habt Ihr meinen ganzen Katechismus. Er ist kurz genug, um ihn einem zweijährigen Kinde begreiflich zu machen. Aber Ihr seid von der unbegreiflichen Menschensorte. Es haftet nichts an Euch, als das Unehrbare. Solltet Euch schämen, alter Joë! Seid ein Mann tief in den Sechzigen, tragt fremdes Haar, um die Blößen Eures Verstandes zu decken und könntet recht warm sitzen mit Eurem Gehirn. Ich denke aber, das Gewissen wird Euch schon einmal einheizen, daß Ihr nicht wißt, ob Ihr Joë Murray oder Kaliban das Ungeheuer seid, wie Ihr das arme Thier da nennt. Ihr seid ein ungeheuerliches Nichts, Joë! Glaubt

einer gottesfürchtigen Frau, die wie Nanny Smith in der Furcht des Herrn alt geworden iſt in Ehren!“

„Schön, ſehr ſchön, Nanny! Habe lange keine ſo bündige Predigt gehört, ſeit des alten Lords Tode, tröſt' ihn Gott! Schade Nanny, jammerſchade, daß unſer Herrgott kein Mannsbild aus Euch gemacht hat, wär't ſicherlich ein rechter Streiter des Herrn geworden, ſo was man ſagt, ein wahrhaftiger Kampfhahn! — Ich ſag's, Nanny, 's iſt ſchade, läßt ſich aber nicht mehr ändern!“

Der alte Diener erhob abermals ſeine Stimme, und ſang laut und vernehmlich den Spruch der alten Phrophezeihung, die im Munde des Volkes von der Brücke des Don bei Aberdeen lebt:

„Brücke Balgounie's, ſchwarz iſt Dein Stein,
Mit des Weib's einz'gem Sohn' und der Mähr einz'gem Füllen ſtürzeſt Du ein!“

„Die Prophezeihung lügt!“ rief Byron, der wie eine Geiſtererſcheinung plötzlich in die düſtere Flur trat. „Andere Prophezeihungen mögen zutreffen, wie's manches unglückſelige Menſchenkind wohl er-

fahren hat, aber diese ist falsch. Ich hab' als kleiner Knabe oftmals über das Geländer der Balgounie-Brücke hinabgesehen in den schwarzen, durchsichtigen Don, aber das Gewölbe ist nicht zusammengestürzt, wiewohl ich der einzige Sohn meiner Mutter bin."

Joë war ehrerbietig aufgestanden und erwiederte jetzt: „Es ist zuverlässig ein altes, sogenanntes gottesfürchtiges Weib gewesen, Ew. Herrlichkeit, das den albernen Reim aufgebracht hat, sonst wär's eingetroffen, so wahr ich Joë Murray heiße und ein wahrhaftiger Alt-Engländer aus dem Sherwood-Walde bin! Ich bin überhaupt der Meinung, Ew. Herrlichkeit, daß alle Wahrsagungen von geschwätzigen Weibern herrühren, weshalb ein ehrbarer Mann, etwa wie ich, all' dem Zeug keinen Glauben schenken sollte. Thut nicht gut, Ew. Herrlichkeit, werden's erfahren!" —

Byron befand sich nicht in der Stimmung, dem Geschwätz des gemüthlichen Alten ruhig zuzuhören. Er verlangte in sein altes Zimmer geführt zu werden.

„Sr. Herrlichkeit, Lord Ruthyn, ſind in der Abtei," ſagte Joë. „Der Lord hat mir auf das ſtrengſte befohlen, Ew. Herrlichkeit zu ihm zu führen."

„Ich aber befehle Dir, mich in das Zimmer mit dem alterthümlichen Kamin zu bringen."

„Auch haben Sr. Herrlichkeit befohlen" —

„Mag Sr. Herrlichkeit verd" — Byron unterbrach ſich und trieb den verwunderten Diener vor ſich her nach der Gegend des Zimmers zu.

„Wollen Ew. Herrlichkeit nicht einen Plumpudding haben?" e[illegible] jetzt Nanny ihre Stimme, „Sie werden gut thun. Dieſe Nebelluft ſchwächt den Magen."

„Nein! Nichts als das Zimmer will ich."

„Oder eine Flaſche Claret und kaltes Geflügel?"

„Trink und iß, was Dir beliebt, Nanny. Ich will mich von den Schatten meiner Gedanken mäſten!" —

Nanny murmelte ein Gebet und ſang einen frommen Liedervers, völlig irre geworden an ihrem jungen Herrn. Byron trieb den Alten ſogleich fort, als

er Beſitz von dem Zimmer genommen hatte. Sein bleiches, verſtörtes Geſicht am Morgen verrieth, daß er die Nacht ſchlaflos zugebracht habe. Nanny wollte ihn ſogar gegen Mitternacht haben die Abtei verlaſſen und über den See ſchiffen ſehen. „Doch,“ meinte ſie, „kann's auch ein Geiſt geweſen ſein, mit denen ja unſere Abtei ſehr reichlich geſegnet iſt.“ —

Drei Tage ſpäter ſaß Byron wieder auf dem Grabſteine des Kirchhofes zu Harrow, dem von jetzt an die Schüler den Namen „Byrons Grab“ gaben. Vom Schulhofe her ſchallte Jubeln der ballſpielenden Knaben, aber ſein Herz nahm keinen Theil mehr an der Harmloſigkeit ſeiner Kameraden. Die Liebe hatte ſeines Gemüthes Tiefen erſchloſſen und der Sturm, der heraufgeſtiegen war aus dieſen unergründlichen Schluchten, trieb in unerkennbare Fernen den Freudenglanz einer Welt, an den er ſich noch vor einem Monat mit Luſt und Liebe feſtgeklammert. — Blutig hing die Abendröthe an den

Hügeln, der Strom glänzte, die Schiffer ſangen. Es war Alles noch wie vor wenig Wochen. Nur in ihm hatte ſich eine grauſame Veränderung zugetragen. Die Zukunft lag ſchwer, trüb und verhüllend über ihm, wie der finſtere Nebeldunſt über dem unermeßlichen London.

Er hatte Mary's Bildniß vor ſich liegen auf dem Grabſteine. Einzelne Thränen fielen darauf, es war zerſprungen. In unausſprechlichem Schmerz ſchrieb er darunter:

„Du ſüßes Bild, weit theurer mir,
Ob auch Gefühle Dir entgehen,
Als was da lebet außer Ihr,
Die Dir mein Herz zum Hort erſehen.“

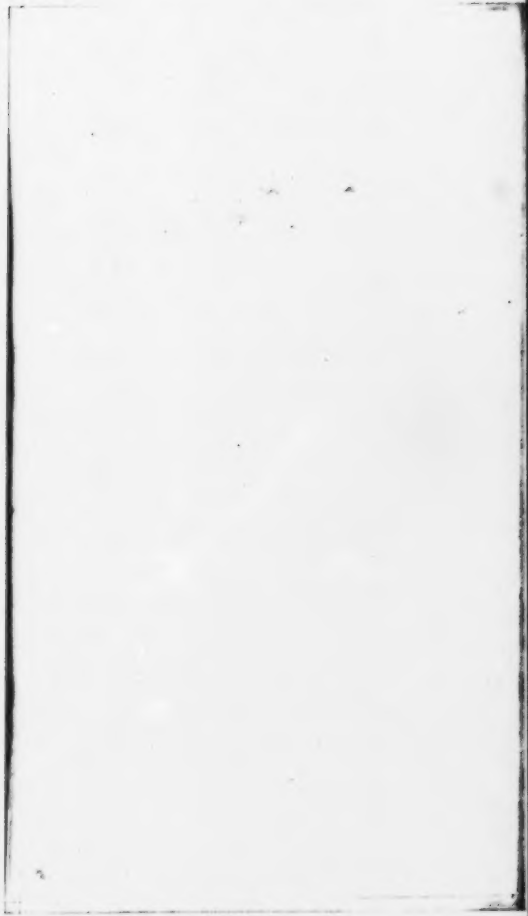
Ein bleicher, ſtarrer Ernſt lag auf ſeinen Zügen. Wie eine Laube, unter der die Schwermuth wohnt, überdachte die Fülle ſchwarzer Locken ſeine weiße Stirn. — Er verbarg das Bild wieder an ſeinem Herzen. Zufällig ruhte das Auge auf dem Stein. Er las, was er vor etwa ſechs Wochen in einem

Anfall wehmüthiger, süßer Träumerei hingeschrieben hatte:

„Mein Grabstein soll allein mein Name sein!
Ist's Ehre nicht, die meinen Staub bedeckt,
O, daß kein andrer Ruhm mich dann befleckt!
Er soll des Ortes Merkmal, er allein
Mit ihm gedacht, wo nicht, vergessen sein."

Das Lächeln der Satyre spielte um seinen Mund. Mary's Weigerung, ihm Herz und Hand zu schenken, die scherzhafte Flatterhaftigkeit, womit sie ihn von sich gestoßen, raubte ihm nicht die Liebe zu ihr, wohl aber zur Menschheit. Er vermochte jetzt nur noch im Hasse zu lieben. Der Gottesfriede war von ihm gewichen, Zweifel, Zerrissenheit, höhnende Skepsis waren die Götter geworden, denen er seine Hand entgegenstreckte. Seine Schulkameraden fürchteten ihn. Der verwundende Gedankenausdruck, wozu von jetzt an für ihn die Sprache nur da zu sein schien, versteckte sich hinter eine Zweideutigkeit, die nur der begreifen konnte, dessen Auge in seiner verschlossenen Seele zu lesen vermochte. Er ward, was die Welt abschreckend geistreich nennt. —

Ein halbes Jahr nach diesen Ereignissen reichte Miß Mary dem zierlichen Jack Musters ihre Hand am Altare. Byron vergoß keine Thräne, als er es erfuhr. „Ist das Alles?“ sagte er auf die empfangene Nachricht, ging fort und übte sich im Pistolenschießen. —



II.

Die Schädelbrüder in Newstead.

1.

In der Laube eines kleinen Parks saßen zwei junge Damen. Eine derselben beschäftigte sich eifrig mit einer Stickerei, während die andere, dem Anscheine nach um einige Jahre Jüngere, in einem Buche blätterte. Die Laube hatte eine etwas erhabene Lage, und bot einen angenehm überraschenden Blick in die Gegend, deren bunte Reize durch die Jahreszeit noch mehr erhöht wurden. Es war Herbst, an Busch und Hecken glommen die dunkelfarbigen Blätter, die je zuweilen ein Windhauch auf den Boden herabschüttelte. Am Fuße des Hügels zog sich der Garten nach einem reinlichen Landhause hin, dessen grüne Jalousien recht verlockend durch die orangegelben

Blätter des Ahorn schimmerten. Darüber stiegen die Thürme von Southwell in die Luft, und auf der andern Seite konnte der Blick eine weite Strecke die Landstraße verfolgen, die sich nach Mansfield hinzog.

„Was blätterst Du denn so lange, Helene?“ sprach das ältere Mädchen zu ihrer Freundin, die, auf ein Knie niedergesunken, die linke Hand in ihre weichen Locken vergrub, welche in zahllosen Ringeln den schlanken Nacken überflutheten. „Hat der Schwan vom Avon kein Lied mehr, das in Deinem Munde einen doppelten Reiz gewönne? Ich bitte Dich, Helene, lies! Die Arbeit geht mir noch einmal so rasch von Händen.“

„Gut, daß unser wunderlicher Gesellschafter nicht da ist,“ erwiederte Helene,“ Deine Worte würden mich in Verlegenheit setzen. Weißt Du noch — vor acht Tagen — wie ich ihn accompagnirte? Er sang eben das Lied: „„In Liebe schlägt mein Busen,““ wobei er sonst immer aus dem Tacte kommt. Mein Spiel aber hielt ihn fest, den tactlosen Sänger!

Nun, Alice, ich wurde wahrhaftig ganz roth über die Lobsprüche Sr. Herrlichkeit.“

„Und doch hörst Du sie gar zu gern,“ sprach lächelnd Alice, „Du würdest sonst nicht so eifrig mit ihm correspondiren.“

Helene hielt der Freundin ihre kleine Hand auf den Mund, nahm das Buch wieder auf und las:

„Mein Auge war ein Maler, der Dein Bild
In meines Herzens Grund gezeichnet tief.
Mein Leib umzirkt es wie ein Rahmen-Schild,
Und Malers beste Kunst ist Perspectiv:
Denn durch den Maler durchsehn mußt Du sein Geschick,
Wenn Du Dein armes Bild willst finden, wo es liegt:
In meines Busens Schrein bis diesen Augenblick,
Darin Dein Auge sich als Fenster schmiegt.
Sieh nun, wie gut ein Auge dient dem andern!
Meins malt Dein Bild; dafür, in meiner Brust,
Wird Deins zum Fenster, wo die Sonnenstrahlen wandern,
Durchblickend Dich belauschen drin mit Lust.
Nur daß das Aug' entbehret Eines Lichts:
Es malt nur, was es sieht, vom Herzen weiß es nichts.“ *)

„Das ist garstig von unserm William,“ fiel

*) Nach der Ueberſetzung von Regis.

Alice ein, während Helene Buch und Augen senkte, und sich mit der Hand über die Stirn fuhr, als wolle sie einen unangenehmen Gedanken verwischen.— „Mir gefallen seine Worte doch," versetzte nach einer Pause die liebliche Vorleserin. „Ist es nicht immer wahr, so hat er doch auch nicht ganz Unrecht. Ich wollte schon, unser schwarzlockiger Gast machte einmal für mich ein so hübsches Sonnett. Möchtest Du nicht, Alice?"

„Gordon?" sprach gedehnt die Angeredete und ließ die Stickerei sinken. „Ach, der arme Gordon! Wie magst Du glauben, daß Der solche duftige Liebesgedanken nur in sich hegt!"

„O, er hat doch recht hübsche Lieder gedichtet."

„Hat er? Etwa an Dich? Helene!"

Helene aber nahm das Buch auf, schlug einige Blätter um und las wieder:

„Daß Du Sie hast, ist nicht mein ganzer Schmerz;
Und habe doch fürwahr Sie treu geliebt.
Daß Sie Dich hat, ist meines Kummers Herz,
Ein Liebestraub, der tiefer mich betrübt.
Euch Liebessünder will ich so vertheid'gen:

Du liebst Sie, weil Du weißt, daß Sie mir werth;
Und so auch Sie muß mich um meinethalb beleid'gen,
Erhörend meinen Freund, der meinethalb Sie ehrt.
Verlier' ich Dich, mein Liebchen nimmt die Beute;
Verlier' ich Sie, gleich findet Sie mein Freund;
Sie Beide finden sich, und ich verliere Beide,
Zu meiner Qual um meinethalb vereint.
Doch Glück! Sind wir nicht eins, Er mein, ich Sein?
Holdsel'ger Traum! Dann liebt Sie mich allein!"

„Das ist die wahre Spitzfindigkeit der Liebe!" sprach Alice, als Miß Helene ihre schönen blauen Augen aufschlug. „Nicht wahr, wer so liebt, und den Gegenstand seiner Neigung bei vorfallenden Verirrungen zu entschuldigen vermag, muß sehr edel sein!"

„Und ein Dichter," setzte Helene hinzu. „Gordon könnte auch so etwas schreiben, wenn er nur weniger wirrköpfig und eigensinnig wäre."

„Schon wieder Gordon? Ich muß Dich aber doch aus Deinem Irrthume reißen, liebe Helene" —

„Denkst Du, er kann nicht lieben?"

„Wer nicht lieben mag, kann es auch nicht! Höre mich! Hast Du in meinem Nähkörbchen den Agatstein gesehen? Er hat in der Mitte eine Oeff-

nung, durch die eine Schnur gezogen ist. Ich bekam ihn geschenkt von der alten, wunderlichen Sibylle, Miß Stonecraft. Man sagt, dieser Stein besitze die Eigenschaft, daß er denjenigen vor der Leidenschaft der Liebe bewahrt, in dessen Händen er sich befindet." —

„Ach, liebste Alice," lachte Helene, „darum gibst Du Dir auch immer so ein ernstes, matronenhaftes Ansehen, wenn ein junger Mann Dich anblickt!"

„Immer spotte," erwiederte Alice, „das hättest Du aber gewiß nicht geglaubt, daß Gordon mich schon einigemale alles Ernstes um jenen Agatstein gebeten hat."

„Um den albernen Stein!" rief Helene, fast zornig, aus. „Was soll ihm denn das Ding? Ja siehst Du, Alice, jetzt könnt' ich ihm wirklich so recht von Herzen böse sein."

„Das sind' ich billig," meinte Alice, und ließ forschend ihr Auge auf den nachdenklichen Zügen ihrer Freundin ruhen. „Nicht wahr, eine solche Bitte

beweiſt recht deutlich, daß der hübſche Gordon nicht lieben mag?"

„Es kann auch ein bloßer Einfall ſein, wie er deren ſo oft hat," verſetzte etwas ſchnippiſch Miß Helene. „Poetiſche Gemüther hängen immer von Launen und Stimmungen ab. Hätteſt Du eingewilligt, ſo würde Gordon nicht mehr daran gedacht haben. Widerſtand — das weißt Du — reizt ihn, gibt man ihm aber nur ſcheinbar nach, ſo kann man ihn leiten, wie der Magnet eine ſtählerne Nadel."

„Ich glaube, Du hättſt Dein Auge für einen ſolchen Magnet."

„Du biſt häßlich."

„Aber doch nicht abſchreckend? Hm, Helene? Was ſagt denn Shakespeare hier, wo Du das Eſelsohr gemacht haſt?"

„Helene las:

„Entweder leb' ich, Dir die Grabſchrift zu erſinnen,
Oder Du dauerſt noch, wenn Moder mich verzehrt.
Dein Angedenken rafft kein Tod von hinnen,
Wenn auch von mir kein Lebender mehr hört.
Fortan unſterblich wird Dein Name leben,

Wenn mich auf ewig Staub der Welt verbarg.
Nun kann die Erd' ein schlechtes Grab mir geben,
Du ruhst in Menschen-Augen eingesargt.
Mein Freundes-Vers wird sein Dein Monument,
Daß Dich noch ungeborne Augen lesen,
Und kommender Geschlechter Mund Dich nennt,
Wenn alle Athmer dieser Welt verwesen.
So hält Dich da, wo Odem nie versiegt,
Auf Menschenlippen athmend mein Gedicht."

„Ja es muß schön sein, einen Dichter zum Freunde zu haben," setzte seufzend die Leserin hinzu.

„Er muß dann nur auch das Anrecht auf eben so große Unsterblichkeit besitzen, als unser ewiger William," warf Alice ein.

„Das hat jeder Dichter," meinte Miß Helene; „denn eigentlich schreiben doch nur diejenigen, denen ein unwiderstehlicher Drang das Herz bewegt. Ich denke mir das Dichten wunderbar lieblich. Schmerzlich und doch auch wieder so beglückend — einem ewigen Frühlinge ähnlich, der in der Seele nur auf kurze Momente schlummert und dann sogleich wieder neue Keime treibt, Knospen ansetzt, aus denen Blüthe

und Früchte beinahe in einem Augenblicke ſich entwickeln."

„Ein ſolches immerwährendes Schaffen muß mit unausſprechlichen Freuden verknüpft ſein. Schon wenn unſer einer ſich hinſetzt, und eine alberne Guirlande zeichnet, um ſie nachher künſtlich zu ſticken, und die Natur auf eine unwürdige Weiſe um ihre Reize zu betrügen, fühlt man ein Vergnügen, wofür in keiner Sprache ein beſonderes Wort zu finden iſt. Nun denke Dir aber das Bilden eines Dichters, der aus tiefſinnigen Träumen Welten erbaut, die nie wieder vergehen, nur Hauch von Hauch, Duft von Duft! Ich möchte das Dichten ein Entfliehen der Seele aus dem Körper nennen, der ihr läſtig wird im vollen Gefühl ihrer Kraft. Sie bricht, ohne es zu ahnen, in das eigentliche Gemach der Schöpfung ein, um von dorther Gedanke und Form im Uebermuth der Liebe zu entwenden. Gedichte ſind Worte Töne, Accorde, vom Munde der Gottheit gelöſt, Mährchen aus den zukünftigen Kinderjahren der Seligkeit."

„Helene! Helene!“ rief laut lachend Alice aus, „wenn Du einmal in's Schwärmen kommſt, dann geht's toll zu in Deinem Kopfe. Deine Gedanken galoppiren wie Elfenroſſe über Berg und Thal, klingend und ſingend, und mögen ſie auch noch ſo konfuſe ſein, man hört ihrem wunderlichen Galopp doch zu, weil ſich immer eine Unterhaltung daraus ergibt.“

„Wenn ich einen Agatſtein hätte, wie Du,“ verſetzte ſchelmiſch lächelnd Helene, „ſo würde ich geſetzter ſein. Wollen wir uns künftig in das gefühlsermäßigende Amulet theilen? Was meinſt Du, Alice?“

„Erſt magſt Du mir noch ein Sonnett leſen und zwar das hier mit dem Roſabändchen gezeichnete. Ja, ja, nur nicht geſträubt! Grade dies will ich. Der gute William hat ſicher auch hier wieder einmal lebhafter geſchwärmt, als wir andern proſaiſchen Menſchen es vermögen.“

Helene konnte der Freundin nichts abſchlagen,

sie ergriff abermals das Buch und trug folgendes Sonnett mit hinreißender natürlicher Anmuth vor:

„Wenn ich gestorben, traure länger nicht,
Als dumpfer Grabesglocken Trauerton
Der Welt von meinem Scheiden gibt Bericht,
Und daß zu armen Würmern ich entfloh'n.
Ja, lieset Du dies Wort, vergiß die Hand,
Die's niederschrieb; denn so sehr lieb' ich Dich,
Daß ich mich gern aus Deinem Sinn verbannt',
Empfändest Du im Denken Leid um mich.
O kommt Dir, ruf ich, dieser Vers in's Haus,
Lange vielleicht nach meines Leib's Vermodern,
Sprich meinen armen Namen selbst nicht aus,
Laß mit dem Leben Liebe gleich verlodern,
Sonst prüft die kluge Welt der Thränen Sinn,
Und höhnt Dich um mich, wenn ich nicht mehr bin." —

Helene schlug jetzt das Buch zu und ließ sinnend ihren Lockenkopf auf die Hand sinken.

„Meinst Du, daß sich eine solche Forderung erfüllen ließe?" fragte sie nach einer Weile.

„Es kommt Alles auf den Grad der Liebe an."

„Oder auf die Poesie der Gemüther," ergänzte Helene. „Ich finde William's Forderung an seinen Freund eben so poetisch schön und erhaben, als grau-

ſam. Grade die innigſte Zartheit der Empfindung macht ihn zum Tyrannen an ſeinem geliebteſten Freunde."

„Kaum hätte ich geglaubt, daß Du Schwärmerin, die erſt vor wenigen Minuten in der Poeſie die Seligkeit, in ihren Pflegern die auf die Erde herabgeſtiegenen Götter des Himmels erkannte, eine ſolche Anklage gegen ſie erheben könnteſt!"

„In meinen Worten liegt keine Anklage," verſetzte mit reinſtem Auge das Mädchen, „ich freue mich vielmehr, daß der Menſch aus Liebe grauſam ſein kann. Das beweiſt eben die unergründliche Tiefe ſeiner Leidenſchaft. Warum iſt Gott nach unſern Vorſtellungen unerforſchlich? Weil ſeine ganze Subſtanz ſich in Liebe auflöst; Unerforſchlichkeit aber iſt auch nur eine andere Geſtaltung, eine Abart der Grauſamkeit; denn ich möchte doch wiſſen, wo die Duldung und Nachgiebigkeit in einem Weſen zu finden ſein ſollte, das es ſich zur Pflicht macht, nie ganz ſeine innere Welt entdecken zu laſſen! Bei alle dem bin ich aber doch wieder ein ſehr gutmüthiger

Arzt. Meine Mittel sind mild; ich finde in diesem unaufhörlichen Täuschen ein Versteckenspielen der Liebe. Und machen wir's etwa anders? Wo zwei Naturen in einander aufzugehen sich sehnen, spinnen sie gegenseitig sich immer täuschendere Netze, um eine die andere langsam zu fangen und für immer zu fesseln."

„Man sieht, daß Du bei Gordon in die Schule gegangen bist," versetzte Alice. „Die Lust, in skeptischen Deutungen und Zergliederungen sich selbst über die Schwierigkeiten im Leben hinwegzuschnellen, hast Du ihm trefflich abgelauscht. Sieh Dich aber nur vor, daß bei diesen Spielereien des Gedankens mit Deinen unschuldig phantastischen Bildern die eigene Unbefangenheit Deiner Natur nicht verloren geht! Die Poesie überwindet nicht immer den zersetzenden Verstand! Oft wird sie, angesteckt von diesem flammenden Irrlicht, ein Gift, in dem sich ihr Besitzer berauscht, ohne je wieder zur vollen Unschuld der Besonnenheit zurückkehren zu können."

„Du sprichst gewaltig gelehrt," sagte Helene,

indem sie aufstand und ihre Lockenfülle unter den leichten Hut zwang, den sie der Bequemlichkeit halber abgelegt hatte. „Mit Spitzfindigkeiten kann ich mich nicht abgeben. Dazu bin ich noch zu jung, und liebe das Leben zu aufrichtig. Bekümmern aber möchte ich mich, wenn ich unsern jungen Gast oft so misanthropisch in die Welt hineinstarren sehe. Dann behelfe ich mich wohl mit Redensarten, in denen mein Herz ungezwungen aufgeht, ohne daß ich es beabsichtige. Gordon hat viel Gutes an sich, wenn er heiter ist, und man ihn nicht an die Vergangenheit erinnert. Mein Gott, mir fällt es schwer aufs Herz — so jung noch und schon so verdüstert! — Und von Liebe," setzte sie seufzend hinzu, „darf man gar nicht sprechen! Du hast Recht; da zieht er gleich die Augenbraunen so — zusammen. Hu, 's ist eine abscheuliche Angewöhnung!"

Die beiden Freundinnen gingen jetzt Arm in Arm den Hügel hinab in die tieferliegenden Gänge des Gartens. Die Sonne war schon untergegangen und es begann stark zu dunkeln.

„Wer reitet denn dort so eilig nach der Landstraße zu?“ fragte Alice, als der Hufschlag eines galoppirenden Pferdes ihr Ohr berührte.

„Dort?“ wiederholte Helene, indem sie die Freundin zurückhielt und mit dem Finger nach dem Reiter zeigte. „Ich wette was Du willst, Alice, das ist unser Protector.“

„Nicht möglich! So spät? Wo sollte er denn hinreiten?“

„Darnach fragt wohl etwa dieser Wildfang! Es ist des Sultans Figur und Gang. Ganz gewiß, der ehrenwerthe Lord läßt uns heut' Abend allein.“

Sie schritten etwas schneller dem Hause zu. Eine Die[illegible] brachte ihnen Gruß und Dank von Gordon und fügte hinzu, Sr. Herrlichkeit lasse sich entschuldigen.

„Eine malitiöse Manier, seine Freunde zu behandeln,“ bemerkte Alice. Helene schwieg und murmelte die Melodie des Liedchens: „In Liebe schlägt mein Busen.“ Heut' Abend also wirst Du mich begleiten müssen,“ sagte sie zu ihrer Freundin; „denn singen

muß ich, sonst wird mir's wahrhaftig zu eng in unserm Hause."

Miß Alice legte die Stickerei in das Arbeitskörbchen.

„Was suchst Du denn so eifrig?" fragte Helene.

„Wenn ich nur wissen sollte — hier hat er doch immer gelegen, ja ganz gewiß hier." —

„Was denn? Alice, Du zitterst ja ordentlich."

„Nein, nein, liebe Helene; ich weiß es aber zuverlässig, daß ich den Stein in ein grünes Papier eingehüllt habe."

„Doch nicht Dein liebloses Amulet, das Dir die Sibylle geschenkt hat?"

„Ach, hilf mir lieber suchen!"

„Alice" sprach Helene, und stemmte den linken Arm in die Seite, „weißt Du, wo es ist?"

„Nun?"

„Auf der Straße nach Mansfield. Ha, ha, ha, ha! Jetzt hat Deine Ernsthaftigkeit ein Ende, Du wirst wieder im Herzen verwundbar werden, wie Deine Schwester. Nun, gib Dich zufrieden!"

Alice war verſtimmt. Helene aber legte ſchmeichelnd ihren Arm um den Nacken der Freundin und machte durch ihre Liebkoſungen den an ſich unbedeutenden Verluſt bald vergeſſen.

2.

Der Gegenſtand, über welchen die beiden jungen Mädchen ſich unterhielten, trabte unterdeß ohne Aufenthalt weiter auf Newſtead zu, wo er ſeit einigen Wochen ſich bleibend niedergelaſſen hatte. Den unbeholfenen, zuweilen plumpen Knaben hatte ein Zeitraum von nicht vollen drei Jahren gänzlich umgebildet. Als ſchlanker blühender Jüngling ſteht der junge Lord vor uns, in ſeinem geiſtreichen Geſicht das fieberhafte Spiel einer ſteten Leidenſchaftlichkeit. Ohne den Formen der Geſellſchaft ängſtlich ſich anzuſchmiegen, belebte ihn doch von Natur genug ariſtokratiſcher Tact, um ſich dem Conventionellen ſo weit hinzugeben, daß ſich der gewünſchten Galanterie eine intereſſante Nonchalance beimiſchte, die mit dem Reiz genialiſcher Launenhaftigkeit verbunden blieb.

Das Nichtgewöhnliche, sobald es nur den Schein des Natürlichen sich zu erhalten weiß, findet immer Liebhaber. Diesen Eindruck machte auch das Benehmen Lord Byrons auf die englische Gesellschaft. Dazu kam noch eine Zurückhaltung in seinem Wesen, die ihren Grund in einem verheimlichten Schmerz zu haben schien, den man indeß weder errathen noch von ihm selbst erfragen konnte. Der junge Lord galt für schön, geistreich, witzig, aber auch für gottlos und ungläubig. Man flüsterte sich seltsame Reden in die Ohren und erzählte Geschichtchen von dem noch nicht zwanzigjährigen Jünglinge, die der Fabelwelt weit mehr, als der Wahrheit zu verdanken schienen.

Byron hatte vor kurzem seine Universitätsstudien in Cambridge beendigt. Sein natürlicher Hang zum Skepticismus fand dort in den düstern Hörsälen der Hochschule mehr Nahrung als zu wünschen war, und die frühzeitigen trüben Lebenserfahrungen, an denen sein jugendliches Gemüth erkrankte, trugen noch mehr dazu bei, diese Irrwege in ihm ausweiten und anbauen

zu helfen. Byron's Liebe zu Miß Chaworth und der unerwartete Verluſt ſeines „glänzenden Morgenſterns von Annesley," ließen zwar das Bedürfniß nach Liebe in ſeinem heißen Herzen zurück, allein verſetzt mit unlautern Wünſchen. Es gibt Naturen, die, einmal verletzt in dem Allerheiligſten ihrer Seele, dieſen grauſamen Eingriff einer ungerechten Gewalt nie vergeben und vergeſſen können. Sie gleichen dem bunt beſchwingten Schmetterlinge, dem ein unerwarteter Anhauch ſchon den duftigen Farbenmantel für immer entwendet. Naturen dieſer Art, reizbar bis zum Entſetzen, werden, einmal ſo tief verwundet, entweder menſchenſcheu und laſſen dann den Geiſt als ſinnenden Einſiedler die Tiefe ihres eigenen Gehirnes belauſchen, oder es entwickelt ſich eine Art negativer Tyrannei in ihnen, die freilich zumeiſt mit ihren Ketten nur ſie ſelbſt feſſelt.

Zu dieſen von der Natur unglücklich Organiſirten gehörte auch Lord Byron. Mit dem Verluſt ſeiner Jugendgeliebten fühlte er eine Wolluſt in dem Gedanken, von jetzt an das geſammte weibliche Ge-

ſchlecht zu haſſen. Er überredete ſich, von Stund' an aller Liebe bar und ledig zu ſein, wenn auch die ſprühende Leidenſchaftlichkeit ſeines Naturells ſich zürnend dagegen auflehnte. Ein dunkles Gefühl ſagte ihm dies und veranlaßte die abnormſten Wunderlichkeiten, die je in eines Menſchen Geiſte neben den klarſten Anſchauungen Raum gewinnen konnten.

Es möchte ſchwer ſein, zu entſcheiden, ob Byron einer wahrhaften Liebe bald nach jenem verwundenden Schlage, der ihn zu Annesley traf, fähig geweſen ſein dürfte; wohl aber iſt es gewiß, daß die Ueberfülle von Kräften ihn gleichſam inſtinctmäßig dem Geſchlecht, das er zu haſſen ſich überredete, in die Arme führte. Dieſem Triebe widerſetzte ſich Byron nicht, denn er betrachtete ſeinen Umgang nur als ein Geſchäft der Rache an dem Geſchlecht ſelbſt, das ihn um die höchſten Freuden der Erde gebracht hatte; allein der Gedanke, es könne ihn auf's neue die Liebe mit ihrem verführeriſchen Locken berühren, machte ihn ſchaudern. Die Leidenſchaft aber iſt ein ſchlechter Kritiker, und ihr mußte denn auch die

ganze zerſetzende Schärfe des Byron'ſchen Geiſtes zinsbar werden, ſobald ſich die Gelegenheit dazu darbot.

Die alte Abtei Newſtead war faſt unbewohnbar geworden, da ihr einſtweiliger Verwalter, Lord Ruthyn, an Verbeſſerungen nicht gedacht hatte. Mit Byron's Rückkehr von Cambridge begann nun für ihn ſelbſt ein neues Leben. Die Romantik der Ritterzeit, in die er ſich, ohne ſtolz und ruhmſüchtig zu ſein, gern vertiefte, gaukelte dem feurigen Jünglinge tauſend wunderbare Bilder der Zukunft vor. Er träumte ſich, halb aus Ekel an der Gewöhnlichkeit, halb aus Pikanterie in ein Leben hinein, das mit der Intelligenz ſeines Jahrhunderts das Derbe, Ritterliche des Mittelalterlichen auf eine originelle Weiſe verbinden ſollte. Zu ſolchen Träumen war Newſtead ganz der Ort. Abgelegen, in Bauart und Einrichtung an die Zeit der fauſtrechtlichen Tapferkeit erinnernd, düſter und melancholiſch in ſeinen Umgebungen, umhüpft von dem Tauſendfuß der Sagen, die vom Sherwoodwald herüberklangen, und zum Theil noch im

Munde des Volkes lebten, konnte ein träumerischer, englischer Lord sich dort schon wohlbefinden. Byron ließ daher einige Zimmer wohnlich einrichten und hielt sich unterdeß in Southwell auf, wo die erwähnten Freundinnen ihm wohlwollend entgegen kamen.

Ein zartes Verhältniß, das von seiner Seite mehr auf Galanterie als auf Liebe begründet war, erheiterte ihm diesen Aufenthalt. Frauenreiz aber hat im Allgemeinen so viel umbildende Kraft, daß selbst die Entschlüsse des hartnäckigsten Menschen oft in sich selbst zerfallen, und gerade das Gegentheil von dem erfolgt, was der Verstand sich vorgenommen. Byron fühlte sein Gebäude in sich wanken. Gemeinschaftliche Ausübung von Musik mit einem jungen, lebhaften und dabei an Schwärmerei streifenden Mädchen, ist verführerisch. Unser Freund dies ahnend, suchte aus Eigensinn nach einer Ableitung und der Zufall kam ihm gefällig entgegen. Miß Alice, eine Freundin Helenens, die ihm oft ein unruhiges Herzklopfen verursachte, erzählte eines Tages, daß sie ein Amulet gegen die Liebe besitze.

„Wie?“ ſprach Byron aufmerkend, „ein Amulet gegen die Liebe? In ſo zarter Hand iſt dies ein Verbrechen. Geben Sie mir Ihr Amulet, denn das iſt juſt das Ding, was mir bisher noch gefehlt hat.“

Mädchen haben indeß auch ihre Liebhabereien und kokettiren ſehr oft gern mit einer Gleichgültigkeit, die ihnen nicht im geringſten von Herzen geht. Kurz Miß Alice ging nicht ein auf den Vorſchlag ihres angenehmen Geſellſchafters, ſondern begnügte ſich, den wunderbaren Agatſtein, den ſie beſtändig in ihrem Arbeitskörbchen zu verbergen pflegte, dem neugierigen Byron neckend wiederholt zu zeigen. Sie erzählte die ganze Geſchichte des ſeltſamen Amulets; wie es einem normanniſchen Grabe entnommen ſei und eine ſo untrügliche Kraft beſitze, daß ſie noch niemals eine Regung von Liebe empfunden habe.

Byron hörte andächtig zu, ſtellte ſich gleichgültig und entwendete bei nächſter Gelegenheit der ſchönen Beſitzerin das Amulet, um ſich augenblicklich damit zu entfernen. Der abergläubiſche Dieb hatte keine Ruhe, bis er es in Sicherheit wußte. Unverweilt

verließ er deshalb Southwell, ohne ſich zu verabſchieden, und ritt nach ſeinem Stammſitze.

Hier hatten ſich unterdeß ſchon mehrere Univerſitätsfreunde eingefunden, die gleich ihm dem Lebensgenuſſe lieber huldigten als den Wiſſenſchaften. Die Gutmüthigkeit des jungen Lords, nicht minder ſein altengliſcher Stolz, der ſich gern in einer patriarchaliſchen Gaſtfreundſchaft zeigte, machten es ihm faſt zur Pflicht, als ein dereinſtiger Peer Großbrittaniens, ſich in Zeiten auch das Anſehen eines ſolchen zu geben.

Als Byron in die Vorhalle trat, vernahm er ſchon die laute Stimme des alten Joë, der angelegentlich einem jungen Manne die Eigenthümlichkeiten ſeines Gebieters aufzuzählen bemüht war.

„Aber, lieber Sir," ſprach er zu dem angekommenen Gaſte, „ich ſage Ihnen, Sie kennen Sr. Herrlichkeit nicht. Ein vortrefflicher Herr, bei Robin Hood, nur etwas eigenſinnig. Und das muß ich Ihnen bemerklich machen, theurer Sir, laſſen Sie dieſes handgreifliche Unterſuchen mobiler und immobiler

Gegenſtände bleiben! Sage Ihnen, Sir, Sr. Herrlichkeit haben vortreffliche Tugenden, aber auch einige ſehr tumultuariſche Eigenſchaften. Weiß das, Sir, und hab's erfahren. Sind in dieſem Punkt juſt nach dem alten Lord, ſchauerlichen Angedenkens — Gott tröſt' ihn — gerathen."

Ein laut ſchallendes Gelächter unterbrach dieſe Rede des alten Dieners, den Byron ſeit ſeiner völligen Beſitznahme von Newſtead bereits zu dem Poſten eines Mundſchenken erhoben hatte.

„Alter Junge!" rief der Fremde, noch immer mit Lachen, „Du biſt ein capitaler Mundſchenk Sr. Lordſchaft, der ſo ausgezeichnet iſt, in „„tumultuariſchen Eigenſchaften."' Wiſſe aber, Du Bulldog vom Sherwoodwalde, daß hier einer vor Dir ſteht, der weder den weſtphäliſchen Frieden unterzeichnet hat, noch je eine Feder anrühren wird, um den erſten oder letzten Strich bei Sicherſtellung des ewigen Friedens zu thun. Ich bin ein Cantaber geweſen an der ſchmutzigen Welle des Cam, oder in derbem Engliſch, ein Student im Trinity-College zu Cam-

bridge, und Dein hochmögender oder geſtrenger Herr mit den „„tumultuariſchen Eigenſchaften,““ — weiß Gott ein Ausdruck zum Todtlachen! — war mein Stubengenoſſe. Hol' mir alſo eine Flaſche Madeira, alter Junge, ich will eine neue Hora anſtimmen in dieſen weiland hochheiligen Hallen.“

„Charles!“ rief eine wohlbekannte, tönende Stimme. „Charles! Habe Reſpect vor dieſer ehrwürdigen Perücke!“

„Ach, Gordon!“ erwiederte gedehnt der Fremde, und machte dem Lord mit komiſcher Gravität eine tiefe Verbeugung. „Ew. Herrlichkeit,“ fuhr er fort, „laſſen Ihre Freunde lange auf ſich warten und geben, wie es ſcheint, Ihrem Haushofmeiſter ſehr gemeſſene Befehle, nichts zu berühren, was in dieſen alten Gebäuden einen Einſturz herbeiführen könnte. In der That, dieſe Vorſicht finde ich ſehr wohlwollend und menſchlich. Es iſt dieſe Abtei kein paſſender Aufenthalt für einen Lord mit „„tumultuariſchen Eigenſchaften.““ — Köſtliche Bezeichnung für Gor-

don, den Halbſchotten mit dem ſchönen Geſicht und dem lahmen Fuße!"

„Matthews!" fiel Byron ein und ſchlug ſo heftig mit ſeiner Reitgerte gegen ein Fenſter der Halle, daß es in Stücke brach.

„Na, da haben wir's!" brummte Joë achſelzuckend. „Hätte ich doch mein altes Maul gehalten! Jetzt wird zwar nicht der Teufel, aber doch des Lords ſchlimmſte Laune ſich hier einniſten, und, was das heißt, hab' ich ſchon erfahren." —

„Immer noch empfindlich?" fuhr Matthews fort, als er ſeinen Freund in jener zitternden und ſchweigenden Wuth erblickte, die ihn jedesmal bei einer Verletzung ſeines tiefern Gemüths befiel. Matthews verſtand indeß den heftigen, aufbrauſenden Gordon zu leiten. Er nahm ſeinen Arm und ſchritt langſam mit ihm durch die Vorhalle nach dem großen Saale, der die eigentliche Abtei mit einem in neuerer Zeit erbauten Wohnhauſe verband. Der alte Joë ſah beiden ſtillſchweigend nach und ging dann kopfſchüttelnd in die Küche, wo ihn Nanny Schmith,

die Haushälterin, erwartete. „Das wird eine ſchöne Beſcherung geben," murmelte er in den Bart. „Sechs junge Edelleute ſind nun richtig in das alte Geniſte eingezogen ohne meinen ehrenwerthen Lord, mit dem die böſe Sieben voll iſt, und der ganz gewiß ein ſehr achtungswerther junger Mann, ein freigebiger Herr von vielen und tiefen Einſichten — namentlich des Abends — bleibt, aber auch zuverläſſig ein Herr von ſehr tumultuariſchen Eigenſchaften, mag der Herr Charles oder wie ihn Beelzabub ſonſt getauft hat, auch noch ſo ſehr lachen! — Nanny, gute Nanny, gib mir doch einen Krug Ale! Der Schreck und die Octoberluft ſind mir in die Glieder geſchlagen."

Nanny nöthigte ihren Haus- und Küchengenoſſen auf einen Sitz am Heerde, indem ſie die Aſche ſäuberlich abſtäubte, und kredenzte alsdann im blanken Kruge gar zierlich dem alten Diener die ſchäumende Ale.

„Auf ein gottesfürchtiges Leben, Joë!" ſprach

die ehrſame Frau. „Ich denke, den Wunſch können wir Alle gebrauchen.“

„Ohne Widerrede! Wohl bekomm's Euch!“ Joë that einen tüchtigen Zug. „Ein guter Trunk, Nanny, faſt ſo gut als ein luſtiges Lied von Altengland.“

„Hat Euch der Teufel ſchon wieder?“

„Nein,“ lachte gutmüthig der Mundſchenk, „Euch aber ſprang er ſo eben über die Lippe. Ich will ihn austreiben. Kennt ihr den Vers: —“

Ein lautes Halloh und Hufſchlag auf dem Hofraume unterbrach den liederreichen Diener. „Geht, geht! Um Gotteswillen!“ rief Nanny, „jetzt kommt die wilde Jagd zurück. Ruft den Stallknecht und koppelt die Pferde, ich bitt' Euch! Es ſind lauter unciviliſirte Hengſte, die immer den Leibhaftigen im Leibe haben. Wie mag nur Sr. Herrlichkeit ſolche wilde Beſtien im Stalle leiden! Eine ſanfte Stute lieb' ich mir, die hübſch anſtändig Trab geht, und ſich etwas zu Gute thut auf ihren Herren.“ Die etwas furchtſame Dame unterſtützte dieſe Worte kräftig mit ihren Händen und ruhte nicht eher, bis der

murrende Mundschenk ihren befehlshaberischen Bitten sich fügte.

Byron hatte indeß seinen Freund in das Wohnzimmer geführt. Die heitere Stimmung, in der sich Matthews befand, vermochte Byron's verdüstertes Gemüth nicht augenblicklich aufzuheitern. So entspann sich statt des erwarteten Scherzes, ein Gespräch ernsteren Inhalts, wobei Matthews nicht hinter seinem Gastfreunde zurückblieb. In mehr als einer Hinsicht war er es gewesen, an dessen ätzender Schärfe des Verstandes der schöne Rest von Byron's kindlicher Gemüthlichkeit sich verflüchtigt hatte. Der junge Lord bezog fast unmittelbar nach dem Verlust seiner geliebten Mary die Universität. In solchen Seelenstimmungen ist es leicht, selbst den leidenschaftlichsten Menschen für ihre Bestrebungen eine feste Richtung zu geben. Ein leiser Wink von der Augenwimper vertraulicher Theilnahme genügt, den Tag im vollen Sonnenglanze wieder auf den entblätterten Zweigen der Seele sich wiegen zu lassen, eben so leicht aber auch jeden Keim eines stilleren Glücks zu zer-

treten, und an deſſen Stelle Dornen heraus zu locken, die nicht minder ihre verwundende Spitze gegen die Geſellſchaft richten, als das eigene Herz ihres Pflegers langſam, aber ſicher, zerfleiſchen.

Byron's Hang zum Aberglauben ſchloß keineswegs die Neigung aus, gegen Alles zu proteſtiren, was von der Allgemeinheit als heilig verehrt wird; denn ſtarke Geiſter ſchwanken immer auf dieſem Perpetuum mobile des Fühlens und Denkens hin und wieder. Da führte ihn ſein Unſtern mit Matthews zuſammen, einem überwiegenden Verſtandesmenſchen, der es ſich zum Vergnügen machte, durch ſeine Dialektik jedes nur irgend einem Zweifel Zugängliche wegzudeuteln. Durch den ununterbrochenen Umgang mit dieſem Skeptiker, deſſen glänzende Verführungskunſt einen unläugbaren Scheinhimmel über die Oede in Byron's Seele deckte, brach vollends jegliche Stütze zuſammen, an der ſich kümmerlich das dürftige Kind des Glaubens noch aufrecht erhalten hatte. Byron ward, wozu er von Jugend auf hinneigte, ein Ungläubiger aus Widerſpruch, ohne doch an den

Unglauben zu glauben. Nur die Poeſie des Gemüthes konnte ihm ſelbſt der verſengende Hauch aus Matthews Munde nicht tödten. Vielmehr ſchlug dieſes Sonnenauge der Gottheit die goldhellen Lider mehr und mehr in ihm auf, je öder es ward in ſeinem vereinſamten Herzen. So ſtreut die Vorſehung, ohne daß der Menſch es ahnt, in die Gemüther derer, die mit aufgeworfener Lippe die göttlich großen Momente ihres Daſeins weghöhnen, das Wort der Verſöhnung, und macht ſie zu ihren Apoſteln.

Matthews war zu klug, als daß er dieſe Abirrung ſeines Freundes nicht hätte bemerken ſollen; er achtete aber auch zu ſehr die Naturkraft des Menſchen, um zur Vernichtung deſſen zu ſchreiten, was ſelbſt im Geiſt der Skeptik treffliche Früchte tragen konnte. Nur eins wollte er dem Freunde nie vergeben — ſeinen Hang zum Aberglauben!

Sein erſtes Begegnen in Newſtead gab ihm hinreichende Veranlaſſung, hierüber eine heftige Debatte zu eröffnen. Denn Byron war viel zu natürlich, um vor ſeinem geliebteſten Freunde einen ſo bedeu-

tenden Schatz geheim zu halten, wie er ihn in dem erbeuteten Agatſteine zu beſitzen glaubte. Er hatte daher kaum die abſichtsloſe Beleidigung vergeſſen, als er auch ſchon lachenden Muthes ſein Abenteuer erzählte und darüber triumphirte.

Matthews aber betrachtete dies Ereigniß, wie es ſein Freund nannte, mit den Augen eines berechnenden Diplomaten. Er hörte Gordon's Erzählung an, ohne eine Miene zu verziehen und warf dann blos die lakoniſche Bemerkung hin: „Du haſt doch Proben, nicht wahr?"

„Die Frage, Charles, iſt etwas albern," verſetzte Byron. „Seit ein paar Stunden erſt im Beſitz des Kleinods, kann ein vernünftiger Menſch nicht ſchon Beweiſe verlangen von deſſen Wirkſamkeit."

„Doch, Gordon, doch! So ein Amulet bethätigt ſeine Kräfte im Moment. Das iſt, wie ein Blitz; man hat es und fühlt auch ſeine Macht. Ich bin überzeugt, daß Dein Blut kalt fließt und zäh, wie Schneckenſchleim."

„Ich ſpüre wenig von Kälte."

„Daran iſt der ſchnelle Ritt ſchuld. Doch gib acht, das kommt über Dich wie ein Alpdrücken. Schade, daß wir nicht in London ſind! Da wäre das rechte Terrain, um die Wahrſagungen alter Weiber zu erproben.“

Byron, der bisher im Zimmer auf- und niedergegangen war, blieb jetzt vor Matthews ſtehen. „Du willſt mich verhöhnen, Charles,“ ſprach er, und die ſenkrecht von der Stirn herablaufende Ader begann aufzuſchwellen. „Ich bitte Dich aber: ſtöre mich nicht in meinen Lebensanſichten! Liebe iſt ein Unglück und ein Unſinn, — ein bloßer Leberfleck im Herzen, der ſich ausbrennen läßt oder unterbinden, wie eine Warze, und ich ſage Dir nochmals, ich beſitze nun das Ding, was dazu verhilft.“

„Du glaubſt nicht, wie erfreut ich darüber bin,“ erwiederte Matthews, „nur muß ich ebenfalls geſtehen, daß ich nicht minder das Ding beſitze, was Deinem Amulet die Kraft ſtreitig macht.“

„Woher weißt Du das?“

„Zwei Stimmen ſagen es mir, dieſe und dieſe,“

(indem er auf Kopf und Bruſt deutete). „Jetzt gilt's die Wette, und wer verliert, der ſoll dem Andern blos acht Tage lang geſtatten, Alles zu thun, was ihm die Laune eingibt.“

„Meinſt Du, ich werde zurücktreten?“ warf ſtolz Byron ein. „Ich bin ein ſo guter Engländer, als Richard Löwenherz. Hier iſt meine Hand und ein Schurke, wer Nein ſagt!“

„Brav,“ ſprach Matthews und ſchlug ein, „verſtändig aber haſt Du jetzt nicht gehandelt, Gordon! Dieſe Heftigkeit verräth es mir, daß Dein Agatſtein gerade ſo viel taugt, als der gemeinſte Kieſel aus dem Bache.“

Matthews verließ den erhitzten, ſchwärmeriſchen Freund. Byron war verſtimmt, doch konnte er ſeinem Widerpart nicht zürnen. Er verbarg den entwendeten Stein in eine Chatoulle und ging dann in die große Halle zu ſeinen Genoſſen, deren ausgelaſſener Jubel bald ſo mächtig erſcholl, daß bei eintretenden Pauſen der nahe Wald ein wehklagendes Echo nach der Abtei zurückwehte.

3.

Einen Monat ſpäter hatte ſich in Newſtead ein Leben entwickelt, das die Aufmerkſamkeit der nächſten Umgebungen in einem hohen Grade beſchäftigte.

Mit einer Art Abſcheu ſahen die zahlreichen Beſitzer der nahe gelegenen Pachthöfe nach den grauen Thürmen, vermieden aber wohlbedächtig, das eigentliche Territorium zu betreten, wenn nicht Geſchäftsgänge oder ein unabweisbarer Verkehr mit dem Lord ſelbſt ſie dazu nöthigten. Die älteren Perſonen ſchüttelten gar die Köpfe bedenklich, winkten einander vielſagend zu und erzählten ſich längſt vergeſſene Schauergeſchichten mit leidenſchaftlicher Theilnahme.

Eines Morgens, als eben der alte Murray ſeinen Beaufſichtigungsgang durch den Park gemacht hatte, und vor einem der bemooſten Satyrn ſtehen blieb, die allgemein von den Umwohnern „des alten Lord's Teufel“ genannt wurden, bemerkte er einen ſeiner Jugendbekannten an die Statue gelehnt, wie er mit forſchendem Auge die Abtei betrachtete, deren

alterthümliche Zinnen geſpenſtiſch aus dem ſchwer hinfluthender Nebel hervorragten. Francis Schellhorn war ein wunderlicher Kauz, ein Original an Leib und Geiſt, der ungeachtet ſeiner anmaßenden Forderungen dennoch wohl gelitten blieb, weil er Jedermann ergötzte. Seine Schultern waren etwas über die Schönheitslinie hinaus erhaben und bildeten zwei romantiſche Höcker, auf die ſich Francis nicht wenig einzubilden ſchien, wiewohl er ſich im Grunde unſäglich über dieſe Naturſpende ärgerte. Der ganze Kerl war klein, verwachſen und ſah aus, wie ein verkrüppelter Witz der Natur. Dabei pochte er auf ſeine geiſtigen Vorzüge, die ihm in einer gewiſſen Hinſicht in der That nicht abzuſprechen waren. Er beſaß eine gränzenloſe Eitelkeit, die noch mehr hervorgehoben ward durch das Beſtreben, jegliche Neuerung ſchlechthin für ein Werk des Satans auszugeben. Von Geburt ein Schotte, war er in Glaubensſachen dem Puritanismus ſehr zugethan und ſtreng in Befolgung der unbedeutendſten Formeln deſſelben. Der ſchottiſche Reformator Knox ſtand ſeinem Geiſte

als unübertroffenes Musterbild eines ächten Menschen nahe. Diesem „Mann der Männer," wie er ihn zu nennen beliebte, eiferte Francis auch mit aller Kraft nach. Ja er trieb seine Verehrung so weit, daß er sich einem jämmerlich verpfuschten Bilde des Reformators analog, so gut es gehen wollte, zu kleiden versuchte. Jenes Bild zeigte den orthodoxen Prediger in weißen, enganliegenden Strümpfen und schwarzen, kurzen Inexpressibles mit blauen Kniegürteln. Francis legte unverweilt eine gleiche Tracht an, die ihm in kurzer Zeit den Spottnamen Weißwade zuzog.

Dieser Mensch machte allerwärts den humoristischen Moralisten und zog in der Gegend als ambulanter Dudelsackpfeifer umher, indem er diesen für das einzige Gott wohlgefällige Instrument ausgab. Zu seinen übrigen vielen Eigenthümlichkeiten gesellte sich noch die spaßhafteste von allen, nämlich ein über alle Begriffe komisches Verdrehen der Gesichtsmuskeln, wenn er sprach, was jederzeit in den möglichst höchsten Fisteltönen geschah.

„Ei guten Morgen, Francis!“ redete Joë Murray den Buckligen an, „friſche Luft das! Iſt Hochlandsluft, Francis; gut für einen Mann Gottes, wie Ihr ſeid! Erfriſcht die Nerven, die, wie mein Herr ſagt, jederzeit Diener des Geiſtes ſind. Woher ſo zeitig, guter Francis? Etwa zum Tanz aufgeſpielt drüben in Hucknall-Torkard?“

„Brr!“ ſchnarrte der Kleine und ließ die Unterlippe mit einer unnachahmlichen Grazie erzittern. „Meint Ihr, ich mißbrauche die Gaben Gottes auf eine ſo ſündliche Weiſe, wie Ihr und Euer gottloſer Herr in der Abtei? Bei Knox und St. Dunſtan, es iſt eine böſe Zeit! — Hab's doch immer geſagt Joë — wißt Ihr's noch? — das Neuern und Erfinden und Denken und Machiniren taugt in alle Ewigkeit nichts. Ja, ja! Es macht ſchlechte Menſchen, liederliche Herren, leichtſinnige Diener! Brr! Bei Knox und St. Dunſtan!“

„Ihr meint doch nicht mich, Francis, oder meinen Herrn, Sr. Herrlichkeit?“ warf Joë ein.

„Nein,“ ſchnarrte der Bucklige „Euren Herrn

meine ich nicht, aber Euern Teufel und seine Teufelinnen. Brr! daß ihrs wißt, Joë — das ist ein Leben in der alten Abtei, schlimmer als je in Sodom und Gomorrha. Ja, ja!"

„Je nun guter Francis, mein Herr trinkt sein Glas Claret, und ich meine Ale mit einem gerösteten Apfel, was bei alledem ein recht erquickliches Getränk ist. Würd' Euch auch bekommen — sollt's nur versuchen."

„Ja, ja, immer zu," fistelte Francis Weißwade, „mich aber werdet Ihr nicht verführen, so wahr ich mich trage wie der große Knox. Brr! Oder denkt Ihr, ich soll schweigen von Euren Gelagen und sündigem Leben? Nein, ich will schreien, so laut, als mein Dudelsack, der einen harmonischen Ton besitzt für diejenigen, die seine Stimme zu schätzen wissen. Alle Heiligen, Joë, was geht Ihr dort an in der Abtei? Der alte Lord, der doch sicher mit dem Satan eine Pastete zu Nacht gegessen hatte, kann's nicht so schlimm getrieben haben, als dieser junge Taugenichts, der die Särge umwühlt und aus Schädeln

den Wein säuft, während liederliche Personen ausgelassene Tänze aufführen. Ja, ja, 's ist 'ne Schande für Altengland! Wollt', ich wäre Parlamentsglied — wahrhaftig es sollte anders werden. Bei Knox und St. Dunstan! So ein Heidenleben! Ja, ja!"

Francis griff nach seinem Dudelsacke und entlockte ihm einige unharmonische Töne.

„Hört," sprach Joë, „wenn ihr Eurem Gott ein Morgenlied blasen wollt, so bitt' ich, wartet ein Weilchen. Ich will aus der Tonweite gehen, denn seht, ich habe schwache Nerven." —

„Hm! So!" grinzte Francis.

„Was sagen denn die Nachbarn von Sr. Herrlichkeit?" fragte Murray.

„Gibts eine Meinung außer der meinigen?" erwiederte Francis, sich in die Brust werfend. „Wofür stritt ich denn Tag und Nacht mit den Irrthümern, die Eure alberne Aufklärung immer mehr in Schwung bringt? Das Landvolk sagt, was ich denke. Brr!"

„Ihr solltet aber Geduld haben mit dem jungen

Blute! Denn mein Herr, guter Francis, ist trotz dem ein recht mildthätiger Mensch. Läßt keine Seele Noth leiden, und würde selbst Euch, so wie Ihr da auf ihn schimpft, einen ganz neuen Anzug schenken, wenn Ihr ihn nur annehmen wolltet."

„Hatte Knox Geduld?" fragte der Kleine, die Arme trotzig in die Seite stemmend. „Nein, sag' ich, nein! Er war unbeugsam, wie es einem Manne ziemt und gab nichts auf Weiberthränen. Ja, ja, Francis Schellhorn ist ein Mann, ein starker Mann, ein ausgewachsener Mann, der seinen Weg geht! Bei St. Dunstan, diese Gegend soll wieder gereinigt werden. Ja, ja!"

Erzürnt wandte der Bucklige dem ruhigen Murray den Rücken, kaum mit der Hand ihm einen Gruß gönnend. Als er einige Schritte gegangen war, setzte er die Pfeife des Dudelsackes an die Lippen, schnitt ein Paar höchst originelle Gesichter und ging langsamen Schrittes, ein Morgenlied dudelnd, von dannen.

„Daß Francis Weißwade ein Narr ist," sprach

Joë zu ſich ſelbſt, „dagegen können weder Bibel noch Katechismus etwas einwenden, daß aber mein ſehr ehrenwerther Lord, mit Reſpect zu ſagen, als liederlicher Burſche lebt, das bedarf, mein' ich, auch keines gerichtlichen Teſtimoniums. — Hm! Arg treibt's mein Herr, haut links und rechts über die geſetzliche Schnur. Iſt ein Fehler das, ein großer Fehler! Aber was machen? Hat dennoch Lebensart, feinen Geſchmack, ſcharfes Auge. Gegen ſeinen Wein hat ein Kenner nichts zu ſagen, und was die andern Vergnügungen anbelangt, ſo iſt immer zu bedenken, daß mein Gebieter erſtens mein Gebieter, zweitens ein junger Gebieter, drittens ein Lord, und viertens ein hitziger Mann iſt, den ein Frauensbild betrogen hat. Joë, iſt das eine Philoſophie, die Stich hält? Mein Gewiſſen ſagt: ja! Ich bin in Sr. Herrlichkeit Dienſten — ein Diener muß treu, muß ehrlich, muß ſchweigſam, muß nachſichtig ſein — Punktum. Wir ſind alle fehlerhafte Menſchen.“

4.

Es war schon ziemlich hoch oder vielmehr spät am Tage, als der ebengenannte Diener in das Schlafgemach des Lords trat. Dieser lag noch immer träumerisch in seinem Bette und vertrieb sich die Zeit, indem er mit einem kurzen Säbel nach den schwerseidenen Vorhängen hieb, wodurch schon einige romantische Aussichten in das Zimmer eröffnet worden waren. Neben dem Bett, auf dessen Himmel carmoisinrothe Federbüsche schwankten, während das Gestell selbst auf colossalen Löwenfüßen ruhte, standen und lagen einige leere Flaschen, die Sodawasser enthalten hatten, die meisten mit abgebrochenen Hälsen, da es dem ehrenwerthen Lord viel zu umständlich war, bei Anwandlung einer durstigen Empfindung sich lange mit dem Herausziehen der Korke zu beschäftigen. Es dünkte ihn weit kürzer, die Flaschen mittelst eines Säbelhiebes der Hälse zu entledigen. Ueber die Lehne eines alterthümlichen Stuhles hing ein weites, schwarzes Mönchsgewand. In die

Kaputze hatte der Lord ein Paar schöne Pistolen gesteckt. Boxerhandschuhe, armstarke Knittel, lagen unordentlich im Zimmer zerstreut. Bei dieser wüsten Beschaffenheit des Schlafgemachs Sr. Lordschaft mußten ein Paar feingestickte Frauenzimmerschuhe, die dicht vor dem Bett standen, seltsam auffallen.

„Was gibt's?" fragte Byron, ohne die Vorhänge zurückzuziehen oder sich in seiner kindischen Beschäftigung stören zu lassen.

„Mr. Matthews wird unruhig, Ew. Herrlichkeit," erwiederte Joë." Auch die Andern sind schon alle auf den Beinen, weigern sich aber das Frühstück einzunehmen, ohne den Abt zuvor begrüßt zu haben."

„Welche Zeit ist's? „fragte Byron, einen neuen kräftigen Hieb nach den Seidenstoffen führend.

„Je nun, die Sonne ist dem Westen näher als dem Osten," sprach etwas zurückhaltend der Diener. „Die Landleute schicken sich an, das Vesperbrod hervorzusuchen."

„Meinethalb den Teufel!" schrie Byron, stirnrunzelnd sein bleiches, geistreiches Gesicht durch die

Gardinen schiebend. „Geh," setzte er milder hinzu, „sag meinen lustigen Brüdern in Beelzebub, ich würde sogleich erscheinen. Sind auch die Zielscheiben wieder kugelfest?"

„Alles besorgt, Ew. Herrlichkeit!"

„Guten Morgen! Joë, sorge für alten Madeira, mir ist flau. — Verdammtes Leben!" setzte er mißmuthig hinzu, wieder zurück in die Kissen sinkend. „Aber es ist nicht meine Schuld. Die Weiber! die Weiber! O ich wollte, ich wollte! — Warum hat die Natur die Weiber so reizend geschaffen, so verführerisch mit allen Zaubern der Schönheit umhüllt, daß ein Mensch das Menschliche ablegen müßte, wollte er gleichgiltig gegen sie, oder, was dasselbe ist, fromm, sittsam, ein moralisches Monstrum bleiben."

Bei diesen Betrachtungen fielen ihm die niedlichen Schuhe in die Augen. Mit einem zurückgedrängten Fluche, wobei die leidenschaftliche Aufregung sein ganzes Gesicht fast bis in's Unkenntliche verzerrte, schleuderte er sie in den alterthümlichen, mit türkischen

Figuren verzierten Kamin, warf ſich dann raſch in die Kleider und über dieſe das Mönchsgewand.

Auf dem Flur ſchon hallte das fröhliche Lachen ſeiner Gäſte ihm entgegen. Rappiere klirrten, Stockſchläge krachten, untermiſcht mit Kampfgeſchrei und dem taktmäßigen Aufſtampfen der Füße. Byron trat in den langen Saal, der ihm und ſeinen Genoſſen zum gewöhnlichen Aufenthalt diente. In einer Ecke deſſelben war eine Art Katafalk errichtet, auf welchem in reinliche Laken gehüllt die Leiche eines ſchönen Hundes lag.

„Reverenz gemacht! Unſer Abt!“ rief Matthews den Kämpfenden zu und ſtellte dadurch augenblicklich eine lautloſe Stille her. „Euren Segen!“ fuhr er fort, ſich zu Byron wendend, die Hände andächtig auf die Bruſt legend und ſich tief verbeugend. Die Uebrigen folgten ſeinem Beiſpiele und warteten die Antwort ihres Vorgeſetzten ſchweigend ab.

„Haben meine frommen Brüder ſchon ihre Morgenandacht gehalten?“ fragte der Lord, Haltung und

Bewegung eines Kloſtergeiſtlichen möglichſt treu nachahmend.

„Wir harrten, eingedenk des Gelübdes immer dar gehorſam zu ſein dem Worte und Willen unſeres hochwürdigen Vorgeſetzten, auf Euch, hochwürdiger Abt," erwiederte Harneſſ. „Der Buße aber lagen wir ob, indem wir Einer den Andern mit möglichſter Geſchicklichkeit die Geißelung mit Knittel, Fauſtſchlag und Rappierſtoß zu Theil werden ließen."

„Wohl geſprochen, frommer Bruder" fiel Byron ein. „Für dieſe Treue der Geſinnung entbinde ich Euch Kraft meines Amtes für den Reſt des Tages aller läſtigen Ceremonien und erlaube Euch, weltlich und luſtig zu leben, wie jeder freie Mann in dem geſegneten Altengland, indem ich Euch verſpreche, der Erſte zu ſein im Beginn dieſes Lebens und der Letzte in Beendigung deſſelben. — Hurrah! Es lebe die Liebe, es lebe der Wein! Heda Murray! Salbe Deine Gelenke mit Burgunder, wenn ſie Dir nicht gehorchen wollen. Der böſe Geiſt aller alten Abteien in ganz Großbrittannien ſoll ſich auf tauſend Jahre

in Deinem Schädel einquartiren, wenn Du nicht binnen drei Minuten ein halb Dutzend Flaschen Claret zur Stelle geschafft hast."

Joë ging, die Befehle seines strengen Gebieters zu befolgen, die Gesellschaft in der Halle aber gab sich augenblicklich wieder ihrer geräuschvollen Beschäftigung hin.

Sollte es, wie Manche glauben, den Abgeschiedenen vergönnt sein, zurück zu blicken auf den Schauplatz ihres früheren Lebens, so würden die ehemaligen Bewohner der alterthümlichen Hallen von Newstead-Abtei nicht ohne ein Gefühl schmerzlicher Scheu dem Treiben zugesehen haben, das jetzt die ehemals geweihten Gänge und Refectorien durchtobte. Die Grüfte waren erbrochen, die Särge geplündert und umgestürzt worden. In einer der Kapellen hatte der Herr der Abtei ein Bad nach morgenländischer Art einrichten lassen, in dem man sich gemeinschaftlich vergnügte. Andere Localitäten gewannen beinahe das Ansehen eines Harems, wenn auch Vorsicht und List mancherlei Mummereien anstellten, um der ar-

gen Unsitte einen unschuldigen Schein zu sichern. So lebte man denn wild und wüst in den Tag oder vielmehr in die Nacht hinein, und hielt nur solche Stunden für unwiederbringlich verloren, die nicht dem schwelgerischsten Lebensgenusse geweiht waren.

Da es meist schon dunkelte, ehe die Frühstücksgesellschaft ihre Beschäftigungen vornehmen konnte, die in Boxen, Fechten und Pistolenschießen bestand, so wurden meist Lichter als Zielscheiben für die Pistolenkugeln aufgestellt.

„Zwei Flaschen Champagner!" rief Byron, „wer das Licht und nicht den Docht trifft."

„Lieber ein Dutzend Küsse von" — Matthews konnte nicht ausreden, denn Byrons Faust hing wie die Kralle eines Geiers an seiner Gurgel. „Charles," sprach der Lord, „ich entfessele den brummigen Magister, und Du weißt, seine Liebesbezeugungen sind eindringlicher, durchdrechender Art! Ich will nicht, daß Du mich erinnerst."

„Hab' aber doch mein Vergnügen," lachte Matthews mit höhnisch zuckendem Munde, als Byron

ihn los ließ. „Du müßtest nicht der Sohn Deines Vaters sein, wenn ein alberner Stein Dein Blut in Wasser, Deine Nerven in Schwimmhäutchen hätte verwandeln können.“

Ein Schuß fiel und mit ihm erlosch das Licht. „Hier, Charles, und die Wette gilt, schießest Du schlechter als ich.“

Matthews trat vor, die Mönchskutte flatterte, vom Winde bewegt, der durch die Ritze der schadhaften Fenster strich. Der humoristische junge Mann hatte weißseidene Strümpfe angelegt, vorgebend, er sei als Tanzmeister der ernsthaften Gesellschaft von dem hochwürdigen Abt engagirt worden. Williams streifte im Augenblick, als Matthews abdrückte, mit dem Stiefel den Strumpf des Schützen. Das Licht fiel zerschmettert vom Leuchter.

„Vortrefflich!“ sagte Matthews, die Entschuldigung des Freundes sehr ruhig anhörend. „Aber, Sir, nicht nur, daß Sie mich jetzt zwingen, zwei Flaschen Champagner in mich hineinzugießen, ich muß Ihnen auch bemerklich machen, daß Ihre

Entschuldigung für Sie ganz gut sein mag, der Sie eine große Menge von seidenen Strümpfen haben, bei mir aber, der ich nur dieses Eine Paar besitze, und es zu Ehren des immer in's Ziel treffenden Herrn Abtes hier angelegt habe, kann eine solche furchtbare Unvorsichtigkeit gar nichts entschuldigen, wobei ich den Waschlohn noch nicht einmal in Anschlag bringe. — Jetzt schießen Sie und, ich bitte, genau! Ihr Ziel ist weit."

Williams nahm lachend das Pistol und drückte ab. Die Kugel pfiff durch die Thür, die eben geöffnet ward, und augenblicklich ließ sich ein entsetzenerregendes Geheul vernehmen.

„Williams hat unsern Freund Ursus geküßt," sagte trocken der weißbestrumpfte Matthews, und ließ den Kork einer Champagnerflasche gegen die Wölbung springen. Byron aber warf seine Pistole in die eine, den armen Williams in die andere Ecke des Saales und stürzte heftigen Sprunges der Thüre zu. Joë kam ihm bereits entgegen.

„Ew. Herrlichkeit," sagte der treue Diener, „das

Beest taugt nichts. Liegt's angeschlossen an der Kette, so heult und brummt die Bestie, und ist man mildthätig und hat ein brüderliches Mitgefühl für eine arme, bestialische Kreatur in sich, so kriecht's seinem eigenen Elende in den Rachen. Seh'n Sie: Ew. Herrlichkeit haben den Tanzbären oder Magister Brumm, wie ich den Dickkopf heißen soll, grade durch's linke Ohr geschossen."

„Ach vortrefflich," fiel Matthews ein. „Magister Ursus wird dadurch nur um so elastischer seine etwas unzierlichen Füße bewegen lernen. Dank Williams! Deine Kugel wird mir das Patent eines Tanzmeisters auf Newstead in bester Form ermitteln helfen."

„Byron's Zorn war bereits wieder verglüht. Er befahl Joë, sowohl den Bären, der auf des Lords Veranlassung in Cambridge zum Magister creirt worden war, als den Wolf, der auf der andern Seite der Thür Wache hielt, kürzer zu schließen und „bei seiner Seelen Seligkeit für Beider Wohl zu sorgen!"

Dieses kleine Intermezzo erhöhte die Laune der Gesellschaft. Byron ward ausgelassen heiter, da er

ſowohl im Piſtolenſchießen als dem Knittelgefecht Sieger geblieben war. So oft er in einem oder dem andern unterlag, verdüſterte ſich ſeine Laune, und hier, wie in Allem, was er that, kehrte ſich der Hang nach Auszeichnung heraus. Nicht der Verluſt an ſich kränkte ihn, nur das Gefühl, einen Andern über ſich zu wiſſen, bereitete ihm Schmerzen.

Man ſetzte ſich zur Tafel, die von den ausgezeichnetſten Speiſen ſtrotzte, vornehmlich aber in Betreff der Weine mit dem feinſten Geſchmack ausgeſtattet war. Joë nahm ehrerbietig Platz hinter dem Stuhle ſeines Gebieters. Der ehrliche Alte würde nicht ruhig geſchlafen haben, wäre es ihm nicht vergönnt geweſen, den Pokal ſeines Herrn zu füllen und mit eigner Hand ihm zu kredenzen. Jeder der Gäſte hatte einen andern Becher; denn auch hier, wie in Allem, mußte das Seltſamſte durch künſtlichen Reiz ein wahrhaft glückliches Leben erſetzen helfen. Einer trank ſeinen Wein aus einem antiken Trinkhorn, der Andere aus einem mit Fleiß, doch etwas plump gearbeiteten ſilbernen Widderkopfe. Byron ſelbſt aß

wenig, doch verſchmähte er nie den Genuß ſeiner Weine, wovon er ſtets den letzten Pokal über die Schulter hinweg ſeinem Diener reichte, indem er mit gutmüthiger Freundlichkeit ſprach: „Da, Alter, ſtärke Dich, und thue Dir gütlich für Deine Treue!“ Dann forderte er den Ordenspokal. Joë nahm kopfſchüttelnd das Geſchirr von der Tafel — einen grinſenden Todtenkopf, der, fein in Silber gefaßt, mit dem feurigen Blut des älteſten Burgunders gefüllt ward.

„Der Abt vom Schädel gibt Euch den Bruderkuß,“ rief Byron, den Schädel zum Munde führend, „und ertheilt Euch Abſolution für die kommende Nacht. Zuvor aber laßt uns die Mette ſingen für unſern verſtorbenen Bruder Boatſwain, der jetzt dort auf dem Katafalk ruht und unſer treueſter Guardian war. Ehrwürdige Brüder vom Schädel, gedenkt bei dieſem Anblick der Vergänglichkeit Eures Lebens und nehmt die Stunden wahr, von denen der Weiſe dieſer Welt ſagt: Sie gefallen uns wohl! Ehre, Friede dem Verblichenen, Freude und Genuß den Ueberlebenden! Erhebet Eure Stimmen in kla-

gendem Gesange, und bereitet Eure Lippen vor auf den Genuß der Nacht durch Scherzen und Nichtfasten! Und so leeret den Schädel mit Eurem Abt und erweiset dem Todten alsdann die letzte Ehre!"

Der grausenhafte Pokal machte die Runde um die Tafel, Jeder trank, und als ob der Inhalt des Schädels mit infernalischer Gluth gefüllt wäre, durchzuckte es die vermummten Gesellen. Sie sangen den Rundreim, dem Schädel eingegraben, sprangen auf, Tische und Stühle wurden umgeworfen, man stülpte die Kaputzen über die künstlichen Glatzen und eine Todtenmette singend, die geladenen Pistolen nach Belieben durch die Fenster abschießend, stürmte die weinerhitzte Schaar, die Leiche Boatswain's, des Hundes, tragend, Byron als der Tollste an ihrer Spitze, die Treppe hinab. Nur die größte Behutsamkeit konnte die ausgelassenen Gesellen ohne Verwundung durch die beiden grimmigen Wächter bugsiren, die zu beiden Seiten der Thür diesen Tartarus rasender Zügellosigkeit bewachten.

Draußen lag dämmernd der Mond auf den Mat-

ten, auf dem Silberſpiegel des zitternden Sees. Die Schwäne zogen ſchweigend, wie fliehende Genien, die nur ſchwer von dem Wohnort ehemaligen Friedens und hohen Erdenglückes ſcheiden, darüber hin. Die Krähen aber, die unabläſſig den Thurm umſchwärmten, verdoppelten ihr kreiſchendes Geſchrei, das oft die Gebeine des jungen Lords bis in's innerſte Mark durchbebte.

Es begann ein wildes, ſchauerlich-frivoles Leichenbegängniß, nach deſſen Beendigung die Pseudomönche ihre unbequemen Kutten mit den Geißelſtricken aufwärts ſchürzten, Ruder ergriffen und in die Barke ſprangen. Einer ſang die Hora, ein Anderer ein Jagdlied, ein Dritter parodirte den Erſten. Byron ſelbſt, in der wildeſten Wüſtlingslaune, noch umflattert von dem ſchwarzen Fittich der Melancholie, ſtimmte in traurigen Molltönen den Geſang vom Mönche in Newſtead an, den er ſelbſt gedichtet und ſpäter im Don Juan veröffentlichte. Und wenn er mitten unter dem Freudenlärm ſeiner ausgelaſſenen Genoſſen, im Nebeltrüb der Octobernacht, durch die

wie von Thränen überschleiert die Sterne blinkten, über den See ruderte; da hob sich wohl die Zukunft lauschend an sein Auge, und eine gramvolle Wehmuth klagte in den Tönen seines Liedes.

Die übermüthigen Zecher waren, überwältigt von der melancholisch düstern Gewalt der schauerlichen Dichtung, nach und nach verstummt. Byron selbst, dem Augenblick der Begeisterung sich hingebend, die ihn oft mitten in dem wüstesten Bacchanal übereilte, hatte sich ganz von dem drohenden Geheimniß der Sage umstricken lassen und darüber die rauschende Lust vergessen, welche ihn und seine Zechgenossen in die Nacht hinauslockte. Der Mond, umflort von einzelnen Nebelstreifen, die über den See hinwankten, die blutrothe düstre Gluth einiger Fackeln, womit die Barke am Kiel und Spiegel versehen war, — darunter theils zusammengebückt, theils stolz emporgerichtet, die jungen Männer in den schwarzen Mönchskutten, geisterhaft bleich und doch wieder düster angeglüht von den Flammen der lodernden Fackeln, das eintönige Hämmern des Spechtes, das

Schwirren der Haſel- und Waſſerhühner, die verſcheucht aus ihren Schlupfwinkeln flohen, und aus der Ferne von der Abtei her das ängſtliche Geſchrei des auf- und niederſteigenden Krähenheeres: Alles dies brachte auf die luſtige Geſellſchaft einen ernüchternden Eindruck hervor.

„Nimm mir's nicht übel, Gordon," brach Matthews das Stillſchweigen, zuerſt wieder ſein Ruder in die ſilberne Welle tauchend, „aber Du kannſt einem mit Deinem Singſang den Himmel ſtehlen, wenn man ihn auch ſchon an allen vier Zipfeln ſich um Bruſt und Schläfe feſtgeſteckt hat. Hol' der Henker Deine abergläubiſche Laune!"

„Wahrhaftig!" ſprach Harneſſ, „mir läuft's noch ganz kalt über den Rücken."

„Schade," fiel Williams ein, „ſchade, daß Du Dich nicht aufs Balladenſchreiben legſt, ehrwürdiger Abt. Dieſer Probe nach könnte man etwas von Dir erwarten."

„Weißt Du's ſicher, daß ich's nicht thue?" er-

wiederte Byron, griff mit ſtarker Hand an das Steuer und ließ die Barke wenden.

„Soll unſere diesmalige Promenade ſchon beendigt ſein?“ warf ein Vierter der luſtigen Mönche ein. „Der Herr Abt wird ſehr ſtreng!“

„Es gefällt ihm ſo!“ verſetzte Byron lakoniſch. Die Geſellſchaft ſchwieg. Man hörte nur das Plätſchern der Ruder und das Säuſeln des Windes, auf deſſen leiſen Fittichen alle Geheimniſſe der Natur um die träumenden Seelen der Menſchen hüpfen. Byrons heitere Stimmung war getrübt. Ohne es zu wollen und zu ahnen, hatte jene abergläubiſche Furcht ſein Gemüth umdämmert, die abwechſelnd mit der alles verneinenden Ungläubigkeit um den Beſitz ſeines ganzen Weſens ſtritt. — Kaum gelandet, verließ er die Freunde und zog ſich auf ſein Zimmer zurück, um ungeſtört ſeinen Gedanken, Träumen und Phantasmagorien nachhängen zu können. Eine Zeit lang ſummte noch das unſichere Lärmen der Genoſſen um ſein Ohr, die, weniger tiefſinnig, bald wieder der alten Fröhlichkeit lüſtern nachſchlichen und

bei Zitterſpiel und Tanz mit einer Anzahl junger Mädchen die Nacht durchſchwärmten. Als aber endlich der letzte Laut des Lebens verklungen war, hob ſich Byrons Bruſt freier, ſein Auge flammte, wie ein Meteor am bleichen Winterhimmel, und übergoß mit beinahe unheimlichem Glanz die ſchönen, im raffinirten Lebensgenuſſe ſchon frivole Linien beſchreibenden Züge.

5.

Wir begleiten jetzt unſern irrenden Freund in ſeine geheime Zelle. Dieſe gab ein treues Abbild ſeiner Gemüthslage, denn bei hervorragenden Perſönlichkeiten iſt der Schmuck der Gemächer, die ſie bewohnen, nicht bedeutungslos. Ein unerklärlicher Inſtinkt beſtimmt ſie, im Aeußeren eine Anordnung zu treffen, die in irgend einer Weiſe mit dem Kampf des nie raſtenden Gedankens im Einklange ſteht.

Wir treten in ein Gemach, ziemlich geräumig, hoch und alterthümlich gewölbt. Durch die finſtern gothiſchen Fenſter fällt das trübe Licht des Mondes.

Sein falber Glanz faltet ſich, wie ein weißer Turban auf dem Grabmale osmaniſcher Kirchhöfe, über dem Arbeitspulte zuſammen, an dem Byron, noch halb in die Mönchskutte gehüllt, ſitzt, die feine, weiße Hand um die noch weißere Stirn wie eine Spange legend. Ein roh gearbeitetes Kreuz ſieht ernſt auf den in ſeltſamer Aufregung zitternden Jüngling herab. Zu beiden Seiten des Kreuzes grinſen, als wollten ſie die Freude und das Leben höhnen, in kunſtvoll ſilberner Faſſung zwei Menſchenſchädel. Sie dienen dem launenhaften Beſitzer der Abtei als Leuchter. Neben dem Arbeitspult ſteht ein offener Sarg. Noch iſt er leer, nur alte Waffen hängen an der einen Seite, ein türkiſcher Säbel, ein ſchöner Dolch und einige Paare feingearbeiteter Piſtolen. Der Sarg iſt lang, breit, geräumig. Weiche Kiſſen füllen ſchwellend ſein Inneres — es iſt des Lords ſchauerliches Bett, wenn er denken, wenn er ſchaffen will. —

Vom Thurme der Abtei ſchlägt es drei Uhr, Byron horcht auf, er wirft die Kutte zurück, die über ſeine Schulter herab in den offenen Sarg fällt und

das Lager überbreitet. Die Bruſt des Jünglings iſt offen, er greift nach Schreibmaterialien und wirft in der nächtlichen Stille die erſten Skizzen jener Poeſien auf's Papier, deren Umriſſe ſchon genügten, um die civiliſirte Welt mit Staunen und Bewunderung zu erfüllen. Eine volle Stunde gab ſich Byron den Einflüſterungen ſeiner ſchon damals düſteren Gedanken hin, die gleichſam nur im Todtengewande zu jubeln ſich erlaubten. Man ſah es ſeinen Poeſien an, daß ſie bei nächtlicher Weile, nach dem Rauſch bacchantiſcher Gelage, unter den künſtlich erregten Schauern des Todes und in den zerbröckelnden Hallen einer gothiſchen Abtei entſtanden waren.

Ein faſt unmerkliches Geräuſch ſtörte den Arbeitenden. Er horchte angeſtrengt, es war, als ob ſich ſchlürfende Tritte auf dem Kreuzgange hören ließen. Auf Byrons hohe Stirn traten an die Stelle ſinnenden Ernſtes die beweglichen Falten banger Erwartung. Er ſchritt nachdenkend durch's Zimmer und öffnete behutſam die Thür. Von hier aus konnte man einen langen Gang hinab ſehen bis auf

den Flur. Von der einen Seite erhielt dieser Gang Licht durch die Fenster, welche in den Hofraum führten. Epheuranken klammerten ihre kletternden Polypenarme zwischen das Gemäuer, als trachteten sie schadenfroh die Quadern aus den Fugen zu zwängen.

Von dem Flur her schimmerte der matte Schein einer Lampe, und beleuchtete scharf und grell das erschrockene, mit stattlichen Runzeln überzogene Gesicht der alten Nanny. Von der Mitte des Ganges aber schlich gespenstisch die Gestalt eines grauen Mönches herauf, die Kapuze über Kopf und Gesicht gezogen. Nur die Sandalen an den glänzend weißen Füßen leuchteten unter dem Gewande hervor. Der Mönch schlürfte kaum hörbar den Gang herauf; Nanny hob zitternd die Lampe höher und höher, sie erblickte das bleiche Gesicht des Lords. Die Anhänglichkeit zu ihrem Gebieter überwand die angeborne Furcht und abergläubische Scheu so weit, daß sie leise vor sich hin murmelte:

„Gott sei ihm gnädig, dem armen Herrn! Da kommt das Ding, das keinen Namen hat, und wird

Sr. Herrlichkeit ſicherlich zur Rede ſetzen, weil er die Grüfte entweiht und nichts als gottesläſterliche Teufeleien angibt in dem alten Geniſte! — Und — nein über den Waghals! Seht nur! Ob er nicht die Thür ſperrangelweit aufreißt, als wollte er das Geſpenſt recht einladen, zu ihm zu kommen? Nun wart' nur, Dich wird der Gottſeibeiuns noch zeitig genug beim Kragen kriegen! — So ein Leben in einem ehemaligen Kloſter! — Nichts als Saufen — vergeb' mir's Gott! aber Trinken kann man's nicht nennen — Raufen, Schlagen, Schießen und Fechten, links und rechts, quer und grade — 's iſt, daß mir die Haut ſchaudert! Nicht erhört iſt's auf dem ganzen Erdboden. Selbſt der alte Lord, der doch, mit Verlaub, eine hübſche Anlage zum Teufelwerden in ſich hatte, nein, ſelber der hat's ſo toll nicht getrieben, als der junge Tollkopf dahinten! Ach Du mein Gott, der Geiſt iſt ſchon nahe an Sr. Herrlichkeit Thür! — Was fang ich an, wenn er ihn packt? Du meine Zeit — Joë, ſo hört doch! Kriegt den Geiſt beim Nacken. Joë! Ihr ſeid ja ſonſt nicht ſo ſaum-

ſelig, wenn's an ein Zugreifen geht. Du heilige Barmherzigkeit! Ich will nur ſingen: „„Alle guten Geiſter loben Gott den Herrn!““ Wie! Iſt er fort? Wahrhaftig, Sr. Herrlichkeit zieht ein lächerliches Geſicht! Er kommt heraus — das Geſpenſt geht in ſein Zimmer und — und zieht meinen Herrn nach. — A — a — ah — Hülfe! Hülfe! der Mönch geht um.“

Mit dieſem ſo ſehr unterdrückten Geſchrei, daß es in der That nur der Schattenriß eines Geſchreies zu ſein ſchien, eilte die gottesfürchtige Nanny in ihre Kammer, löſchte die Lampe aus und ſagte, ſich tief in die Decken hüllend, alle Gebete her, deren ſie in ihrem Gedächtniß habhaft werden konnte. Doch vergaß ſie dabei nicht, als eine treue Dienſtbotin von Herzen für die Erlöſung ihres Herrn zu bitten, um ihn, wo möglich, aus der Hand des größten wie des kleinſten Teufels zu befreien. —

Byron war weniger furchtſamer Natur. Er hatte nicht ſo bald den wandelnden Mönch erblickt, als auch jede Ahnung begeiſterten Schaffens in ihm zerflatterte. Mit dem Hereinſchlüpfen des Mönches

ſchloß er die Thür. Die Geſtalt hatte ſich an ſein Pult gelehnt, das Gewand fiel durch die angenommene Stellung etwas zurück und enthüllte den ſchönſten, weißeſten Fuß, der je unter einer Kutte Sandalen getragen. Byron umfaßte den grauen Kuttenmann, er zog an der Kapuze, ſie ſank zurück und aus der geſchmackloſen Kapſel tauchte ein Mädchenkopf hervor, der von den feinſten dunklen Locken umhüpft ward. Unter den Händen des Dichters löſte ſich auch bald die läſtige Kutte und nun zeigte ſich der volle, ſchlanke Körper eines reizenden Mädchens, das mit ſüßem Koſen den ſchönen Jüngling umfing. Byron zog die lebenswarme Spukgeſtalt an ſeine Bruſt und vergaß in ihren Armen das ſchauerliche Lager, in dem er den Tod und ſeine Schrecken hohnneckte.

6.

„Joë, Joë! Ihr ſeid eine gotteslästerliche Menſchenrace," rief am Morgen darauf Nanny Smith. „Die ganze Nacht hab' ich kein Auge zugethan

gethan vor Angſt und Entſetzen, und habe gebetet und geſungen ganz leiſe, daß es Niemand hören konnte, für das Seelenheil Sr. Herrlichkeit. Aber das war ein Gepolter, ein Heulen und Toben — hu! Noch jetzt ſtehen mir die Haare zu Berge. — Und dann ward Alles ſtill, mäuschenſtill! Hu! Ach Jos, ſchlechter Mann! Warum ſeht Ihr mich ſo höhniſch an? Ich glaube gar, Euch macht's, wie Ihr ſagt, ein rechtes Seelenjaurium, daß der Teufel dem jungen Herrn den Hals umgedreht hat."

„Schade, ſehr ſchade," ſagte kopfſchüttelnd der eben lakoniſch geſtimmte Murray auf dieſe Jeremiade der beſorgten Haushälterin.

„Was!" ſchrie dieſe ganz außer ſich und ließ vor Aerger die Ginflaſche fallen, daß ſie auf den Fließen zerbrach. „Was? blos ſchade ſoll's ſein? Nein, Ihr unthieriſcher Menſch, ein ungeheurer Jammer iſt's! Ein ſo gräßliches Unglück, daß die Steine in dem alten verdammten Neſte — Gott verzeih mir's — alle einzeln ſchreien und die Fenſterſcheiben weinen werden! Und ich elende, fürchterliche Creatur muß

dieſe Verführung mit anſehen, ohne helfen zu können! Selbſt meine Zunge klebt mir vor Grauſen am Gaumen feſt, wie eine Schnecke, und bleibt ſtumm wie ein Stockfiſch! Ach, ich unſelige, jammervolle Creatur! Meinetwegen muß nun grade unſern jungen Herrn der leibhaftige Satan holen! Wo er nur die hübſchen weißen Füße ſich geborgt hatte? Da war nichts zu ſehen von einem Pferdefuße, Gott behüte! Weiß und zart und fein, juſt wie ein ſechszehnjähriges Mädchen! Ja, ja die Teufel haben auch manchmal ſolche mädchenhafte Zartigkeiten, daß Gott erbarm!"

„Bewunderungswürdig! Gut, Nanny, daß der Schreck nicht ſo groß war, um Eure Zunge für immer zu lähmen. Darum alſo bewunderungswürdig!"

„Nun, was gibt's denn da zu bewundern?"

„Viel, und gewiſſermaßen eine Unmaſſe! Zuerſt, Nanny, ſeid Ihr ſelbſt aller Bewunderung werth, die ein Mann in meinen Jahren Euch zu Theil werden laſſen kann. Dann bewundere ich Euer komödien-

haftes Temperament, oder wie die Vornehmen sagen „„Talent““, und endlich ergreift mich ein Staunen über die Gleichgültigkeit, womit Ihr die inhaltreiche Ginflasche auf die Fließen fallen laßt, während Ihr vom Halsumdrehen nachtwandelnder Teufel mit weißen, zarten Füßchen predigt — Alles, wie gesagt, sehr bewunderungswürdig, wie mir Sr. Herrlichkeit bezeugen werden.“

„Ach, du liebe grundlose Barmherzigkeit! „fiel abermals händeringend die Haushälterin ein, „den guten jungen Herrn — wenn er auch ein bischen leichtsinnig war — den werden meine trübseligen Augen auf dieser Erde nicht mehr wiedersehen —“

„Doch, doch, Nanny,“ unterbrach der liebevoll schalkhafte Ton des Lords die Alte, indem er seine Hand auf ihre Schultern legte. „Willst Du etwa meinen Dienst verlassen?“

Eine Zeit lang war die Haushälterin wirklich unfähig, einen Laut von sich zu geben. Sie starrte unverwandt und schielenden Auges den vor ihr stehenden Lord an, der sich an der Bestürzung der Al-

ten ſichtbar ergötzte. Als ſie aber endlich gewiß war, daß nicht der ſpukende Geiſt ihres Herrn, ſondern er ſelbſt, wie er leibte und lebte, zu ihr ſpreche, rief ſie frohlockend aus: „Nun, Gottlob, diesmal iſt's ſo hingegangen mit dem bloßen Spectakel und Schrecken und Grauſen und Entſetzen. Aber man ſieht's doch Ew. Herrlichkeit an, daß Sie der Geiſt ein wenig geſchüttelt und in Aufſtand gebracht hat. Ew. Herrlichkeit ſehen ſehr blaß aus, ſehr, ſehr bleich!"

„Ja, das ſieht man," bemerkte Joë und zog in komiſcher Ruhe ſeinen Meerſchaumkopf aus der Taſche, da ihm die hohe Vergünſtigung zu Theil geworden, jederzeit, ſelbſt im Beiſein des Lords, zu rauchen.

„Was wißt denn Ihr?" warf Nanny ein. „Habt auf dem Ohre gelegen und geſchlafen!"

„Das hab' ich," ſagte eben ſo lakoniſch der trockene Joë, „indeß," ſetzte er hinzu, „wenn Eure Augen, Nanny, in der Dunkelheit und beim Lampenlicht recht geſehen haben, ſo denke, vermuthe und meine ich, Sr. Herrlichkeit ſind blos durch des

grauen, mönchhaften Teufels ſchöne, weiße Füße in Schrecken geſetzt worden."

„Nicht wahr, Nanny, Du haſt das Geſpenſt auch geſehen?" fragte Byron, dem Joë's lauernder Blick einige Unruhe verurſachte.

„Freilich, Ew. Herrlichkeit! Aber warum gingen Sie auch dem ſchlottrigen Beeſt entgegen und ſchloſſen die Thür nicht zu?"

„Du weißt, Nanny, wir ſind alle neugierig; ich aber trug gar Verlangen, ein ſo geiſterhaftes Weſen einmal zu berühren. —

„Unmöglich!" rief die Haushälterin. „Und ließ ſich's berühren? Hatte es Fleiſch und Bein, und war nicht bloßer Moder und Dunſt?"

„Es hatte wenigſtens ſchöne, weiße Füße," ſagte Byron, „auch fand ich es ziemlich geduldig und umgänglich. Der Geiſt verſprach, mich nie zu beläſtigen, ſondern mir nur Geſellſchaft zu leiſten und ſeltſame Dinge von der Vergangenheit zu erzählen."

„Und nichts von den Tagesneuigkeiten?"

„Die ſolle man durchleben und durchfühlen,

meinte der Geiſt, wobei er ſeine nicht minder zarte Hand auf mein Herz legte."

„War ſie kalt? Nicht wahr, eiskalt wie ein Todtenfinger?"

„Behüte! Vielmehr glühend heiß, als käme er gradeswegs aus den Flammen der Verdammniß, und ſo auch der ganze Körper — ein wahres Treibhaus teufliſch ſchöner Früchte — eine verführeriſche Atmoſphäre!"

„Seltſam, ſeltſam!" ſeufzte Nanny. „Hätte ich doch nicht geglaubt, daß ich auf meine alten Tage noch ſolche teufliſche Dinge erleben ſollte! Seltſam, ſeltſam!"

„Bewunderungswürdig!" ſagte Joë, mit harmloſer Gemüthlichkeit ſeine Pfeife rauchend.

„Laß Dich's alſo nicht ſtören," fügte bedeutſam Byron noch hinzu, „wenn Du den nächtlichen Wanderer wieder erblicken ſollteſt. Es iſt der Schutzgeiſt meines Stammſitzes, der, beunruhigt, mir und meinem Geſchlecht Unheil bereitet, mit ehrerbietiger Scheu behandelt aber Segen bringt."

„Seht Ihr, Nanny," fiel Joë ein, „da wird doch, in sofern Ihr nämlich Eure Zunge bändigen könnt, unsere ganze Abtei bald genug guter Hoffnung voll werden. Und es ist dem Neste von Herzen zu wünschen. Einen fröhlichen Tag, Ew. Herrlichkeit, für eine so ungewöhnlich heiße Nacht!" —

Byron dankte lächelnd, aber doch mit einem verlegenen Augenblinzeln und folgte dem Rufe seiner bereits wieder übermüthigen Freunde. Man beabsichtigte einen wilden Ritt durch den Wald und dabei zugleich eine Art Wettrennen. Auf dem Hofe standen die Pferde gesattelt. Die Mönchskutten hatte man heute mit zierlichen Jagdkleidern vertauscht. Malerische schwarze Baretts mit weißen Federn saßen keck auf den Köpfen der trotzig darein schauenden Jäger und erhoben noch das Romantische der schönen Gruppe. Byron allein ging einfach gekleidet. Er wollte sich eben in den Sattel schwingen, als sich die schnarrende Fistelstimme Weißwade's hören ließ.

„Ich bitte Dich um alle drei Königreiche, Gordon," wandte sich der scherzhafte Matthews zu sei-

nem Gastfreunde, „laß uns noch eine Scene mit diesem drolligen Original erleben.“

Byron war nie abgeneigt, an Ergötzlichkeiten seinen meist düster gefärbten Humor etwas hell anzuweißen und winkte dem kleinen Buckligen, der mit seinem Dudelsacke und der altfränkischen Kleidung eine höchst ergötzliche Figur bildete.

„Was bringst Du so früh, guter Weißwade — Schellhorn wollt' ich sagen?“ redete Matthews den neuen Ankömmling an. „Haben Deine Freunde in Schottland eine neue Fuge für den Dudelsack componirt? Ein melodisches Instrument, voll Seele, wer ihn ordentlich zu drücken versteht! Es ist bei diesem Dinge wie bei Allem; nur unterm Druck wird die Seele lebendig und fruchtbar! Nicht wahr, Gordon?“

„An dem ist ein Advokat verdorben,“ sagte Joë und ging in den Garten, um sich „einer mäßigen Anstrengung,“ wie er sich auszudrücken pflegte, hinzugeben.

Schellhorn oder Weißwade hatte sich indeß den

Jägern bis auf einige Schritte genähert und machte Miene Posto zu fassen. Er überflog mit mißbilligendem Augenbrauenrunzeln die lachenden, übermüthigen Jünglinge und ward durch ihre kecke Haltung noch mehr gereizt, als gewöhnlich.

„Brr!“ hob er an, die kurze Hand flach gegen die Reiter ausstreckend, „der große Knox sagt: Hochmuth fällt, und sitzt er zu Pferde, so stürzt er gar. Brr! Was ist der Lauf der Welt? Diese Abtei hier. Was die Carrière der Natur? Ein Häufchen Asche. Und daraus folgt, Ihr Herren von Ohnegott, daß ein vernunftbegabter Mann, d. h. ein Geschöpf mit einem wohlgebildeten Kopfe, melodischer Stimme und harmonischen Gedanken, das sich nach Maßgabe seiner Gliedmaßen, Körperformationen und dergleichen Nebendingen, anständig, will bedeuten: christlich zu kleiden versteht, immer an sein Ende denkt. Ja, ja! Wer aber von Euch gottlosen, ungöttlichen und abgöttischen Einzelgeschöpfen ist wohl noch je auf den Gedanken überhaupt gekommen, nachzudenken? Zum Beispiel über sich selbst, seine Stellung, Haltung,

seinen Wuchs, Gesichtsbildung, Gebehrdenspiel, Hand- Fuß- und Mundbewegung? Oder auch über die Vortrefflichkeit des Alten und die Erbärmlichkeit des Neuen? Ueber den elenden Singsang Eurer Balladen, die ein schottischer Advokat sogar zu sammeln anfängt, anstatt die heilige Unschuld zu vertheidigen, und dergleichen mehr? Ihr Alle, meine Herren in Jagdkleid und Barett, seid so zu sagen infernalisch einbalsamirt, eau-de-colognisirt, wie's der abgeschmackte Deutsche nennt. Ja, ja, bei St. Dunstan und dem großen Knox! Es wird sehr bald eine Zeit kommen, die ganz anders ist, als die gewesene und eben noch ablaufende. Und kein Mensch wird mehr Zeit haben vor lauter Zeit! Das wird eine kuriose Zeit sein, ohne Melodie, wenn auch Alles fidelt, musicirt, kehlfistulirt und tiriirt. Der Dudelsack, als Generalbaß aller Harmonie, fehlt dieser Zeit."

„Das ist eine Rede, die in der That ihre Weisheit in den Waden hat," sprach Matthews, dem der originelle Narr ungemeinen Spaß machte. „Aber he, guter Mann mit dem generalbaß docirenden Du-

delsacke, wie gefällt Dir denn die Alles ausgleichende, ebnende und grade machende Abtheilung der menschlichen Gesellschaft? Gebt acht, jetzt wird er toll!"

Der Bucklige war aber ohngeachtet aller Reizbarkeit so leicht nicht aus seiner gedanklichen Selbstzufriedenheit heraus zu schrecken. Er drehte sich gravitätisch, mit der Miene höchster Weisheit auf dem Absatz seiner altväterischen Schuhe um, entlockte erst dem geliebten Dudelsacke einige quiekende Töne und fuhr dann fort:

„Eine sehr instinktlose Frage, Sir, Brr! Sehen Sie umher, blicken Sie vor sich, schauen Sie hinterwärts, was begegnet Ihrem Auge, he?"

„Auf jener Seite Wald, auf dieser Feld, und hier ein kleiner geistreicher Prediger in der Wüste," fiel Matthews ein.

„Wahr und doch falsch," versetzte ohne Zaudern der Bucklige, „vielmehr begegnet Ihnen eine Gegend, das heißt, genau bestimmt, von der Feder der Sprache beschrieben, ein Etwas, das mehr ist als Nichts und weniger als Alles — also eine Gegend. Gegend ist

Wald und Feld, Berg und Thal, Fels und Fluß und See, mithin ein Septett in der Symphonie der Schöpfung, ja, ja! Dem zufolge ist nichts eben, sondern Alles eckig und hügelig, anschwellend, mit eins — eine mannichfache Dudelsackmusik. Der verständige Mensch mit wohlproportionirten Gehirnverhältnissen nennt dergleichen Naturanlagen auch Romantik; weshalb Romantik der vollkommenste Wuchs der Natur, der Welt ist, sein muß, und sein wird. Brr! So betrachtet, das heißt vernünftig, construirend und distinctiv, will sagen: scheidend mit Instinct, stellen sich vor das Auge des vernunftbegabten Mannes die ebnenden, jede Schöpfung neu auflegenden Fabrikarbeiter der Weltgeschichte als Narren hin. Sie bemühen sich, abnormalen Instinktes voll, aus dem schönen, romantischen Wuchse der Erde ein glattes, anstandwidriges Ungethüm zu machen. Sie englisiren die Natur, die, beiläufig gesagt, kein Pferd ist. Demnach sind ihre Bestrebungen unverständig, gottlos, ungöttisch, selbst menschenwidrig, indem, wie allbekannt, ein wohlgewachsener, vollkommener Mensch,

als höchstes Produkt der Natur, ein Inbegriff der romantischsten Romantik sein muß, ein Septett in der großen Weltmusik: Berg und Thal, Hügel und Fels und Fluß und See und Wald. Ja, ja! Nehmen Sie sich ein Beispiel an mir, Sir!"

Byron und seine Freunde brachen in ein unmäßiges Gelächter aus, nur Matthews wußte sich zu bezähmen. „Er spricht etwas welsch, oder nach Instinkt zu reden, kauderwelsch. Dich, Gordon, muß des edlen Schellhorn Rede wahrhaft entzückt haben! Zwar gebricht Dir noch viel, um ein vollkommen romantischer Mensch zu werden, Du besitzest aber doch gewissermaßen und vermöge des Maßstabes eines wohlproportionirten Gehirns den Absatz der Romantik. Gordon, Du kannst ein großer Mann werden!"

„Wahrhaftig!" versetzte Byron, „die Möglichkeit wäre vorhanden, ich bin aber der Meinung, daß mich dies — er deutete auf die Stirn — mehr erheben wird, als dies, — auf den lahmen Fuß zeigend — was ich mit Respekt zu melden, für einen

nicht erhöhenden, ſondern unter die Romantik der Geſellſchaft herabſetzenden Abſatz halte."

Lachend und ein jauchzendes Hurrah dem buckligen Moraliſten und Dudelſackpfeifer zurufend, ſprengten die Jäger aus dem Abteihofe und verſchwanden bald im Dickicht des Waldes.

Schellhorn ſah den Davoneilenden mit dem Ausdruck eines gewaltigen Selbſtgefühles nach. Seine Miene war diktatoriſch ernſt, wenn nicht grade das convulſiviſche Zucken ihr ein wenig von der ſtreng bewachten Würde entriß.

Mechaniſch griff der Verehrer des orthodoxen Knox zum Dudelſacke, blies ein paar ſogenannte Accorde und trabte dann in die Halle, um ſich von der weichherzigen Nanny einen Krug Ale reichen zu laſſen, und wie natürlich, die nächtige Spukgeſchichte weitläuftigſt erzählen zu hören.

7.

Das Praſſerleben Byrons in Newſtead geſtaltete ſich indeß immer toller. Entfernte Freunde, die es

mit dem jungen Lord ehrlich meinten, bestürmten ihn brieflich, seinem Leben doch eine andere Richtung zu geben. Auch Frauen, deren Worte in solchen Fällen immer am meisten bewirken, weil sie unmittelbar dem Herzen entsprießen, und, wenigstens in der Regel, ohne berechnende Nebenabsichten ausgesprochen werden, ließen klagende Ermahnungen hören. Byron nahm diese Mißbilligung der öffentlichen Meinung sehr ruhig hin, einen innern Aerger über sich selbst konnte er aber doch nicht ganz unterdrücken, denn die zurückhaltende Scheu, welche alle Umwohnende gegen ihn beobachteten, ließ ihn erkennen, daß ein dämonisches Wesen zwar Aufsehen erregen, niemals aber Liebe erwecken könne. Selbst Nanny, sonst dem Zweifel nicht eben hold, begann unwirsch zu werden und über gotteslästerliches Treiben zu klagen. Am meisten Geduld hatte der alte Murray, der sich überall mit einem kurzen „bewunderungswürdig" zu helfen wußte, und vielleicht grade mit diesem strafenden Lakonismus das an sich treffliche Herz seines jungen Herrn am härtesten traf.

Ein Zufall ſteuerte unerwartet den täglichen und nächtlichen Bacchanalien. Der Uebermuth Matthews erlaubte ſich Handlungen gegen eine von Byron's Dienerinnen, die in der innigſten Verwandtſchaft ſtanden mit dem erzürnten Verfahren der prager Ritter gegen die kaiſerlichen Räthe, und Byron fand dieſe Eingriffe in ſein Hausrecht eben ſo ſtörend, als ſeine Freunde ſich dadurch beleidigt fühlten. Es trat eine heftige Verſtimmung ein, die ſich erſt durch Auflöſung der Geſellſchaft wieder verlor. Man verabſchiedete ſich, und in wenigen Tagen war die Abtei leer und öde, wie früher.

Einige Wochen ſpäter verließ auch Byron ſeinen Stammſitz. Nach den erſchlaffenden Zerſtreuungen, die mehrere Monate hindurch ihm die ſchönſten Stunden des Lebens geraubt hatten, bedurften Körper und Geiſt einer neuen Stärkung. Wie bei jedem begabteren Menſchen ſtellten ſich die Stunden der Weihe, wie die einer etwas laren Lebensweiſe, nur ruckweiſe bei ihm ein. Es ſcheint, als bedürfe das Schöpfungs-

vermögen, finde es sich, wo es auch immer wolle, einer immerwährenden Ebbe und Fluth.

Aus diesem Steigen und Fallen des Göttlichen entstanden die ersten Erzeugnisse der Byron'schen Muse. Ohne eigentliche Absicht, mit diesen Produkten literarisch glänzen zu wollen, gab er sie ohne Namen dem unbeständigen Wetter der öffentlichen Meinung preis. Kaum jedoch war dies geschehen, so bemächtigte sich aufs neue der Dämon der Unruhe seines Opfers und jagte es Vergnügungen entgegen, denen Ueberdruß und Verzweiflung am Leben ihre Entstehung verdankten.

Wir begegnen in den schönen Anlagen zu Brighton einer bunten Menge heiterer Menschen. Die Blüthe der Frauenwelt aus allen größeren Städten Englands ist hier versammelt, um die Zeit der Season zu genießen. Das Meer, am Fuße der amphitheatralisch aufsteigenden Stadt seine Wogen brechend, spiegelt in zitterndem Bilde die prachtvolle Landschaft zurück. Ein bewegtes Seeleben, in denen die farbigen Töne aller Zonen und Welttheile zusam-

menfließen, greift fremdartig groß in die ſtillere Landesſitte ein, und bringt zum Theil eine wohlthätige Beweglichkeit in die ſtreng geſchloſſenen Formen der engliſchen Faſhion. Unter einer Gruppe verſchleierter Damen beobachten zwei ein Paar Reiter, die im langſamen Trabe bei den Luſtwandelnden vorbeikommen.

„Gewiß, er war es!“ ſagte die Jüngere, ihr feines Geſicht, von dunkelblonden Locken umkoſt, der Nachbarin zukehrend.“ „Ich möchte nur wiſſen, wer ſein Begleiter ſein mag?“

„Jedenfalls ein ſehr ſchlechter Reiter, liebe Helene,“ erwiederte die ſo Angeredete. „Sieh, mit welcher Aengſtlichkeit er den feurigen Rappen leitet! Und wie ſitzt er im Sattel! Ohne Schluß, als ſolle er jeden Augenblick herunter fallen.“

„Er muß noch ſehr jung ſein, vielleicht gar ein Ausländer,“ meinte Helene. „Warum er nur ſeinen Hut ſo tief in's Geſicht drückt?“

„Die Schamröthe zu verbergen, die ihm ſeine Unbehülflichkeit in die Wangen treibt,“ verſetzte Miß Alice.

„Sein Führer iſt doch Lord Byron,“ fiel Helene wieder ein, mit einem Seufzer, der eine große Laſt von dem zarten Buſen abzuwälzen ſchien.

„Und dazu muß man ſeufzen?“ fragte ſpöttiſch ihre Freundin.

„Ja und von Herzen,“ ſagte dieſe mit beleidigtem Mädchenſtolz, „denn darin liegt der beſte Beweis von der Unwahrheit der Gerüchte, die ſchon ſeit langer Zeit über den jungen Lord umliefen und uns manche trübe Stunde bereitet haben.“

„Sage: mir, theure Helene, oder haſt Du je geſehen, daß eine einzige Thräne mein Auge getrübt hat, obwohl mir der unverſchämte Menſch den Agatſtein entwendete?“

„Nun ja doch,“ ſprach Helene, „Du weißt aber auch nicht, wie ſüß es iſt, im Schmerz über getäuſchte Hoffnungen das glühende Auge im Thau der Thränen zu baden. Mir war es entſetzlich, zu hören, Lord Byron ſei ein Wüſtling geworden, da ich es doch ganz beſtimmt weiß und es hier deutlich fühle, daß er fehlen und fallen, aber nun und nim-

mermehr untergehen kann! O, und die Liebe iſt reich an Vergebung, wie Gott! Sie iſt nur der ſanftere Gott, milder als jener, der das große Weltall lenkt."

„Du biſt die liebenswürdigſte Verwandlung, die nach Deiner Erklärung Gott mit ſich ſelbſt hat vornehmen können," verſetzte Miß Alice, „bei alle dem aber bitte ich Dich recht ſehr, traue dem dunkellockigen Lord nicht allzuviel! Ihn hat die Liebe getäuſcht, und einmalige Täuſchung, ſagt man, erzeuge in lebhaften Gemüthern die Luſt, auf gleiche Weiſe Rache zu üben. Lord Byron iſt feurig; er glüht, doch Niemand kann wiſſen, ob dieſe glühend heiße Schale nicht einen im Innern erkalteten Vulkan verbirgt!"

„So ſpricht Berechnung, nicht Liebe," erwiederte die liebliche Helene. „Die Liebe beſitzt ſich ſelbſt, ohne nach dem Grunde zu fragen, ſie iſt der uneigennützigſte Egoismus, der glaubt, es gäbe nichts Edleres in der Welt als den geliebten Gegenſtand, weil in dieſer Annahme der volle Inbegriff jeder höchſten Seligkeit ihr geſichert bleibt."

„Das iſt ſchön, aber nicht verſtändig geſprochen.“

„Auf den Verſtand habe ich noch keine Würde zu erlangen geſucht, mein Herz dagegen kann es ſchon mit einer tüchtigen Anzahl hartnäckiger Gegner aufnehmen. Doch ſieh! Die Reiter kommen zurück! Treten wir bei Seite — dort hinter jene Hecke! Da können wir uns unbemerkt bücken und das Geſicht des Begleiters Sr. Herrlichkeit recognosciren.“

„Die Liebe muß ſehr liſtig machen,“ warf Miß Alice ein, folgte jedoch ihrer Freundin, um an der vorgeſchlagenen Kriegsoperation Theil zu nehmen, zu der ſie ſich, der Neugier ihres Geſchlechts einmal verfallen, zuerſt anſchickte.

Die ſo ſcharf beobachteten Cavaliere trabten diesmal etwas raſcher vorüber, der nahen Stadt zu. Miß Alice nahm Helene am Arm und zog die nachdenklich gewordene mit ſich fort. „Recht haſt Du geſehen, meine Liebe,“ ſagte das Mädchen, in ihrem Tone mehr Theilnahme anklingend, als ſie ſonſt zu thun pflegte, „ich kann aber doch dem Gerücht

nicht ſo ganz widerſprechen. Warum zitterſt Du, Helene?"

„Ich zittere nicht, mein Herz ſchlägt nur ſo unruhig."

„Hat Dich des Lord's Begleiter ſo ſehr aufgeregt?"

„Vielleicht," liſpelte Helene. Es trat eine kurze Pauſe ein. „Nichts deſto weniger iſt Byron doch ein edler Mann," ſetzte ſie dann ſchneller hinzu und mit einer Feſtigkeit im Tone, die mehr wie der Wunſch einer zu gewinnenden Ueberzeugung klang, als die bereits erlangte Gewähr davon. Beide Mädchen wandelten nach dieſer überraſchenden Begegnung ſchweigſam nach ihrer Wohnung zurück, Miß Helene von ſo trüben Ahnungen verfolgt, daß ihr ſelbſt der Umgang mit der ruhigen Alice beängſtigend ward. Die ungewiſſe Seele will eben ſo gern allein ſein, als ein ſchmerzgeſättigtes Herz. Zwar bemühte ſich die ruhigere Freundin, das geängſtigte Mädchen zu beſänftigen. Sie unterließ nicht, die Schwächen des untreuen Lords bedachtſam aufzuzählen, vergaß aber

dabei, wie alle ähnliche Rathgeber, daß ein liebendes Herz eben so eigensinnig als hartnäckig ist. Helene ward nur unruhiger, vertheidigte den herabgesetzten Lord und schickte sich endlich in fieberhafter Aufregung an, fortzugehen.

„Wo willst Du hin?" fragte Alice.

„Zu ihm selber! Ich will aus seinem eigenen Munde mein Urtheil hören."

„Helene!" rief, erbleichend vor Staunen, die Freundin. „Sei keine Thörin! Was würde man sagen, sähe Dich irgend eine fashionable Person?"

„Schlimm genug, wenn das Herz im Zwange der Sitte sich verbluten soll," erwiederte beleidigt Helene. „Ich will einmal gegen die Gewohnheit verstoßen. Ich fühle, daß ich Recht habe und die Sitte Unrecht. — Nein, Alice, halte mich nicht zurück! Du könntest mich wahrhaftig zu argen Dingen veranlassen!"

Alice legte sich jetzt auf's Bitten, da aber auch dies nicht fruchtete, ergab sie sich in ihr Schicksal

und verfolgte mit Thränen im Auge die im Abend-dunkel fortwandelnde Freundin.

Früher als die beiden Fußgängerinnen kamen Byron und ſein Begleiter vor dem Hotel an. Der Jokey, dem der Lord die Pferde übergab, lächelte, als er ſeinem jüngern Bruder, unter welchem Namen der unzertrennliche Gefährte des engliſchen Peers überall eingeführt ward, vom Pferde half. Auch der Waiter warf ſchlaue, zweifelhafte Blicke auf den elaſtiſch forttänzelnden, hübſchen Knaben, dem die knappe Kleidung ſehr gut ſtand, indem ſie die vollen, beinahe zu weich gerundeten Hüften des jungen Menſchen zeigte.

Byron hatte blos ſeinen einzigen vertrauten Diener, den alten Murray, mit nach Brighton gebracht. Einen Jockey nahm er erſt in dieſer Stadt an, bezog in einem der ſchönſten Hotels einige anmuthig gelegene Zimmer zugleich mit ſeinem jüngern Bruder, lebte aber auffallend eingezogen. In größeren Städten herrſcht eine garſtige Unſitte, die, mag man auch noch ſo human darüber urtheilen, immer ein zwei-

deutiges Licht auf die Moralität, entweder der gesammten Bewohner, oder doch auf die höhere Gesellschaft derselben wirft. Menschen von höherem Stande oder von einigem Namen vermögen auf keine Weise anschwärzenden Gerüchten zu entgehen, sobald sie weniger, als es gewöhnlich ist, der Sitte huldigen. Am meisten trifft der giftige Pfeil der Verläumdung diejenigen, denen es anständiger und ihrer Natur angemessener dünkt, in der häuslichen Stille die Zeit der Arbeit mit heiteren Gesprächen abwechseln zu lassen. Ein Lufthauch genügt hier schon, düstre Gewitterwolken über solche Familienzirkel zusammenzutreiben, und oft das Glück ganzer Geschlechter zu untergraben. Die moderne Zeit allerwärts hat in dieser Hinsicht auffallende Fortschritte gemacht. Mag es nun immerhin zum sogenannten guten Tone gehören, etwas „anrüchig" zu sein, dieser Ton selbst harmonirt wenig mit der Frische des wahren Lebens, nach dem doch das gegenwärtige Jahrhundert von Anfang an strebte. Es liegt eine erlaubte Sittenlosigkeit in der lächelnden Feinheit,

den Ruf Anderer zu untergraben, die es in ihrer harmlosen Routine bereits so weit gebracht hat, daß man höchstens ein moquantes Nasenrümpfen gewahren kann, sobald ein neues Thema dieser Art in den feinen Salons mit Augenblinzeln, Lippenfalten und Zungenschnalzen durchdisputirt wird. Die fashionable Gesellschaft fragt nie nach der etwaigen Veranlassung, der Schein genügt, und je buntfarbiger dieses in der schwülen Luft unserer Städte sich sonnende Chamäleon — ein Geschöpf des Müssigganges und überhand nehmender Naturverachtung — schimmert, desto witziger läßt es sich damit scherzen.

In Brighton machte die Gesellschaft von dieser sittenlosen Sitte aller Länder keine Ausnahme. Das Stillleben des jungen Lords gab zu den mannichfachsten und fabelhaftesten Gerüchten Stoff. Die Londoner Großkrämer aus der City wollten wissen, er habe sich direkt aus Persien alle Utensilien eines türkischen Harems verschrieben und lebe nun in seinem Hotel in sultanischer Weise. Von den unerhörten Orgien, die allnächtlich bei ihm gefeiert werden soll-

ten, erzählte man sich wundervolle Dinge, wogegen der Mährchenglanz aus tausend und einer Nacht verwischte Wandmalereien waren. Ohne allen Scheinreiz brechen sich Erzählungen solcher Art wohl nur selten Bahn; allein daß man immer geneigt ist, den Schein für wahr zu halten und sich sogar abmüht, etwa noch Mangelndes mit Takt und fein geübter List hinzuzudichten, dies taucht die Gesellschaft in abschreckende Farben. Leider fiel aber in Brighton die öffentliche Verläumdung grade auf ein Opfer, das mit dem äußeren Schein auch die Innerlichkeit der Wahrheit gegen sich hatte, und aus einem Anfall volksthümlichen Whims in Verachtung der conventionellen Sitte einen eigenen Reiz fand.

Byron bewohnte mit seinem angeblichen Bruder ein und dieselben Zimmer, die von dem alten Murray in der Regel mit Argusaugen bewacht wurden. Als die beiden Verdächtigen von ihrem Spazierritt zurückkamen, warf der Jüngere den Hut ab, löste das Halstuch und sprach, zu Byron gewendet: „So gefalle ich Ihnen doch besser, nicht wahr?"

Der Lord kehrte ſich um, und ein zufriedenes, von feuriger Luſt nicht ganz freizuſprechendes Lächeln glitt über ſeine blaſſen, ausdrucksvollen Züge, als er die urplötzliche Verwandlung des ſchlechten Reiters erblickte. Der jüngere Bruder wiegte ſchalkhaft kokett das kleine Köpfchen auf den ſchlanken Schultern und ſchien ſich kindiſch an dem langſamen Aufgehen der künſtlich toupirten Haare zu gefallen, die jetzt vom Scheitel auf die volle Schulter und den wallenden, blendend weißen Buſen herabglitten. Die jugendliche, kokette Schöne lockerte mit eigener Hand den Reithabit und warf ihn ab.

Sie glich an Geſtalt und Ausſehen ganz dem ſpukenden Mönche von Newſtead, durch deſſen Erſcheinung früher die gottesfürchtige Nanny ſo ſehr in Schrecken geſetzt worden war. Aufgeregt und durch die Naivetät, womit das ſchöne Mädchen ihren Liebhaber zu ſcherzhaften Bemerkungen reizte, Alles um ſich her vergeſſend, hatte Byron verſäumt, ſeine Befehle zu ertheilen. Er war deshalb nicht wenig überraſcht, als plötzlich durch die halbgeöffnete Thür eine

verschleierte Dame hereintrat. Zwar beeilte sich die Schöne, ihrer Verkleidung möglichst schnell wieder eine täuschende Aeußerlichkeit zu geben, der Blick der unverhofft Eintretenden war aber zu scharf, um über das Geheimniß nicht gänzlich aufgeklärt zu werden.

Der Lord wollte in der ersten Aufwallung seines Zornes den unerwarteten Besuch hart anlassen, da schlug die Dame den Schleier zurück und Byron sah niedergeschmettert in die verstörten Züge Helene's. Dem liebenden Mädchen fehlte es an Kraft, ihren schmerzlichsten Gefühlen Worte zu leihen. Sie deutete blos auf die in eine Fensternische geflüchtete Schöne und sagte dann mit leiser, von Thränen zitternder Stimme: Ew. Herrlichkeit können sehr grausam sein! Wozu entwendeten Sie meiner Freundin ihr Amulet, wenn es solche Früchte trägt?"

„Miß, theure Miß," stotterte Byron — ein Scherz — ich hatte eine Wette eingegangen." —

„Mich tödtlich zu verwunden?" fiel fragend Helene ein, dem Ton ihrer Stimme einen Ausdruck strafender Milde gebend. „Dazu bedurfte es nicht sol-

cher Maskeraden. Was Sie in Newstead vollbrachten, war schon vollkommen hinreichend."

So tief war Byron durch die Milde eines weiblichen Wesens noch nie erschüttert worden. Ein bleicher Strahl der Reue schlug zündend in sein Gemüth. Er fühlte, daß er hier ein Herz gebrochen habe, dem er sich auf Flügeln der Liebe genähert, das er selbst an sich herangezogen.

„Dachten Sie an Mary Chaworth?" setzte Helene hinzu, kaum hörbar die Worte lallend. „Ich glaubte immer, die edelsten Männerherzen könnten zwar bei einer Hintenansetzung von Seiten eines Mädchens zürnen, lange zürnen, der Rache aber hielt ich sie nicht fähig. Mylord scheint eine Ausnahme zu machen."

„Immer, ja wahrhaftig! Bei dem ewigen Gott, immer!" fuhr der Lord jetzt auf und ein convulsivisches Zittern ergriff ihn. „Mary! Mary! Das ist das Wort, bei dessen Nennung ich wahnsinnig werden könnte! Helene vergeben Sie mir! Nicht mich klagen Sie an, sondern das Schicksal, das schwarz

über mir hinrollt. Es iſt Marys Untreue, die Ihnen — das Herz bricht!"

„Ein edler Mann iſt ſtark," ſagte mit Würde Helene. „Die Leidenſchaft mag ihn hinreißen eine Stunde, einen Tag, einen Monat, aber Jahre lang ſchleift er nicht den Dolch an ſeiner diamantharten Seele, um ihn langſam in das Herz Unſchuldiger zu ſtoßen! Gordon!" ſetzte ſie milder hinzu, „bedenken Sie, daß die Rache nur vernichtet, nie auferbaut! Und wenn Sie der einſt ein Weib ganz das Ihrige nennen, ſo mag mein Gebet die Furien von dem Brautlager verſcheuchen, über das ſie, ungeſühnt, ſicher einen bluttriefenden, keinen milden, blauen Sommerhimmel ausſpannen werden!"

Das gekränkte Mädchen ließ ihren Schleier wieder über das bleiche Antlitz fallen und wankte zur Thür hinaus.

Der Lord bedurfte einiger Augenblicke, um ſich ganz zu ſammeln, dann aber erfaßte ihn auch die entſetzlichſte Wuth, die ſich, wie gewöhnlich, auf alle ſeine Umgebungen richtete.

„Aus meinem Hauſe!“ rief er der Gefährtin zu, die ſo lange all' ſeine Launen ertragen und mit leichtem Takt zu lenken gewußt hatte. „Kein Wort! Hier haſt Du den Preis meiner Schande und nun geh' und ſieh' mich nicht mehr an.“ Die Schöne zauderte und hob flehend die Hände auf. „Joë!“ ſchrie der Lord, „alter Knabe und Taugenichts von einem Diener, wirf dies Geſchöpf aus dem Hauſe. Auf der Stelle! Warum hat ſie mich unglücklich gemacht!“

Murray, der die ſchlagenden Wetter, von denen das Gemüth ſeines Herrn zuweilen erſchüttert ward, ſehr genau ſtudirt hatte, winkte ohne zu antworten dem Pſeudobruder des Lords, verſah das weinende Kind im Vorgemach mit dem Nöthigſten und trug für ihr Fortkommen die ängſtlichſte Sorge. Byron war indeß von dieſem Auftritte tiefer, als er ſonſt pflegte, erſchüttert worden. Sobald er ſich ausgetobt und — ein ächter Sohn ſeiner jähzornigen Mutter, — ſeine Wuth ſogar an lebloſen Gegenſtänden müde geſtoßen hatte, gab er kurz und barſch

Befehle, Alles zur Abreise bereit zu halten. Er wollte nach London, um dort sich neuen Zerstreuungen in die Arme werfen und die quälende Natter des Gewissens zu erdrücken.

8.

In einer verrufenen Spelunke der St. James Straße zu London pflegte sich fast jeden Abend ein kleiner Kreis junger, lebenslustiger Männer zu versammeln. Um unerkannt zu bleiben, schlüpften die Meisten maskirt oder gar vermummt nach dem üblichen Sammelplatz. Der Eingang zu diesem Spiel- und Speisehause ward des Nachts von einer einzigen trüb brennenden Laterne erleuchtet; ein schmaler Gang führte nach einem engen Hofraume, der auf allen Seiten von hohen Gebäuden umschlossen ward. In einem derselben befand sich eins jener Locale, die man im gewöhnlichen Leben nur mit dem Namen „Höllen" bezeichnet. Routinirte Glücksritter, Spieler von Profession, einzige Söhne reicher Aeltern, denen jede Beschäftigung von Jugend auf ein Greuel

geweſen und die in dem weiten, wüſten London nichts Beſſeres zu thun wiſſen, als die Zeit auf das leichtfertigſte zu verderben, pflegen an ſolchen Orten einzukehren und leichtſinnige Jünglinge zu „rupfen.“ Viele dieſer „Höllen“ entbehren allen Glanzes, wodurch ſie die reizbare Jugend anlocken könnten, grade dieſe ſind aber die beſuchteſten, in der Sicherheit ihres Verſteck's die gefährlichſten. Zu dieſen gehörte auch die Spelunke in der St. James Straße.

Der gewöhnliche Freundeskreis war größtentheils wieder beiſammen in einem von den übrigen Gemächern getrennten, wohnlichen Zimmer. Hier erholte man ſich von der Aufregung des Spiels, las die Zeitungen und Review's und ſchloß gewöhnlich die Nacht mit einem vollkommenen Bachanal.

„Wo bleibt denn heute unſer Abi?“ ſprach Harneſſ. „Es iſt beinahe Mitternacht, ſonſt kommt er ja immer früher als wir Andern.“

„Blos, wenn er Geld hat,“ erwiederte Williams. „Gegenwärtig erfreut er ſich einer vollſtändigen Gleich-

ſtellung mit uns und das, Harneſſ, kann er nicht leiden, ſo revolutionär er ſonſt auch denkt."

Vor der Thür erhob ſich ein lautes Gelächter, die Sprechenden horchten auf, aus dem Nebenzimmer fielen in abgemeſſenen Pauſen die monotonen Worte des Banquier's, das Schwirren der Kugel beim Roulette. Jetzt ward die Thür aufgeriſſen und Matthew's trat, noch immer lachend, herein. „Guten Abend, ihr Erbrüder vom Schädel," rief er den Verſammelten zu, „ich bitt' Euch, nehmt die Lichter und kommt heraus, wenn Ihr einen außerordentlichen Anblick haben wollt."

„Bleibt nur immer, wo Ihr ſeid," erwiederte eine Stimme aus dem dunklen Gange, „denn wollt Ihr doch einmal lachen, ſo will ich's Euch bequemer machen."

Die Geſtalt des Sprechenden zeigte ſich jetzt im feinſten Ballanzuge, die Claque unter'm Arm, mit gekräuſeltem und parfumirtem Haar als feinſter Dandy. „Die Schwindſucht allen langweiligen Rout's im Weſtend!" rief der fein Gekleidete. „Seht,

Brüder vom Schädel, wie ſich der Schmutz an dieſem glänzenden Schuh ſtattlich ausnimmt! Ha, ha, ha, könnte ich nur allgegenwärtig ſein, um die hübſche ſchmollende Lippe Lady H**s zu bewundern!"

Es war Byron, der gradeswegs von einer Rout bei dem Herzoge von S* kam, um den Reſt der Nacht mit ſeinen Genoſſen zu durchſchwärmen. Er hatte ſich nicht einmal Zeit genommen, die Kleider zu wechſeln und mußte ſich nun, obwohl ſeines Eifers wegen höchlichſt belobt, doch auch die Spöttereien der ehemaligen Schädelbrüder gefallen laſſen.

„Weiß Gott," rief der junge, wüſte Lord, „dies Leben hier macht mir Ekel! — Jack, eine Flaſche Sodawaſſer und dann bringe Hummer, denn ich bin ſo hohl, wie ein ausgezapftes Weinfaß."

Das Verlangte ward dem Lord gereicht, ein geſchickter Schlag mit dem Meſſer entledigte die Flaſche ihres Halſes, worauf Byron den Inhalt faſt ohne zu ruhen leerte. „Charles, nichts Neues?" Auf der Rout hörte ich, meine „hours of idleness" ſeien ſtark gerupft."

„Dafür soll der Kritiker nicht minder gerupft werden, wenn er uns in die Hände fällt“ betheuerte Matthews. „Wer hat sich denn erfrecht, unsern Großmeister zu tadeln?“

„Aufgemacht, Jungens!“ rief eine rauhe Baßstimme vor der Thür. „Bei meiner Faust, es ist hier so finster, wie in eines Gentleman's Kopf, der mit zerschlagenem Brustbein am Boden liegt.“

„Ehrlicher John, bist Du's?“ rief Byron. „Tritt ein, König aller Faustkämpfer in Old England. Dies Glas ächten Claret auf die Kraft Deines Armes und mögest Du nie vergessen werden von denen, die Du rechtmäßig zu Boden geworfen!“

„Beim Segen meines Auges!“ rief Jackson, der Borer, „Ew. Herrlichkeit sind in der vorzüglichsten Laune.“ Jackson war ein Mann von gedrungenem Körperbau, äußerst muskulös und stämmig, mit kleinen, pfiffig blinzelnden Augen und dem Ausdruck derben, doch gutmüthigen Humors im Gesicht. Er hielt ein Buch in der Hand und warf es mit Widerwillen auf den Tisch.

„Da gibt's Neuigkeiten für Euch," ſprach Jackſon. „Leſt, wenn Ihr die Cultur des Gehirns der Civiliſation des Leibes vorzieht. Der Wirth verſicherte mich, es ſtünden die wunderſamſten Grobheiten darin. Recht ſo, verehrter Abt, macht Euch drüber, runzelt die Stirn, ſchärft das Auge, und wenn Ihr auf eine Unehrlichkeit ſtoßt, ſo geöt mir einen Wink. Bei meiner Fauſt, ich will ihn" —

Der Borer hielt plötzlich inne, ſein kleines Auge feſt auf Byron gerichtet. Auch die Uebrigen merkten auf, Matthew's, Harneß, Williams drängten ſich um ihn. Byron hatte das Journal — es war das neueſte Heft des Edinburgh-Review — ergriffen und ſchien mit ſeinen Augen die Blätter durchbohren zu wollen. Plötzlich veränderten ſich die Züge ſeines Geſichts, er ward auffallend bleich, ein bitterer, höhniſcher Zug zitterte um ſeine trotzige Lippe und ſein Auge blitzte in einem wahrhaft furchtbaren Funkeln. Jetzt warf er das Heft zu Boden, trat es, zitternd vor Wuth, mit Füßen und rief, als die Entrüſtung ihm endlich Worte lieh: „Nichtsnützige, niederträch-

tige Schurken! Jetzt erſt ſollt Ihr mich kennen lernen und meine Deviſe. Der Ruf: Crede Byron! ſoll Euch in den Ohren klingen, das Ihr taub werdet vor Angſt und Schaam! Verdammte Lügenbrut! Daß ich doch den Ocean vergiften könnte, um meine Wuth auszulaſſen an dem ganzen ſchäbigen Geſchlecht!"

Der Zorn ließ ihn nicht weiter ſprechen, deſto heftiger arbeitete der Ingrimm in ſeiner Seele. Seine Hände, ſein ganzer Körper bebten fortwährend, er griff nach einem Stuhle — die Lehne zerbrach unter ſeinem Druck. Er wollte in Wein den Zorn ertränken, doch kaum hatte er das Glas geleert, als es auch in Staub zertrümmert am Boden lag. Es verging eine geraume Zeit, ehe das milde Zureden ſeiner Freunde, und häufig genoſſenes Waſſer Byron's zu leicht reizbares Weſen wieder beſänftigen konnten. Sobald aber der erſte Sturm vorüber war, kehrte auch ſeine Heiterkeit zurück, die bald in ausgelaſſenes Lärmen überging. Wein und Grog wurden nicht geſchont, hundert Peream den heimtückiſchen Kritikern ausgebracht und eben ſo vielmals

Rache, glänzende Rache gelobt. Jackſon ſchwur bei jedem neuen Glaſe, er wollte alle Schotten zu Grunde boren, möchten ſie nun Kritiker ſein oder nicht, und als ſo unter Trinken und Lachen der erſte Aerger über die gehäſſige Kritik der „yours of idleness“ vergeſſen oder doch betäubt war, verlief die übrige Nacht in einen wilden Bacchanal. Die Morgendämmerung fand eine halbtrunkene, verſtimmte, bleiche, hohläugige Geſellſchaft, die mit Mühe und unter forcirten Scherzen durch die öden Straßen der Metropole nach ihren Wohnungen taumelte.

Heftige Gemüthsbewegungen, oder unverſchuldete, tief in die Seele ſchneidende Kränkungen tragen am eheſten dazu bei, bedeutende Menſchen von irrthümlichen Lebenspfaden wieder zurückzuführen. Als Byron am nächſten Tage mit wüſtem Kopf aus unruhigen Träumen erwachte, da fiel ihm die vergangene Nacht mit ihren wechſelnden Ereigniſſen ſchwer auf's Herz. Er erhob ſich von ſeinem Lager, um über ſich ſelbſt Gewißheit zu erlangen. Vor ihm auf dem Tiſch lagen die neuen Blätter und Rewiews. Ge-

faßter las er jetzt noch einmal die schmähende Kritik seines ersten Productes, und wenn auch eine nicht zu bemeisternde Aufwallung des Zornes ihn abermals befiel; so traf doch auch manches Wort, manche hingeworfene Aeußerung einen faulen Fleck in seinem Leben. Das verdammende Urtheil über den lieblosen Artikel selbst konnte dadurch zwar nicht aufgehoben werden, dem jungen Dichter aber leuchtete die Nothwendigkeit ein, in geordnetere Kreise überzugehen, sich selbst zu beherrschen, das planlose Wüthen seiner Leidenschaften zu bändigen und die Kraft, von der er sich getragen fühlte, auf edlere Weise als bisher zu verwenden.

Mit bittern Vorwürfen mußte sich Byron gestehen, daß er den feindlichen Mächten des Lebens reiche Opfer gebracht habe. Die heftigsten Gewissensbisse ergriffen ihn, Reue, trostlose Reue ward von Stund' an sein mahnender, ihn rastlos peinigender Gefährte. Laut und leise sagte er sich wiederholt, wachend und träumend, daß irgend etwas Bedeutendes von ihm ausgehen müsse, wenn er sich selbst ferner noch achten,

der ſcharf tadelnden Welt eine günſtigere Meinung von ſich beibringen ſolle.

„Es ſei,“ ſprach er, „die Macht der Dämonen, die in eines Menſchen Bruſt ihr Weſen treiben, habe ich empfunden. Ich will ſie binden und mir ihren Beiſtand erzwingen bei dem Beginnen, das ſich in mir geſtaltet. Einen Brandbrief in John Bulls Friedenshütte geworfen, und ſchlägt die helle Lohe zum Himmel auf, dann fort aus England in die weite Welt!“

Mit dieſem Entſchluſſe verließ Byron das geräuſchvolle, verführeriſche London, ohne ſeine Freunde zu ſehen oder ſich von ihnen zu verabſchieden. Newſtead, das unterdeß von ſeiner Mutter bezogen worden war, nahm den Flüchtigen, am Leben ſchiffbrüchig Gewordenen in ſeine ſtillen Kloſtermauern auf, und ſeine einſame Zelle, „das Krähenneſt“ genannt, ſah jetzt den ſchweigenden Jüngling in ernſte Beſchäftigungen vertieft. Seine einzige Zerſtreuung war ein Ritt in den Forſt, oder ein Gang nach dem Ulmenhügel, um die grauen Gemäuer von Annesley-

Hall von dort herab im Abendroth über dem Waldesgrün aufblitzen zu sehen.

9.

Im nächsten Frühjahre erschien ein Büchlein, „english bards and scottish rewiewer's“ betitelt, das durch die schonungslose Satyre, womit es selbst die anerkanntesten literarischen Namen in ihren Blößen darzustellen sich herausnahm, allgemeines Aufsehen erregte. Der Verfasser hatte sich zwar nicht genannt, gewisse Andeutungen ließen aber das Publikum nicht lange im Dunkeln. Jedermann vermuthete und sprach es laut aus, daß der eben großjährig gewordene Lord Byron diese beispiellos kecke Satyre geschrieben habe, um sich an den Kritikern seiner ersten Poesien, und nicht minder an mancher andern Persönlichkeit zu rächen, die früher seinem Rufe durch Verbreitung verfälschter Gerüchte geschadet hatte. Die allgemeine Meinung erfuhr keinen Widerspruch, vielmehr stand bei der bald erfolgenden zweiten Auf-

lage des Büchleins der Name des Lords wirklich auf dem Titel.

Hatte ihn früher die Geſellſchaft wenig beachtet, ſo trat jetzt unmittelbar nach dieſem literariſchen Erfolge ein Suchen und Haſchen nach der Perſon des Satyrikers ein, daß dieſer ſich durch eine ſolche laut ausgeſprochene Charakterloſigkeit der großen Welt beleidigt, ja abgeſtoßen fühlte. Seine Feinde beugten ſich mit lächelnder Freundlichkeit vor ihm, die Kritik prieß ſein großes Talent eben ſo unmäßig, als ſie ihn zuerſt geſchmäht, ihm jede poetiſche Anlage abgeſprochen hatte. Dies Alles konnte den jungen, heißblütigen Lord nicht behagen. Er ſehnte ſich fort aus einem Lande, wo veraltete Sitten heiligende Geſetzeskraft haben, wo die Convenienz das Herz verlacht und der Menſch nach dem Gewicht ſeiner Börſe geſchätzt wird.

Eines Tages beſuchte ihn ein Jugendfreund, den er längere Zeit nicht mehr geſehen hatte. John Cam Hobhouſe wollte den Continent bereiſen, zuvor aber alle ſeine Freunde nochmals ſprechen. Dies und

der Wunsch, den ehemaligen Mitschüler als angehenden rühmlichst genannten Dichter zu sehen, führte den jungen Mann auch zu Byron, der mit lebhafter Theilnahme von dem Vorhaben des Freundes, von dem Wege, den er einzuschlagen gedachte, von seinen Hoffnungen und Erwartungen sprechen hörte.

„Hobhouse," unterbrach Byron den Erzählenden, „warten Sie noch wenige Tage länger, und ich begleite Sie. In drei Tagen nehme ich meinen Sitz im Oberhause ein, um der Sitte zu genügen, besuche dann nochmals meine Mutter in Newstead, um mich von ihr zu verabschieden und das Nöthigste für die Entwirrung meiner weltlichen Angelegenheiten anzuordnen, und ist dies geschehen, dann, lieber Freund, gehe ich mit Ihnen nach Italien oder nach Otahaiti, mir ist's gleich. Nur fort aus England, das ich hasse, dem ich fluche! Ich habe hier nichts zu verlieren, als einen mit zerfressendem Rost überzogenen Namen."

Hobhouse willigte nach kurzem Besinnen in den Vorschlag, Byron ward mit Beobachtung der ge-

wöhnlichen Gebräuche unter die Zahl der englischen Peers aufgenommen und reiſte unmittelbar darauf nach ſeinem Stammſitze ab.

Ein paar Tage ſpäter ſaß er neben ſeiner Mutter auf dem Sopha. Die gute Dame hatte ſich wenig verändert. Mit freudiger Bewunderung, die einer Mutter wohl zu verzeihen war, betrachtete Sie ihren Sohn und ſchien ſehr zufrieden mit ihm und mit ſich zu ſein, wenn auch in nicht aufgeregter Stimmung das Behagen Mrß. Byrons wenig bemerkbar wurde.

„Gordon," redete ſie den Sohn an, „ich freue mich doch, daß Mrß. Williams, die Wahrſagerin, ſo hell geſehen hat. Sie erkundigte ſich letzthin nach Dir und meinte, Du würdeſt noch ſehr große Dinge thun."

„Das freut mich," verſetzte Byron, „wiewohl ich recht ſehr wünſche, es bekümmerten ſich fernerhin eben ſo wenig alte noch junge Weiber um mich."

„Das iſt thöricht geſprochen, Mylord," entgegnete mit affectirtem Stolz die Mutter. „Du biſt aus dem edelſten Blute entſproſſen, Du wirſt, Du

mußt in beſſere Umſtände kommen. Einen Namen haſt Du Dir ſchon erworben — Gordon, Du biſt in Wahrheit nicht garſtig — und wirſt darauf denken müſſen, eine reiche Erbin zu heirathen. Ich werde Schritte thun, mein wilder Junge, während Du im Auslande biſt."

„Nun das iſt ſehr mütterlich gehandelt," ſagte Byron, „nur finde ich Eins bedenklich." —

„Was denn, mein Gordon?"

„Daß ich auch veranlaßt werden könnte, Schritte zu thun. Wäre das nicht ein Stück Unglück mehr für mein Haus? Beim Himmel, ich haſſe die Weiber!" (Hier bückte ſich der Lord und drückte ceremoniös ſeine Lippen auf die Hand der Mutter) „aber ſie haben mir's nun einmal angethan! Ich haſſe die Liebe und liebe den Haß raſend, wahnſinnig — aber Du mein Gott, heirathen kann ich dieſe Geliebte doch nicht! Darum, beſte Mutter, bitte ich, gehen Sie ja diplomatiſch zu Werke."

„Wild biſt Du noch immer," erwiederte die Mutter, ohne aus ihrer phlegmatiſchen Ruhe zu kom-

men. „Dennoch verſichere ich Dich, Gordon, daß Du heirathen wirſt. Du haſt ein ſehr intereſſantes Geſicht.“

Der eintretende Murray unterbrach dies Zwiegeſpräch. Er überreichte dem Lord einen Brief. Haſtig erbrach Byron das Couvert, er fing an zu zittern und eilte beſtürzt aus dem Zimmer.

„Sieh, was Sr. Herrlichkeit begegnet iſt, Joë,“ ſagte pathetiſch Mrß. Byron. „Dein Gebieter wird bis an ſeinen Tod ein wilder Menſch bleiben.“

„Bewunderungswürdig wild,“ ſprach Joë und ging, um dem erhaltenen Befehle nachzukommen. Er traf den Lord noch in heftiger Aufregung. Seine Fragen blieben unbeantwortet, dagegen erhielt er den Auftrag, augenblicklich dafür zu ſorgen, daß ſein Pferd geſattelt werde.

„Sehr wohl, Ew. Herrlichkeit,“ verſetzte Joë, „es iſt aber niemals vortheilhaft für den Körper, in ſolcher Aufregung einen Ritt zu unternehmen. Das magert ab, Mylord, furchtbar, und bringt den Men-

chen so weit herunter, daß Mond und Sonne durch ihn hindurchscheinen!"

„Das will ich, das wäre mir grade Recht," sprach Byron, „dann würde ich doch der ätherischen Natur etwas näher gerückt."

Joë ging nachdenkend hinab, nahm sich einen Krug Ale zur Magenstärkung und pflog nebenbei auch noch ein kurzes Gespräch mit Nanny. „Se. Herrlichkeit," sagte er, „reisen in die Welt. Sie gehen zu Schiffe. Unterdeß wird Mrß. Byron hier regieren, und da, mein' ich, gibt es zuweilen tumultuarische Tage. Im Punkt des Tumultuirens sind Mutter und Sohn prächtig einander ähnlich gerathen. Sonst aber, Nanny, ist wenig davon zu spüren. — Ich weiß etwas Neues."

„Wißt Ihr? Ach Joë," sprach mit freudeglänzendem Auge die Haushälterin, „das müßt Ihr mir sagen! Seht, in der alten Abtei geschieht wenig Herzerfreuendes."

„Habt Recht, Nanny! Nun denn: der Lord hat

einen Brief erhalten, — ich kenne das Siegel — er war von drüben." —

„Du mein Heiland, ſieh mir bei!" rief Nanny aus, „die arme Mary! Es ſoll ihr nicht zum Beſten gehen."

„Das fehlte mir auch," erwiederte Joë. „So ein Geſchöpf! Liebte ſie der junge Herr doch, wie's einer nur thun kann, ohne geradezu den Verſtand zu verlieren, und wirft ſich das Mädel einem ſchönen Kleiderſtock an den Hals. Sollte mir kommen! Se. Herrlichkeit haben ſich um alle Heiterkeit gequält ihrethalben, ohne daß ſie nach ihm fragte. Das muß ihr noch kommen! Das ſoll und wird ſich Alles bezahlt machen von Pence zu Shilling!"

Der alte Diener würde noch länger fortgeſchwatzt haben, hätte ihn nicht Byrons hörbar werdender Schritt fortgeſcheucht. Der Brief enthielt eine Einladung nach Annesley von Mrß. Chaworth. Mary, ſeine einzig geliebte Mary, wünſchte den ehemaligen Freund vor ſeiner Abreiſe nochmals wiederzuſehen.

Byron hatte wenig Urſache, das Betragen Mary's

gegen sich zu entschuldigen, dennoch war sein Herz dem lieblichen Mädchen immer zugethan geblieben. Was die gewaltsame Trennung von ihr Menschenfeindliches seinem Gemüth einimpfte, das wandte seinen verletzenden Stachel doch nur gegen die Allgemeinheit. Byron verlor durch Mary's Untreue das Vertrauen zu dem Geschlecht und fand einen süßen Ersatz in dem bitteren Grolle, den er fortan in sich nährte. Der Funken von Liebe, der immer in ihm fortglomm, ja wohl auch in ungeregelten und zerstörenden Flammen chaotisch aus ihm herausschlug, war in der That vielmehr Haß zu nennen. Daß er sich selbst dadurch in den schönsten Rechten beeinträchtigte, ahnte er nicht, erst das spätere Leben sollte ihm Gewißheit darüber geben.

Byron hatte seit jenem Abende, wo er, urplötzlich aus seinen heiligsten Träumen aufgeschreckt, Annesley-Hall verließ, Mary Chaworth nicht wieder gesehen.

Die grauen Mauern des Landsitzes begrüßten ihn jetzt wieder wie alte Bekannte. Heftig fühlte er,

wie frühere Eindrücke mit Gewalt in ſeinem Herzen wieder lebendig wurden, und zaudernd, ja furchtſam trat er in den alten wohlbekannten Betſaal. Die Umgeſtaltung der Verhältniſſe hatte hier nichts verändert. Das Billard, das Fortepiano, die Wandgemälde, Alles fand er ſo wieder, wie er es verlaſſen. Mr. Muſters kam ihm auf dem Hofraume bereits entgegen und verſchwendete eine Menge unnöthiger Entſchuldigungen an den Lord, die verriethen, wie wenig er von ſeinen lächerlichen Gewohnheiten, ſeinen nichts ſagenden Galanterien verloren habe. Byron dankte höflich, blieb aber ſehr einſylbig. Es verging eine geraume Zeit, bevor das Läſtige einer lang gehegten Spannung ſich mit der Umgangsſitte verſchmolz. Byron wurde von der Vergangenheit und den mit dieſer verknüpften Träumereien in ſüßen Qualen gefoltert, ertrug indeſſen gelaſſen die Erzählungen ſeines Wirthes, deren weiteſter Horizont von den Wipfeln der Bäume bezeichnet wurde, die ſeinen Park umſchloſſen. Endlich trat Mary in's Zimmer. Ein verſöhnendes Lächeln verſchönte ihr

noch liebliches Geſicht, im Auge aber glänzte nicht mehr die reine Helle eines ungetrübten Himmels. Häufige Thränen ſchienen dieſen Kryſtall, auf deſſen gebrochenen Strahlen die Seele webt, ahnt und ſchafft, in einen leis bewegten Nebel gehüllt zu haben. Dennoch gewann Mary durch dieſe Umgeſtaltung noch an intenſivem Frauenreiz und machte, wie zu erwarten ſtand, einen tiefen Eindruck auf den Lord. Dieſer konnte dagegen mit weit mehr Anmaßung der verheiratheten Jugendgeliebten entgegen treten. Nicht allein hatte Byron in einem Zeitraume von vier Jahren geiſtig ſich auf eine ungewöhnliche Höhe der Ausbildung emporgeſchwungen, auch ſeine äußere Erſcheinung mußte überraſchen. Die von Natur männlich ſchönen Züge ſeines Geſichtes litten nicht an jener Monotonie der Regelmäßigkeit, die man im Allgemeinen zum Maßſtabe der Beurtheilung hinſtellt, ſie waren durch eine nie ganz ſich verlierende Aufregung ſo tief markirt und ſtets in leidenſchaftlicher Bewegung, daß ſich in ihrem unmerklichen Spiel das ganze Seelenleben Byrons verſteckt,

aber doch ſichtbar bewegte. Dieſes Fluctuiren ſeines ſtrebenden Geiſtes drückte ſeinen Mienen einen ungewöhnlichen Adel auf, der nie ſeines Einfluſſes auf das ſchöne Geſchlecht verfehlt. Frauen werden öfter durch Würde, durch Entſchiedenheit gefeſſelt, als durch jene üblichen Galanterien, die, Allen gemein, unter der Form huldigender Aufmerkſamkeit, eine Art Beleidigung verbergen.

So tief erſchüttert auch der junge Dichter ſich fühlte, vermochte er doch Herr ſeiner Aufregung zu werden. Er behandelte die junge Frau mit zuvorkommender Höflichkeit, ohne des früheren, innigeren Verhältniſſes nur leiſe zu gedenken. Muſters verließ bald nach dem Eintritt ſeiner Gattin die Halle, um durch ſeine Gegenwart nicht zu ſtören.

„Ich habe gehört," begann mit zitternder Stimme Mary, „daß Sie England verlaſſen wollen. Seit meiner Verheirathung waren Sie mit Ihren Studien ſo ſehr beſchäftigt, daß eine Begegnung unmöglich ward, und ſpäterhin nahmen wieder Jugendfreunde Ihre Zeit in Anſpruch. So hatte ich nur das mich

oft betrübende Vergnügen, zu hören, Sie lebten in der Abtei und würden durch Ihre Freunde nicht selten zu Zerstreuungen genöthigt, die Sie selbst von Natur wenig achteten."

„Sagte man Ihnen so?"

„So etwas der Art! Dies allein schon mußte mich bestimmen, Ihre Nachbarschaft so lange nicht zu wissen, bis Ihre Freunde Sie verlassen würden. Jetzt ist dies geschehen — Sie gehen nach dem Continent und — und ich hörte, Lissabon sei das erste Ziel Ihrer Reise?"

„Man spricht davon," erwiederte zerstreut der überraschte Byron. Zugleich trat die Wärterin ein, ein kleines Kind auf dem Arm, das reizendste Ebenbild der jungen Mutter. Eine brennende Röthe übergoß das Gesicht des Lords, doch erdrückte er jede Regung, die ihm gefährlich werden konnte; er fragte kaum hörbar Mary Chaworth: „Ist das Ihr Kind?" —

Mary antwortete nur durch ein Kopfnicken, drückte das Kind an ihren Busen und schickte die Wärterin

wieder fort. Forſchend ließ die junge Mutter ihr Auge über Byrons Züge gleiten, bis ſie geſenkt am Boden haften blieben.

„Ich gedenke zwei bis drei Jahre außerhalb England zu leben," ſagte Byron. „Neigung und Vermögensumſtände veranlaſſen mich dazu, mir ſelbſt aber wird aus einer ſolchen Fahrt durch die Welt gewiß auch eine größere Beſtändigkeit im Glücke erwachſen."

„Sie ſind ungerecht, Mylord," verſetzte erröthend Mrß. Muſters. „Man nennt ſeit einiger Zeit Ihren Namen in ſehr ehrenden Ausdrücken. Sie ſind nicht mehr im Rufe," ſetzte ſie mit Nachdruck hinzu, „der Ruf hat dem Ruhme weichen müſſen."

„Können auch Sie ſchmeicheln?" entgegnete Byron, einen tiefen Blick in Mary's offenes Auge hinabſendend.

„Ich ſchmeichle nicht, Gordon," ſagte mit Wärme das ſchöne Weib. „Muß es mich denn nicht hoch erfreuen, zu wiſſen, daß ein inniggeliebter Jugendfreund auf dem Pfade der Auszeichnung zu erfüllen geſonnen iſt, was er ſchon als Knabe verſprach?"

„Und Sie denken wirklich noch an jene Zeit zurück?“ fiel Byron ein, die Hand der jungen Frau erfassend. „Sie hätten mich also noch nicht vergessen?“

„Ich werde Sie nie vergessen, Gordon,“ sagte Mary. —

In Byron kochte das Blut und seine alte leidenschaftliche Liebe schien mit der verzehrendsten Gluth wieder in ihm aufzuleben. Er schlang seinen Arm um ihren Nacken, ein heftig stechender Schmerz auf der Brust machte ihn zusammenschrecken. Er griff nach der schmerzenden Stelle und Mary's Bild, in der Peakshöhle ihr entwendet, blieb in seiner Hand. Zitternd schlug er das Auge auf. Da hielt ihm Mary mit einem bittenden Lächeln ihr Kind entgegen. „Es ist ein lieber Knabe,“ sprach sie, „weihen Sie ihn mit einem Kuß, Gordon!“

Byron drückte das lächelnde Kind an seine heißklopfende Brust, er glaubte in ihm die geliebte Mutter desselben zu küssen.

„Wenn Sie von Ihrer Reise zurückkehren, hoffe

ich eine der Erſten zu ſein, die Sie mit einem Beſuche beglücken," ſprach Mrß. Chaworth. „Ich denke, wir werden uns dann wieder näher gerückt werden. Da Sie Newſtead ſo lieb haben, ſo wählen Sie es gewiß zu Ihrem bleibenden Aufenthaltsorte. Annesley-Hall iſt nicht weit; den Weg kennen Sie von früher und ein freundlicher Händedruck ſoll bei Ihrer Ankunft Sie eben ſo herzlich begrüßen, als er Ihnen jetzt ein ſchmerzliches Lebewohl ſagt."

Mit thränenfeuchtem Auge reichte ſie dem Lord die Hand. Dieſer führte ſie an ſeine Lippen, ohne zu ſprechen. Ein langer Blick ſagte Beiden, daß ſie ſich bitter getäuſcht hatten, und Byron verließ, das Herz voll ſeltſamer Hoffnungen, die Mauern von Annesley-Hall, mehr mit ſich ſelbſt zufrieden, als je zuvor. An der Biegung des Weges wandte er ſich nochmals um. Mary's holde Geſtalt, das liebliche Kind im Arm, ſtand unter dem Thorwege, ein leiſer Luftzug trug ihm Töne zu, die ſein gläubiges Herz in die Worte: „Lebewohl, mein Gordon!" überſetzte. —

In Newſtead fand er Alles zur Abreiſe geordnet. Es war ihm unmöglich, noch längere Zeit in der Nähe von Annesley-Hall, in England, zu leben. Darum trieb er zur Eile und verließ die Abtei einen vollen Tag früher, als er gewollt. Der Mutter, die im Ruhme ihres Sohnes längſt gehegte Wünſche in Erfüllung gehen ſah, ward die Trennung von ihm durch dieſen Glauben ſehr erleichtert.

„Vergiß nur nicht, lieber Gordon," ſagte ſie zum Abſchied, „daß Du ein engliſcher Peer biſt und Deinem Stamme eine Schuld abzutragen haſt. Sobald Du zurückkehrſt, ſollſt Du Dich mit einer reichen Erbin verbinden. Das iſt Deine Pflicht, Gordon! Du biſt Ariſtokrat. Und unterlaß nicht, mir zu ſchreiben, wie Dir die portugieſiſchen Damen gefallen, — ob ſie ſich geſchmackvock tragen und ſchönen Männern gewogen ſind. Du biſt ja Deines Vaters Sohn, Gordon, es wird Dir deshalb nicht ſchwer fallen, ſolche Kleinigkeiten zu erforſchen."

Mit dieſer Abſchiedsrede übergab ſie ihren Sohn dem Schutze des Aberglaubens. Byron eilte mit

ſeiner Dienerſchaft zuvörderſt nach London. Hier war er genöthigt, noch einige Tage zu verweilen. Mary's Bild ſtand wachend und träumend vor ſeiner Seele, er fühlte ſich von dem poetiſchen Fittig des Lebens emporgehoben und gab dieſem Gefühl in den ſüßeſten Lauten Sprache. Dann eilte er der Küſte zu. Am Hafen ſchrie ihn ein Ausrufer an, der Zeitungen, Carikaturen und Broſchüren zum Verkauf ausbot. Um den läſtigen Menſchen los zu werden, ergriff Byron eine der Letzteren. Der Titel fiel ihm auf. Er lautete: „Ueber die Nothwendigkeit des Atheismus" von Percy Byſſhe Shelley. — „Ein wunderliches Thema," ſprach er zu ſich ſelbſt, gab die Broſchüre ſeinem Kammerdiener Fletcher und verlangte ſein Skizzenbuch.

Der gerufene Diener überreichte dem Lord das Buch. Die Anker waren gelichtet und das Packetboot verließ ſtolz den Hafen. Byron ſaß am Stern, die friſche Seeluft ſpielte mit ſeinem Haar und dem flatternden, loſe umgeſchlagenen Halstuche. Der junge Dichter ſah ſinnend in die leichten Nebel, die

ſich bald um die verſinkenden Küſten lagerten. Als der letzte Schimmer des Landes verſchwunden, verließ er ſeinen hohen Sitz, blickte noch einmal mit verſchränkten Armen nach dem fernen Lande und ſtieg gedankenvoll in die Kajüte hinab. —

Druck von Bernh. Tauchnitz jun.

Bei Wilh. Engelmann in Leipzig ist ferner erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Münchner
Jahrbücher für bildende Kunst,

herausgegeben von Dr. **Rudolph Marggraff.**

Mit artistischen Beilagen, Abbildungen von Originalkunstwerken im Umriß und Erläuterungstafeln, gefertigt unter Aufsicht der Königl. Akademie der Künste in München. 1s u. 2s Heft. Lex.-8. Mit 8 Abbild. und zwei Erläuterungstaf. 1838. u. 39. Preis à Heft 1 Thlr. 12 Gr.

Mit diesen Jahrbüchern wird allen Künstlern und gebildeten Kunstfreunden ein Werk geboten, das dazu bestimmt ist, in reichhaltigem Text und treu nach den trefflichen Originalwerken gearbeiteten Abbildungen das Gesammtgebiet der neudeutschen Kunst, wie sie sich in jüngster Zeit so herrlich entwickelt hat, dem Publikum näher zu rücken. Die ersten Hefte sind vorzüglich den Hauptwerken der Münchner Kunstschule gewidmet, über deren Leistungen man hier eine vollständige Uebersicht gewinnen wird. Jährlich werden 3 — 4 Hefte, jedes mit 4 — 6 Abbildungen erscheinen.

In den Blättern für liter. Unterhaltung wird über dieses Unternehmen gesagt: „Wahrlich, ein Münchner Kunstblatt ist eine glückliche, reiche und fruchtbare Idee, der das Gedeihen nicht fehlen kann! Wie schon jedes, den Interessen der Kunst geweihte Blatt, das die Kunst mit dem Publikum vermitteln will, dankbar zu empfangen ist, so muß das in einem weit höhern Grade bei einem Blatte der Fall sein, das als nächsten und eigentlichsten Boden sich gerade München wählt, die Heimath der großartigsten Kunstbestrebungen. Und gerade über München war ein solches Blatt um so mehr Noth, als über das, was dort geleistet wurde, doch nur höchst Unvollständiges ins Ausland erscholl, und man, ohne selbst in München gewesen zu sein, um so weniger einen Begriff davon haben konnte, als gerade das Allerbeste von dort sich nicht auf den Kunstmärkten der Ausstellungen geltend machen konnte."

Das 1. Heft enthält folgende Aufsätze: 1) Ueber den gegenwärtigen Zustand der Kunstkritik, vom Herausgeber. Wer so gut die schwachen Seiten derselben kennt, wird einer bessern, die S. 9 sehr treffend charakterisirt wird, eine feste

Burg und Freistätte zu begründen wissen. 2) Andeutungen zur Lösung streitiger Fragen. Sätze, die man als ein Glaubensbekanntniß des Herausgebers ansehen darf, und die den Maßstab für seine Ansprüche an sich selbst hergeben. 3) Untersuchungen im Gebiete der Architektur, von Ed. Metzger. 4) Julius Schnorr von Karolsfeld und seine neuesten Compositionen. Dieser Aufsatz, begleitet von einem Umriß nach Schnorr's großem Werke in dem Neubau der Residenz zu München: „Kaiser Rudolph als Richter" bewährt auf eine gewinnende Weise die früher ausgesprochenen Grundsätze über Kunstkritik. „Die geistreiche Entwicklung und Charakteristik," (wird in den Bl. für Lit. und bildende Kunst gesagt) „in der der Verf. das Hauptverdienst der Kritik setzt, ist fern von der Schönrednerei, die das Kunstwerk nur als Anknüpfungspunkt braucht. Aus genauer, nicht blos einmaliger Ansicht, sind hier, wie in 5) Blick auf Peter von Cornelius und die Freskomalereien in den Loggien der Pinakothek zu München, die Angaben und Urtheile hervorgegangen, und wer selbst aus bloßem Interesse der Neuzeit an dem hier zum ersten Male bekannt gemachten Werke zu lesen begonnnen hätte, wird aus Theilnahme an der Auffassung fortfahren." 6) Maximilian I., Kf. v. Baiern, Standbild v. L. Schwanthaler. 7) Correspondenznachrichten über die Münchner Künstlerthätigkeit.

Besonders reichhaltig und interessant sind die artistischen Beilagen zum zweiten Hefte, unter denen sich Umrisse von Cornelius großer Composition: „die Weltschöpfung," eine der schönsten Gruppen aus Kaulbachs „Zerstörung Jerusalems" und aus der Genelli'schen Zeichnung der „Zerstörung Sodoms" befinden.

Klosternovellen

von Dr. F. Gustav Kühne.

1r u. 2r Band. Raoul. Gr. 12. 1838. Broschirt. 2 Thlr. 12 Gr.

Der Schauplatz dieses Romans ist in den Klöstern von Südfrankreich und in der Schweiz (Theil 1), und in Paris (Theil 2) zur Zeit der Verschwörung des Jesuitismus gegen Heinrich IV. und Sully. Der Verfasser hat sich die doppelte Aufgabe gestellt, das Klosterleben in seiner stillen innern Begrenzung und seinem doch unvermeid-

lichen Hineinragen in die Ereigniſſe des Lebens und der Geſchichte vor unſerm Blicke zu entrollen; die Ohnmacht der ſtarren Satzung gegen die natürlichen Empfindungen der Seele und ihre Allmacht über das, ihr einmal anheimgefallene, Gemüth in einer Reihenfolge anziehender Begebenheiten zu ſchildern. Aus den vielen lobenden Kritiken über dieſes Werk, von dem in den Blättern f. Lit. und bild. Kunſt geſagt wird, „es gehöre unbedingt zu den bedeutendſten Literatur-Erſcheinungen der letzten Zeit," heben wir folgende Stellen aus:

„Die Dichtung Kühnes iſt erſichtlich aus der Tendenz hervorgegangen, für die in der neueſten Literatur angeregten Ideen und Anſchauungen einen Beleg in der Geſchichte der Vergangenheit aufzuſuchen, um, was daran mit Unrecht verketzert wurde, von dem Vorwurf der willkürlichen Erfindung zu reinigen, und durch eine Poeſie, welche aus dem fruchtreichen Boden der Wirklichkeit entſproſſen iſt, zu verklären. Kühne hat hiermit für ſeine poetiſch-productive Richtung, wie für die junge Literatur einen bedeutenden Fortſchritt errungen, indem er die Kräfte derſelben aus ihrem pſychologiſchen Hin- und Herſchweifen zur feſten Geſtaltung hiſtoriſcher Charakteriſtik geführt hat." (Liter. Zeit. 1838 Nr. 27.)

„Ich hatte früher ſchon mancherlei von dieſem geiſtreichen Autor geleſen. Da war er Verſtand, ein ſcharfer kritiſcher Verſtand; er zerlegte das Leben, die Bücher und die Menſchen, die Situationen und die Gefühle; den menſchlichen Geiſt breitete er aus wie der anatomiſirende Arzt das menſchliche Gehirn; immer klar, verſtändig und verſtändlich. Das Alles iſt auch in den Kloſternovellen zu finden. Aber hier iſt Gemüth und Phantaſie ganz beſonders bemüht geweſen, einen Segen oder einen Zauber darüber zu gießen. Die ſcharfe Feder wird ſo weich, und zum Herzen geht, was vom Herzen kommt."

(Bl. f. lit. Unterh. 1838. Nr. 186.)

Weibliche und männliche
Charaktere
von Dr. F. Gustav Kühne.

2 Thlr. gr. 12. 1838. Brosch. 3 Thlr. 12 Gr.

Der Verf. giebt hier in Novellen, Skizzen und Genrebildern eine Reihe von Portraits aus der Gegenwart und Vergangenheit. Unter den weiblichen Charakteren nennen wir: „die bleiche Nonne zu Sant' Antonia," ein Bild der Weiblichkeit im Mittelalter, „die kleine weiße Dame auf Newstead-Abtei" (Byrons Sophie), „die arme Maria" (Jean Paul's Bettina), „Goethe's Bettina," „Rahel" „Charlotte Stieglitz." Die Briefe an Diana enthalten eine Reihe von Charakteren aus der Gegenwart. Von männlichen Charakteren nennen wir: Shakspeare, Shellen, die deutschen Lyriker, Charaktere nach Handschriften, den Zeitgeist auf Reisen, den Zeitgeist nach Büdern, Christen und Juden u. s. w., lauter Skizzen, in denen die interessantesten Persönlichkeiten unsrer Zeit portraitirt sind. Heitere und ernste Erörterungen über manche mehr oder minder gewichtige Frage der Gegenwart reihen sich in bunter Ordnung neben diese Portraits und geben dem Ganzen ein lebendig-wohlthätiges Colorit.

„Die jüngere Literatur," wird in der literarischen Zeitung (1838 Nr. 35) gesagt, „hat danach getrachtet, das Römerthum des Hegelschen Denkens mit griechischer Formenschönheit zu einen, und das Individuelle im Allgemeinen zu erkennen und darzustellen. Einen neuen schönen Beleg für dieses fruchtreiche Streben bieten uns Kühne's „männliche und weibliche Charaktere." Es sind schöne feine Arbeiten, die wie aus carrarischem Marmor gefertigt uns entgegenglänzen, es ist der lieblichste Styl der Kunst, der uns darin entgegentritt. — Die Gefühlsvirtuosität, welche sich Kühne erworben, ist zu bewundern und zu lieben, seine Darstellung der weiblichen Charaktere Bettina's, Rahel's und der todesmuthigen Heldin Charlotte Stieglitz ist meisterhaft."

Lord Byron.

Ein Dichterleben.

Novellen

von

Ernſt Willkomm.

Zweiter Band.

Leipzig, 1839.
Verlag von Wilhelm Engelmann.

III.

Abenteuer im Orient

Kann, wer verbannt ist, sich entfliehn? —
Und geh' ich in die Welt hinein,
Wird mit mir Gift des Lebens ziehn,
Der Dämon — der Gedanke sein.

An Inez.

1.

In den Engpäſſen der albaniſchen Gebirge begann es ſchon zu dämmern, als eine kleine Geſellſchaft Reiſender in das weite, fruchtbare Thal des Laos hinabſtieg. Beſchwerliche, anhaltende Märſche durch unwegſame und zum Theil auch unſichere Gegenden hatten die Reiſenden ermüdet und ſie unempfänglicher für die überraſchenden Schönheiten der umgebenden Natur gemacht, als ſie es eigentlich waren. Schweigend trabten ſie auf ihren Roſſen neben einander fort, dem voranſchreitenden Führer achtlos folgend, deſſen Tracht ihn als einen Bewohner Albaniens bezeichnete. Der blutrothe, turbanartig um den Kopf gewundene Shawl, der goldgeſtickte Gürtel

unter der kurzen Weste von karmoisinrothem Sammt, mit Pistolen und Yataghan bewaffnet, gaben ihm das Ansehen eines Räubers. Der Knall einer Toffaika, dem in schneller Aufeinanderfolge mehrere antworteten, rüttelte die Reisenden auf aus ihrem Schweigen. Zwei derselben griffen entschlossen zu ihren Waffen, nur ein Dritter duckte sich, furchtsam umherblickend, scheu nieder auf den Hals seines Pferdes.

„Es scheinen Klephten in der Nähe zu sein, Derwisch. Jagen wir sie auf aus ihren Schlupfwinkeln und retten die Bedrängten? Beim Barte meines Vaters, ich spüre Lust, auf eigene Faust einen kleinen Krieg zu beginnen!"

Diese Worte richtete der Jüngste unter den Reisenden, ein Mann mit glänzend gelocktem, dunkelbraunem Haar und leidenschaftlich lebendigen Augen, an den vorausschreitenden Führer.

„Allah il Allah!" entgegnete würdevoll der Angeredete. „Hier gibt es keine Klephten, Effendi; es ist die Toffaika des Gläubigen, die das Ende des

Rhamazan verkündigt. Hörst Du die Stimme des Muezzin? Wie Musik aus dem Paradiese zittert sein Ruf zum Gebet in der stillen Abendluft durch's Thal. Wir sind in Tepeleni, Effendi, dort zur Rechten zeigen sich eben die Zinnen seiner Minarets." Ein unwillkürlicher Ausruf der Bewunderung entschlüpfte den Lippen des Reisenden. Im Glanz der Abendsonne glühten die vergoldeten Halbmonde auf den weißen schlanken Minarets, das Blau des ionischen Himmels schmiegte sich so duftig und glänzend um die vergoldeten Bergeshöhen, als wäre es den dunkelblauen Flügeldecken des Kaschmirfalters entlehnt. Nachtigallen schlugen in den flüsternden Blätterboskets der Platanen und Immergrüneichen, die wilde Lachtaube girrte und scherzte in den wunderlichsten Kehltönen, und darein schmetterten wieder der gellende Freudenruf der Trompeten, Büchsenschüsse, das leis verhallende Echo eines jauchzenden oder kriegerischen Ausrufes.

Durch die Worte des Arnauten etwas beruhigt, bemühte sich der furchtsame Reiter, eine sorglose

Gleichgültigkeit zur Schau zu tragen, im Herzen aber fühlte er sich so schwer von Angst bedrückt, daß er unmöglich noch länger schweigen konnte. Indem er sein Thier nahe zu dem des kampflustigen jungen Mannes hinleitete, sprach er: „Diese furchtbar aussehenden Mauern und Thürme sind also der berüchtigte Aufenthaltsort des grausamen Türken? Hm! — Gedenken Ew. Herrlichkeit lange unter den Klauen des Löwen zu schlafen?"

„Wenn es mir gefällt, guter Junge, ein Jahr. Vielleicht lasse ich mich auch von dem Pascha anwerben und helfe ihm Berat belagern. Mir jucken die Fäuste und mein Herz lechzt nach Blut."

„Ew. Herrlichkeit sind in einer recht scherzhaften Laune," versetzte seufzend der Furchtsame.

„Daran bist Du schuld, Fletcher! Wenn Du seufzest, muß ich lachen, bist Du zum Stöhnen aufgelegt, so fühle ich einen unwiderstehlichen Drang, Narrenspossen zu machen. Versuch's einmal und sei lustig, ausgelassen, und ich schwöre Dir zu, daß ich so melancholisch sein werde wie ein dem Begriff

der Treue ergebenes Mädchen, das ihr Liebhaber verlassen hat."

„Nein, nein, Mylord! Um Gottes Barmherzigkeit willen bleiben Sie heiter und lassen Sie mich trübsinnig sein! Wenn Ew. Herrlichkeit der türkische Grund und Boden zusagt, so will ich aus Liebe zu Ihnen noch so lustig werden, wie ein Gaukler auf dem deptforder Jahrmarkt."

Die Ankunft der Reisenden am Thore von Tepeleni unterbrach das Gespräch. Ein neues, eigenthümliches Schauspiel bot sich den abendländischen Fremdlingen dar. Das weit geöffnete Thor gestattete einen übersichtlichen Blick in den innern geräumigen Hof des Palastes. Wachtfeuer brannten an verschiedenen Orten, umdrängt von kriegerisch ausgerüsteten Männern, die, nach ihrer Kleidung zu urtheilen, den verschiedensten Völkerstämmen angehörten. Behende, leichtfüßige Griechen, eben so viel Schalkhaftigkeit, als verrätherische Hinterlist in den ruhelos umherschweifenden Augen, standen schwatzend, lebhaft

gestikulirend um die prasselnden Flammen. Daneben lehnten Türken in ernstem Schweigen an den Strebepfeilern eines langen Corridors, verächtliche Blicke auf die Griechen werfend. Arnauten in ihrer malerischen prachtvollen Tracht, halb in den weißen Mantel gehüllt, den jeder Albanese trägt, mischten sich unter Makedonier, kenntlich an ihren blutrothen Schärpen. Finstere Nubier scherzten mit bramarbasirenden Delhi's, während schlanke, hochgewachsene Tartaren, rauhe Kappen auf den finstern Stirnen, ihre wilden Berberhengste courbettiren ließen und oft in halsbrecherischem Galopp aus dem Hofe hinaus in's Freie sprengten. Inzwischen schwangen sich Couriere mit Depeschen, eben vom Pascha unterzeichnet, in den Sattel, und unter dem Schutz des Corridors ordneten schwarze Sclaven die Tafeln, trugen Speisen auf und luden die von langem Fasten Ermatteten zum Mahle. Spiel, Geschrei, Tumult jeglicher Art gaben dieser Scene die bunteste Lebendigkeit. Der Repräsentant jedes Stammes suchte seine Eigenthümlichkeit geltend zu machen und ward

dadurch dem beobachtenden Fremdlinge ein Gegenstand der Betrachtung, eiligen Studiums.

Das unerwartete Erscheinen der Reisenden, die, obwohl fast ganz morgenländisch gekleidet, doch schon in Blick und Haltung ihre Abkunft aus dem Abendlande verriethen, brachte eine augenblickliche Störung hervor. Selbst die Moslem, sonst immer wortkarg, ruhig und gemessen, flüsterten mit einander, schritten bedächtig über den Flur, bliesen dichtere Rauchwolken aus ihren Pfeifen, strichen sich stolz den Bart, und murmelten ein resignirendes „Allah il Allah!"

Mittlerweile war dem Pascha die Ankunft Lord Byron's, welchen die freundlichen Leser bereits in dem kampflustigen Reisenden erkannt haben, gemeldet worden. Mit zuvorkommender Höflichkeit wurden Herr und Diener nach den für sie bereit gehaltenen Zimmern geführt, wo sich auch alsbald der Secretär Ali's einstellte, um nach türkischer Sitte den Gast im Namen seines Gebieters zu begrüßen. Jugendliche Sclaven traten ein und reichten dem etwas erstaunten Lord Pfeifen und Scherbet. Rosenessenz und Ambra

wurden auf silberne Schaalen geträufelt, duftendes Räucherwerk ward angezündet und nach diesen Vorbereitungen die flinkesten Diener dem Gaste zur Disposition gestellt.

Byron fügte sich willig diesen Anordnungen. Im Gefühl ungemeinen Wohlbehagens streckte er sich auf einen der seidenen Divans, die an den Wänden des Zimmers hinliefen, und überließ sich einem träumerischen Schwärmen. Der süße Duft der verdunstenden Essenzen übte bald seine berauschende Kraft und umspann seine Sinne mit paradiesischen Traumgebilden, ohne ihn doch in wirklichen Schlummer zu versenken.

Aus diesem Dämmerleben störte ihn der Eintritt seines Kammerdieners auf. Zu einer andern Zeit, wäre sie ihm auch nicht in so poetischer Färbung erschienen, würde er den Störenden zornig und schimpfend wieder fortgejagt haben; jetzt aber war sein ganzes Wesen in Genußlust aufgegangen. Zufrieden mit der Welt fühlte er auch sich auf wenige Stunden überschwenglich glücklich. „Nun Fletcher, mein Junge,"

rief er dem ängstlichen Menschen entgegen, „wie gefällt es Dir hier? Mir selbst behagt diese Vorkost des türkischen Comfort so außerordentlich, daß der einzige Sohn meiner Mutter so eben darüber nachdenkt, ob er wohl so klug sein soll, mit gekreuzten Armen zu sprechen: „Gott ist Gott" und sich zur heitern Religion Muhameds bekehren? Auch Dich, Fletcher, müßte ein Turban nicht übel kleiden, und wenn Du sonst oft genug ein scharfes Messer um Dein breites Kinn tanzen läßt, so kannst Du immer noch trotz dem Großherrn selber pathetisch schwören: „Bei meinem Barte!"

„Ich möchte lieber bei meiner Kehle schwören, Mylord," versetzte Fletcher, der sich neuerdings mit den Neigungen und Liebhabereien seines Herrn gar nicht einverstanden zeigte.

„Hast Du Durst, William," lachte Byron. „Ich will's gern glauben. Dieser Mokka ohne Zucker ist etwas angreifend für eine englische Kehle, wenn sie nicht, wie die meinige, schon früher durch einige Exercitien darauf vorbereitet wurde."

„Es ist nicht das, Ew. Herrlichkeit, was mir meine Kehle so sehr an's Herz legt. Ein genügsamer Mann findet allerwärts Wasser, wenn andere Getränke ihm nicht munden. Ich meine nur, mit Ew. Herrlichkeit Verlaub, in christlichen Ländern ließe sich's sorgloser leben, als hier, wo jeder schwarze Dummkopf einen haarscharfen krummen Säbel trägt und einem ehrlichen Christenmenschen mit der blitzenden Klinge ungestraft vor den Augen herumfahren darf."

„Bei dem Propheten!" rief Byron, der sich an der Aengstlichkeit seines Dieners ergötzte, „Alles das geschieht nur, um die Leidenschaften in Dir zu wecken und Dich wieder zum Menschen zu erheben. Ich glaube, Du hast in dem puritanischen Altengland Deine Mannheit in gläubiger Demuth verbetet, eingedenk des Wortes, es solle Jedermann seine Lüste kreuzigen. Das ist ein ganz praktikabler Zeitvertreib unter blaßwangigen Christen, hier aber, verdammter Giaur, ist es beim Allah die furchtbarste Sünde, eine so von selbst sich darbietende Gottähnlichkeit mit verzagtem, gewissensflauen Zittern von sich zu stoßen!"

„Ich bin ein friedliebender Mensch," sagte Fletcher.

„Nun seh' ich denn etwa aus, wie ein Kopfabschneider?" versetzte Byron, sich nachlässig in die weichen Polster des Divans zurücklehnend.

„Ew. Herrlichkeit," erwiederte Fletcher, „sind ein Lord und hab' als solcher, mit Ew. Gnaden Erlaubniß, weit mehr Anlage zum Kopfabschneiden, als ein armer Mann, wie ich. Denn sehen Ew. Herrlichkeit, ein vornehmer Herr hat schon von Geburts- und Abstämmungs wegen, so zu sagen, die kriegerische Ader in sich, und da Krieg ohne Blutvergießen nicht wohl denkbar ist, so möchte es gelegentlich doch der Fall sein können, daß Sie auch noch einmal Köpfe abschnitten oder gütigst abschneiden ließen."

„Gut gesagt, mein Hekror," sprach laut lachend Byron. „Sobald ich ein Muselmann bin und meine Kenntniß des Türkischen so weit vervollständigt habe, daß ich nächst den Flüchen auch die segensreichen Sprachwendungen, welche das Gebet ausdrücken, in der Gewalt habe, will ich meine Anlage nach dem

Prognostiken, das Du mir eben gestellt hast, nach Kräften ausbilden. Wehe dann den Männern, die mich umgeben! Alles Männliche soll den Kopf verlieren. Sela!"

„Und warum gerade nur die Männer? Weshalb sollen die Weiber, ohnehin genugsam privilegirt, dieser allgemeinen Kopfabschneiderei nicht unterworfen werden?"

„Fletcher, Du kannst noch ein großer Mann werden. Ich sehe, Du hast in Deinen vernunftheilen Augenblicken Gedanken, die ihre Verwandtschaft mit den meinigen nicht abläugnen können. William, William, Du nennst die Weiber privilegirt!"

„Es war nicht mein eigener Gedanke, Mylord. Ich hörte vordem etwas Aehnliches aus Ew. Herrlichkeit Munde, und eben weil Sie, mit Ihrer Erlaubniß zu sagen, den Weibern sehr gern Zugeständnisse machen, hielt ich es für gut, sie wenigstens beim Kopfabschneiden nicht ganz leer ausgehen zu lassen."

„Verabscheuungswürdiger Bluthund!" rief Byron in scherzhafter Laune, indem er sich bemühte, seinen

Gesichtszügen den Ausdruck bigotter pfäffischer Entrüstung zu geben. „Allah sei gepriesen, daß es bei diesem sanftmüthigen Geschlecht solcher durchgreifenden Radicalmittel nicht bedarf, um es kopflos zu machen. Ein schwacher Angriff, mein frommer William, genügt schon, die Weiber um Verstand und Kopf zu bringen. Und achtet man ihrer gar nicht, so reißen sie sich das Köpfchen von freien Stücken ab und werfen es uns nach, bis wir mitleidig genug sind, es liebkosend an unsere Brust zu legen. O die Weiber, die Weiber! Hol' der Satan die Weiber! — Was mag die schöne Malteserin wohl denken und thun? Sie gefiel Dir, Fletcher?"

„Ihre Haare waren sehr schön, doch würde ich immer an ihr tadeln, daß sie eine so außerordentliche Gottesgabe nur dazu benutzte, Fische damit zu fangen."

„Du hattest wohl früher Umgang mit Wallisern?" warf Byron schnell und mit zitternder Stimme ein, während sein Auge in düsterm Feuer dämonisch erglänzte.

Fletcher schwieg, um seinen Herrn nicht durch eine neue in diesem Augenblicke ihm vielleicht zu keck scheinende Antwort zu reizen. Byron war aufgestanden und einigemal mit leisem unhörbaren Tritt durch das Gemach gegangen, dessen Fußboden mit den kostbarsten persischen Teppichen belegt war. „Es ist kein Leben denkbar ohne die Erheiterung, welche der Umgang mit Frauen gewährt," sprach er mehr zu sich selbst, als zu seinem Diener. Er trat an's Fenster und ließ seine Blicke über die weitläuftigen Gebäude schweifen, die den großen Hofraum in weitem Viereck umschlossen. Die weißen Minarets ragten wie kunstreich gearbeitete Marmorsäulen in die stille Nacht empor und schienen das dunkle Himmelsgewölbe zu tragen. Auf den glänzenden Goldspitzen der Halbmonde brannten in ruhelosem Flimmern die Sterne wie silberne Flämmchen. Byron's Blicke hafteten auf dem Thurme des Harems, er seufzte, seine Brust hob sich schwer, unfreundliche, peinigende Erinnerungen rollten tiefe Falten auf seine hohe Stirn.

„Ob der Pascha viele Frauen haben mag, William? Es ist auffallend ruhig im Harem. Nicht einmal ein Licht dämmert hinter den verhüllten Fenstern. Und doch hilft oft ein ungewisser Schatten die Phantasie in das Paradies der Erinnerung zurück leiten, wenn er auch dem Herzen nicht als rettender Heiland erscheint. — Nun, William, bist Du taub? Hat Dein Bedienten-Instinct noch kein unterhaltendes Mährchen für die böse Langeweile Deines Herrn aufgespürt? — Beim Barte des Propheten, ich wünschte Frauen zu sehen oder nur lachen zu hören, die Männer sind mir zuwider! — Abwechselung, Zerstreuung, Widerspruch im Suchen, Wünschen, Besitzen! — Beim Teufel, William, ich glaube schier, der Himmel ist nicht für mich gezimmert, oder die Orthodoxen haben die gerechtesten Ansprüche, zu sein, was die letzten beiden Sylben des großen Wortes besagen!"

„Die Muselmänner sollen außerordentlich eifersüchtig sein," versetzte Fletcher.

„Weil sie Barbaren sind," ergänzte Byron. „Wahrhaft gebildete, klar verständige Menschen werden nie

eifersüchtig; selbst ich, der ich durchaus keine Ansprüche mache auf eine vollkommene Cultivirung meiner Seele — die, sagt man, unsterblich sein soll — bin bereits ganz frei von diesem Fehler. Die Türken sind Barbaren und Narren, wenn Eifersucht die Genüsse ihrer üppigen Religion auch nur eine Minute lang stören kann."

„Ew. Herrlichkeit müssen das allerdings zu beurtheilen wissen," erwiderte Fletcher, „doch erinnere ich mich, einmal einen Herrn gehabt zu haben, der grade so sprach wie Ew. Herrlichkeit, und dennoch gab es keinen eifersüchtigeren Menschen unter Gottes lichter Sonne."

„War es der Mann blos bei Tage? Ei, William, so war Dein Herr ein Glückspilz. Wäre ich dieser Leidenschaft unterworfen, ich würde am meisten des Nachts von ihr gepeinigt werden, weil alle meine Gedanken Kinder der Nacht sind. Was daran heiter und schimmernd ist, das sind nur Glühwürmchen, faule Flecke des Herzens, die im Dunkeln durch das

Spiegelglas meiner Seele in düsterm, kalten Feuer leuchten! — Doch still, was ist das?"

Das Geräusch der Zechenden im Hofraume war verstummt, nur einzelne schwarze Sclaven gingen noch hin und wieder, um die Geschirre und Tafeln bei Seite zu schaffen. Aus den niedergebrannten Wachtfeuern schlugen in langen Zwischenräumen grelle Lohen empor und erleuchteten ein paar Sekunden hindurch die Gruppen der zerstreut ruhenden Krieger, die Thürme der Minarets. Die Luft war still und warm, das blühende Thal lag weit umher in tiefer Ruhe; man hörte das Gemurmel des Laos, dessen angeschwollene Wellen an den Ufersteinen plätscherten. Zwischen diesen Naturlauten vernahm Byron deutlich ein musikalisches Geräusch, das fast nur wie ein melodisches Erzittern der Luft klang. Zuweilen schlug der silberhelle Perlenton eines geschwungenen Glöckchens dazwischen, erst leise, langsam, dann lauter und in wachsender Behendigkeit. Der junge Abenteurer muthmaßte mit gutem Grund, es müsse in irgend einem nahe gelegenen Theile des Palastes eine

Gesellschaft orientalischer Tänzer sich sehen lassen, und seine Neugier ward so gereizt durch die Neuheit seiner gegenwärtigen Lage und durch die wunderliche Sucht, immer dem Ungewöhnlichen mit fieberhaftem Ungestüm nachzuspüren, daß er ohne Zaudern durch die verworrenen Gänge des Schlosses gewandert sein würde, hätte er nicht befürchten müssen, dadurch den Verdacht der argwöhnischen Moslem zu erregen. Seine Unruhe trieb ihn, behutsam das Fenster zu öffnen, um nicht die Blicke der überall auf- und abschreitenden Wachen auf sich zu lenken. Mit steigender Neugier bemerkte er im Thurme des Harems eine Reihe Fenster hell erleuchtet, in leichtem schnellen Tact flogen die Umrisse menschlicher Gestalten an den verrätherischen Spiegeln der verhüllten Fenster vorüber, die in Byron's entzündeter Phantasie die Formen reizender Odalisken annahmen. Es blieb kein Zweifel, Ali Pascha schwelgte offenbar in den Genüssen, womit der Prophet alle Gläubige in so reichem Maße bedacht hat. Ganz den Eindrücken der Wirklichkeit und den gewaltigeren Einflüssen seiner gährenden, in

ruheloſem Ebben und Fluthen ſchöpferiſchen Phantaſie hingegeben, verſetzte ſich Byron in den Kreis der ſchönſten Frauen des Morgenlandes. Ein Laut, ein fröhliches Kichern ganz in ſeiner Nähe gab den halb Träumenden dem nüchternen Lebensbewußtſein zurück. Deutlich vernahm er das Klirren eines Fenſterflügels und zwei liebliche Frauenköpfchen wurden daran ſichtbar. Anfangs beſchränkte ſich Byron auf die ſtill genießende Beobachtung. Die ſchönen Türkinnen plauderten, lachten, ſchlürften die balſamiſche Nachtluft und kokettirten dabei mit ihren Schleiern ſich ſelbſt zur Luſt auf die ergötzlichſte Weiſe. Stummes Zuſehen ward aber Byron jederzeit bald langweilig oder erfüllte ihn mit Aerger. Der Inſtinct ſeiner Individualität, bei ihm ſo ſcharf hervortretend, daß ſelbſt die Verſtändigſten nicht ſelten verſucht wurden, an eine wunderbare Verſchmelzung des menſchlich Göttlichen mit dem Dämoniſchen in ihm zu glauben, riß ihn unwiderſtehlich fort, mit den tändelnden Schönen einen kleinen Roman anzuknüpfen. Er wisperte und huſtete leis, ganz leis. Die Lauſchenden entdeckten

ihn, ließen ihre Schleier fallen, zogen sich aber doch nicht zurück. Byron ward dreister, er deutete durch Zeichen seine Gefühle an und bat die Schönen um Erhörung. Dies ungewohnte Spiel mochte den Türkinnen gefallen, der Reiz der Neuheit überwog die Gefahr, der sie sich aussetzten, wenn das verbotene Liebesspiel von irgend einem Späher belauscht und verrathen wurde. Der Drang nach Liebe ist kühn, noch kühner oft, als die Liebe selbst, die ihres Erfolges schon gewiß ist, und wie jedes Gewisse durch das Aufheben der Spannung immer auch einen Theil seines Interesses verliert. Die verführerischen Schönen behielten also ihren Platz und wurden durch das fortgesetzte Geplauder Byron's mittelst der schnell erfundenen Zeichensprache so heiter, daß sie zuletzt aller Vorsicht vergaßen und in ein lautes Gelächter ausbrachen. Erst der dumpfe Ruf zweier Wachen, der in einem „Allah il Allah" sich endigte, brachte die Thörichten zur Vernunft und trübte auch Byron's heitere Stimmung. Die Türkinnen traten lautlos zurück in ihre Gemächer, die Wachen sprachen mit

einander und schritten dann ernst wie immer, nach dem Innern des Palastes. Byron rief Fletcher leise, aber Niemand antwortete. Der müde Diener war neben ihm eingeschlafen und sein Herr konnte ungeachtet seiner capriciösen Launen es nicht über sich gewinnen, den Schlummernden zu stören. Er betrachtete ihn mit ironisch wehmüthigen Blicken. „Ein solcher Schlaf, so sanft, Seele und Geist so ganz von süßer Nacht umfangen, muß doch schön sein!" sprach er. „Vielleicht die Seligkeit jener Demüthigen, die hier und dort Gottes Kinder heißen? — Wohl wahr, er hat deren viele, doch wenn auch hier ein Dualismus zulässig ist, so verbleibt das Uebergewicht immer wieder dem Bösen. Jener läßt sich von Engeln, Dieser von Genie's bedienen. Der Himmel allein weiß, was besser sein mag! Ich begnügte mich schon, könnte ich erfahren, ob die Livree den Engeln oder den Genie's besser zu Gesichte steht."

Der Muezzin rief mit wohltönender Stimme Mitternacht, die Wachen wendeten ihre Augen nach der Gegend von Mekka und verrichteten gläubig,

murmelnd, andächtig, ihr Gebet. Byron knirschte mit den Zähnen und zertrümmerte mit einem Faustschlage das Licht, ehe er sich der Ruhe, die ihn floh, überließ.

2.

Am nächsten Morgen ergötzte sich unser Freund an dem Anblick der paradiesischen Gegend, die im Licht des Morgenrothes noch einladender erschien, als beim Untergang der Sonne. Ueberall in den belaubten Hainen schlugen Nachtigallen, melodisch plätschernd stiegen und fielen die Strahlen der Springbrunnen und warfen häufig die klaren Perlen, im ersten Sonnenstrahl glänzend, über die Hecken hinaus, die sie einfriedigten. Neben Byron stand der immer besorgte Fletcher und erzählte dem Herrn seine Träume, ohne Gehör zu finden. Da ward eilig die Thür geöffnet und Derwisch, des Lord's arnautischer Diener, trat ein. Byron zog die Augenbrauen drohend zusammen und erhob die Hand, um dem ungerufenen Eindringling anzudeuten, daß er sich ruhig verhalten

solle. Derwisch war aber noch zu wenig bekannt mit den Eigenheiten seines abendländischen Gebieters, um einer so unbedeutenden Bewegung besondere Wichtigkeit beizulegen. Er grüßte den Lord mit einem „Salem Hiresem“ (guten Morgen), da ihm als einem Christen der unter den Gläubigen übliche Gruß „Salem Aleikum“ (Friede sei mit Dir), nicht zukam. „Effendi,“ sprach er dann, „es muß zu Nacht ein großer Frevel verübt worden sein. Der ganze Palast ist in Aufregung, die Versá,nittenen bewachen finster die Zugänge des Harems und, wie ich höre, hat Ali Pascha vor Sonnenaufgang den Befehl zu ein paar Hinrichtungen gegeben.“

Fletcher klapperten vor Angst die Zähne, doch konnte er es nicht über sich gewinnen, seinen von morgenländischer Art und Sitte so entzückten Herrn ungeneckt zu lassen. „Das Halsabschneiden nimmt frühzeitig seinen Anfang, Ew. Herrlichkeit, wohl dem, der nicht unmittelbar der Gewalt dieser Blutliebhaber unterworfen ist!“

„Hat sich irgend Jemand gegen die Frauen des

Pascha vergangen?" fragte Byron, der Scene gedenkend, in der er selbst erst vor wenig Stunden eine so scherzhafte Rolle gespielt.

„Der Sohn des Propheten spricht wenig, Effendi. Seine Zunge verräth nur selten, was sein Wille begehrt."

Waffengeklirr und lebhafteres Geräusch durch einander drängender Menschen riefen den Lord an's Fenster. Ein Haufe Bewaffneter umringte am Thor des Palastes zwei dicht verhüllte Frauen. „Was geht hier vor?" sprach Byron. „Ali Pascha wird doch wohl nicht ein Paar unschuldige Frauen zum Tode führen lassen, weil sie natürlich genug waren, einige Minuten lang nach dem Kopfe eines ungläubigen Mannes zu sehen?"

„Die Sünderinnen werden einen leichten Tod haben, Effendi," erwiederte Derwisch mit muselmännischem Gleichmuth, „das breite Bett des Laos wird sie aufnehmen und die Gluth ihrer Herzen abkühlen. Gott ist groß, er sei gepriesen!"

Byron war nahe daran, durch einen kräftigen

Fluch sich Luft zu machen, hätte nicht eine abermalige Störung seinen unzeitigen Zorn im Entstehen besänftigt. Der Secretär seines tyrannischen Wirthes trat mit der Meldung ein, daß Ali Pascha seinen geliebten Gast in einer Stunde zu sprechen wünsche. Dieser Wunsch des türkischen Großen nöthigte den Abenteurer, seine ganze Aufmerksamkeit auf die bevorstehende Audienz zu richten und sich so viel als möglich mit dem Ceremoniel bekannt machen zu lassen, an dem der Moslem nicht weniger streng hält, als der seinem Dafürhalten nach vorurtheilsfreiere, stolze Bewohner des Abendlandes. Derwisch, Diener, Führer und Dragoman in einer Person, erwies hier seine große Brauchbarkeit, wenn sich auch Byron bei den türkischen Eigenthümlichkeiten desselben nicht immer ganz wohl befand.

Eine große mit Marmor getäfelte Halle diente dem Pascha zum Audienzsaale. Rings an den Wänden dieses heiteren Raumes erhoben sich weiche Ottomanen von scharlachrothem Sammt, in der Mitte

plätscherte ein Springbrunnen und verbreitete jene immer gleiche, angenehme Kühle, die der Orientale unter die unentbehrlichsten Bedürfnisse seines Lebens zählt. Der Vezier empfing den eintretenden Lord gegen die Sitte der Morgenländer stehend, vielleicht um seinem Gaste damit anzudeuten, daß er nicht ganz unbekannt sei mit den Gebräuchen der Franken. Nach dieser freundlichen Begrüßung lud er den Lord ein, zu seiner Rechten nieder zu sitzen, winkte den bereit stehenden Sclaven und ließ dem Fremden Scherbet und Pfeifen reichen.

Da äußerer Prunk und Glanz auch dem gebildetsten Türken imponiren, so hatte Byron auf Anrathen Derwisch' eine glänzende Generalstabsuniform angelegt und sich mit einem kostbaren Säbel umgürtet. Beides schien dem Pascha zu gefallen, in dessen lebhaften Augen eher eine sanfte Theilnahme für Alles sich aussprach, als jene blutgierige, unbegrenzte Rachsucht, die ihn fast allein auf die hohe Stufe der Macht gestellt hatte, welche er damals, selbst dem Großherrn Furcht einflößend, behauptete.

Ali Pascha, bereits dem Greisenalter nahe, gebot mit unumschränkter Herrscherwillkür zu jener Zeit über das ganze ehemalige Makedonien, die Provinzen Albanien, Epirus und einen Theil des eigentlichen Griechenlands, während sein nicht minder herrschsüchtiger, aber mehr dem üppigen Wohlleben des Orients ergebener Sohn Veli Pascha Morea beherrschte. Vater und Sohn standen zwar nicht in dem besten Vernehmen mit einander, der Erstere wußte sich aber durch die kaltblütige Energie seines unbeugsamen Willens dem Sohne dermaßen furchtbar zu machen, daß Veli einen offenen Bruch vermied und die Befehle des Vaters mit der Bereitwilligkeit eines Sohnes erfüllte, der den Wünschen desselben gern zu Gefallen leben möchte. Ali Pascha's Anforderungen waren indeß zuweilen sonderbarer Art. Schien ihm sein Sohn zu mild, so schickte er einige vertraute Henker in das Gebiet Veli's und ließ durch ihr kräftiges Einschreiten die Fehler des Sohnes verbessern. Das abschreckendste und grausamste Beispiel dieser Verbesserungsmethode ereignete sich wenige Jahre vor

der Ankunft Byron's in Griechenland, und war noch so frisch im Gedächtniß aller Griechen, daß es bald jeder Fremde von den zum Plaudern so gern geneigten Söhnen Morea's erfuhr. Veli Pascha hatte nämlich einer Lieblingsſclavin, Phrosyne, von Geburt eine Griechin, seine ganze Liebe geschenkt. Die junge Schönheit war listig genug, diese Neigung des Mächtigen zum Vortheil ihrer bedrängten Landsleute zu benutzen, und wußte durch Verdoppelung ihrer Zärtlichkeit den blutdürſtigen Pascha von vielen willkürlichen Grausamkeiten zurück zu halten. Bald erfuhr Ali Pascha, dessen Späher jeden Schritt seines Sohnes belauschten, diese neue Verirrung desſelben. Schnell entschlossen, wie immer, wo es ihm darauf ankam, seinen Zweck zu erreichen, sandte er eine Abtheilung ihm treu ergebener Krieger zu Veli ab, mit dem Auftrage, die Auslieferung der genannten Sclavin von ihm zu erzwingen. Veli wagte nicht zu widerſtehen, und so ward Phrosyne mit noch eilf andern Sclavinnen, denen der verliebte Moslem ebenfalls einigen Einfluß auf seine Handlungen gestattet hatte,

in Säcke genäht und im Meere ertränkt. Dergleichen Handstreiche nannte Ali Pascha mit freundlichem Tigerlächeln „die Neigungen seines Sohnes corrigiren."

Byron gedachte dieser wenig einladenden Geschichte und fand sich, wie dies bedeutenden Characteren gegenüber so oft geschieht, durch den Anblick Ali's angenehm getäuscht. Ein langer, weißer Bart floß bis auf seinen Gürtel herab, eine edle, hohe Stirn, ein klares, taubensanftes Auge, ein milder, schmeichelnder Zug in seinem männlich-schönen Gesicht, erweckten Vertrauen. Nach den üblichen Begrüßungen wandte sich Ali zuerst mit der Frage an seinen Gast:

„Warum, mein Sohn, verläßt Du schon so zeitig Dein Vaterland?" Dabei ruhte sein Auge mit einem Blicke auf dem Lord, der zwischen lächelndem Argwohn und schutzverheißender Gutmüthigkeit sehr glücklich die Mitte hielt.

„Wir Franken pflegen zu unserm Vergnügen zu reisen," versetzte der Lord.

„Habt Ihr denn kein Vergnügen in Eurem Vaterlande?"

„Vergnügungen die Menge, allein unser Vaterland wird von trüben Nebeln verhüllt, die Luft ist nicht warm und duftig, wie in den Ländern des hellen Ostens, sondern feucht und kalt. Und dies nöthigt uns, entweder glücklichere Himmelsstriche aufzusuchen, das Leben zu genießen, oder Feuer in unseren Wohnungen anzuzünden, um die mangelnde Lebenswärme der Sonne künstlich damit zu ersetzen."

„Das ist sehr traurig," erwiederte Ali, bedenklich sein greises Haupt schüttelnd. „Wie macht Ihr es denn da, um die Freiheit bei Euch zu behalten, in deren Besitz, wie ich oft gehört habe, die Engländer sein sollen?"

„Ei, Sir, wir heizen ihr brav ein," rief Byron in übermüthiger Laune.

Der Pascha lächelte. Es wurden Früchte und Eingemachtes in goldenen Schalen herumgegeben. Als Byron zulangte, erhob Ali den Arm und berührte

mit dem Zeigefinger ſanft die Hand des jungen Lords, indem er ſprach:

„Dieſe kleine, weiße Hand iſt mir ein Beweis, daß mein Sohn einem hohen Geſchlechte entſproſſen. Kleine Hände und kleine Ohren ſind Zeichen hoher Geburt. Und mein Sohn hat wirklich auch ſehr kleine Ohren. Möge ihn Allah beſchützen!"

Byron wußte auf dieſe türkiſche Schmeichelei, die indeß ſeine Eitelkeit kitzelte, keine paſſende Erwiederung, und dankte dafür nur durch ſtummes Verbeugen.

„Hat mein Sohn noch Aeltern?" fragte der Paſcha weiter.

„Meine Mutter lebt noch."

„Ich grüße ſie achtungsvoll," erwiederte Ali. „O, Mütter ſind gut, wenn ſie ihre Söhne nicht zu lange beherrſchen wollen! Die meinige — mögen ſie Houri's bedienen im Paradieſe! — war auch eine gute Frau." — Er ſchwieg, ſah ſtarr vor ſich hin und eine finſtere Erinnerung ſchien ſeine Heiterkeit auf Augenblicke zu trüben. Gleichſam, als wolle er

mit Gewalt die Schatten der Vergangenheit ver-
' annen, die vor ihm, und wahrscheinlich nicht in der lockendsten Gestalt, aufstiegen, warf er etwas barsch die Frage hin: „Gibt es in England auch schöne Frauen?"

Byron gedachte des kaum verübten Gewaltstreiches und war zu wenig geübt in der Kunst des Verstellens, um nicht mit Worten eine leise Andeutung dessen zu geben, was sein Herz mit Abscheu gegen den Tyrannen erfüllte. Er entgegnete daher schnell, doch gelassen: „England rühmt sich, die schönsten Frauen des Abendlandes zu besitzen. Darum ehren wir sie aber auch, und würden es uns selbst nie vergeben, eine schöne Frau von der Hand eines Andern nur unsanft berühren zu lassen. Frauen sind schwache Geschöpfe, man muß sie beschützen."

Ali Pascha's Augen funkelten wie zwei Dolchspitzen, als der Dragoman diese Worte Byron's übersetzte. Er strich sich wiederholt den majestätischen Bart, runzelte die Stirn und kämpfte sichtbar mit seinem aufwallenden Zorn, dem er sich willenlos zu

überlaſſen, durch ein langes Leben voll Grauſamkeiten gewohnt war. Endlich erwiederte er im Tone väterlichen Scherzes, obwohl ſich der Ausdruck ſeines Geſichts gänzlich verändert hatte und ein Zug lauernder Bosheit, die nur ihr Opfer nicht erreichen kann, darin ſichtbar ward: „Mein Sohn aus dem Nebellande der Freiheit iſt ſehr klug und weit kühner als ſeine Jugend vermuthen läßt. Ali Paſcha aber hat beim Barte ſeines Vaters gelobt, Dein Vater zu ſein, und ſein Sohn ſoll nicht Urſache haben, bei der Rückkehr in das trübe Land ſeiner Väter zu ſagen, der Beherrſcher Albaniens ſei ein gefühlloſer Tyrann. Doch Ali kennt die Weiber," fuhr der Paſcha mit ſchärfer betonter Stimme fort und erhob ſich dabei von der Ottomane, „und weil er ſie kennt, läßt er ſie bewachen, damit ſie mit ihren ſüßen, ſpitzigen Giftzungen nicht ſeinen Willen ſtumpf machen. Mein junger Sohn wird es ſchon erfahren, daß der liebevollſte Kuß eines Weibes ſchmerzhafter iſt, als der gewiſſenloſeſte Bruch eines heilig geachteten Eides. Weiberlächeln zerbricht den ſchärfſten Damascener

und bringt Dich um Deine männliche Willenskraft, wenn Du die Schmeichelnden nicht zu schrecken verstehst durch Furcht und den Zorn der Liebe. Achte die Weiber, aber traue keinem! — Allah il Allah! In ihrem Besitze pflücken wir die Freuden des Paradieses."

Nach diesem türkischen, etwas halsabschneiderisch klingenden Glaubensbekenntniß erhob sich Ali Pascha von den Polstern. Seine vorige Freundlichkeit war zurückgekehrt, Gruß und Gegengruß wurden gewechselt und die Audienz war beendigt. Byron hatte alle Ursache mit sich selbst zufrieden zu sein, er fühlte sogar gerade durch die zuletzt vernommenen Aeußerungen Ali's sich freundschaftlich für ihn gestimmt, da er eine unverkennbare Verwandtschaft zwischen seinen eigenen Ansichten und denen des Pascha's in Bezug auf die Frauen entdeckte, wenn auch der Ali's eine starke Dosis Barbarei beigemischt war. Kaum auf sein Zimmer zurückgekehrt, schickte ihm der Pascha Mandeln, Datteln, Feigen und Sorbet, was von Stund' an in nicht gar zu großen Pausen wiederholt

ward. Dabei ließ sich der galante Muselmann jedesmal auf das besorglichste nach dem Befinden seines edlen Gastes erkundigen. Byron, leicht fremde Sitte sich aneignend, ward bald mit seinen neuen Umgebungen und dem türkischen Sein und Leben so vertraut, daß er sich ganz wohl darin gefiel. Die wenigen Tage, die er theils aus Artigkeit gegen seinen gefälligen Wirth, theils um tiefer in dessen Eigenthümlichkeiten und seinen wunderbar schillernden Character einzudringen, in Tepeleni zubrachte, benutzte er sowohl zu kleinen Ausflügen, als auch um den empfangenen Eindrücken in Augenblicken erregter Stimmung Gestalt und Form zu geben.

Zu früh für seine Neigung kam so der Tag der Abreise heran. Als der Pascha ihm den erbetenen Ferman zusendete, unter dessen Schutz Byron Morea, Syrien und Aegypten zu bereisen gedachte, erbat er sich nochmals einen Besuch von seinem Gaste. Ali empfing ihn, wie immer, mit zarter Feinheit, lachte und scherzte sogar, wenn auch mit der gefährlichen

Freundlichkeit eines Tigers, und drohte ihm verschiedene Male in neckender Laune mit dem Finger.

Die Unterhaltung war ziemlich lebhaft, nur vergaß der Moslem nicht, einzelne Worte fallen zu lassen, die auf Byron's Abenteuer Bezug hatten, wobei die Frauen nicht geschont wurden. Einmal spie Ali sogar aus. So verstrich eine Stunde, nach deren Verlauf der Tyrann Albaniens seinen Gast ehrfurchtsvoll grüßte und dessen Mutter abermals seiner Gewogenheit versicherte.

Mit dieser wiederholten Galanterie verabschiedete sich Ali von Byron, der, reichlich beschenkt, mit seinen Begleitern den Küsten von Epirus entgegen zog.

3.

Unter der Bedachung eines überhangenden Felsens, gegen den scharfen Nachtwind geschützt, lag Byron nachlässig auf seinem Mantel hingestreckt. Sein ausdrucksvolles, scharf hervortretendes Kinn in die Hand gestützt, sah er unverwandt in die hoch auflodernden Flammen der zahlreichen Feuer, die in weitem Bogen

um ihn her brannten und ſeinen Umgebungen eine täuſchende Aehnlichkeit mit dem Hauptquartier einer verwegenen Räuberbande verliehen. Gerade vor ihm glänzte in ſtiller Majeſtät der prachtvolle Spiegel des Golfs von Arta, von den zitternden Flammen der Wachtfeuer in grellem Wechſel überflogen. Nahe und ferne Gegenſtände erſchienen in jenem zauberhaften Helldunkel, worin dämmernde Nacht und zuckender Feuerſchein Alles zu hüllen pflegen. Ein ſcharfes Auge konnte ſelbſt durch den ſilbernen Dunſtkreis des weichen, dünnen Nebels die vorſpringenden Küſten des Vorgebirges von Actium und die nahe dabei liegende Stätte erkennen, wo die bemooſten Trümmerreſte des vormaligen Nikopolis die untergegangene Herrlichkeit der großen Vorwelt verkündigten.

Dicht am Meerbuſen, deſſen Brandung in melodiſchen, langen Wellenſchlägen über den Sand heraufrollte, lagen und ſtanden in pittoresken Gruppen die wilden Begleiter des abenteuerlichen Reiſenden. Es waren meiſt albaneſiſche Krieger mit dem phantaſtiſchen

Kopftuch des rothen Shawls, in goldgestickten, carmeisinsammtnen Westen und dem flatternden, weißen Mantel, der malerisch von ihren Schultern herabfiel. Auch einige Bewohner aus den Gebirgen von Suli sah man unter der über funfzig Mann zählenden Schaar. Diese Letzteren trugen ein schneeweißes, hemdartiges Unterkleid, das ein blutrother Gürtel um die Hüften zusammen hielt. Ihr dunkel gelocktes Haar fiel in fesselloser Schönheit bis über den Gürtel herab und erhöhte ihr wildes Aussehen nicht wenig. Alle waren vollständig bewaffnet mit Pistolen, Dolchen und der langen, türkischen Toffaika, gegenwärtig aber in der friedlichen Beschäftigung des Kochens und Bratens begriffen. Diese drehten unter einem melancholisch-klagenden Gesange, den eine gewisse erhabene Wildheit belebte, Spieße über den Feuern, an denen ganze junge Ziegen staken, jene öffneten Weinschläuche und gossen den feurigen, rothen Rebensaft in große Pokale. Es war eine Gruppe, ähnlich jenen, die wir in der Odyssee des Homer so oft geschildert finden, wenn der umirrende verschlagene

Held mit seinen Gefährten an irgend einer Küste landet.

Neben dem unthätigen, nur im Beschauen der wild-schönen Gruppe versunkenen Byron lagerte ein anderer junger Mann in halb sitzender Stellung, das Gesicht dem Feuer ganz zugewendet, ruhig wie eine Statue, angeglüht von den lodernden Flammen. Er war eifrig mit Schreiben beschäftigt und schien wenig auf die interessante Scene zu achten, die ihn umgab. Byron bemerkte den Eifer des schreibenden Freundes und ein Zug gutmüthiger Ironie flog um seinen Mund.

„Sie haben doch nichts Wesentliches vergessen, John?" redete er ihn an. „Altengland würde es Ihnen nie verzeihen, wenn irgend ein Gedächtnißfehler in Ihren Darstellungen die Wirklichkeit Lügen strafte. Darum — ich bitte — vergönnen Sie Ihrem Nacken die Freiheit, sich umwenden zu dürfen, damit Sie ein bleibendes Bild von dieser Scene Ihrer Seele einprägen."

Der junge Mann folgte der Aufforderung des

Lords und betrachtete mit sichtbarem Wohlbehagen die malerische Scene. „Und was thun Sie, mein Wertheſter?“ fragte er Byron.

„Ich sinne eben darüber nach, wie es mir am besten gelingen möchte, die Blokhead's etwas verrückt zu machen.“

„O Sie Verderbenbringer! Wollen Sie jetzt auch noch die dämonische Gewalt Ihres Wesens auf die ganze arme Bevölkerung ausdehnen, nachdem Sie zuvor nur dem schwächeren Geschlecht so viele Niederlagen bereitet haben?“

„Lassen Sie den Spott bei Seite,“ versetzte Byron mit einem Anfluge von Ernsthaftigkeit. „Es ist Ihnen wohl bekannt, daß meine Natur den interessanten Anstrich des Dämonischen erst von der Zeit an datirt, wo ich mich so sieghaft erwies. Dies hat in mir die Meinung befestigt, daß wenn es einen Teufel gibt, er gewiß nirgends deutlicher zu spüren ist, als in der Nähe weiblicher Schönheiten. Das wäre auch ein rechter dummer Teufel, der sich in häßlicher Larve produciren wollte, oder etwa wie ich, als Hinkender

aufträte. Ein Beweis, daß ich wenigſtens nicht der Teufel bin, wenn mich auch ſeine Liebkoſungen oft mehr anziehen, als moraliſch-langweilige Predigten. Haben Sie davon gar keine Erfahrung, Hobhouſe?"

„Nicht die geringſte."

„Sanftmüthige Unſchuld!" verſetzte Byron lächelnd. „Doch was halten Sie von den griechiſchen Frauen? Mich dünkt, es müſſe ſich mit ihnen weit angenehmer umgehen laſſen, als mit unſern nordiſchen, bleichwangigen Mädchen. Selbſt Andaluſiens Schönheiten möchte ich der geſchmeidigen Elaſticität griechiſcher Lebensheiterkeit nachſetzen. In Spanien liebt nur der Stolz und die leidenſchaftliche Sinnengluth der Frau, hier in Griechenland aber ſcheint auch die erklärteſte Leidenſchaftlichkeit, und ſei ſie geſteigert bis zur Verzückung, noch immer von jener plaſtiſchen Erhabenheit claſſiſcher Ruhe getragen zu werden, die wir in den Gebilden der Alten bewundern. Ich mag Hingebung am Weibe gern leiden; die Sprödeu haſſe ich, weil ſie die Natur ihres Geſchlechtes verläugnen, aber die Hingebung muß das Anſehen betender An-

dacht haben. Die Gluth muß göttlich sein und schön. Wenn ich ein geliebtes Weib umarme, will ich von keiner Phryne mich umschlungen fühlen; die Schönheit der Psyche will ich erblicken, wie sie sterbend vor Liebe den höchsten Lebensgenuß zum Gefühl der Göttlichkeit erhebt."

„Sie fordern zu viel, Gordon," erwiederte Hobhouse, indem er fortwährend Notizen in sein Skizzenbuch schrieb. „Wissen Sie, daß ein so hehrer Maßstab selbst in Ihrer Hand zerbrechen kann und Ihnen dann nichts übrig bleibt, als die rohe Materie? Ich bin kein Schwärmer wie Sie, Gordon, darum will ich Ihnen Ihre poetische Liebesanschauung und Frauenverehrung in schlichte Prosa übersetzen. Sie wünschen Verstellung unter dem Schleier seiner Zucht. Gelt, ich hab' es getroffen?"

„Kann sein," versetzte Byron, „nichts desto weniger habe ich Recht. Ich kann am Weibe nun einmal nichts leiden, was mich das gemeine Erdendasein auch nur ahnen läßt. Denken Sie sich zum Beispiel ein hungriges Mädchen, das mit dem Appetite eines

Kohlenträgers ißt! Pfui! — Ich würde ein ſolches Geſchöpf, und hätte ich es früher bis zur Raſerei geliebt, von Stund' an haſſen. Das Weib allein muß mich den Gott ahnen laſſen, ſoll ich einen hoffen oder glauben, und zur Befeſtigung einer ſolchen Ahnung bedarf ich durchaus die Sichtbarkeit eines ätheriſch-graziöſen, ſchalkhaft-naiven Weſens. Natürlichkeit mit Anmuth der Erziehung gemiſcht adeln die Weiblichkeit. Die holdſeligen Teufeleien ihrer Koketterie nimmt jeder Mann gern mit in den Kauf."

„Und das Alles finden Sie unter den griechiſchen Frauen?" fragte Hobhouſe. „Da ſieht man, was Einbildung und blinde Vorliebe für Wunder bewirken können."

„Ich fand es noch nicht, der Inſtinct meines Gefühls aber ſagt mir, daß es ſich hier finden muß, wenn irgendwo in der Welt. Ich begehre kein ideales Weib, aber ideale Züge."

„Haben die beiden armen Sultaninnen in Tepeleni dieſe Anſichten in Ihnen gezeitigt?"

„John," rief Byron mit ſchnell aufſpringender

Heftigkeit, „ich hatte keine Absichten damals, wie wohl vordem in England; Schönheit und kindliche Unschuld aber werden mich immer rühren. Zum Suchen bin ich zu unstät, doch wird mir mein gutes Glück schon noch eine Sylphide zuführen, wie sie in meinen Träumen lebt."

„Zuverlässig," sagte John lachend.

„Und Ihr Buch?" fragte Byron zerstreut.

„O das hat Zeit!"

„Was?" rief Byron die Stirn runzelnd. „Die Liebe hat nie Zeit. Sie ist ein Blitz, das Funkeln eines Diamanten im Sonnenstrahl, der erste Dufthauch einer aufbrechenden Rosenknospe, der leuchtende Glanz jener Woge, die plätschernd am Strande verlöscht. Darum nennt man sie auch die irdische Seligkeit! Seligkeit muß kurz sein, sonst tödtet sie der Ekel der Gewöhnlichkeit. Nicht in der langen Dauer liegt das Glück des Himmels und der Erde, die Innerlichkeit des Gefühls, die Sonnenhelle des aufblitzenden Bewußtseins gibt ihm seinen ewigen Werth! Könnte ich es doch begreifen, wie jene zahllosen

Narrenschaaren so kostbar dumm sein können, daß sie glau[illegible]n, je krummer ihr Rücken vom Kreuz des Le[illegible]rückt werde, desto leichter würden sie durch [illegible]nelsthür schlüpfen!"

„[illegible] sind nun die Früchte Ihrer skeptischen [illegible]ure," versetzte Hobhouse. „Gehen Sie jetzt consequent weiter, so will ich es noch erleben, daß Sie in Shelley einen Geistesverwandten lieben werden."

„Es wäre kein schlechter Gesellschafter."

„Zum Desseur, lieber Gordon! Bittere Makronen, um das Denken aufzufrischen."

„Auch für's Leben, John. Shelley verdient schon deshalb meine Achtung, weil er die englische Gesellschaft geärgert hat. Dieses Conglomerat aus lächelndem Müssiggange, erheuchelter Frömmigkeit und süßlich-suffisantem Laster muß geärgert werden. Das macht sie mindestens etwas interessant. Sie wissen, daß ich mir eine Art Verdienst durch meine Satyre erworben habe, und ich gedenke noch Einiges auf diesem Felde zu versuchen, sollte ich je wieder nach England zurückkehren."

„Lieber Gordon," verſetzte der Freund, „die Sehnſucht nach Ihrem Vaterlande wird Sie plötzlich und ſehr bald einmal übermannen. Der Ort, wo wir im Auge der Mutter zuerſt die Liebe zur Welt ahnen lernten, übt zauberähnliche Einflüſſe auf uns aus. Keiner, auch nicht der egoiſtiſchſte Menſch, der gottähnlichſte Geiſt, bleibt ganz frei vom Schmerz des Heimwehs."

„Sie reden faſt wie ein Verliebter, Freund! — Doch Sie irren ſich. Weiche Gefühle ſind mir nicht fremd, aber ich laſſe mich nicht von ihnen überwältigen. Mein ſtarrer Wille iſt wie eine Gasflamme; wohin er ſich wendet, erhellt und verbrennt er Alles, was einer intenſiven Gluth nicht widerſtehen kann, und vielleicht auch mich ſelbſt, aber was thut das? Wundenmaale zieren; ſie machen intereſſant, ſie haben eine magnetiſche Anziehungskraft und verſchaffen Lebensfreuden. Und dieſe ſuche ich, vereint mit der ſüßen, ſelbſtbeſchauenden Qual des Denkens. Halb Fürſt, halb Räuber, heut verliebt, mit den ſchönſten Mädchen tändelnd, morgen der bleiche Gott des

Gedankens, in unheimlichen Schätzen ſchwelgend, die im aufgeriſſenen Schacht des eigenen Buſens glänzen — und dann wieder Jäger, Klephte, ohne Raſt noch Ziel fortſtürmend über Berg und Fels: das nenne ich ein Leben für Männer! Da bilden ſich Charaktere, große Menſchen, die allein von jeher der Geſchichte ihren Gang vorgezeichnet haben."

Ein lautes Halloh der lagernden Krieger, die unterdeß ihr Abendmahl gehalten, unterbrach das Geſpräch. Wilde Begeiſterung und Kampfluſt im Blicke ſprangen die Albaneſen empor, ſchürzten ihre langen Untergewänder maleriſch auf, und ſich die Hände reichend, die langen Flinten klirrend über den ſhawlumwundenen Häuptern zuſammenſchlagend, begannen ſie einen kriegeriſchen Tanz innerhalb der Wachtfeuer, von deren flackernder Lohe die wirbelnden Geſtalten oft wunderbar beleuchtet wurden. Schrillend ſtießen die grotesken Tänzer erſt einzelne Laute aus, die von den zurückſtehenden Sulioten wie im Echo beantwortet wurden; dann raſſelten abermals die Waffen Aller unter gellendem Halloh zu-

ſammen und im Tanze mit wunderſamer Behendigkeit wirbelnd, emporſpringend, vor- und rückwärts ſtürzend, ſang die ganze Schaar, als gälte es in die Schlacht zu ziehen, ein Kriegslied, wovon den Abenteurer folgende Strophen beſonders anſprachen:

„Tamburgi! Tamburgi! Dein Wirbel tönt weit!
Gibt Hoffnung dem Tapfern, verkündet den Streit!
Den Sohn des Gebirges erweckt dein Gebot:
Illyrier, Chimarier, den finſtern Suliot.

„Nicht frag' ich nach Freuden, die Reichthum erſetzt,
Mein Säbel erringt, was den Schwachen ergötzt,
Gewinnt ſich die junge, die lockige Braut;
Manch Mädchen, der einzig die Mutter getraut.

„Ich liebe das Mädchen, das jugendlich blüht,
Wenn ihr Koſen mich lullt, ihr Geſang mich durchglüht.
Sie tret' aus der Kammer mit Lautengehall,
Und ſing' uns ein Lied von der Ahnen Verfall!

„Nicht redet von Furcht, noch von Gnade mit mir,
Es darf ſie nicht kennen, wer dient dem Vezier.
Seit Mahomed iſt's, daß der Halbmond nicht ſah
So ruhmvollen Helden, wie Ali Paſcha."

Bis gegen Mitternacht währten Tanz und Geſang der Albaneſen, dann überließ ſich die ganze

Schaar der Ruhe. Gewohnt an ein ununterbrochenes Umherziehen in den Gebirgen, fielen Alle ſehr bald in tiefen Schlaf, ſelbſt die ausgeſtellte Wache nickte ein, ihre Sicherheit dem Zufall überlaſſend. Auch Byron's übrige Begleiter waren längſt der Mattigkeit erlegen, nur er ſelbſt fand keine Ruhe. Freudige Aufregung und trübe Erinnerungen beſchäftigten ihn gleich ſtark, wiewohl mit ſehr getheiltem Intereſſe. Ein melancholiſcher, im Schlafe ausgeſtoßener Seufzer Fletcher's gab endlich ſeinen Gedanken eine andere Richtung und verſetzte ihn in eine luſtige Stimmung. Fletcher konnte ſich auf keine Weiſe mit türkiſcher Art und Sitte befreunden. Alles ſtörte ihn und erregte einen ſo anhaltenden Mißmuth, daß ſein Umgang keineswegs angenehm für Byron war; dagegen erheiterten den Lord die nutzloſen, oft höchſt komiſchen Klagen des bequemlichkeitsliebenden Menſchen, und er überſah manchen Fehler der treuen Anhänglichkeit wegen, womit ihm der Klagende ergeben blieb. Ein ihm ſelbſt unbewußter, für Byron aber nicht ſelten höchſt ergötzlicher Fehler Fletcher's

war der, daß er seinem gepreßten Herzen durch lautes Sprechen im Traume Luft zu machen suchte, was vielleicht seinen Grund zum Theil in der Weigerung Byron's hatte, seine Klagen am Tage geduldig anzuhören. Mit hastiger Bereitwilligkeit pflegte dann der arme Geplagte während des Schlafes auf die Fragen eines Andern einzugehen, und Byron hatte wiederholt zu seiner eigenen Erheiterung ein solches Traum-Examen mit seinem Kammerdiener angestellt, um ihn später damit aufzuziehen. Auch jetzt begann Fletcher abermals erst leise zu murmeln, dann unzusammenhängende Worte auszustoßen, bis die im Schlafe gebundene Zunge die Schwierigkeiten glücklich überwand, und nun in klarem Flusse eine Erzählung der ausgestandenen Drangsale begann.

Byron rückte dem Sprechenden behutsam näher und erfaßte dessen aufgehobene Hand, die eben eine Bewegung machte, als wolle sie einen andern Gegenstand herzlich drücken. „Ja, Sally," sprach er in kläglichem Tone, „seit zwei Monaten keinen Tropfen Thee!"

„Armer Mann!“ verſetzte Byron, mit gedämpfter, zarter Stimme, „und Du lebſt noch? Wie Du aber auch herunter gekommen biſt! Es geht Dir wohl ſehr ſchlecht?“

„Gott bewahre,“ erzählte Fletcher weiter im Traume, mit einem Anfluge boshaften Aergers, „niederträchtig geht es mir! Erſt in Spanien hatte Seine Herrlichkeit nichts Eiligeres zu thun, als überall den ſchönſten Weibern in die Augen zu gucken, wobei mir blos das Zuſehen blieb. Dann in Malta lebte ich in beſtändiger Angſt, herrenlos und allein nach dem geſegneten England zurückkehren zu müſſen, ſo arg hatte er ſich mit einer verheiratheten Frau verheddert; ſeit wir aber gar in der verdammten Türkei ſind, hab' ich weder bei Tage noch bei Nacht Ruhe, denn wir liegen die ganze geſchlagene Zeit unterwegs.“

„Du ſchläfſt aber doch recht ſanft, lieber William.“

„Ach das iſt Alles nur Schein! Ich fühle mein Elend tief. — „Tamburgi! Tamburgi!“ Hu — mich überläuft die Gänſehaut. — Oh — hätt' ich ein Stück Rinderbraten!“

„Soll ich Dir eins vorsetzen, guter Mann? Wenn es in Griechenland keine Ochsen gibt, wie in unserm gesegneten England, was ißt man denn dort?"

„Lauter alte Ziegen, liebste Sally, elende, dürre Ziegen, sag' ich Dir. Und noch dazu am Spieße gebraten oder geröstet — mit Haut und Haar — ohne Sauce! Ein gräuliches Gericht, Sally. Da lob' ich mir Mockturtle-Suppe."

„Kann sich denn Mylord mit der Lebensart in diesem Lande befreunden? Er ist ja sonst voller Raupen und hat den hellen Teufel. Ich dächte, er müßte vergehen vor Aerger und Verdruß."

„O wenn doch das wäre!" sprach Fletcher mit einem so herzbrechenden, komischen Seufzer, daß Byron kaum seine Ernsthaftigkeit behaupten konnte. „Dann hätte ich ja doch die sichere Hoffnung, recht bald wieder nach England zurückkehren zu können. Aber nein! Ich werde Dich gewiß nie mehr sehen, holde Sally. Sr. Herrlichkeit ist wie vernarrt in dies vermaledeite Land. Das zwecklose Herumstreifen in den Gebirgen, wo allerwärts Räuber und Mörder hausen,

nennt er ein himmliſches Leben. Mit jedem Stockfiſch von bärtigem Kerl, wenn er nur ſonſt gerade gewachſen iſt und ein zierliches Gewehr beſitzt, macht er Freundſchaft. Der halbgahre Reis ſchmeckt ihm, wie einen Chineſen, und außerdem trinkt er nur Wein, weil er ſich in den Kopf geſetzt hat, Fleiſchſpeiſen würden ſeiner männlichen Schönheit Eintrag thun, und ihn eben ſo dick als wild machen. Denn eitel iſt er, ach grauſam eitel!" — „Daß ich Dir mit dem Oſſa Dein Maul ſtopfen könnte!" murmelte Byron. — „Daß Gott erbarm, Sally, wollte der Himmel doch, ich hätte einen Bauch, ſo dick wie die Kuppel der Sanct Paulskirche. Da könnt' ich doch nicht auf Reiſen in's Türkiſche gehen, gehen — Reis eſſen — Eunuchen —"

Hier verlor ſich Fletcher's Rede in ein unverſtändliches Gemurmel. Byron lehnte ſich lächelnd zurück, ſchlug ſeinen albaneſiſchen Mantel um ſich und ſchloß die Augen, um nun ebenfalls den Schlaf herbei zu rufen. Auch verwirrten ſich bald ſeine Gedanken, die Gegenſtände, in buntem Farbenſpiele vor dem

geſchloſſenen Augenlide gaukelnd, floſſen wirr in einander, Denken und Träumen überſtürzte ſich, ohne doch den Müden wirklich in Schlummer zu wiegen. Nach einiger Zeit öffnete er mechaniſch die Augen wieder und riß ſie erſtaunt immer weiter auf, unverwandt in das Zwielicht der Dämmerung ſtarrend, die über See und Land ſich ausbreitete. Die Gegend ſchien ſich plötzlich verändert zu haben, er war in England, Newſtead-Abtey und Annesley-Hall ſtreckten aus dem wogenden Nebel ihre bemooſten Thürme. Und dazwiſchen ward es licht und belebt, die liebliche Geſtalt Mary's ſchwebte auf ihn zu, doch nicht in der holden Anmuth jugendlicher Schöne und Fröhlichkeit; nein, ſie kam bleich, mit aufgelöſtem Haar, in düſterer Trauerkleidung wie ein Geiſt näher und näher. Dumpf und wehmüthig zitterte auf ihren blaſſen Lippen der Hauch eines Liedes, das von langem Weh, von ſchwerem Unglück erzählte. Mary beweinte ihre Untreue und mit Entſetzen gewahrte Byron, daß das Herz ſeines Herzens, der Morgenſtern von Annesley-Hall, hinter den Wolken des heranziehenden

Wahnſinns bald verlöſchen werde. Unwillkürlich ſtieß er einen ſo lauten Seufzer aus, daß Bild und Halbtraum wie ein Nebel zerrannen. Ruhig ſchlummerten, ihre Waffen im Arm, ſeine wilden Gefährten. Mancher umklammerte mit nerviger Fauſt ſeinen Yataghan, Andere hatten die Hand in bewußtloſem Leichtſinn an das Schloß ihrer Toffaika gelegt. Ungeachtet Byron dies Alles ganz deutlich erkannte, ſchien ihm doch ein Kobold zu necken, oder ſeine Augen ſahen doppelt. An die Stelle der verſchwundenen Mary war ein anderes feenhaftes Weſen getreten, das mit gemſenartiger Gewandtheit, mehr hüpfend als gehend, durch die Reihen der ſchlafenden Albaneſen ihm näher kam. Dieſe Geſtalt war beinahe ganz türkiſch gekleidet, nur ſtatt des Turbans umwand ein blauer Shawl ihre Stirn. Ein ſchön gearbeiteter Gürtel in Form einer Schlange lief um ihre ätheriſch-zarte Taille, und niedrige Halbſtiefeln von gelbem Leder, kunſtreich mit Gold geſtickt, zeigten ein Paar niedliche Füßchen, deren Weiße die Reinheit des Schnees beſchämt hätte. Byron wagte nicht zu ſprechen, ſo

hingeriſſen und gleichſam bezaubert hatte ihn die wunderbare Erſcheinung. Da glaubte er in der Nähe ſeines Lagerplatzes Tritte, Stimmen, Waffengeräuſch zu hören. Die liebliche Erſcheinung des Mädchens hob lauſchend das kluge Köpfchen und verließ unhörbar, wie ſie gekommen, den Kreis der Schlafenden. Bald war ſie in dem Nebeldunſt, der jetzt in dichteren Maſſen über dem Meere aufwallte, verſchwunden, und obgleich Byron eine Gruppe von Männern in der Nähe vorüberziehen mehr hören als ſehen wollte, blieb er doch in Zweifel, ob die reizende Erſcheinung Wirklichkeit geweſen, ob Traum oder Bild ſeiner gereizten Phantaſie. Es blieb indeß Alles ruhig, die Krieger rührten ſich nicht, Fletcher hatte aufgehört zu klagen, und ſo ſang denn endlich das gleichmäßige leiſe Rollen der Brandung auch Byron in feſten Schlaf.

4.

An der Bucht von Lepanto ſtanden zu jener Zeit mehrere Fiſcherhütten, die ſämmtlich von armen

Griechen bewohnt wurden. Die scheinbar friedliche Beschäftigung dieser Menschen schien indeß keinen Einfluß zu üben auf die Bestimmung ihres Charakters. Es waren meist finstere, kriegerische Männer, die Früh und Abends mit zornigen Blicken nach den stolzen Mauern Missolonghi's sahen, dessen hohen Minarets und drohenden Festungswerke die verhaßte Herrschaft der Türken verkündigten. Die Armuth fühlt den Druck der Tyrannei am schwersten und ist um so aufgelegter zur Widersetzlichkeit, als sie ein tief schmerzender Verlust auch im schlimmsten Falle nicht treffen kann. Die Bewohner der erwähnten Fischerhütten gehörten jener Classe von Menschen an, die nichts zu verlieren, Alles zu gewinnen haben, und deshalb ungerechter Weise so oft von dem Begünstigteren in die Kategorie „nutzloses Gesindel" geworfen werden. Die Fischerei betrieben sie nur, weil ihnen kein anderes Loos gefallen war, es müßte sie denn der angeborene Hang, ein ungebundenes Leben zu führen, veranlaßt haben, von Zeit zu Zeit das Handwerk der Klephten zu versuchen. Fehlte die Gelegen-

heit dazu, so benutzten sie die müssigen Stunden, ihre Kinder mit Abscheu gegen die Türken zu erfüllen und sich selbst zum Trost eine bessere Zukunft zu prophezeihen, wenn auch schon der nächste Augenblick ihre Worte als thörichte verhöhnte.

Zwei Knaben von neun bis zehn Jahren spielten vor einer jener Fischerhütten. Es waren muntere, behende Buben, mit feurigen Augen, dunklem langen Lockenhaar, auf welchem das kleine, rothe Mützchen sich trotzig genug ausnahm. Auf dem festen Ufersande hatten sie in weitem Kreise Kohlköpfe aufgestellt, nach denen sie in vollem Laufe mit stumpfen Stäben warfen und jedesmal ein lautes Freudengeschrei erhoben, wenn der im Fluge geschleuderte Stab das beabsichtigte Ziel traf und umwarf. Ein starker, schöner Mann saß netzestrickend auf der Schwelle seiner Hütte und sah dem Spiele der Knaben zu; so oft aber das Freudengeschrei sich erhob, stimmte er mit frohem Zuruf ein, klatschte in die Hände und vermehrte so den Eifer der Spielenden.

„Das ist nun für heute der dreißigste Türkenkopf,

den mein Dscherrid getroffen," rief frohlockend der Kleinste der Knaben. „Nun mag es genug sein, Alkibiades, ich will nicht, daß Du mir den Preis wieder abgewinnst."

„Aber ich will es," versetzte unmuthig der andere kleine Trotzkopf. „Ich weiß recht wohl, weshalb ich Alkibiades heiße. Alkibiades war der Erste in Griechenland."

„Und Miltiades kam vor ihm und hatte die große Schlacht gewonnen," erwiederte der Jüngere. „Vater sagt, ich müsse auch eine Schlacht gewinnen, und das ist nun der Anfang."

„Gegen Deinen Bruder? Das gebe ich nicht zu."

„Wir spielen ja blos," versetzte der kleine Miltiades, „wenn ich erst groß und stark bin, wie der Vater, so will ich alle Türken erschießen."

„Nur so viele als ich Dir übrig lasse," erwiederte Alkibiades. „Ich werde es nimmermehr dulden, daß Du mir zuvor kommst."

„Wenn ich aber behender bin?" sagte der pfiffige Bruder, mit untergestemmten Armen sich vor ihm

hinſtellend, „der Vater nennt mich immer den fliegenden Pfeil, und der will ich bleiben, das ſollſt Du mir nicht verwehren.“

„Nicht? Das möcht' ich wiſſen. Da — ha ha ha! Nun ſollſt Du der liegende Pfeil heißen.“

Erzürnt ſprang der unvermuthet Niedergeworfene wieder auf, ſtürzte ſich in kindiſchem Kampfeseifer auf den Bruder, und griff ihn mit ſo viel ſchlauer Behendigkeit an, daß Alkibiades II. ſehr wahrſcheinlich von Miltiades II. beſiegt worden wäre, hätte die brüderlichen Ringer um Griechenlands Wohl nicht eine unerwartete Störung aus Neugier Frieden ſchließen laſſen.

Auf den hügelichen Anſchwellungen, die ſich in einiger Entfernung von der Küſte erheben, ward nämlich eine Schaar Bewaffneter ſichtbar, die ſich zu offen und ſorglos zeigten, als daß man ſie für Räuber hätte halten können. Die untergehende Sonne, durch Wolken gedrückt, beleuchtete ſie mit grellem Scheine und verlieh den immer zahlreicher hinter einem Olivenwäldchen Hervortretenden das Anſehen

einer Beduinenbande, indem die weißen, albaneſiſchen Mäntel der kriegeriſchen Männer im Winde flatternd feurigen Schwingen glichen. Die beiden Brüder riefen dem Vater die Neuigkeit zu, der ſich finſter nach der angedeuteten Gegend hinwandte. Unterdeß hatten ſich die Fremden etwas mehr genähert, ſie machten Halt und nach einem viertelſtündigen Zaudern zog ſich die kriegeriſche Schaar wieder hinter die bewaldeten Höhen zurück, während nur wenige Männer im langſamen Trabe an die zerſtreut liegenden Fiſcherhütten heran ritten.

Der griechiſche Fiſcher, der Zograffo hieß, ſetzte ſich jetzt wieder auf die Schwelle ſeiner Hütte und fuhr fort, Netze auszubeſſern. „Es ſind Fremde,“ ſprach er zu ſeinen beiden Knaben. „Sie kommen ſicherlich aus den Gebirgen. Eine Abtheilung Arnauten hat ſie geleitet. Hört Jungen, das ſind verwetterte Kerls, Alle unbeſiegbar wie Leonidas — Gott hab' ihn ſelig! Müßt Euch tüchtig rühren, um ihm ähnlich zu werden. Wollt Ihr?“

„Ich habe heute dreißig Türkenköpfe getroffen,“

ſagte Miltiades, „dafür hat mich Alkibiades auf den Sand geſchmiſſen, weil ich nicht Acht gab, ich werd's ihm aber ſchon wieder auswiſchen. Er will immer der Erſte ſein, weil er älter iſt, und ärgert ſich, wenn ich ihm einmal zuvor komme."

„Wie viel haſt Du Köpfe getroffen?" fragte Zograffo ſeinen älteſten Sohn.

„Fünf und zwanzig," erwiederte ärgerlich und doch auch niedergeſchlagen der junge Alkibiades.

„Dafür kriegſt Du morgen zum Frühſtück fünf Gertenhiebe, hörſt Du? Und warum das, Junge?"

„Weil wir Spartaner werden ſollen."

„Gut. Richte Dich künftig darnach. Nächſtens ſollt Ihr Euch auch gegenſeitig mit friſchen Ruthen durchbläuen, und wer am längſten aushält, ohne zu muckſen, der ſoll einen Streifzug auf dem Meere mit machen dürfen und eine Flinte tragen."

„Da will ich Dich dreſchen," drohte vor Freude lachend der kleine Miltiades.

„Und ich Dich," betheuerte, die Hand ballend, der

eben ſo ehrgeizige Bruder. Arm in Arm traten die Knaben in die Hütte. —

Die Sonne war dem Untergange nahe und übergoß die breite Bucht mit Purpur. Miſſolonghi glühte einige Minuten wie ein unheimliches Meteor, dann ward es wie auf einen Zauberſchlag in tiefes Dunkel gehüllt, aus dem nur die vergoldeten Hörner der Halbmonde auf den Minarets der Moſcheen lichtartig glänzten.

„Sonderbar," ſagte Byron, der nach Entlaſſung ſeines kriegeriſchen Gefolges nur in Begleitung des Freundes und ſeiner Diener der Küſte zuritt, „als wir vor einem Monate an Lepanto vorüber ſegelten, blitzten Miſſolonghi's Mauern eben ſo unheimlich im Scheine der Sonne auf wie heute. Wäre ich nun abergläubiſch, wie Manche behaupten, ſo könnte ich in der Wiederholung des nämlichen Schauſpiels etwas Prophetiſches für mich oder für Sie, John, erblicken. Als Mann des Verſtandes aber ſehe ich nur einen ergreifenden, maleriſchen Sonnenuntergang."

„Den Untergang Griechenlands," verſetzte Hobhouſe.

„Er wäre dann majeſtätiſch, feierlich und ſeiner ehemaligen Größe würdig! — Du meinſt alſo, Derwiſch," wandte er ſich an ſeinen albaneſiſchen Diener, „daß uns die hier wohnenden Fiſcher ein Obdach für die Nacht bewilligen werden?"

„Ohne Widerrede, Effendi. Einer von ihnen iſt außerdem ein Bekannter von mir, wunderlich zwar und etwas verſchroben in ſeinen Anſichten, aber gefällig und gaſtfreundſchaftlich. Zograffo ſtudirt zu viel, das macht ihn dann unwirſch; er kann nicht ſchlafen, oder wenn er doch einduſelt, ſo träumt er von ſeinen großen Vorfahren, wie er's nennt, und gibt ſeinen Jungen ganz altmodiſche Namen, über die alle verſtändige Menſchen lachen."

„Hat er viele Kinder?" fragte Byron.

„Nur zwei wilde Rangen, Effendi, die ſich und Andere nur ſo zum Vergnügen durchwalken. Das iſt aber dem Alten gerade recht, der dann lachend dabei ſteht und wenn die Rangen wie toll kreiſchen,

vor Freude ſich ſelber kaum zu laſſen weiß. Möge ihn Allah beſchützen!"

„Sehr wohl," ſprach Byron. „Führe mich zu Zograffo. Wir müſſen Freunde werden, wenn es irgend möglich. Der Grieche ſcheint Deiner Beſchreibung nach für mich geboren zu ſein."

„Nun ja," ſeufzte Fletcher, „da haben wir abermals ein Stück Unglück. Alles, was ſo eine gute Strecke vom Striche des geſunden Menſchenverſtandes ſeitab liegt, das ſucht Seine Herrlichkeit eben ſo eifrig auf, wie ein Mädel mit hübſchen Augen und kleinen Füßen. Andere Leute ſind froh, wenn ſie der Irrſinn Fremder nicht incommodirt, aber nein, mein Herr bezahlt die Tollheit noch obendrein. Handelte ſich's nicht um das Bischen Menſchenverſtand, geſunde Vernunft, gerades ſolides Denken, ich möchte, Gott ſtraf' mich! ſelber ein Tollhäusler ſein, nur um immer in Sold und Freundſchaft Sr. Herrlichkeit zu ſtehen."

„He, Zograffo!" rief Derwiſch, der jetzt ſeines Freundes anſichtig wurde. Zograffo wendete ſich um und muſterte, ohne aufzuſtehen, die Gruppe der heran-

kommenden Männer. „Guten Abend, was soll's?“ sprach der Grieche.

„Ein Nachtquartier für den Effendi,“ erwiederte Derwisch, „eine Hand voll Reis und etwas gemischten Wein von dem bewußten!“

„Mein Wein hat kein Bewußtsein,“ versetzte mit heimlich zwinkerndem Augenwinke der schlaue Grieche, indem er seine Blicke so ausdrucksvoll fragend auf Derwisch richtete, daß ein völliges Examen über die Fremden darin erkennbar ward.

„Schon gut,“ sprach Derwisch. „Der Effendi ist ein vornehmer Franke, den Griechen außerordentlich zugethan und sehr freigebig. Er sieht ein Paar hundert Para nicht an.“

Zograffo's Mienen erheiterten sich. Schlau, gewandt, mit jener kriechenden Höflichkeit, die nur freundlich sein will, dem freien Manne aber als das untrüglichste Zeichen lang ertragener Knechtschaft widerlich erscheint, lud er den Lord nebst seinen Begleitern ein, in die Hütte zu treten. Der ganze Charakter des Mannes schien verändert, das stolze

Selbſtbewußtſein, der trotzige Haß, der früher ſich in Blick und Mienen ausgeſprochen, waren verſchwunden. Gewinnſucht und die Anlage, dem, der es tragen kann, zu übervortheilen, konnten nur einem blöden Auge verborgen bleiben. Byron überſah jedoch dergleichen unweſentliche Nebendinge. Zograffo's Weſen, ſeine Lebhaftigkeit, ſein kecker Blick, ſobald das Geſpräch das Wohl Griechenlands berührte, gefielen ihm, und als nun gar Miltiades und Alkibiades in das enge Zimmer traten und in baldigem Streit über ihre Tapferkeit und Vaterlandsliebe geriethen, war ſchnell ſein Entſchluß gefaßt. Er forderte Zograffo auf, ihn auf ſeinen fernern Reiſen durch Griechenland und die Türkei zu begleiten. Der Grieche fand die Bedingungen eben ſo vortheilhaft, als den Herrn umgänglich und freundlich. Er ſchlug ein, und als am andern Morgen, nach einer faſt ganz durchplauderten Nacht, der Fiſcher dem fremden Effendi folgte, küßte er ſeinen Knaben zum Abſchiede inbrünſtig Mund und Stirn, ſchärfte ihnen ein, ſich ja fleißig im Schießen nach den Kohlköpfen zu üben

und überließ sie der Sorge seines Weibes, einer rüstigen, stillen, ja finstern Frau. „Zerhaut Euch tüchtig, Jungens, nur brecht Euch nicht die Hälse," sprach er. „Und nun lebt wohl, meine kleinen Helden. Wenn ich wieder komme, müßt Ihr Euern Namensvettern Ehre machen, sonst ersäuf' ich Euch mit eigener Hand im Meere!"

Ueber der Bucht stiegen weiße Dünste auf und umzogen, vom Morgenwinde nach dem Lande hingetrieben, die Mauern und Thürme Missolonghi's mit durchsichtigem Schleier. Die Sonne stieg hinter den Gebirgen auf und ihre goldenen Strahlen zerhieben die leichten Dünste wie blitzende Schwerter. Die obere Luft war hell, tiefblau umspannte wieder der ionische Himmel die schöne Landschaft.

„Seht da!" rief Byron aus und zeigte nach der blauen Wölbung hinauf zu seiner Linken, „was sind das für Vögel? Mich dünkt, ich habe noch keine von dieser Gattung gesehen."

„Es sind Adler, Effendi," versetzte Derwisch und erhob seine Toffaika, um unter sie zu schießen.

„Wage es nicht, dieſen Thieren ein Leid zuzufügen," ſprach Byron, dem jagdluſtigen Albaneſen an ſeinem Vorhaben verhindernd. „Wie viele dieſer glückverheißenden Vögel ſchickt mir Gott Jupiter? Ich zähle ihrer neun bis zehn."

„Zwölf," rief Zograffo.

„Nein funfzehn," rief Fletcher. „Es deckt nur immer einer den andern, wie es auf dem Meere mit den Segeln zu gehen pflegt. Und das ſollen Adler ſein?" fuhr der Mißmuthige fort, „nun da muß ich geſtehen, daß ſich dies edle Gethier bei weitem beſſer in Exeter Change ausnimmt, als hier in der friſchen Morgenluft. Das Gevögel hat ja Schnäbel, krumm wie Türkenſäbel."

„Herr," ſprach Zograffo, „dem Anſehen nach können es auch Geier ſein. In dieſem Falle rathe ich dringend, Plan und Ziel der Reiſe zu verändern. Der Geier iſt ein gefräßiges, grauſames Thier, und bedeutet dem nimmer etwas Gutes, der ihn zuerſt erblickt."

„Ihr ſeid auch noch abergläubiſch?" erwiederte

Byron. „Wohl! Der Aberglaube verſteht auch zu prophezeihen. So ſage mir denn, welche Deutung Deiner Meinung nach dieſe Adler oder Geier für mich haben können?“

„Wenn es, wie ich zuverſichtlich behaupte, Geier ſind,“ verſetzte Zograffo, „ſo wird Dir in funfzehn Jahren, wenn Du vielleicht abermals dieſes Weges ziehſt, ein Unglück begegnen.“

„Schön, mein Mentor,“ ſprach Byron mit erkünſteltem Lächeln, denn bei allem Zweifel vermochte er doch nie den Einflüſterungen einer abergläubiſchen Erziehung mit rechtem Muth zu begegnen. „Auf dieſe Gefahr hin möchte ich es ſchon wagen, nach Verlauf von funfzehn Jahren abermals dieſen Boden zu betreten. Bis dahin ſollen mir aber Eure Geier für Adler gelten und mir ein ſtolzes, ruhmreiches Leben weiſſagen.“

„Immer halb confus,“ murmelte Fletcher vor ſich hin. „Dieſe Krummſchnäbel für Adler zu halten! Da ſieht Einer recht, wie dumm der Klügſte ſein

kann, wenn er nicht Verſtand genug beſitzt, verſtändig zu ſein. Gott beſchütze Seine Herrlichkeit!"

Durch grünende Thäler, über rauſchende, von heiligen Sagen der Vorzeit tönende Flüſſe, ſetzte Byron mit ſeinen Begleitern die abenteuerliche Reiſe fort. Luft und Land entzückten den leicht Erregbaren und ließen ihn jeder Gefahr ſpotten, die mehrmals in unmittelbarer Nähe ſein weiteres Vordringen bedrohte. Byron's gegenwärtiges Reiſeziel war auf den Parnaß und die delphiſche Höhle gerichtet. Nach mancherlei intereſſanten Erlebniſſen, unter denen das Zuſammentreffen mit einem kühnen Klephten ſich auszeichnete, der ſich Bozzaris nannte und wahrſcheinlich in Folge unglücklicher Unternehmungen Byron ſeine Dienſte antrug, ohne Gehör zu finden, weshalb der Räuber unheimliche Drohungen ausſtieß, erblickten die Reiſenden bei Sonnenuntergang den leuchtenden Gipfel des heiligen Muſenberges. Byron beſtand darauf, nahe bei einer Quelle unter einer Gruppe von ſchattigen Platanen zu lagern, um im Angeſichte des Parnaß eine Nacht zu verträumen.

Seine Begleiter waren mit dem Vorſchlage zufrieden bis auf Derwiſch und Fletcher. Der Grund von des Letzteren Weigerung war für Byron nur ein Sporn mehr, auf ſeinem Willen zu beſtehen, Derwiſch's Einwendungen verdienten dagegen, ſo ſonderbar ſie auch waren, doch eine Beachtung.

„Wir werden von Räubern überfallen, Effendi," ſprach der kriegeriſche Albaneſe. „Schon vor zwei Stunden hörte ich im linken Ohre den Knall einer Toffaika und das Huſſah der Klephten. Solche Warnungen darf man nicht verachten, Effendi, ſie rächen ſich oft blutig."

Ungeachtet dieſer unheilverkündenden Worte beharrte Byron auf ſeinem Vorſatze. Die Zelte wurden aufgeſchlagen, Feuer angezündet und das Mahl von dem finſter und beſorgt um ſich blickenden Derwiſch bereitet. Byron überließ ſich ganz der Stimmung des Augenblickes. Zwiſchen Hobhouſe und Zograffo hingelagert, ließ er ſich von dem Griechen manche anziehende Details über deſſen Vaterland mittheilen und ſich leicht für die Hoffnungen gewinnen,

die der freiheitsluſtige Fiſcher von der Zukunft hegte. Während der Mahlzeit wendete er ſich zu ſeinem Freunde. „Waren Sie je einmal in Morven's Nebelande?“ fragte er den ſchon wieder Schreibenden.

„Nein, Gordon. Ich konnte mich nie gut mit den Schotten vertragen.“

„Schade,“ verſetzte Byron. „Dann haben Sie auch gewiß keinen jener Seher kennen gelernt, deren wunderbare Divinationsgabe wir the second sight nennen?“

„Oft hörte ich davon ſprechen, doch war ich immer geneigt, die vielen Wunderdinge, die man ſich davon erzählt, für geſchickte Lügen oder doch für arge Uebertreibungen zu halten.“

„Wären Sie ein halber Schotte, wie ich, ſo würden Sie anders darüber urtheilen,“ verſetzte Byron. „Ich kannte Menſchen, die viele Wochen, ja Monate voraus einen bedeutenden Glücks- oder Unglücksfall mit allen Nebenumſtänden bis in die kleinſten Details anzugeben wußten, und niemals, ſo viel ich mich erinnere, hat man einen ſolchen Lehrer der

Unwahrheit zeihen können. Ich denke jetzt wieder so lebhaft an dieſe erſten Jugendeindrücke, weil ich hier in den ungleich heiterern Gebirgsthälern Livadiens eine ganz ähnliche Erſcheinung antreffe. Während die Schotten ein Unglück vorausſehen, behaupten faſt alle Bergbewohner Griechenlands und Makedoniens das Herannahen einer Gefahr voraus zu hören. Ich glaube und glaube auch nicht daran; dieſer Zweifel beſtimmt mich aber, den griechiſchen Volksglauben einmal zu erproben. Derwiſch behauptet fortwährend, es bedrohe uns ein räuberiſcher Ueberfall. Wachen wir alſo die Nacht hindurch, indem wir uns den Anſchein geben, als ſchliefen wir, und ereignet ſich irgend etwas Bedenkliches, ſo will ich von Stund' an das Paradies Muhamed's glauben!"

Die Nacht verging indeß ohne Störung und der prophetiſche Muſelmann mußte es ſich gefallen laſſen, daß Byron wiederholt über ihn ſcherzte. „Wir waren in Gefahr, Effendi, und ſind es noch immer," verſetzte mit unerſchütterlichem Gleichmuth Derwiſch.

„Fort nach Delphi!" rief Byron und die Geſell-

ſchaft brach auf. Schon hatten die Reiſenden eine anſehnliche Strecke zurückgelegt, als Derwiſch abermals die Hand an's Ohr legte und von neuem unheimliche Prophezeihungen hören ließ.

„Was gibt's ſchon wieder?“ fragte Byron.

„Bum — bum — zwei Schüſſe, Effendi.“

„Du haſt Ohrenbrauſen.“

„Ich höre es ſo deutlich wie Eure Stimme.“

„Nun ſo will ich Dir beweiſen, daß Du ein furchtſamer Thor biſt,“ verſetzte Byron und ritt den Uebrigen ganz allein voraus. Zograffo eilte ihm nach, um im Fall einer Gefahr dem Tollkühnen beizuſtehen.

„Den Kopf wird Sr. Herrlichkeit noch verlieren,“ ſprach Fletcher zu ſich ſelbſt. „Gelingt es mir, den armen Herrn ganzbeinig aus dieſem verfluchten Lande fort zu bringen, ſo will ich mir in England eine Güte darauf thun.“

Ein Geſchrei unterbrach die Selbſtbetrachtungen Fletcher's. Byron riß ſein Pferd zurück, ſcharf um ſich blickend. Es waren aber nur einzelne Ziegenhirten zu ſehen, die müſſig in ihre Mäntel gehüllt

am Felsen lehnten. „Vorwärts, Effendi," sprach Derwisch. „Die Klephten sind uns zur Seite, fürchten sich aber hervor zu brechen, weil ihrer wahrscheinlich zu wenig sind. Eilen wir, ihren Nachstellungen zu entkommen, bevor sie sich verstärkt haben. Dort liegt der Parnaß und hier zur Seite die Grotte von Delphi."

Byron wagte jetzt nicht mehr, der wahrscheinlichen Gefahr eine unvorsichtige Achtlosigkeit entgegen zu setzen. Er folgte der Weisung des Muselmannes und traf ohne ferneres Hinderniß gegen Mittag in dem Dorfe Kastri ein, in dessen unmittelbarer Nähe die geheimnißvolle Grotte sich befindet. Gehorsam der alten Sage, badete sich Byron Haar und Hände in der kastalischen Quelle, brach einen Lorbeerzweig ab und flocht ihn durch seine dunklen Locken. So geschmückt betrat er das ehemalige Heiligthum der weisen Pythia, doch nicht um sich weissagen zu lassen, sondern um selbst Worte der Begeisterung, des poetischen Tiefsinnes, darin nieder zu schreiben. Die Wundertöne des Childe Harold, in denen sich ein

paar Jahre später die Edelsten aller Nationen berauschen sollten, entströmten hier zuerst dem begeisterten Pilger. Lange harrten seine Begleiter der Rückkehr des Eigensinnigen, der auf das Strengste jede Störung untersagt hatte. Da aber Stunden vergingen und Byron noch immer nicht zurückkehrte, glaubte Derwisch den Befehl überschreiten zu müssen. Behutsam trat er in die Höhle, die von einem eigenen, die Nerven wunderbar ergreifenden, Dunst erfüllt war. Er bedurfte einiger Zeit, um sein Auge an das herrschende Zwielicht zu gewöhnen. Endlich bemerkte er den Lord auf einem Steine sitzend, das Kinn in die Hand gestützt. Leise trat Derwisch näher, Byron war bis zur Bewußtlosigkeit erschöpft.

„Effendi!" rief der treue Muselmann, „die Sonne sinkt hinter die Gebirge, es ist Zeit aufzubrechen."

Byron schrak auf aus seinen Träumen. „O, daß Du nimmer über Sirat's Bogen schreiten könntest," sprach er zürnend zu Derwisch, „da Du den schönsten Traum meines Lebens so kaltblütig stören mußtest!

Dieſes Bild, dies duftende Haar, dies Auge voll Gluth und entzückender Schüchternheit — ſollte es blos ein vorüber ziehender, körperloſer Traum geweſen ſein?"

Sinnend, in tiefes Schweigen ſein innerſtes Denken hüllend, folgte er dem Drängenden und richtete ſeinen Weg nach den Ruinen von Theben.

5.

Es war Abend geworden, als Byron und ſeine Gefährten über den Berg Cithäron in die reizloſe Ebene von Athen hinabſtiegen. Die ſchnell einbrechende Dämmerung, die jenen Klimaten eigen iſt, umhüllte bereits Alles, nur auf dem bewegten Meere zeigte ſich ein unſicheres, raſch wechſelndes Funkeln und Sprühen. Die Akropolis glänzte noch im Schimmer des Abendrothes, in der Stadt ſelbſt aber blitzten von Minute zu Minute immer mehr Lichter auf, bis jedes Haus illuminirt erſchien.

„Wie galant die Griechen ſind," ſprach Byron. „Entweder wollen ſie uns, durch die Gabe des Voraus-

hörens von unſerm Erſcheinen unterrichtet, mit feſtlichem Gepränge empfangen, oder zeigen, daß ungeachtet der überhand genommenen Barbarei doch immer noch Licht genug in der Stadt der Kunſt vorhanden ſei, um eine recht in die Augen fallende Aufklärung zu bewerkſtelligen."

„Die Chriſten feiern heute das Geburtsfeſt ihres Propheten, Effendi," erwiederte Derwiſch. „Da zündet jeder Bettler ſein Lichtſtümpfchen an in ganz Griechenland, Geſang, Tanz und Fröhlichkeit herrſchen aller Orten, und ſelbſt die Gläubigen freuen ſich des allgemeinen Jubels."

„Was!" rief Byron aus, „es iſt Weihnachtsheiligerabend? Glückliches Land! Beneidenswerthes Volk! Du kannſt die Geburt Deines Heilandes unter der Sternenkuppel des blauen Himmels begehen, Dir verkündet er einen ewigen Lenz. Wir armen Nordländer müſſen uns in Pelze hüllen, um nicht vor Schreck über die frohe Kunde das kalte Fieber zu kriegen! — Ha ha ha, es iſt poſſirlich, höchſt poſſirlich, und wahrhaftig, John, wäre ich der gefähr-

lichſte Skeptiker oder Spötter, wofür mich die engliſche, presbyterianiſch-faſhionable Welt hält, ſo würde ich jetzt behaupten, man dürfe ſich darüber gar nicht wundern. Wie kann einem Menſchen im Winter groß Heil wiederfahren, wo er ſich die Hände über dem Steinkohlenfeuer reiben muß? Mich wenigſtens würde es ewig gleichgültig laſſen, und kämen in dieſer Jahreszeit drei Gottheiten zur Welt, hold wie die Grazien, ſchön wie Helene oder Apollo, je nachdem ſie — doch Sie wiſſen, was ich ſagen will. Aber hier, Beſter, hier wird man fromm und gläubig und ſelig vom bloßen Duft einer frohen Botſchaft. Der Orient iſt der klaſſiſche Boden der Künſte und Religionen, und ich ſage Euch, Ihr Kleingläubigen, die Ihr hinter Nebel und Schnee jämmerlich vegetirt, es wird kein Prophet gedeihen, kein Gott als Gott verehrt werden, der nicht von irgend einem Orte hier herum ein gültiges Geburtszeugniß aufweiſen kann."

„Danken Sie Gott oder Ihrem guten Genius, daß man dieſe loſen Reden nicht in England hört," verſetzte ſein Freund, „ich glaube ſonſt wirklich, man

würde anſtehen, Sie ferner auch nur unter die Titular-Chriſten zu zählen."

„Sehr wohl, und doch bin ich ein hartnäckiger Orthodoxe! Klingt meine Rede etwa nach Ungläubigkeit? Thue ich nicht, was dem Verſtande zukömmt, indem ich anbete, was anbetungswürdig? Ja, meine Verehrung geht ſo weit, daß ich das ganze herrliche Land, zuſammt Kleinaſien und was daran hängt, für ewig geweihten Boden erkläre. Nur blauen Himmel will ich haben, mit dem Flimmerſchmuck der ſilbernen Sterne, wenn ich meine Chriſtnacht als gläubiges Kind feiern ſoll. Heute bin ich zufrieden! Die Welt hat ihren Chriſtbaum angezündet. Sehen Sie, über unſern Häuptern hin ſchwingt er ſeine brillantenen, funkelnden Guirlanden!"

Hobhouſe ſchüttelte den Kopf. So ſchwärmeriſch-vergnügt, ſo gläubig-heiter und doch wieder ſo ſpöttiſch-übermüthig hatte er den freilich ſtets launenvollen Freund noch nicht geſehen. Fletcher ritt an ihn heran. „Laſſen Sie ihn, Sir," flüſterte er ihm in's Ohr, „er hat eben wieder den Raptus. Iſt erſt

Mitternacht vorüber, dann tritt die lebensſatte Stimmung ein und Seine Herrlichkeit möchte nur ſo in Todtenſchädeln herum wühlen. Dann ſeufzt er nach Newſtead, nach Mönchskutten und ſonſtigen geſpenſterhaften Fratzen. Juſt das, Sir, würde ich „Spleen" nennen, wenn ich ein Arzt wäre."

Sie hatten jetzt Athen erreicht. Zur Linken erhoben ſich in trübem Grau die klaſſiſchen Höhenzüge des Hymettus, rechts plätſcherte die klare Welle des Kephiſus. In Athen war Alles belebt. Die Thüren der Häuſer ſtanden offen, Windlichter brannten an den Fenſtern, bunte Flammen ſpielten da und dort unter einem halb zerbrochenen Säulenporticus. Ein lebhaftes Gewühl von Griechen und Türken drängte ſich durch die Straßen. Kaffeehäuſer und türkiſche Sorbetbuden waren mit bunten Lampen erleuchtet und ſtark beſucht. Die Muſelmänner ſaßen mit untergeſchlagenen Beinen auf den Polſtern, in phlegmatiſcher Genußſucht das heiße, ſtarke Getränk und den aromatiſchen Rauch ſchlürfend. Ein Schwarm höchſt komiſch lachender Menſchen kam tanzend,

ſpringend, ſich wie Kreiſel drehend, den Fremden entgegen. Man hätte ſie für Betrunkene halten können, wäre ihre Luſtigkeit nicht ſo völlig verſchieden von jener geweſen, die der zu häufige Genuß berauſchender Getränke hervorbringt. Es waren glückliche Thoren, welche die Neugierde verlockt hatte, den Laden eines Opiumhändlers zu beſuchen und den nervenaufreizenden Mohnſaft zu koſten, deſſen ſüßes Gift die beglückendſte Fröhlichkeit erzeugt. Der vom Mohnſaft Berauſchte begehrt nach unabläſſigem Gelächter, ein unwiderſtehlicher Hang zum Taumeln treibt ihn zu jenem burlesken Kopfſchütteln, jenen Sprüngen, die ihn zum König der Narren ſtempeln. Als der taumelnde Schwarm, gemiſcht aus Griechen, Türken und Franken, an Byron und ſeinen Begleitern vorüber lärmte, umarmte ein wohlbeleibter Türke, deſſen fleiſchiges Geſicht für die perſonificirte Seligkeit bewußtloſer Verzückung gelten konnte, ein Bein des verdrießlichen Fletcher.

„Salem Aleikum, mein Bruder!“ lallte der Taumelnde und küßte inbrünſtig die Stiefelſohle des

Engländers. „Deine Lippe iſt ſüß, wie das Lächeln des Vollmondes — la la la la — la la — la — ſchöne Houri! — la la la la — Mich umfängt der ſiebente Himmel.“ Und taumelnd drehte ſich der Verzückte weiter, bis ſeine Gefährten ihn umringten und mit ſich fortzogen.

Fletcher ſchimpfte entſetzlich zum unſagbaren Vergnügen Byron's. „Das iſt eine ſchöne Polizei,“ knurrte er vor ſich hin. „Es thäte Noth, Altengland ſchickte ein Paar Dutzend Conſtables in dies vermaledeite Land, damit ehrliche Leute doch nicht gleich bei ihrer Ankunft von dem betrunkenen Vieh incommodirt würden. — Ein ſchönes Neſt das Athen! Lauter elende Hütten! — Lobe mir mein Englaud mit ſeinen ſaubern Häuſern und verſtändigen Menſchen. — Chriſtnacht! Daß Gott erbarm! Wüſtnacht ſollt' es hier heißen. Ein vernünftig denkender Chriſt betet, ſingt, trinkt ruhig ſeinen Thee und ißt ein Stückchen Stollen dazu — hier aber beſäuft man ſich, um Chriſto gefällig zu werden.“

„Biſt Du bald fertig, William?“ fragte Byron,

ſich umwendend, „oder ſoll ich das Weitere als ein Supplement zur Litanei aufzeichnen? Lalalala — la! Dieſe Muſik eines fröhlichen Herzens gefällt mir.“

„Ew. Herrlichkeit hat immer Recht, wenn Sie die unbegreiflichen Sitten außerordentlicher Menſchen beurtheilen,“ ſagte der äußerſt verſtimmte Fletcher.

„William wird anzüglich, John, der Duft des Sorbet kitzelt ihn. Aber halten Sie doch, bei allen Göttern des Olymp!“

Die Ausſicht durch einen weiten Thorweg in das Innere eines geräumigen Hofes veranlaßte Byron zu dieſem Ausrufe. Eine lieblich-idylliſche Scene häuslichen Frohſinns feſſelte ſeine Blicke. In der offenen Flur, die glänzend erhellt war, ſaßen auf Teppichen drei junge Mädchen, die Jedermann ſchon auf den erſten Blick für Schweſtern halten mußte. Nach türkiſcher Sitte die Beine untergeſchlagen, waren nur die unbekleideten Zehen ihrer höchſt zierlichen, weißen Füßchen zu ſehen. Jede trug auf den künſtlich geflochtenen Haaren, die bei zweien vom glänzendſten Schwarz ſich zeigten, während der dritten ein

blondes Gelock gleich verdichteten Sonnenſtrahlen über Schultern und Buſen herabfiel, ein rothes, albaniſches Käppchen. Eine blaue Quaſte mit Silbertroddeln verziert blitzte daran wie ein fallender Stern. Ein Tuch von den mannichfachſten bunten Farben lauſchte ſchelmiſch unter dem Käppchen einer Jeden hervor und umhüllte zum Theil die reiche Fülle der Haare. Nur die Blondgelockte ließ ihren ſchönen Schmuck, mit blauem Seidenband durchflochten, ganz frei bis zum Gürtel herabwallen. Ein reich verbrämter Pelz ſchien nur dazu zu dienen, den ſchlanken Wuchs der griechiſchen Schönen recht auffallend hervor zu heben. Von einem Gürtel loſe zuſammen gehalten, war er vorn offen und ließ die feine Muſſelinverhüllung des Buſens höchſt vortheilhaft ſehen. Alle drei ſpielten die Cither und ſangen dazu ein Liedchen in romaniſcher Mundart, ſchalkhaft mit den Köpfchen hin und wieder nickend, wodurch die glänzenden Quaſten an den Käppchen in fliegende Bewegung geriethen.

Byron ließ ſeine Blicke mit lächelndem Wohlbehagen auf den drei Grazien ruhen. Der geräumige

Hof, die ſtattlichen Gebäude, der reiche Anzug, verkündeten eine glückliche Wohlhabenheit, und die gar zu reizenden Liebesgöttinnen, die, ohne des Fremden zu achten, zu ihrer eigenen Luſt ein ſcherzhaftes Spiel mit den koketten Gaben trieben, womit ſie die Natur beſchenkt hatte, ſangen mit zarter Stimme, ſo wohltönend einladend das „Bo, bo, bo," womit jeder Vers des Liedes ſchloß, daß Byron auf gut Glück ſein Roß durch den Thorweg ſprengte, ſich eben ſo ſchnell aus dem Sattel ſchwang und höflich, doch gentlemaniſch-keck in gebrochenem Griechiſch die Grazien fragte, ob hier nicht ein chriſtlicher Franke auf einige Wochen Wohnung erhalten könne?

Die Griechinnen fuhren erſchrocken zuſammen. Die Cithern entfielen ihren Händen, die dem Anſcheine nach Aelteſte ſah den Fremdling mit großen, verwunderten Augen an, noch einen Zug heiteren Lächelns in ihrem bleichen Geſichte. Die zweite deckte ihre kleinen Händchen über die Augen, um durch die Finger den ſchönen Franken beſſer belauſchen zu können, und die muntere Blondine blickte nur halb

ſichtbar über die Schulter ihrer Schweſter eben ſo neugierig wie die übrigen den Engländer an. Zu gleicher Zeit ward eine ältliche Matrone im Flur ſichtbar, die mit einer höflichen Verbeugung Byron einlud, näher zu treten.

Es war die Mutter der drei Grazien, die Wittwe eines Griechen, der ſich längere Zeit im Abendlande aufgehalten hatte. Byron's Bitte fand Gewährung und ehe noch eine Stunde verſtrich, durfte er ſich ſchon als ein Glied der Familie betrachten. Ueberaus vergnügt zeigte ſich Fletcher, daß er endlich wieder unter anſtändigen Chriſten wohnen, chriſtlich leben und ſprechen durfte. Das „Neſt Athen" ward plötzlich die ſchönſte Stadt, und wenn Byron ſpäter die athenienſiſche Ebene pries, an der herrlichen Natur ſich weidete, ſtimmte er jedesmal mit vollen Backen ein und betheuerte, daß er vollkommen überzeugt ſei, das Land Goſen ſelbſt müſſe gegen die Ebene von Athen gehalten nur eine Wüſte oder doch eine cumberländiſche Haide geweſen ſein.

Der fortdauernde Volksjubel lockte unſern Freund

bald wieder auf die Straßen. Zograffo, der ſich mit treuherziger Hingebung an Byron hielt und dieſem vornehmlich durch ſein tiefes Schmerzgefühl theuer ward, womit er den demoraliſirenden Druck der türkiſchen Herrſchaft empfand, begleitete ihn. Derwiſch, deſſen Beiſtand als Dolmetſcher er jetzt nicht mehr bedurfte, hatte ſich ſeinen Glaubensgenoſſen zugeſellt und pflegte nach reichlich genoſſenem Sorbet den ſüßen Vergnügungen nach zu gehen, die der Islam ſeinen Bekennern als entzückenden Lohn eines wohlangewendeten Lebens im Paradieſe verheißt. Byron neckte ihn deshalb oft und ſtellte ſich äußerſt erzürnt über ſeine Ausſchweifungen, um den alternden Arnauten die Vortrefflichkeit der Vorſchriften des Propheten alsdann preiſen zu hören. Auf der Straße nach dem Meere zu überholte ſie wieder eine lärmende Menſchenmenge, aus Griechen, Armeniern und Türken beſtehend. Einige hatten ſich mit Lorbeerzweigen, Andere mit Weinlaub geſchmückt. Sie trugen laubumwundene Stäbe in den Händen, die, wenn ſie auch weder Form noch Bedeutung des Thyrſus

hatten, doch unabweisbar daran erinnerten. Von Luſt, Freude, Wein und Mohnſaft glühend, jauchzend, lallend, lachend und hüpfend, konnte man den vorüberrauſchenden Troß ſehr wohl für einen Zug von Bachanten halten. Wohl eine an Zahl dreimal ſtärkere Menge Zuſchauer drängte neben und hinter den Jauchzenden mit fort. Einzelne Frauen wurden darunter ſichtbar, die Byron anfangs für verkleidete Jünglinge hielt, da ſie Masken trugen und der wandelnde Schein der Lichter weder Geſtalt noch Formen deutlich erkennen ließ. Neugierig ſchloß er ſich mit Zograffo dem immer wachſenden Menſchenknäuel an. Bald lag die Stadt im Rücken, rechts dämmerte aus dem Nachtdunkel die Akropolis mit ihren großartigen Trümmern, zur Linken aus ſilbernem Glanze hob ſtill und feierlich der Hymettus ſein Haupt empor. Vor ihnen ſprühte im Phosphorlicht das bewegte Meer im nahen Hafen des Piräus.

Mit ſteigender Aufmerkſamkeit folgte Byron den Bewegungen eines maleriſch gekleideten Sulioten, deſſen hohe, kräftige Geſtalt aus den Begleitern der

lärmenden Gruppe auffallend hervorragte. Der kriegeriſche Grieche ſchien ſein Augenmerk auf eine der mitwandernden Frauengeſtalten gerichtet zu haben, die ihrerſeits ihm durch ſchnelle Wendungen immer geſchickt zu entſchlüpfen wußte. Eine Zeit lang beobachtete Byron dies Suchen und Fliehen als müſſiger Zuſchauer, da ward der Unbekannten durch einen Zufall die Maske entriſſen und unſer Freund glaubte mit freudigem Erſtaunen das nämliche reizende Mädchengeſicht zu ſehen, das ihm ſchon am Golf von Arta als ein vorübergleitendes Gaukelbild der Phantaſie begegnet war, von dem er ein entzückendes Traumgeſicht in der delphiſchen Grotte gehabt hatte. Ein plötzlicher Blick ſeines in leidenſchaftlicher Bewegung wie ein Blitzſtrahl zündenden Auges traf das Mädchen und machte einen tiefen Eindruck auf daſſelbe. Dem Sulioten war die Bewegung ebenfalls nicht entgangen, es gab ein Drängen und Stoßen, wodurch Byron von Zograffo getrennt ward und ſich bald auch von den vorwärts ſtürmendem Menſchentrupp verlaſſen ſah. Nur dem unbekannten

Original ſeines wunderbaren Traumgeſichts war er näher gekommen, Beide maßen einander mit erſtaunten, zitternden Blicken und Byron würde die ſo ſeltſam gemachte Bekanntſchaft feſter geknüpft haben, wäre nicht der Suliot ſtörend dazwiſchen getreten. Das Mädchen ſtieß einen Schrei aus, floh und eilte, gleich einer Oreade oder Sylphide, nach dem Felſen der Akropolis. Fluchend folgte ihm der Suliot, Byron glaubte einen Namen ausſprechen zu hören, der ihm wie Theakita ſanft im Gedächtniß nachtönte. Im Eifer des Verfolgens aber ſtürzte der Grieche, das geheimnißvolle Mädchen entkam und war bald in der Dunkelheit verſchwunden.

Zograffo's Stimme gab Byron der Wirklichkeit zurück. Keine der Fragen, die er an ſeinen Gefährten that, wußte der Grieche zu beantworten, die Fremde und der Suliot waren ihm gleich unbekannt. „Es wird einer von den Klephten ſein," ſprach er gleichgültig, „die in dieſer Jahreszeit aus den Gebirgen Angriffe in die Ebenen machen, wenn ſie keine andere Beſchäftigung finden. Vielleicht iſt das Mädchen

eine Beute, die er gemacht hat, und nun nicht wieder herausgeben mag. In Griechenland iſt dies ein ſo gewöhnliches Ereigniß, daß Niemand mehr darüber erſtaunt. Selbſt Aeltern, denen auf ſolche Weiſe ihre Töchter, ſei's durch die Gewalt der Türken, ſei's durch Räuberhand entführt worden, wagen es kaum noch ihren Schmerz in Thränen laut werden zu laſſen. Aber, Mylord, Gott iſt groß, um mit unſern Unterdrückern zu ſprechen, und wer weiß, ob nicht das Kreuz in kurzer Zeit über dem Halbmonde glänzt und den einzig wahren Spruch, der im Koran ſteht, durch den Triumph der Griechen zu einem chriſtlichen erhebt."

„Nur der Muthige hofft," verſetzte Byron. „Denken viele Griechen ſo wie Du?"

„Wenn ſie nicht den zeitlichen Vortheil zu ſehr im Auge haben, ſpricht Jeder wie ich. Zeigt Ihr aber den entarteten Enkeln des großen Miltiades und Alkibiades eine Hand voll Goldſtücke, um die eine Geißel ſich windet, und die Freiheit in Bettlerlumpen, ſo greift er nach der Geißel, weil ſie auf goldenem

Grunde ruht. Die Sclaverei hat ihn eigennützig, selbstsüchtig, niedrig denkend gemacht. Gewinnsucht ist sein Gott, er ist der Jude unter den Christen. Dafür möge Muhamed tausend Jahre länger im Fegefeuer Glühwein kochen für griechische Märtyrer!"

Die Schaar der Jauchzenden war unterdeß dem Piräus entgegen gezogen, wo sie in leichten Nachen Fahrten durch den Hafen veranstalteten, und gewöhnlich erst bei Anbruch der Morgendämmerung nach Athen zurückzukehren pflegten. Byron fühlte sich durch den Auftritt, der jetzt seine Gedanken und geheimsten Wünsche weit mehr in Anspruch nahm, von der vorüber gehenden Lustfahrt abgezogen und trat mit Zograffo den Rückweg zur Stadt an, wo es in der Zwischenzeit etwas ruhiger geworden war. Die Kaffeehäuser hatten sich geleert, die letzten Lichter gingen aus, auf den Straßen wankten nur noch einzelne verspätete Nachzügler. Mit heitern Grüßen empfing die freundliche Griechin ihren neuen Gast. Die drei Grazien hatten sich bereits zur Ruhe begeben. —

Obwohl der abenteuernde Reisende während der Dauer seines Aufenthaltes in Athen nicht unterließ, fortwährend Nachforschungen über das ihm interessante Mädchen anzustellen, so blieb dies doch für ihn verschwunden. Seine Stimmung ward dadurch mehr noch verdüstert, als es ohnehin geschehen sein würde, indem die älteste Tochter seiner Wirthin, Catinea, eine unverkennbare Neigung zu ihm gefaßt hatte, die Byron, wie immer, gegen seinen eigenen Willen stundenlang auf das heftigste erwiederte. Dann aber packte ihn wieder der schnelle Wechsel seiner Laune und der tiefe Kummer früh erlittener Herzenskränkungen mit einer so peinigenden Innerlichkeit, daß ein Dämon ihn zu beherrschen schien. Nicht allein hatte eine solche Störung Einfluß auf seine Gedanken, seinen Umgang, sein Betragen denen gegenüber, die ihn mit Liebe und zuvorkommender Achtung behandelten, auch sein Aeußeres zeigte sich gänzlich verändert. Die feine Blässe seines antik-schönen Gesichtes ward bleifarben und verlor gänzlich den duftigen Schimmer, der es in glücklichen Stunden überhauchte.

Mit unſtätem Auge verwundete er Freunde und Bekannte durch einen einzigen Blick. Byron's funkelndes, grau-braunes Auge beſaß eine vernichtende Kraft. Es lag ein Zauber in ſeinem Blick, der, ſo unheimlich er wirkte, doch etwas von jenem göttlichen Feuer verrieth, das der Sage nach den gefallenen Geiſtern eigen iſt, und in ſeinen unglücklichſten Stimmungen mußte Jedermann den räthſelhaften Menſchen für einen jener erhabenen Sünder halten.

Catinea, die ſchöne Griechin, hatte die Allgewalt von Byron's Blick im erſten Moment ſeines Erſcheinens gefühlt. Sie gehörte von Stund' an ihm zu eigen, und hielt nur um ſo feſter an ihm, je gewiſſer es ihr ward, daß Byron gerade der Mann ſei, der ſie ewig unglücklich machen könne. Denn in dem Gefühl, das gewiſſe Opfer einer unſeligen Leidenſchaft zu werden, liegt ein geiſtiger Wolluſtreiz verborgen, der mit der höchſten Seligkeit ringen darf.

Ihre Liebe ſagte Catinea bald, daß Byron in geheimer Stille noch eine andere, vielleicht ſogar heftigere Neigung nährte. Sie war aber zu klug,

um mit ihm davon zu sprechen, wenn er, sie liebkosend, zu ihren Füßen saß und es gern hatte, daß sie mit dem warmen Druck ihrer zarten Finger ihm die glänzenden Locken aus der Stirn strich. Oft spielte sie die Cither, sang Lieder dazu und bat sogar ihre Schwestern nach dem Tact ihres Spieles einen griechischen Tanz aufzuführen, um die düstern Schatten zu vertreiben, die um die Seele ihres Geliebten rollten. Allein Byron war wohl im Moment glühender Hingebung zu fesseln, das Streicheln von Catinea's Hand konnte den Löwen zähmen, der in seinem Herzen gegen ihn selbst und die ganze Welt die Mähnen emporsträubte; alle Künste der Erde aber hielten ihn nicht ab, von ihrer Seite zu fliehen, die Ruinen des Parthenon aufzusuchen oder halbe Tage lang auf den Trümmern der Akropolis das blaue Meer zu betrachten, in dem die Inseln, wie glänzende Smaragde von goldenen Reifen umfaßt, sich zu schaukeln schienen.

Eines Tages begegnete ihm auf einer dieser Wanderungen der Suliot. Er war bewaffnet und

maß Byron mit hochfahrendem Blicke. Glücklicherweise befanden sich Derwisch und Zograffo in seiner Nähe, der zweideutige Grieche ging seines Weges und verlor sich bald aus dem Gesichte.

„Effendi," sprach Derwisch, „kennt Ihr den Mann?"

„Mich dünkt, ich sah ihn schon einmal."

„Und ich habe seine Toffaika gehört," versetzte finster der Arnaute. „Dieser Suliot ist ein Klephte und stellt Euch nach dem Leben. Ihr müßt ihn beleidigt haben."

„Possen," sagte Byron lachend, „wenn nicht ein Blick für eine Beleidigung gelten soll, so wüßte ich doch nicht, womit ich dem Menschen zu nahe getreten wäre."

„Es konnte ein böser Blick sein, Effendi," versetzte bedeutungsvoll der Muselmann.

„Vielleicht begegnen sich auch Eure Wünsche zu sehr, wenn Ihr die Akropolis besucht," setzte Zograffo hinzu.

„Dann wird es gut sein, ich gehe mit einer star-

keren Bedeckung aus," sprach Byron, „wenn ich es nicht etwa für gut befinden sollte, mit der Kriegssloop, die seit einigen Tagen in dem Hafen des Piräus liegt, ein wenig das Meer zu kreuzen. Auch Athen und seine Weiber werden langweilig, wenn man kein Alkibiades sein kann."

In seine Wohnung zurückgekehrt, unterrichtete er Catinea von seinem Vorhaben. Die schöne Griechin fragte niedergeschlagen, ob er wieder nach Athen zurückkehren werde.

„Sicherlich, mein holdes Kind, so lange Du mir treu bleibst."

„Nimm dies," sprach das Mädchen, „damit Du mich nicht vergißt," indem sie eine Locke ihres schönen Haares abschnitt und sie ihm lächelnd überreichte. „O ich weiß, daß Du mich nicht allein liebst — Du wärest sonst nicht so oft auf die Akropolis gegangen. Bessere Dich, Loser, und thue Buße, wenn Du wiederkommen wirst."

Byron ließ einen jener sonderbar unheimlichen Blicke auf Catinea fallen, die eben so Entzücken als

Entſetzen einflößten. „Biſt Du eiferſüchtig und hältſt Spione?“ fragte er, die erhaltene Locke in der Bruſt verbergend.

„Neugierde eines liebenden Mädchens, ſchöner Franke, bloße Neugierde! Mich intereſſirte der Suliot nicht weniger als Dich.“

„So!“ flüſterte mit ziſchendem Tone der gereizte Lord. Seine Hand faßte das ihm auf der Bruſt ruhende Medaillon Mary's; wie von einer Natter geſtochen zog er ſie zurück, zerraufte die Locke mit von Thränen getrübtem Lächeln und wandte ſich ſchweigend, am ganzen Körper zitternd, von der erblaſſenden Griechin. — Zwei Tage ſpäter lichtete die Kriegsſloop im Piräus die Anker und ſteuerte, Lord Byron nebſt ſeinen Begleitern am Bord, nach den Küſten Kleinaſiens. Catinea ſaß weinend zwiſchen ihren Schweſtern, die ſie vergeblich zu tröſten ſuchten. Die Gruppe, welche ſie bildeten, glich genau derjenigen, die den Wanderer am Weihnachtsabende ſo bezaubert hatte. Wider Willen nickten die Köpfchen mit den rothen, blaubeſternten Mützchen, die Cithern

klangen, ein romaniſches Liebeslied verhallte auf der Flur. Catinea aber war bleich und troſtlos. Byron hatte ihr zum Abſchiede nicht einmal die Hand gereicht. —

6.

In einer geſchmackvoll und wirthlich eingerichteten Wohnung beim neuen Köſchk am Sommerharem in Conſtantinopel hatte ſich eine gemiſchte Geſellſchaft Moslem und Franken eingefunden, um den ſchönen Tag in ſüßem Nichtsthun zu verleben. An der Rückſeite des Hauſes lehnte ſich jener berühmte Luſthain alter Cypreſſen, hinter denen die hohen Mauern des neuen Serail empor ragen. Die Fronte dagegen ſah auf die funkelnde Meerfluth des Bosporus, auf die mit feenhafter Farbenpracht geſchmückten Küſten Aſiens, an denen Scutari's weiße Häuſer und Paläſte, halb verdeckt von dem dunklen Laub der Cypreſſen, ſich erhoben, und nach dem ſilberblau erglänzenden Spiegel der Propontis, aus dem gleich einer unterirdiſchen Sonne der Wiederſchein des

koloſſalen goldenen Halbmondes zurückſtrahlte, welcher die prachtvolle Sophien-Moſchee ſchmückt. Zahlloſe Kaiks, mit hellen Farben bemalt, tummelten ſich auf der ſtillen Fluth, und trugen bald eine Geſellſchaft heiterer Fremdlinge nach Aſien hinüber, bald wortkarge Muſelmänner.

Die Gäſte in dem Wirthshauſe am neuen Köſchk ſahen dieſem lebensvollen Treiben mit ſehr gemiſchten Empfindungen zu. Die Türken, längſt daran gewöhnt und von Natur wenig empfänglich für Eindrücke von Außen, begnügten ſich, ihren Sorbet zu ſchlürfen und den aromatiſchen Rauch aus den langen Pfeifen zu trinken. Alle Fremde dagegen, deren es viele gab, ſchwelgten in dem Doppelgenuß der zauberiſchen Natur und den gaumenkitzelnden Leckereien des Orients, die ihnen hier in reicher Auswahl zu Gebote ſtanden. Dieſe ſchlürften angenehme Kühlung in Gelee, das aus Roſen von Bruſſa bereitet war, Jene zogen das lindernde Gemiſch aus Aprikoſen von Damaskus vor. So fröhnte Jeder ſeinem eigenen Geſchmack oder dem vorübergehenden Gelüſt der eben

herrschenden Stimmung; denn auch diese bedingt Neigung und Abneigung für und gegen gewisse Speisen. Am gesuchtesten waren die Sorbet's und Gelee's aus ägyptischen Datteln, den Pandanusblüthen Arabiens und der gewürzreichen Amonumwurzel Indiens. Zwischen diesen leckern Süßigkeiten dufteten die wohlriechenden Wasser Yemens und Persiens, und angenehme Kühlung wehte aus dem gegenüber liegenden Brunnenhause.

Ein bekannter Mährchenerzähler hatte sein gewöhnliches Polster eingenommen im Kreise seiner üblichen Zuhörer. „Eine neue Geschichte," sprach er, als das erste Gläschen Sorbet genossen war und die Pfeife gehörig dampfte. „Wir hören," versetzten Einige aus seiner Umgebung, ohne die Augen von den blauen Dampfringen zu verwenden, die bedächtig, feierlich, als gälte es die Erforschung einer unschätzbaren Wahrheit, ihrem Munde entquollen. „Lang?" setzte ein Anderer fragend hinzu. — „Interessant?" fiel ein Dritter ein. „Jussuf spreche!" bedeutete ein Vierter mit beruhigender Handbewegung.

und das vorige Schweigen lag wieder über der Versammlung.

„Ihr habt gewiß schon einmal von mir oder einem andern Erzähler die wunderbare Geschichte gehört," begann Jussuf, „in welcher nachgewiesen wird, daß die Franken ein Mittel besitzen, den Teufel zu sich zu rufen und für Aufopferung der paradiesischen Freuden alle Lüste der Erde zu genießen. Ferner kennt Ihr auch den Hellespont und die reißende Strömung der Wogen in jener Meerenge. Dort hat jüngst ein vornehmer Franke bewiesen, daß ihm der Teufel in allen Gliedern sitzt."

„Hm!" versetzten die Türken beinahe unisono und sogen mit andächtigerer Inbrunst den Rauch aus ihren Röhren.

„Ein Franke kommt nämlich von Troja herauf bei Abydos an," fuhr der Erzähler fort, „und hört daselbst die alte Sage von jener thörichten Liebe eines Jünglings zu einer schönen Jungfrau, die er täglich jenseits des Meeresarmes an den Fenstern ihres Schlosses stehen sieht. Das liebreizende Mädchen zu

besitzen stürzt er sich in den Hellespont und schwimmt hinüber. Das erstemal hilft ihm Jugendkraft und Liebessehnsucht, beim zweiten Versuche reicht ihm der Teufel noch den kleinen Finger, in der dritten Nacht aber gibt er ihm eins in's Genick, daß er ersoff. — Jener Franke hört, wie gesagt, die Geschichte und schwört, er vermöge das Wagstück auch ohne die Erwartung auf entzückenden Liebesgenuß zu vollbringen, stürzt sich in die Fluth und schwimmt wie eine Löffelgans nach Sestos hinüber. Alle Anwesenden sahen aber deutlich, wie ein schwarzer Rabe über dem Haupte des Schwimmenden fortschwebte, und dieser selbst beim Landen auf einem Fuße hinkte. Andere Augenzeugen haben bemerkt, daß jener Franke ein außerordentlich schöner Mann mit furchtbar glänzenden Augen und einer sehr weißen, hohen Stirn war. Dies Alles nun, meine Brüder, beweist, daß die Franken wirklich mit dem Teufel sich verbinden können. Es geschieht jedoch immer unter der Bedingung, daß sie einen ihrer Füße gegen eine Papusche des Bösen vertauschen. Und dieser Freund des Teufels,

meine Brüder, wird in kurzer Zeit hier erſcheinen, um ſich auf jener Fregatte einzuſchiffen, die Ihr dort auf den goldgrünen Wellen auf- und niederſteigen ſeht."

„Gott iſt Gott!" riefen die Muſelmänner, nur Einer, etwas ſkeptiſch geſinnt, ſtrich ſich mit der linken Hand ſeinen ſchönen Bart, umfaßte ihn dann und bog ihn ſo in die Höhe, daß die Spitzen deſſelben mit ſeiner Naſe in gleiche Linie zu ſtehen kamen. Dieſe betrachtend und ſchlau lächelnd, ſprach er zu Juſſuf: „Iſt das auch wahr?"

„Bei dem Barte meines Vaters!" ſchwur der Erzähler. „Noch weit mehr ſogar, als ich geſagt habe, hat ſich dabei zugetragen. Denn wenige Tage ſpäter wurde derjenige Fiſcher, welcher den ſatanbefreundeten Franken mit ſeinem Kahne auf der Schwimmparthie begleitete, todt am Strande gefunden, ein ſicherer Beweis, daß der Teufel Niemand eine Gefälligkeit erzeigt, ohne ſich dafür durch die Erlangung einer Seele bezahlt zu machen."

„Gott iſt nur Einer," murmelten die Türken

abermals uniſono, der Zweifelnde aber ſchüttelte ſein Haupt, blies den Rauch auf die Spitze ſeines aufwärts gekrümmten Bartes und ſprach: „Allah beſtraft die Lügner!“

„So wahr ich in den Freuden des Paradieſes ſchwelgen werde,“ betheuerte Juſſuf, „jede Sylbe iſt lauter wie die Flamme eines Opals!“

Die Ankunft mehrerer Fremden unterbrach das Geſpräch. Einer derſelben hinkte, es war Byron. „Effendi,“ redete ihn Derwiſch an, der ſchon längere Zeit auf den Lord gewartet, „Euer Ruhm erfüllt die Ohren der Gläubigen; ſo eben hörte ich die Geſchichte Eures Ueberganges über den Helleſpont aus dem Munde dieſes Mährchenerzählers.“

Byron wendete ſich um und ſein Geſicht, beinahe fortwährend von Schwermuth verdüſtert, überflog das Lächeln der Eitelkeit. „Das iſt gut, Derwiſch,“ verſetzte er, „wenn man zur Zerſtreuung und Erheiterung der Menſchen beiträgt, ſo hat man ſehr viel gethan und den gerechteſten Anſpruch, von den Pro-

ſanen heilig geſprochen zu werden. Iſt Fletcher noch nicht hier?"

„Er ſorgt für die Einſchiffung Eurer Effecten, Effendi."

„Iſt er es?" flüſterte der muſelmänniſche Zweifler.

„Er iſt es!" ſprach Juſſuf, „und er hinkt!"

„Ein ſchöner Mann," meinte der Ungläubige. „Ich möchte ihn nicht am Fenſter meines Harems vorübergehen laſſen; denn ſicherlich kümmert ſich auf Erden Niemand mehr um den Teufel als die Weiber."

Ein Kaik flog pfeilſchnell über die Fluthen des Bosporus an die Küſte. Außer den Ruderern ſaßen noch drei Männer darin, die jetzt ausſtiegen und durch den Cypreſſenhain auf Gulnache (das Haus der Roſen) zugingen, um auf einem Umwege die Wirthſchaft am neuen Köſchk zu erreichen.

„Seine Herrlichkeit iſt alſo wirklich nach den Prinzeninſeln geſegelt, um dort zu baden und, wie Sie behaupten, Himmel und Meer, in träumeriſches Sinnen verſunken, anzuſehen?"

„Gewiß," verſetzte Zograffo. „Sein Geiſt, meinte er, bedürfe einer ſolchen erheiternden Zerſtreuung."

„Das mag Gott wiſſen," fiel Fletcher ein. „Zerſtreuung! — Heilige Barmherzigkeit! Kommt wochenlang nicht ordentlich zu ſich und ſucht immer noch mehr Zerſtreuung! Wenn das ſo fort geht, werden Sr. Herrlichkeit Gelder, Beſitzungen, Gedanken und zuletzt Mylord ſelbſt ſich ganz und gar zerſtreuen, und alsdann möcht' ich den ſehen, der einen ſo zerſtreuten Lord wieder wird ſammeln helfen."

„Sie verſtehen ihn nicht," ſagte der Kapitain, „und ſollten ſich ſchon als Diener jedes Urtheils über Ihren Herrn enthalten."

„Glauben Sie denn, Sir, daß mir etwas daran gelegen iſt, über meinen gnädigen Herrn zu ſprechen?" verſetzte Fletcher. „Gott ſoll mich bewahren! Ich ehre, ich liebe ihn; ich will gern mein Leben für ihn laſſen, denn er iſt immer gnädig und nachſichtig gegen mich geweſen, wenn ich ihn dadurch nur glücklich machen könnte! Fragt mich aber Jemand um den Grund von Sr. Herrlichkeit Schwermuth, ſo muß

ich ſagen, was ich denke. Das iſt Pflicht eines Dieners. Und Mylord hat manchmal entſetzliche Gedanken."

„Wie das?" fragte der Kapitain.

„Ja, Sir, das iſt ſchwer zu ſagen," fuhr Fletcher fort. „Wenn er ſo allein im Meere gebadet hat und nach einem Felſen hingeſchwommen iſt, um von ihm herab ganz nichtsthueriſch die Luft anzuſehen, und ich ihn dann frage, was er denn davon haben kann? ſo antwortet er mir in ſeiner wehmüthig-ſcherzhaften Weiſe: „Fletcher, mein Junge, ich beſtehle den Schöpfer." Eine ſolche Rede würde ich ſündlich finden bei einem ordinairen Menſchen, ſo aber darf ich nur den Kopf ſchütteln. Mylord iſt einmal ein ganz ſonderbarer Menſch, vollends ſeit er in der Höhle von Delphi vom Moderdunſt betäubt wurde und ſpäter in Athen einen ärgerlichen Trödel mit einer hübſchen Griechin hatte, wie ihm das allerwärts geſchieht. Von Stund' an ward er entweder ausgelaſſen heiter oder ſo düſter, als hätte er den Spleen. Dann leuchten ſeine Augen fürchterlich, er lächelt ſo hin-

reißend, als ob Gott und der Satan zugleich in ihm wirthſchafteten, und hält der Paroxismus an, ſo geht's auch an ein Schreiben. Ich hätte — verzeih' mir's Gott — lebensgern etwas von dieſen Nachtgedanken geleſen, aber Sr. Herrlichkeit Hand iſt, wie Alles bei meinem Herrn, zu außerordentlich! Ein Menſch mit blos einfachem Verſtande kommt nicht dahinter."

Der Kapitain ſchüttelte ungläubig den Kopf und trat in das türkiſche Kaffeehaus, wo Byron die Ankommenden freundlich begrüßte, ſich mit Fletcher überaus zufrieden bezeugte und den wiederholten Aufforderungen des Erſteren, an Bord zu kommen, mit einigem Widerſtreben endlich Folge leiſtete. Unterwegs erzählte er, was Derwiſch ihm mitgetheilt und was ihn in die heiterſte Stimmung verſetzt hatte. Der Kapitain mußte eine ausführliche Beſchreibung der abenteuerlichen Schwimmparthie durch die Strömung des Helleſpont anhören, auf die ſich Byron unſaglich viel zu Gute that. Als tragiſches Anhängſel erzählte er dann auch noch die Veranlaſſung von dem Tode des türkiſchen Schiffers, der ihn auf ſeiner

Schwimmparthie in einem Kahne begleitet hatte. Als ihm nämlich Byron für die sorgsame Pflege, die ihm die Frau des Schiffers unmittelbar nach der Wassertour hatte angedeihen lassen, einige kleine Geschenke zuschickte, fand der Türke es anständig, sich persönlich bei dem freigebigen Franken zu bedanken. Er bestieg deshalb seinen Kahn, um nach Asien überzusetzen, wohin Byron zurückgekehrt war. Unterwegs ereilte ihn aber ein Windstoß, warf den Nachen um und begrub den armen Türken für immer in den Hellespont. „Die arme Frau des Ertrunkenen," schloß Byron, „war ganz außer sich vor Schreck und Gram, erstaunte indeß noch weit mehr, als ich ihr einige Pfund Sterling und die Verheißung meiner ferneren Unterstützung zusendete. Dankend sank sie auf die Knie und pries laut die Größe des Propheten und die Güte Allah's. Denn die Türken, Sir, sind ein durchaus religiöses Volk, im Allgemeinen viel besser als wir Christen. Wenn ein Muselmann betet, so heuchelt er nicht, wogegen bei betenden Christen erst durch Differenzial- und Integral-Rechnung genau

ermittelt werden kann, was an ihrer Demuth dem Herzen, was der religiösen Koketterie angehört. Es ist schmachvoll, aber wahr! Und darum hält mich schon die Furcht, nicht aufrichtig zu sein, vom Beten zurück."

Der Kaik legte am Fallreep an, Bekannte winkten und grüßten vom Verdeck herab. Die Matrosen standen schon am Gangspill, um auf das erste Commandowort des Kapitains den Anker aus dem Grunde zu winden. Ein günstiger Wind, der mit Sonnenaufgang eingetreten war, ließ den Kapitain nicht länger zaudern; nach wenig Minuten hob sich die Fregatte unter der Last ihrer Segel und schoß aus der Meerenge der sonnenbeglänzten Propontis zu. Das prachtvolle Stambul mit den zahllosen weißen Minarets und den vergoldeten Kuppeln der Moscheen verbarg sich bald hinter den Schatten seiner Cypressen- und Olivenwaldungen, dagegen traten die Gebirge Kleinasiens in deutlicheren Umrissen aus dem blauen Duft der Ferne.

Unser Freund lehnte nach seiner Gewohnheit am Stern der Fregatte und sah bald in das schäumende

Kielwaſſer, bald hinüber nach der türkiſchen Kapitale. Der Kapitain trat zu ihm, indem er theilnehmend ſprach: „Was ſuchen Sie, Mylord, mit ſo unruhigem Auge?“

Byron wandte ſich ſchnell um, fuhr mit ſeiner weißen Hand über die Stirn und erwiederte ziemlich zerſtreut: „Gedanken, Sir, muntre Gedanken.“

„Muntre Gedanken?“ wiederholte der Kapitain.

„Zum Teufel, ja!“ fuhr Byron heftig auf. „Das ſchwarze Meer hat meine Phantaſie geſchwärzt, und in düſtern Hallen befinden ſich heitere Kinder nicht wohl.“

„Sie ſprechen ſo räthſelhaft, Mylord, daß ich um eine deutlichere Erklärung Ihrer Worte bitten würde, müßte ich Ihnen damit nicht zudringlich oder unbeſcheiden erſcheinen.“

Byron richtete ſich hoch auf, ſah den Fragenden ironiſch lächelnd an und rief dann bitter aus: „Dabei ſoll nun ein Menſch heitere Gedanken haben! O über Euch Engländer! Ueber Euch Männer der Gebräuche! Bis an's Ende der Welt, glaub' ich, könnte man

reiſen, ohne die Fadheit unſerer nichtsſagenden Sitten unterwegs abzulegen. Lieber Freund, mich ärgert unſere Civiliſation."

„Iſt dieſer Aerger die einzige Frucht Ihres Aufenthaltes im Orient?"

„Bei Gingo! — wie die Irländer ſagen — es wäre hinreichend," erwiederte Byron, „doch kann ich Sie verſichern, daß ich noch über Verſchiedenes unerwartete Aufſchlüſſe erhalten habe, wovon Sie hören ſollen, wenn ich gerade in plauderhafter Weiberlaune ſein werde."

„Laſſen Sie ihn nicht los," ſagte Hobhouſe, der mit der Fregatte nach England zurückkehren wollte. „Unſer Freund beſitzt die Eigenheit, das oft am hartnäckigſten zu beſtreiten, was er ſtillſchweigend für das Rechte anerkennt."

„Darin bin ich blos ein Engländer," verſetzte Byron mit einer leichten Verbeugung, „und freue mich, in Ihnen meine werthen Landsleute zu erblicken."

Der Kapitain lachte. „Es iſt nur gut," ſagte

er, „daß Mylord, ungeachtet seines Abscheu's vor der Civilisation, doch selbst noch immer an ihr festhält. Hoch gesteigerte Cultur hat freilich ihre Schwächen und wird gewählt, oft sogar mißmuthig, wie ein fein gebildeter Geist, der auch an der Alltagskost des Umgangslebens keinen Geschmack mehr finden kann. Dennoch möchte ich diese leicht zu verschmerzenden Schwächen unserer abendländischen Civilisation nicht mit der blutigen Barbarei des Morgenlandes vertauschen, die romantisch anziehend sein mag, nicht aber still und dauernd beglückend."

„Wir lassen im Allgemeinen dem Morgenlande keine Gerechtigkeit wiederfahren," versetzte hierauf Byron. „Mit dem Worte „Barbarei" glauben wir den ganzen Orient abgethan zu haben, ohne zu bedenken, daß in dieser verachteten Barbarei dem Einzelnen weit mehr Spielraum zu seiner eigenen menschlichen Vervollkommnung gegeben ist, als in unserm christlichen Abendlande. Ich meines Theils hasse den Menschen, der nicht als Charakter im Leben fußt. Nun gehen Sie einmal durch die Rout's unseres

Weſtend's und ſuchen Sie ſich einen einzigen Mann, der als Charakter mit dem geringſten Kaffeehauswirth in Stambul wetteifern kann. Selbſt Eure politiſchen Charaktere ſind bloße Schwämme, die höchſtens dann wirklich in's Gewicht fallen, wenn der Wind ſcharf und anhaltend weſtlich weht. Eine Civiliſation, welche den Eigengedanken, das Selbſtgefühl, kurz die Originalität des individuellen Menſchen zu einem Parfüm zerreibt, worin jeder klingelnde Narr ſich nach Belieben die Hände waſchen kann, iſt die troſtloſeſte Barbarei, die ich kenne. Was thut's, daß ſie nicht blutgierig ausſieht! Dafür erſcheint ſie bleich, geſpenſtiſch grau, und mordet heimlich wie der Vampyr. Mir iſt Blut und offener Mord lieber, denn man kann ſich dagegen ſchützen; ein Mord durch Lächeln und kalte Complimente dagegen ſpottet aller Waffen, die uns eine edle Männlichkeit in die Hand gibt. Und das, Freund, macht mich trübe, unfreundlich, toll. Das drückt und peinigt mich, weil die feile Tugend der Geſellſchaft die Tugend meines menſchlichen Freiheitsſtrebens mit einem Kuße erſtickt.

Das iſt's, was ich unter dieſem Himmel gelernt habe, und wenn ich, darüber nachdenkend, an trüben Gedanken leide, ſo vergeſſen Sie nicht, daß ich lahm bin. Gebrechliche neigen zur Satyre; ſie ſind geborene Weltverbeſſerer, weil ſie ſelbſt unverbeſſerlich ſind."

Byron ſtand auf und ging, als wolle er den Anweſenden einen Beweis ſeiner Lahmheit geben, einigemal das Verdeck auf und nieder. Lächelnd blieb er vor dem ſchweigenden Kapitain ſtehen und ſprach: „Noch keine Antwort? Sind Ihre civiliſirten Gedanken wirklich ſo friedfertig, daß ſie einen Gang mit meinem unbarmherzigen Barbarenthum fürchten?"

„Ich finde in Ihren Aeußerungen eben ſo viel Wahres, als perſönlich Capriciöſes," erwiederte der Kapitain, „daß ich es für unmöglich halte, auf Ihre Anſichten auch nur den geringſten Einfluß zu üben."

„So laſſen Sie es doch auf einen Kampf ankommen."

„Nein, Mylord, das wäre ein unehrlicher Kampf. Meinung gegen Meinung entſcheidet hier nichts, die

Zukunft des geſchichtlichen Völkerlebens kann allein den Ausſchlag geben."

Byron hatte ſich neben Hobhouſe geſetzt, der ſchweigend dem Geſpräche zuhörte. Neben ihm auf der Bank lag ein türkiſcher Dolch. Byron griff darnach, zog ihn halb aus der Scheide und betrachtete mit einem auffallend-ſeltſamen, faſt furchtbaren Blicke die ſcharfe Waffe.

„Nun, Mylord? Jetzt iſt die Antwort an Ihnen," ſprach der Kapitain. — „Was denken Sie denn wieder?"

„Ich? — O nichts! Ich ſuchte mir nur eben die Stimmung eines Menſchen deutlich zu machen, der einen Mord begangen hat."

„Da hören Sie's ſelbſt," ſprach Fletcher, der auf einem Waſſerfaſſe ſaß, „ſoll ich bei ſolchen Reden nicht für den Verſtand Sr. Herrlichkeit zittern?"

„Halten Sie denn eine ſolche Erfahrung für wünſchenswerth?" fragte der Kapitain.

„Gewiß," verſetzte Byron, „wie jede Erfahrung. Es iſt ja ohnehin noch unerwieſen, ob nicht gerade

die bitterſten, ſchmerzlichſten Erfahrungen deshalb für den Menſchen die glücklichſten ſind, weil ſie doch nothwendig am meiſten zu ſeiner Läuterung beitragen müſſen. Nehmen Sie an, es mordete Jemand zum Studium, nicht etwa aus Grauſamkeit oder Rachſucht, ſondern blos, um alle Stadien der ſchmerzgefolterten Seele in ſich durchzuleben, die unheimlichſten Leidenſchaften, die verſteckteſten Höllentiefen jedes heiß klopfenden Herzens an ſeinen eigenen mit Bewußtſein begangenen Sünden kennen zu lernen — meinen Sie nicht, daß dies eine Aufgabe wäre, die ſchon ihrer ungeheuren Größe halber Denjenigen vergöttlichen würde, der ſich ihrer Löſung unterzöge? Unſere Civiliſation, unſer Begriff von Moral, unſere Angſt vor allem Gewaltigen halten uns jederzeit von einem ſolchen Unternehmen entfernt, obwohl ich es thöricht und unrecht finde. Ein plumper, brutaler Mord iſt erbärmlich, nur eine feige Memme wird ihn begehen; ein ſyſtematiſcher Todtſchlag aber, den der Denker verübt, um pſychiſch das Gewicht der That in ſich zu ermitteln, ſollte eher belohnt als beſtraft

werden. Hölle und Allah! was für nie geahnte Worte müßte uns ein Dichter zurufen können, an deſſen Feder Blitze der Leidenſchaft, Flammen der Reue funkelten! Das würde nicht mehr das Geziſchel eines ſtümpernden Tropfes ſein, nein, die ganze Hölle flammte auf, während der verzeihende Gott ſelbſt in der Majeſtät der Friedens mitten hindurch ſchritt."

„Das ſind wirklich Gedanken," fiel Hobhouſe ein, „vor denen das ganze Abendland ſich entſetzen würde."

„Freilich," fuhr Byron fort, „und zwar aus keinem andern Grunde, als weil es ſich vor jedem großartigen Charakter fürchtet. Im Orient darf man ſolche Gedanken aller Orten ausſprechen, Niemand erſchrickt darüber, Niemand fürchtet deshalb Nachts ermordet zu werden. Ein Beweis, daß hier Tauſende Alles ſchon durchgelebt haben, wozu ein Menſch vermöge ſeines freien Willens befugt iſt. Trägt es hier keine erſprießlichen Früchte, ſo liegt dies an dem Mangel jener Intelligenz, die uns zu

eigen gehört, und die allein schon zu einem freien Schalten mit den Kräften unserer Seele berechtigt. Die Moralisten nennen das Sünde, ich aber, der ich nicht schlimmer bin als Andere, nur ein wenig kecker, ich heiße es Studium der Gottheit. Oder meinen Sie wohl, daß Gott ohne ähnliche Studien eine Welt aus dem Chaos würde erschaffen haben?"

„Wunderlich, wunderlich!" sprach der Kapitain. „In Altengland möchte ich aber solche orientalische Einfälle nicht einmal im Scherz bekannt werden lassen."

„Traurig genug," versetzte Byron. „Wenn unsere gegenwärtige Bildung nicht reif genug ist, um solche auf flacher Hand liegende Thesen zu verdauen, so ist sie entweder noch ganz unreif, oder schon verdorben, und eine Inoculation orientalischen Thatendranges auf den fein fühlenden Lebensbaum der occidentalischen Intelligenz, würde offenbare Wunder thun. Und so sage ich nochmals: Ich möchte einmal lebensgern die Gefühle eines Mörders in mir durchleben."

Byron ſtieß den Yataghan wieder in ſeine Scheide und ſchleuderte ihn weit über Bord in's Meer, als wolle er die bloße Möglichkeit, ſeine Gedanken auszuführen, von ſich entfernen. Ohne auf eine Erwiederung von Seiten Hobhouſe's oder des Kapitains zu warten, breitete er ſeinen Mantel am Mittelmaſt aus und legte ſich platt auf das Verdeck, um ſo recht ungeſtört in den Reizen der paradieſiſchen Küſtenländer und dem durchſichtigen Aether des Himmels ſchwelgen zu können. Als die Fregatte bei Seſtos vorüber flog, erhob er ſich wieder, ein ſtolzes Lächeln verklärte ſein Auge und abermals mußten ſeine Freunde die ausführliche Erzählung jener Heldenthat anhören, auf die er ſich ſtets eiferſüchtig eitel erwieß. Fletcher verfehlte bei einer ſolchen Gelegenheit niemals, die Luſt ſeines Herrn an dem ſiegreich vollbrachten Wagſtück dadurch abzudämpfen, daß er den traurigen Tod des türkiſchen Schiffers in Anregung brachte, der ohne die Schwimmwuth Sr. Herrlichkeit, wie er behauptete, nicht erfolgt wäre. „William hat ſehr Recht," erwiederte Byron auf die klägliche Rede des

armen Fletcher's, „der Türke wäre eben so wenig ertrunken, als eine junge Frau die eheliche Treue bricht, wenn ihr nicht der Teufel in Gestalt eines hübschen, jungen Mannes Herz und Sinne befängt."

Mit frischem Wind durchschnitt die Fregatte schnell die Wogen des Hellespont und trat in die wechselndere Strömung des ägeischen Meeres. Byron beabsichtigte nochmals nach Griechenland zu gehen und wünschte deshalb auf der Insel Zea ausgesetzt zu werden, um von dort aus Athen zu erreichen. Eine unbestimmte Sehnsucht trieb den Ruhelosen an die ihm von Jugend auf befreundeten Küsten, denn noch immer winkten ihm Bild und Traum heimlich zu. Er glaubte Unersetzliches sich entschwinden zu lassen, wenn er nicht dem Zuge seines Herzens folgte, obwohl er peinigenden Stunden entgegen sah. Es gibt aber Gemüther, und wir dürfen sie für die edelsten halten, die aller Wandelungen ungeachtet, denen sie unterworfen sind, doch keinem Schmerze ausweichen. Gehörte Byron zu diesen Unglücklichen, so lag darin

ſchon eine genugſame Erklärung der auffallenden Aeußerungen, die wir ihn ausſprechen hörten.

Gegen Abend ſegelte das Schiff an Zea vorüber. Byron ward mit ſeinen Dienern ausgeſchifft, und ein drückendes Gefühl der Einſamkeit ergriff ihn, als die Fregatte im Purpurglanz der untergehenden Sonne über die gipfelnden Wogen weiter zog und bald ſeinen Blicken entſchwand. Zwei Tage ſpäter befand er ſich wieder in Athen, doch vermied er, ſeine vorige Wohnung wieder zu beziehen. Eine Art Villa am Kephiſus, einſam, aber reizend gelegen, von der aus er unbeobachtet die ganze Umgegend Athens beſuchen konnte, reichte zu ſeiner Bequemlichkeit hin und befriedigte vollkommen ſeine geringfügigen Bedürfniſſe.

7.

„Habt Ihr den herriſchen Franken geſehen?“ fragte barſch und mürriſch ein breitſchultriger Suliot die jungen Athenienſerinnen, bei denen Byron vor Jahresfriſt gewohnt hatte. „Vor etwa einer Stunde muß er hier vorüber gekommen ſein. Er iſt lange

Zeit krank gewesen und sieht noch sehr bleich aus — was ihr Weiber interessant nennt. Wie es scheint, ist ihm während des Fiebers Euer Bild wieder in's Gedächtniß gekommen."

„Es ist Neugier, nicht Liebe, Marko," versetzte Catinea, an einem Gürtel stickend, wobei die Schwestern ihr halfen. „Die Männer scheinen es so in der Art zu haben, die Opfer ihrer Selbstsucht in Zwischenräumen wieder einmal aufzusuchen, um dann lächelnd zu einem neuen Bekannten sagen zu können: sieh, das thörichte Kind ließ sich auch einmal närren! Als der Fremde hier wohnte, machte er mich in der That glauben, er liebe mich. Er besang mich sogar, denn er schrieb oft Verse. Ich besitze das Lied noch und habe es oft genug zur Guitarre gesungen."

„Soll ich Euch rächen?" fragte der Suliot.

„Rächen?" wiederholte Catinea. „Geht, Marko! Ihr begreift meine Liebe nicht und seid eben auch wie die Andern. Rächt unsere Schmach an den Türken, wenn Ihr Blut sehen müßt, und sucht lieber die Franken zu gewinnen, als uns abgeneigt zu

machen! Es gefällt mir nicht, Marko, daß Ihr noch immer das Räuberleben fortsetzt. Gibt es nichts Besseres zu thun für einen Mann?"

„Jetzt nicht, Catinea," erwiederte der Grieche. „Mein herumziehendes Leben übt in den Waffen und härtet ab. Das ist gegenwärtig genug."

„Wo geht Ihr hin, Marko?"

„Auf Kundschaft! Der lahme, bleiche Franke streift in einer Gegend herum, die mir allein gehört. Treff' ich ihn dort, so werd' ich mich rächen, da Ihr nun doch einmal so sanftmüthigen Herzens seid. Auf Wiedersehen!"

Catinea warf einen langen, fragenden Blick auf den Fortgehenden. „Marko wird mir furchtbar," sprach sie. „Er gleicht unserm vorjährigen Gaste, wenn er zürnt, so auffallend, daß ich zusammen schrecke. Darum soll er auch diesen Waffengürtel haben, wenn der Franke mich wirklich ganz vergessen hat." —

Während dies Gespräch in Athen geführt ward, ritt Byron, von Derwisch und Zograffo begleitet, an

der Küste des Meeres auf das Kap Colonna zu, in dessen Nähe er zu baden pflegte. Verspätete er sich auf solchen Ausflügen, so übernachtete er in der ersten besten Fischerhütte oder legte sich unter einen überhangenden Felsen. Zuweilen brachte er auch die ganze Nacht wachsend und auf einer Klippe sitzend zu, während seine geringe Bedeckung sich sorglos der Ruhe überlassen durfte. Vertraut mit dem stürmischen Element, gefiel er sich darin, oft Stunden lang mit Fluth und Brandung zu ringen, und schwimmend die nahe gelegenen kleineren Klippen und Inseln zu besuchen, um dann, einsam am Strande sitzend, die Sonne versinken und den Mond über dem Vorgebirge herauf steigen zu sehen. Dann stürzte er sich wieder in die Fluth, die ihn im glänzenden Feuerschein umspielte, und schwamm nach dem Festlande zurück. Das nannte Byron sein phantastisches Flammenbad. „Man muß die Einbildungskraft zu Hilfe nehmen," sagte er, „wenn unsere Natur die wirkliche Gluth nicht vertragen kann. Ich fühle immer das Bedürfniß, mich in Blitzen zu baden,

und ein unaussprechliches Wohlbehagen durchzuckt mich, sobald die Welle wie sprühendes Feuer um mich aufleuchtet. Könnte ich doch mein ganzes Leben in Einem blendenden Blitze concentriren, der im Entstehen zündete, Alles überglänzte und so unendliches Licht ausströmte, daß nach seinem Erlöschen eine tiefe, grauenvolle Nacht zurück bliebe! Das hieße alle Göttlichkeit innigst mit der ihr feindlichen Gewalt vereinigen und wäre ein Ersatz für einen Menschen, wie mich, dem nichts genügt, dem Alles schaal dünkt."

An jenem Tage, wo der Suliot mit Catinea zusammen traf, hatte Byron nach einem starken Ritt abermals im Meere gebadet. Die Luft war so warm, das Meer so außergewöhnlich ruhig, daß er mit entschlossenem Arm nach der kleinen Insel Makronisi, deren waldige Klippen und Schluchten seeräuberischen Griechen zum Schlupfwinkel dienten, hinüber schwamm. Die Sonne war schon untergegangen, als er sie erreichte, er fühlte sich aber doch so ermattet, daß er längere Zeit rasten mußte. Ueber dem Kap

ſtand der Mond, deſſen Silberlicht Meer und Land mit wunderbarem Dämmerglanz überſtrömte. Am Strande murmelte die Brandung, die, von der ſteigenden Fluth gehoben, immer ſtärker aufſprühte und bald einen weißen Schaumgürtel um die Inſel knüpfte. Der Wind erhob ſich und wehte vom Feſtlande herüber Byron gerade entgegen. Er durfte nicht länger ſäumen, wenn er ſich nicht unvermeidlicher Gefahr ausſetzen wollte. Entſchloſſen warf er ſich in die Fluth und bezwang glücklich die ihm entgegen ſtürzende Brandung. Die ſtarke Strömung aber trieb ihn, wie heftig er auch dagegen kämpfte, weiter landabwärts; dazu erhob ſich der Wind ſtärker, die Fluth war noch im Wachſen, den Schwimmer verließen die Kräfte. Welle nach Welle ſtürzte über ihn her, er konnte ſich nicht mehr über dem Waſſer erhalten. Mit der ſinkenden Kraft ſchwand auch die Beſinnung; ein dumpfes Brauſen betäubte den Ermatteten, bis mit der letzten Handbewegung das Bewußtſein ihn gänzlich verließ. —

Nach langer Beſinnungsloſigkeit drängten ſich ent-

ſetzensvolle Bilder in ſeinem dumpfen Gehirn. Engel und Dämonen würfelten mit Mädchenherzen um ſeine Augen, die Dämonen gewannen, ſeine Augen wurden ihm genommen, er war blind. Jetzt hörte er nur, wie beide Parteien ſich um den Beſitz ſeiner Seele ſtritten. Die Engel wollten ſie auf dem Hauch ihres Mundes entführen, während die Dämonen darauf bedacht waren, ſie an ein unermeßlich langes, unendlich dünnes Haar zu binden und in Einem Augenblicke durch die Weiten der ganzen Schöpfung zu ſchleudern. Da begann es wieder vor ſeinen Augenhöhlen zu dämmern, die Bilder verſchwanden, die Lider öffneten ſich und der erſtaunte Blick fiel auf die ſpiegelglatte See, die, überſpannt vom blauen Himmelsbogen, einer unermeßlichen, ſonnenbeglänzten Ebene glich. Aus der Ferne aber in melodiſchem Beben klang eine ſanfte Muſik durch die Wipfel der Bäume. Palmblätter ſchatteten über ihm, der Granatenbaum ſtreute ſeine duftenden Blüthen auf ihn herab, bunt beſchwingte Vögel flatterten durch den reinen Himmelsraum. Caſtagnetten ſchnalzten hinter

einer Wand blühender Cactus, er hörte das Schlürfen tanzender Paare, oft von scherzendem Gelächter unterbrochen.

Mehr als dies Alles aber erschreckten und entzückten ihn zu gleicher Zeit zwei dunkle, warme Augensterne, die ihn so sonnig anleuchteten, daß sich sein Mund unwillkürlich zum Lächeln verzog. Weiche, warme Lippen berührten im leisen Kuß die seinigen, volle Arme umschlangen ihn, er fühlte das bange Herzklopfen eines liebevoll besorgten Mädchenbusens.

„Er lebt! Er kommt wieder zu sich!“ hörte Byron eine zarte Frauenstimme flüstern, und in Furcht, der bezaubernde Traum möge verschwinden, schloß er abermals die Augen. Ein leise gesummtes Lied bewog ihn zu unmerklichem Blinzeln. Deutlich erkannte er jetzt über sich gebeugt ein reizendes Mädchen, in der prachtvollen Kleidung, welche den Inselgriechen eigen ist. Aus goldgesticktem Mieder quollen die weißesten Schultern, der vollste jugendliche Busen. Das liebliche Oval des schönen, etwas bräunlich angehauchten Gesichts, durch eine Mischung von Furcht,

Luſt und ſchwer verhaltener Leidenſchaftlichkeit wunderbar belebt, lag ſo nahe über ihn gebeugt, daß der ſüße Athem ihres halb offenen Mundes wie Flammen auf ſeinen Wangen brannte. Die ſchwarzen Flechten, in offene Locken ausgehend, waren durch einen turbanartigen Kopfputz zuſammen gehalten, den ein blaues Band umwand. Der zarte Fuß der holden Geſtalt, in goldgeſtickten Sandalen ruhend, welche die Weiße der Haut noch mehr hervorhoben, zerknitterte die blaßrothen Blüthen einiger Convolvuli, die um ſein Lager blühten. Byron konnte nicht mehr zweifelhaft bleiben. Er ſah das Mädchen ſelbſt in blühender Lebensfülle vor ſich, das ſchon einige Male ſeine Neugier, ſeine Wünſche, ſein Herz mit den widerſprechendſten Empfindungen geneckt hatte.

„Theakita!“ rief er, ſich von ſeinem Lager erhebend.

„Ich bin's!“ lächelte ihm mit offenem Liebesblick die Griechin an. „Meine Wünſche ſind erfüllt, das Glück hat Dich mir gegeben. Wie die Purpurmuſchel von der Fluth an den Strand geworfen wird, ſo

ſpülte die Fee Aphrodite Dich mir zu Füßen, kalt und todt! Nur mein Auge, meine Küſſe haben Dich wieder in's Leben gerufen."

„Du warſt alſo unter den Engeln, die meine Seele im Himmelsäther wiegten? Sprich, Theakita, wer biſt Du? Wer iſt der finſtere Mann, der Dich verfolgt und ein Recht an Dich zu haben ſcheint?"

„Still!" bedeutete das Mädchen, mit weicher Hand ihm den Mund ſchließend. „Wenn Du folgſt, ſollſt Du Alles erfahren. Jetzt erhole Dich erſt, Du biſt in Sicherheit, und einige Tage dürfen wir uns ſorglos unſern Neigungen überlaſſen."

Ein Wink von Theakita genügte, die ſanfte Muſik wieder ertönen zu laſſen, die indeß keineswegs ſo wunderbar ſchön war, als es Byron im Halbſchlummer geſchienen. Es waren einfache Melodieen, auf der Guitarre vorgetragen, wie ſie griechiſche und türkiſche Fährleute zu ihrer eigenen Erheiterung kunſtlos zu ſpielen pflegen. Auch bemerkte jetzt Byron ein freundliches Haus, hinter Oliven und Platanen verſteckt. Alles deutete auf Wohlhabenheit. Nöthiges

und Ueberflüſſiges war reichlich vorhanden, nur der Geſchmack ſchien dem Beſitzer zu mangeln. Alle Geräthſchaften und Möbeln ſahen aus, als wären ſie den verſchiedenſten Ländern, ſelbſt vergangenen Jahrhunderten entlehnt. Dies erregte Byron's Aufmerkſamkeit, und als Theakita ſich wieder bei ihm einfand, mit Sorbet und eingemachten Früchten, erfuhr er mit leichter Mühe, daß Alles, was er um ſich ſähe, ihr ſelbſt gehöre. Ihr Vater war jüngſt auf dem Meere geſtorben, wo er das einträgliche Gewerbe eines Freibeuters getrieben hatte.

Byron's Freiſinnigkeit war auf ſeiner Reiſe ſo geläutert worden, daß ihn dieſe Entdeckung nicht überraſchte. Weit eher fühlte er ſich in ſeiner Denkungsart dieſer orientaliſchen Sittenfreiheit verwandt, und da ihn die ſchöne Griechin offenbar liebte, ſo konnte es ihm ganz angenehm ſein, während dieſes beglückenden Intermezzo's — mochte es nun längere oder kürzere Zeit dauern — ohne irgend eine Sorge für das Zeitliche nur dem Genuſſe zu leben. Er erfuhr jetzt geſprächsweiſe, daß Theakita, die ſchon

während der Lebzeiten ihres Vaters den Sulioten Marko Bozzaris gekannt hatte, von diesem genöthigt worden sei, ihn auf einem Streifzuge durch die Gebirge Akarnaniens zu begleiten, indem Marko willkürlich sich ein Recht angemaßt hatte, dem sie aus eigener Macht nicht mehr entschlüpfen konnte. Marko liebe sie, doch vermöge sie nicht, seine Neigung zu erwiedern. Besorgt, ein Anderer könne sich ihres Herzens und ihrer Besitzthümer bemächtigen, habe er sie aus Eifersucht mit sich geführt. Dort sah sie zuerst am Busen von Arta unsern Freund im Kreise seiner wilden Arnauten. Marko hatte diese flüchtige Begegnung von fern beobachtet, und da er eine Veränderung in Theakita's Benehmen zu bemerken glaubte, den Entschluß gefaßt, in Byron's Dienste zu treten. Dieser schlug es ihm ab, Marko fühlte sich dadurch beleidigt und schwur dem Wanderer Rache, an deren Ausführung ihn nur die Wachsamkeit Derwisch's hinderte. Dennoch folgte er dem Reisenden fortwährend auf dem Fuße, langte kurz nach Byron's Ankunft in Athen an, wo eine zweite

flüchtige Begegnung mit Theakita ſtatt fand. Später führte Marko die ſchöne Griechin wieder zurück in ihren Schlupfwinkel, den Byron nur durch einen glücklichen Zufall entdeckte.

Unſer Freund hörte mit inniger Theilnahme dieſe Berichte, die Theakita's Vortrag in ein liebliches Idyll verwandelte. Im Beſitz eines ſo reizenden Geſchöpfes, das in ihrem alleinigen Umgange mit der Natur noch nicht die zierliche Verſtellung gelernt hatte, die in der Sprache der Civiliſation Sitte und Etiquette heißt, vergaß Byron alle ſeine quälenden Schmerzen. Er wußte es, daß Theakita ſein war, ſobald er es wünſchte, und wenn er die Erfüllung dieſes Wunſches noch verſchob, ſo vermochte ihn dazu nur jene heilige Scheu, die ein geſundes Gemüth immer von einer zu ſchnellen Entweihung des natürlich Reinen zurückhält.

Gegen Abend hörte man rufende Stimmen. Deutlich vernahm Byron ſeinen Namen, er antwortete, ſo ungern Theakita es ſah, und bald ſtanden Zograffo und Derwiſch vor ihm, die nach ängſtlich durchwachter

Nacht schon seit dem frühesten Morgen die ganze Insel nach ihm durchsucht hatten. Auch Byron freute sich, die treuen Diener wieder zu sehen. Er ließ sich Waffen geben und befahl dann Beiden, sich zurück zu ziehen, den Nachen zu sichern und seiner Befehle gewärtig zu sein.

„Heute Nacht bleib' ich hier, meine Seele," sprach er zu Theakita, „dann kehre ich zurück nach Athen, um meine Angelegenheiten zu ordnen und komme in einigen Tagen wieder, Dich abzuholen und in einen sichern Schlupfwinkel zu entführen."

„Sobald schon willst Du gehen?" sagte traurig schmollend die Griechin. „Ich glaubte, Du würdest hier bleiben, mich vor Marko schützen und griechische Sitte annehmen. Du hast viel von meinem Vater — den kecken Blick, die stolze Stirn, das dunkel gelockte Haar. Nur bist Du nicht so groß. Dafür aber ist Dein Auge feuriger. Deine Lippen so voll und glühend. Und Deine weiße Hand mag ich besonders gern. Sie ist fast so weich als meine Wange. Komm, fühl' einmal!"

Byron war entzückt von dieſen natürlichen Liebeslauten eines kindlichen Herzens. Theakita mochte kaum ſechszehn Sommer zählen. Er ſchloß ſie in ſeine Arme und küßte ihr Mund und Augen. Die lang bewimperten Lider bogen ſich durchſichtig wie Lilienblätter über die dunklen Sterne und Byron meinte die reinen Pupillen durch dieſen zarten Vorhang hindurch leuchten zu ſehen. Ihm ſchien es, als hätten ſich zwei Johanniswürmchen im Kelch einer Amaryllis verſteckt, und glänzten nun in ſanftem Licht aus der geſchloſſenen Blätterkapſel.

„Wie heißt Du denn?“ fragte Theakita.

„Gordon, mein Herz. Es bedarf aber keines Namens zu unſerer Unterhaltung. Nenne mich den Schatten Deines Auges, den Wiederhall Deines Pulsſchlages, einen Traum Deiner Seele, ſo bezeichneſt Du weit beſſer mein ganzes Weſen, als wenn Du mich Gordon rufſt.“

„Es iſt aber ein hübſcher Name, er klingt griechiſch; biſt Du auch Räuber geweſen?“

„Ich? doch ja, holde Theakita! Ich habe Dich geraubt und —"

„Nun? Deine Stirn verfinſtert ſich, Gordon? Hab' ich Dir etwas zu Leide gethan?"

„Du nicht, holde Theakita," verſetzte Byron, „aber der häßliche Spiegel, das Gedächtniß, die Erinnerung, hat mich hämiſch angelacht! Könnte ich dieſes Verrglas doch zertrümmern, mittelſt deſſen ſich das Gewiſſen in Beſitz unſerer geheimſten Handlungen ſetzt. In Staub müßte man's aber zermalmen, ſonſt vervielfältigte man blos ſeine Späher!"

„Du biſt nicht heiter, Gordon," ſprach die Griechin und ſchmiegte ſich inniger an Gordon's Bruſt. Ihre Blicke ſchienen ſich zu küſſen, ſo warm, ſo ſtrahlend trafen ſie auf einander.

„Sage mir, Theakita," ſprach Byron, „ob Dein Herz ſo warm für mich ſchlägt, als Deine Augen ſprechen?"

„In meinem Herzen iſt ewiger Sonnenſchein für Dich," ſprach die Griechin, und ſtrich dem Geliebten das dunkle Haar von der Stirn. „Weißt Du, mein

Herzenspuls," plauderte ſie fort, „am Himmel gibt es zwei ſchöne helle Sterne, die ich immer am liebſten ſehe. Mein Vater nannte ſie die Dioskuren. Seit ich Deine Augen geſehen, iſt jene Stelle am Himmel dunkel geworden. Ich glaube, Du biſt ein Sternenpirat; Du haſt ſie getrunken, und nun ſind ſie Dir zu Kopfe geſtiegen und wollen wieder zurück an ihren alten Platz. Es iſt nicht gut, Gordon, wenn ein Mann ſo hell ſchimmernde, ſo flammende Augen hat! Sie ſind unbarmherzig, ſengen und brennen überall, und verzehren ſehr viele kleinere, ſanfter blitzende Sterne. Meine Augen liegen ſchon in den Deinigen; ich ſehe ſie drin zittern."

„Wie ſtrahlende Perlen im feuchten Schleime der Muſchel," verſetzte Byron.

„Du kannſt ſchlecht vergleichen," entgegnete das Mädchen. „Mich dünkt vielmehr, wenn ich meine Augen in den Deinigen erblicke, dieſe Sonnen da in Deiner Stirn werden fleckig, weil die Schatten zweier Schmetterlinge, von ihren Strahlen getroffen, matt daran vorüber ſchweben."

„Der Sieg gebührt Dir, holde Theakita," sprach Byron. „Du schilderst Dich und Dein ganzes Geschlecht mit all' seinen Engelstugenden und Teufelslastern."

„Furchtbar schöner Mann," stammelte die Griechin erschrocken. „Eben sahst Du dem Medusenhaupte ähnlich, das Alles versteinert haben soll. Mich wirst Du aber nicht versteinern. Ich bin Dir zu gut, ich lächle Deinen Zorn sanft, und wenn Du mich dann noch in Stein verwandeln kannst, so werde ich in Gestalt einer funkelnden Krystallstatue an Deiner Brust liegen bleiben."

„Dann ist es gut, Theakita, wenn Du die Augen schließest," versetzte Byron, löste ihre Locken und breitete den dunklen Seidenschleier über ihr lächelndes Antlitz. Die Palmen rauschten, das Meer furrte brandend an den kiesigen Ufern, ein traumreicher Schlummer umfing die Glücklichen. —

Die Nacht war schon weit vorgerückt, als ein bedenkliches Geräusch die Schlummernden erweckte. Byron vernahm deutlich Waffengeklirr, dumpfes Gemurmel zürnender Stimmen. Er riß sich los aus

den umſchlingenden Armen Theakita's, die in plötzlicher Furcht erblaßte. Da fielen zwei Schüſſe, eine Kugel ſchlug über der zitternden Griechin in die Wand.

„O Gott, er iſt's! Es iſt Marko, er wird uns ermorden!“ jammerte das ſchöne Mädchen. Byron drückte ſie feſt an ſich und ergriff ſeine Piſtolen. Er vernahm Zograffo's zornige Flüche, des ſchweigenden Derwiſch gewichtige Säbelhiebe. Kampfluſtig drängte Byron nach der Thür, noch immer von der bittenden Griechin umſchlungen. Greller Fackelſchein flammte ihm entgegen, eine Schaar wilder Sulioten hatte ſich der Schiffer bemächtigt, von denen Theakita ſtets umgeben ward, da ſie früher im Dienſt ihres Vaters ſtanden. Einige lagen ſchon todt oder verwundet am Boden, Marko's hohe Geſtalt ſchleuderte eben den kräftigen Derwiſch zur Seite. „Ha, da ſind ſie!“ ſchrie der Grieche, riß ein Piſtol aus dem Gürtel und drückte es auf Byron ab. Der Schuß traf ein falſches Ziel, Theakita brach aufſeufzend zuſammen. Grimmig ſtürzte ſich Byron auf den Klephten, er drückte ab, und der Suliot ſtürzte blutend nieder. Allein ſeine

Begleitung war so groß, daß an Sieg nicht zu denken. Nur Zograffo's Umsicht rettete den Tollkühnen, indem er ihn mit Derwisch' Hilfe, ungeachtet seines Sträubens, gewaltsam nach dem Gebüsch fortriß, und während des ungestümen Vorwärtsdrängens der Feinde unter dem Schutz der Nacht in den glücklich geborgenen Nachen entführte. Erst auf dem offenen Meere kam Byron die volle Besinnung über seine Lage. Er schlug seufzend die Arme über der Brust zusammen und sah mit kaltem Starrblick in den sternenhellen Himmel hinauf. „Marko, Theakita!" murmelten die bleichen Lippen. Entsetzliche Gefühle peinigten ihn — er glaubte jetzt zu wissen, was ein Mörder empfindet! — Schweigend, sein verstörtes Gesicht rückwärts nach der kleinen Insel gewandt, trugen Fluth und Ruderschlag seiner Getreuen den Pilgrim an die griechische Küste.

IV.

Triumph und Kreuzigung.

1.

Der Leichenzug war hinter dem Waldſaume verſchwunden. Auf das Gepränge der Trauerfeierlichkeiten folgte eine lähmende Ruhe, Alles war ſtill, öde, todt. Nur ein einzelner Mann, in feinſtes Schwarz gekleidet, ſtand unter dem Portale der verlaſſenen Abtei, wie der Genius des Schmerzes, der Trauer. Seine Blicke hafteten noch auf dem Wege, der ihm das Theuerſte, was ein Menſch verlieren kann, ſeine Mutter, entführt hatte. Mit einem lauten Seufzer trat er zurück in die ſchwarz ausgeſchlagene Halle, winkte einem daſelbſt befindlichen jungen Mann, und warf, als wolle er ſeine Willensmeinung dadurch zu erkennen geben, die ernſte Trauerkleidung

mißmuthig ab. Dennoch ward der ſtillſchweigend gegebene Befehl nicht geachtet. „Zum Henker denn, die Vorerhandſchuhe, Ruſhton!“ rief der Trauernde. „Siehſt Du nicht, daß ich einer Zerſtreuung bedarf?“

„Wenn es Jemand ſieht, wird man ſich darüber aufhalten, Mylord,“ erwiederte jetzt der junge Mann, das Verlangte zögernd herbei holend. „Herrſchaften und Diener wollten es ſchon nicht anſtändig finden, daß Sie Ihrer ſeligen Mutter nicht das Grabgeleit gaben.“

„Mein Herz fand es nicht anſtändig, ſich dieſer Sitte zu fügen,“ erwiederte Byron, der erſt ſeit wenigen Tagen aus Griechenland zurückgekehrt, beinahe im Augenblick der Landung die Nachricht von dem eben erfolgten Tode ſeiner Mutter erhalten hatte. Dies Ereigniß erfüllte ihn mit tiefer Betrübniß. Die beklagenswerthen Vorfälle, die wir zu ſchildern verſucht, hatten dem Pilgrim Griechenland verleidet, und die erfolgloſen Bemühungen, ſichere Nachrichten über das Schickſal der liebenden Griechin, das wahrſcheinliche Ende des Sulioten zu erhalten, ihn früher

als er es wünſchte, aus dem Zauberlande ſeiner Jugendträume vertrieben. Nun fand er daheim nichts, als das Todtenlager ſeiner Mutter, zu dem er ſich, gleich nach ſeiner Ankunft, in ſtiller Mitternacht ſchlich, um ſeinen Thränen freien Lauf zu laſſen. Mit Recht aber ſah er eine Entweihung des Schmerzes in jeder lauten Klage, jeder frei gegebenen Aeußerung des erlittenen Verluſtes. Deshalb unterdrückte er mit Gewalt ſeine tiefſten Gefühle und ſuchte Linderung der Qual in körperlicher Aufregung.

Schweigend, aber heftig und beinahe leidenſchaftlich gab der trauernde Byron die Stöße ſeines Gegners zurück, bis er in einem jener oft wiederkehrenden Anfälle wechſelnder Laune die Handſchuhe weit von ſich ſchleuderte und in ſein Zimmer ging.

Eine zweijährige Abweſenheit hatte hier wenig verändert. Byron freute ſich über den Zartſinn ſeiner Mutter, die es nicht zugelaſſen hatte, daß irgend eine weſentliche Umänderung in den früheren Anordnungen Ihres Sohnes vorgenommen würde. Da ſtanden noch die in Silber gefaßten Schädel, dort über der

geschnitzten Stuhllehne hing die schwarze Mönchskutte, sein ehemaliges Abtgewand, das manchen Scherz, zahllose Vergehungen des Leichtsinns verhüllt. Selbst der Sarg war nicht entfernt, der vor Jahren dem wunderlichen Lord je zuweilen zum Lager diente. Er war dicht mit Staub, zum Theil mit Spinnweben überzogen. Byron blieb mit verschränkten Armen neben dem unheimlichen Möbel stehen. Laune, Uebermuth, Schmerz sprachen sich aus in seinen Mienen, und mochte er in diesem Augenblicke seine früheren Thorheiten auch nicht gut heißen; ein gewisses Wohlbehagen mischte sich dennoch der bittern Stimmung bei, die ihn beschlich. „Wär Mary vereint hätte ich das Alles nicht gethan," murmelte Byron, setzte sich vor seinen Arbeitstisch und hing eine geraume Zeit mit halb geschlossenen Augen den Bildern nach, die in buntem Wechsel vor ihm auftauchten. Sein ganzes Wanderleben ging an seiner Erinnerung vorüber. Heiter Genossenes und düster Durchlebtes spiegelte sich in seinem Auge. Manch holdes Frauenbild bewegte in rascherem Tact den Schlag seines Herzens;

einige betrachteten ihn wehmüthig, andere unheimlich. Am längſten aber verweilte das kindlich reine Auge Theakita's, über deren Schickſale ein für ihn peinigendes Dunkel gebreitet lag.

„Mörder!" ſtammelte ſeine Zunge, er fuhr zuſammen, der Wiederhall ſeiner Stimme ſchien in allen Winkeln nach zu ſchrillen. Er rieb ſich die Stirn, um jede trübe Rückerinnerung zu verſcheuchen. Da fielen ihm mehrere Briefe in die Augen, die auf ſeinem Tiſche lagen. Einige waren ſchon von älterem Datum. Man hatte ſie ihm nicht nachgeſchickt, da ſeine Ankunft erwartet wurde, und an die neuerdings erhaltenen hatte er ſelbſt, von dem plötzlichen Todesfall ſeiner Mutter zu heftig erſchüttert, nicht mehr gedacht.

Einer derſelben war von Matthews, dem tollſten Gefährten ſeiner jugendlichen Abenteuer. Scherzend ſchrieb ihm der Freund von den Hoffnungen, denen er ſich in Bezug auf ſeine öffentliche Laufbahn, die ihm winkte, überlaſſen dürfte. Byron freute ſich des unerwarteten Grußes und ging mit erheiterterem

Sinn an die Eröffnung der übrigen Schreiben. Aber Bläſſe und Zittern befiel ihn, als das nächſte den Tod deſſelben Matthews meldete, deſſen Geiſt ihm noch ſo eben in voller ſprudelnder Lebenskraft begegnet war. Und als ob ſich der Himmel ſelbſt gegen ihn verſchworen hätte, verſchloß ein dritter aus Portugal eine ähnliche Trauerbotſchaft. Matthews war im Cam beim Baden ertrunken, ſeinen Jugendfreund Wingfield, dem er in Harrow immer als Beſchützer zur Seite geſtanden, hatte ein tödtliches Fieber in Coimbra dahin gerafft.

„Deine Rache, Gevatter Tod, finde ich gut," ſprach Byron bitter lächelnd. „Weil ich Dich früher als übermüthiger, zügelloſer Knabe hier geneckt, willſt Du mich jetzt, wo ich durch ſchmerzliche Erfahrungen ein alter Mann geworden bin, verhöhnen. Gut, gut! Du trifft mich doch nicht ſchwach. — Höchſtens könnte es mir einfallen, wie ich es wohl auch früher that, meine eigenen etwas abweichenden Meinungen über Weltregierung und göttliche Gerechtigkeitspflege laut werden zu laſſen."

Murray, ſein alter Mundſchenk, trat ein. „Gott ſegne und tröſte Ew. Herrlichkeit," ſprach Joſ, deſſen heitere Behäbigkeit durch den Zuwachs ſeiner Jahre nicht gelitten hatte. „Es wird jetzt wieder luſtig hergehen in der alten Abtei, nicht grade wie vordem, wo Ew. Herrlichkeit noch über die Stränge ſchlugen, aber doch luſtig auf altengliſche Weiſe. Der Geiſt des fröhlichen Robin ſtirbt nicht aus im ſherwooder Walde. Grämen Sie ſich erſt recht ſatt, wie's einem guten Sohne wohl anſteht, und dann, haben Zeit und Gott Ihr Herz getröſtet, dann wählen ſich Ew. Herrlichkeit eine aus unter den Töchtern des Landes. Das alte Newſtead kann eine junge Gebieterin brauchen."

„Meinſt Du, alter Joſ? Nun, ich will mich bedenken. Vielleicht folge ich Deinem Rathe, obwohl Du ſelbſt ihm nicht nachgekommen biſt."

„Urſachen, Ew. Herrlichkeit, einfache Urſachen! Die Weiber ſehen gar zu ſehr auf Jugend und Gebehrden, und ich war von jeher ungebehrdiger Natur, worüber mir die alte Nanny manchen Abend bei meinem Kruge Ale ſehr erbauliche Reden gehalten."

„Was haſt Du denn da unter'm Arme?“ fragte Byron, auf ein paar große Bücher deutend, die Murray trug. Der alte Diener nahm eine komiſche Miene an, die, ſo zu ſagen, zwiſchen Lachen und Weinen ſchwankte.

„Wirthſchaftsbücher, Ew. Herrlichkeit,“ verſetzte er etwas zögernd, „einige Rechnungen, dummes Zeug von Alters her, die ſich ganz ruhig anſehen laſſen, wenn ſie quittirt ſind —“

„Gut, gut,“ ſprach Byron mit einer abwehrenden Handbewegung, „das iſt, ſo viel ich mich erinnere, eine unangenehme Ballade, die in meiner Familie erblich iſt und auch dem ſchlechteſten Gedächtniß ſehr treu bleibt. Wie wäre es doch, Joë, wenn wir uns Mühe gäben, dieſen unheimlichen Klaggeſang zu vergeſſen?“

„Ja, Mylord,“ erwiederte Murray, ſich im Kopfe kratzend, „ich habe während Ihrer Abweſenheit auf das Vergeſſen ordentlich ſtudirt, — 's wollte aber nicht gehen, durchaus nicht!“

„Sind die Forderungen groß?“ fragte Byron.

„Nicht ſo eigentlich, Ew. Herrlichkeit. Man kann annehmen, daß ſie noch um einen guten Kopf wachſen können, ehe ſie eine anſtändige Rieſengröße erhalten. Ich ſah jüngſt ein ſolches Landwunder drüben in —"

„Du erzähltest mir die Geſchichte ſchon, guter Joë," unterbrach Byron den redſeligen Alten, der ſich alle Mühe gab, ſeinen jungen Gebieter nicht gar zu ſehr durch die Nachrichten zu erſchrecken, die er ihm jetzt unmöglich mehr verſchweigen konnte. „Meine Gläubiger werden dringend, nicht wahr?"

„Das ſollen Ew. Herrlichkeit nicht ſagen," verſetzte ernſthaft der Mundſchenk. „Dringend kann man's nicht nennen, Gott bewahre! Sie haben zu viel ſchuldigen Reſpect vor Ew. Herrlichkeit Stammſitze und uraltem Geſchlechte. Nein, nein! Ein engliſcher Gentleman iſt höflich; er verletzt weder Sitte noch Geſetz, wird ſich wohl hüten! — Vor einiger Zeit, als Sie noch im Auslande waren, hat ein Einziger ſich unterfangen, auf höfliche Manier zu mahnen —"

„Und wie machte das der Gentleman?"

„Daß Dich —! Er ſchickte des Königs Diener, einen aus der Armee mit den ſpitzigen Stäben, nach Newſtead und ließ einen Anſchlag machen draußen am Thore, einen recht hübſchen und leſerlichen Anſchlag, wären nur die Buchſtaben nicht ſo groß geweſen."

„Nun, Joë?"

„Das war nun ganz gentlemaniſch verfahren, Ew. Herrlichkeit, und ich freute mich über des fröhlichen Altenglands geſegnete Einrichtungen — ja, recht von Herzen, wahrhaftig! Indeß muß ich geſtehen, daß ſich das weiße Papier auf der grauen Mauer gar nicht gut ausnahm. Sah beinahe aus, wie ein Schandfleck, und da war ich ſo frei, mit der Beſonnenheit eines freien Engländers, ein graues Papier über das weiße zu kleben, blos der Symetrie halber und Ew. Herrlichkeit zu Ehren."

So ſchmerzlich auch dies Geſtändniß des treuen Murray den von ſo vielen Unglücksfällen niedergedrückten Byron berührte, ſo mußte er doch über die naive Art des Alten lachen, ſeinen Stammſitz in

Ehren zu halten. Er ergriff des treuen Dieners Hand und ſchüttelte ſie herzlich. „Ich danke, Joſ," ſprach er, „recht innig danke ich Dir für Deine lobenswerthe Umſicht. Komm, lege die Bücher hier her, und was ſonſt von Dingen dieſer Art Deinen Händen anvertraut worden iſt. Da ich ſchwerlich genug bewandert bin in den verſchlungenen Irrwegen des engliſchen Geſetzes, ſo mag mein Sachwalter dies Labyrinth betreten. Iſt keine Rettung daraus möglich, ſo gehen wir zuſammen nach dem Morgenlande. Nicht wahr, Joſ?"

„Gottes Segen über Ew. Herrlichkeit!" rief Murray, die Hände faltend und eine Thräne zwiſchen den Wimpern zerdrückend. „Gewiß und wahrhaftig, ich werde Sie nie verlaſſen! Es wird aber auch ſo viel heraus kommen, daß Ew. Herrlichkeit würdig Ihres alten Namens in England werden leben können."

Byron verließ das Zimmer, Murray blieb allein. „Der arme Herr," ſprach er für ſich: „So jung, ſo hübſch, ſo hoch geſtellt und doch ſo arm, ſo

unglücklich! Und daß es ihm draußen in der Welt wohl ergangen sei, das soll mir auch kein Mensch sagen!" fuhr er kopfschüttelnd fort. „Er ist noch magerer geworden und zum Theil auch trüber, als er vor seiner Abreise war, und wenn ihn auch der Tod seiner Mutter sehr ergriffen hat, so kenne ich ihn doch gut genug, um zu wissen, daß daraus allein nicht sein Schwermuth entsteht. Gott weiß, was ihm begegnet sein mag unter den türkischen Kopfabschneidern! Er hat sicherlich mit den Mondverehrern Händel gekriegt, so einer kleinen Liebschaft wegen etwa — denn von den Weibsleuten, Gott segn' ihn, kommt er nicht los! — Was wird er nun erst sagen, wenn er erfährt, wie es seinem Morgenstern ergangen ist! Arme Mary, armer Byron!"

Dem weichmüthigen Alten liefen die Thränen über die Backen herunter. Er nahm einen Wedel von bunten Federn, stäubte Pult, Bücher und Möbeln ab, und wandte vorzüglich viel Sorgfalt auf die Säuberung der Todtenköpfe. „Es ist eine thörichte Liebhaberei von meinem Herrn," sprach er, die weißen

Schädel betrachtend, „er will's nun aber einmal nicht anders und bleibt dabei, er könne tiefer denken, wenn das Licht aus dem ehemaligen Sitz des Gehirnes aufleuchtet. Kann ich seine Einfälle nicht ändern, so will ich doch das Meinige thun, sie äußerlich möglichst sauber zuzurichten. — So! Jetzt glänzt und gleißt wieder das ganze Zimmer. Der arme Herr!"

Byron hatte den Park durchstreift, auf dessen Erhaltung in der Zeit seiner Abwesenheit wenig Sorgfalt verwendet worden war. Ueberall stieß er auf berasete Gänge, verwilderte Hecken. Statuen waren umgestürzt oder mit grünen Flechten überzogen, junge Bäumchen vom Winde gekrümmt, mit Schlingpflanzen umwunden. Ein rundes Gewölbe, oben mit einer spitzen Flamme, unweit des See's, fesselte ihn. Hier hatte er vor Jahren oft und gern verweilt; denn in jenem Lebensabschnitte meinte er sich selbst und der Welt so fremd geworden zu sein, daß er es für recht hielt, den Ueberrest seiner heißen Liebe auf ein ihm treues Thier über zu tragen. Die Menschen betrachtete Byron damals nur als Figuren,

mit denen man der Langeweile halber wohl ſpielt. Theilnahme, Hingebung, die Treue der Liebe, fand er allein in der Thierwelt. Boatswain, ſein Newfoundländer Hund, lag unter der Marmortafel mit der auserleſenen barocken Inſchrift begraben, und in den lebhafteſten Farben ſtand jetzt ein Bild der tollen Nacht vor ihm, in der jenes Hundeleichenbegängniß gehalten wurde.

Einige Schritte weiter am Ufer des kleinen See's ſchwankte im warmen Luftzuge der ſchlank aufgeſchoſſene Stamm einer jungen Eiche. Dies Bäumchen war Byron überaus lieb, da er es mit eigener Hand gepflanzt hatte, unmittelbar nach dem Tode des alten Lord bei ſeinem erſten Beſuche zu Newſtead. Er war damals neun Jahre alt und die abergläubiſchen Tändeleien ſeiner Mutter, die ſich ſpäter in faſt noch erhöhterem Grade auch des Sohnes bemächtigten, hatten ihn vermocht, ihrem Wunſche zu willfahren und einen jungen Eichenſproß zu pflanzen, an deſſen Gedeihen oder Verwelken, dem Volksglauben

zufolge, die Schickſale des Stammhalters der Abtei erſichtlich werden ſollten.

Dieſe Eiche war hoch empor geſchoſſen, ſchlank, vom Winde kaum ein wenig ſchief gebogen. Rings um den Stamm aber gedieh ein dichtes Geſtrüpp von Neſſeln, Schierling und anderem Unkraut, aus dem ſich ungemein lieblich eine wohlriechende Winde mit ihren blaßrothen Blüthenkelchen erhob und ihre ſaftigen Stengel in mannichfachen Windungen um das glatte Stämmchen rankte.

Nachdenklich blieb Byron an dieſem beſtimmungsvollen Baume ſtehen. In früherer Zeit war er immer darauf bedacht geweſen, ihn ſorgſam zu pflegen, nur in den letzten Jahren ſeines Aufenthalts in England hatte er über den wilden Zerſtreuungen ſich ſelbſt und die Eiche vergeſſen. Er rief dem Gärtner zu, der in der Nähe beſchäftigt war, und gab ihm ſtreng den gemeſſenen Befehl, fortan vor Allem dieſes Bäumchens zu warten, das Unkraut auszurotten, der Winde aber ja zu ſchonen. „Verlaßt Euch darauf," ſchloß er ſeine Anordnung, „daß ich Euch auf der Stelle

aus der Abtei jage, wenn dem Baume die geringſte Beſchädigung zugefügt wird! Einen ſo friſchen, ſchönen Stamm ſo verwildern zu laſſen! Es iſt eine Schande!"

Mit beſchleunigten Schritten entfernte ſich Byron von dem erſtaunten Gärtner. „Er iſt doch nicht ganz richtig im Kopfe," ſprach der Mann, „ſonſt würde er mich eines lumpigen Bäumchen wegen, um das Neſſeln aufgeſchoſſen ſind, wie um tauſend andere, nicht gleich zum Thore hinaus jagen wollen. Närriſche Käuze die vornehmen Leute!"

Während Byron durch Buſch und Strauchwerk nach jenem Hügel ging, von dem aus die umliegende Landſchaft ſich überblicken ließ, hörte er ſeltſam quiekende Töne, deren Entſtehung er ſich durchaus nicht erklären konnte, ſo bekannt ſie ihm auch vorkamen. Bald lauſchend, bald weiter gehend, erreichte er die baumgekrönte Höhe, wo das Räthſel augenblicklich Löſung fand. Mit dem Rücken an eine Ulme gelehnt, ſaß jener kleine, verwachſene Prophet, der unter der Benennung Weißwade in ziemlich weitem

Umkreiſe bekannt war und in früheren Tagen oft Byron's Spottluſt erregt hatte. Francis bemerkte den Lord erſt, als dieſer ihn anredete und nach ſeinem Befinden fragte. Der Anhänger von Knox wendete ſich mit vieler Gelaſſenheit um und verſetzte mit ſchreiender Fiſtelſtimme:

„Wie ſoll es anders gehen, als ſchlecht? Gibt es doch keine Harmonie, keinen Wohllaut mehr in dieſer Welt lordſchaftlicher Thorheit. Ja, ja! Wenn die Kinder ihre Mütter nicht mehr zur letzten Ruhe begleiten, nein, ſich lieber ſündhafter, vergnüglicher Prügelluſt hingeben, da iſt nichts mehr zu hoffen. Ja, ja, Ew. Herrlichkeit! Es iſt eine ſchöne Sache um ein ruhiges, liebliches, feines, anmuthiges, dem Herrn wohlgefälliges Gemüth. Es haſſet allen Mißklang und disharmonirt nie. (Hier gab ſein Dudelſack einige piepſende Töne von ſich.) Und wenn alle Lordſchaften Englands erſt vernünftig werden wollten, ſo würde Knox —"

„Ganz recht, lieber Francis," fiel Byron dem buckligen Prediger in's Wort. „Ihr thut ſehr wohl

daran, ſolche brave Grundſätze zu verbreiten. Aber ſagt mir doch, Francis, beſucht Ihr wohl Annesley-Hall zuweilen, das dort im Sonnenlicht ſeine grauen Gemäuer beſpiegelt?"

„Man hat es gethan, Mylord, iſt aber davon zurück gekommen. — Brr! Es iſt nicht Alles Gold — Ew. Herrlichkeit kennen das Sprichwort?"

„Gewiß, guter Francis; doch wie paßt dies hierher?"

„Aus Gründen, Mylord, ſo genau, ſo fügſam, ſo melodiſch, wie dieſe Pfeife meinem Munde. Ja, ja! Ich habe Mary gekannt, Mylord, genau, wie meinen Augapfel, der mich nie geärgert. Mary aber war ein Mädchen, ein gefallſüchtiges Ding, hübſch, luſtig, aber eitel und unzuverläſſig, wie alle Eva'stöchter. Ja, ja! Sie gab einem golden angeſtrichenen Narren ihre Hand und hätte doch würdigere Parthieen finden können. Brr! Ich will mich nicht loben, aber Wahrheit kann nicht erdroſſelt werden, trotz aller Galgen Altendlands!"

„Nun?" rief Byron ungeduldig, Francis in ſeiner

Aufregung heftig ſchüttelnd. „Sprich, Menſch, und lege die Narrheit ab! Was ſollen Deine Worte bedeuten?“

„Keine Gewaltthat, Mylord! Ich bin nicht gewohnt an Boxen und Kampf mit der Fauſt! Meine Beſchäftigung beſteht in lieblicher Ausübung der edlen muſikaliſchen Kunſt. Ich bin ein Virtuos auf dem Dudelſack, ja, ja! Ein kunſtreiches Inſtrument von vortrefflichen Eigenſchaften, erfunden und beſtimmt von dem Genie ſeines Schöpfers, die Böſen ſanft zu machen und den Guten Thränen der Entzückung zu entlocken. Ich werde deshalb mit Ew. Herrlichkeit Vergunſt eine ſanfte Weiſe zu blaſen beginnen, um —“

„Wenn Ihr mich toll machen wollt, Francis, ſo quieckt mit Euren Pfeifen ſo langweilig, wie mit Eurem Munde. Genug des Unſinns. Ich will wiſſen, wie Mary Anne, jetzt Miſtreß Muſters, lebt!“

„Still und betrübt, wie es einer Büßenden wohl anſteht,“ verſetzte Francis mit unerſchütterlicher Ruhe. „Als ſie wahrnahm, daß ihr angebeteter Götze nur von verroſtetem Meſſing ſei und täglich farbloſer

werde, da beweinte ſie den Verluſt ihres goldenen Schatzes und ließ ſich von ihm ſcheiden. Ja, ja! Mary war ein thörichtes Kind, doch Trübſal erquickt das Herz und macht es melodiſch. Ich wünſche Ew. Herrlichkeit von ganzem Herzen viel Unglück; es wird Ihnen gut thun und —"

Der Prophet blieb mit offenem Munde in ſeiner erbaulichen Rede ſtecken. Byron war eiligſt den Hügel hinab geſchritten und ging ſchnell der Abtei zu. „Brr!" ſchnarrte Francis, drückte ſeinen Dudelſack, kniff die Augen ein und wanderte, verächtlich den Kopf ſchüttelnd, unter dem Spiel eines ſeiner Lieblingslieder in den ſherwooder Wald.

In der Abtei angekommen, beſtürmte Byron den alten Jos mit heftigen Fragen nach dem Geſchick Mary's, und erhielt, ob auch zögernd, die Beſtätigung von Francis' Ausſage. Dieſe Nachricht drückte den vielfach Beängſtigten noch mehr nieder, und veranlaßte ihn nach einigen Wochen, die Einſamkeit ſeines Landſitzes, wo jeder Strauch, jeder Stein

peinigende Erinnerungen in ihm weckte, mit dem zerstreuenden Getümmel Londons zu vertauschen.

2.

Das Hotel der Lady * war in diesem Winter der Sammelplatz aller Männer von Ruf und Bedeutung. Die Lady war jung, schön, erst kurze Zeit an einen Mann von alter Herkunft und hohem politischen Einfluß verheirathet, und verband mit feiner Bildung eine hinreißende Anmuth im Umgange. Ein unverbürgtes Gerücht wollte wissen, Lady * habe aus einer Art trotzigen Stolzes die Hand ihrem jetzigen Gatten gereicht, um den Schmerz einer unglücklichen Jugendliebe zeitig genug dadurch zu besiegen. Die hohe Stellung, welche sie durch diese Verbindung in der Gesellschaft eingenommen, war allerdings geeignet, frühere, selbst empfindliche Wunden des Herzens vernarben zu lassen. Dennoch wollten schärfere Beobachter eine stille Schwermuth an ihr entdecken, die von der schönen Frau nur mit bewundernswürdiger Kunst verheimlicht wurde. Und dies war allerdings

möglich in einer Gesellschaft, wo Männer, wie Whitbread, Sheridan, Canning, Holland, Grey und Andere durch Geist und Witz glänzten.

Eine Jugendfreundin lebte fast ganz in ihrem Hause. Diese war Lady *'s Gefährtin, Freundin und innige Vertraute und durfte sie nie verlassen, wenn Stimmung oder Verhältnisse nicht gestatten wollten, einen Kreis Fremder um sich zu sehen. Lady *'s Freundin war einige Jahre älter, weniger lebhaft, immer besonnen und seltsam genug — eine Verketzerin der Liebe! Oft wagte sie zu behaupten, es gehöre ein immerwährendes Verharren in der Kindheit dazu, um die Gefühle der Liebe in sich lebendig zu erhalten. — Solche, bei einem jungen und angenehmen Mädchen auffallende Aeußerungen mußten die geistreichsten Männer anlocken, wenn es nicht schon der Liebreiz der schönen Wirthin, die Magie ihres sprudelnden, wunderbar stachelnden und doch nie verwundenden Gesprächs gethan hätte.

Der März ging bereits zu Ende und Lady * saß in ihrem Boudoir, beschäftigt, die letzte Hand an

ihre Toilette zu legen. Sie erwartete abermals eine größere Geſellſchaft, und unter den Geladenen befanden ſich Perſonen, die ſie früher gekannt oder doch den Namen nach hatte nennen hören. Ihre Freundin trat ein, gleichfalls geſchmückt, ein Buch in der Hand.

„Nun, Alice," ſprach die Lady, „werde ich mich in dieſem Anzuge können ſehen laſſen? Es iſt mir recht ſonderbar, nicht eigentlich ängſtlich, aber doch ſchüchtern, unſicher. Ich wünſchte, der Empfang wäre bereits vorüber. Niemals, Alice, niemals hätte ich dies geahnt!"

Alice lächelte und reichte der Freundin theilnehmend die Hand. „Du ſollteſt muthiger ſein, liebe Helene," verſetzte ſie. „Gerade dieſe unerwartete Wendung ſeines Schickſals muß Dich erfreuen. Als ein Verirrter, tief Geſunkener verließ er Dich, Du lagſt verzweifelnd in meinen Armen, meine Bitten, meine Thränen beſänftigten Deine aufgeregten Gefühle, und biſt Du nach dieſer Prüfung nicht glücklich geworden? Jetzt kehrt Er heim, plötzlich, unerwartet, ein anderer Menſch! Er ſpricht, die Welt horcht auf ihn. Sein

Name blendet und wärmt, wie ein Sommersonnenstrahl und Du kannst mit erfreuender Genüge zu Dir selbst sagen: auch mein Schmerz hat ihm mit dazu verholfen!"

„Ach ja, Alice," versetzte Helene unbefriedigt und mißmuthig, „Du hast Recht und doch auch wieder nicht. Könntest Du fühlen, wie weh mir dieser Ruhm thut, diese ganze Verwandlung des tollen Gordon, Du sprächest anders mit mir. Der Liebe genügt es nicht, den Geliebten Theil haben zu sehen am Höchsten und Herrlichsten, sie wünscht, wenn nicht diesen Ruhm selbst, doch die Luft zu athmen, die sein Glanz vergoldet. Ich bin nicht neidisch, Alice, und doch bekümmert mich sein Verlust erst jetzt recht tief, wo ich den Werth des Verlorenen ganz ermessen kann."

„Ja, er besitzt unendlich viel!" sprach Alice, „man kann ihn achten und verehren."

„Und muß ihn leider lieben," ergänzte Helene. „Widerspricht mir nicht, ich bitte Dich! Du beleidigst unser ganzes Geschlecht, wenn Du trotzig darauf

beharrſt, Liebe ſei kindiſche Tändelei. Warum trägſt Du den ganzen Tag ſein Gedicht mit Dir herum, wenn Du ihm nicht ebenfalls zugethan biſt?"

„Ich liebe ſein Werk, gute Helene, nicht den Schöpfer."

Einige Equipagen fuhren in den Hof, mehrere Damen traten ein, darunter eine große, würdevolle Geſtalt, die bald von den nachfolgenden Herren umringt, durch manche Lorgnette beobachtet wurde. Man hörte ſie Frau von Staël nennen.

Lady * empfing die Gäſte mit Würde und Anmuth; bald füllte ſich der Saal, Geſpräch und geſelliger Verkehr wurden allgemeiner. Byron, dem zu Ehren dieſe Verſammlung eigentlich veranſtaltet war, ließ noch immer auf ſich warten. Helene mußte die ganze Kunſt ihrer feinen Weltbildung, der ſie vor wenig Jahren noch ſo abgeneigt war, aufbieten, um nicht ihren Unmuth zu verrathen.

Jeder neu Ankommende ſprach von Byron, von Childe Harold, dem gefeierten Gedicht, deſſen Glanz und ergreifende Wahrheit Niemand genug loben

konnte. Keiner gedachte des Dichters früherer Verirrungen und Exceſſe. Der Ruhm hatte jeden Fehltritt mit goldenem Schleier verhüllt, man ſagte ſich höchſtens ſtillſchweigend mit lächelndem Selbſtbehagen, daß auch vieles Irren der Keim zu außerordentlichen Dingen ſein könne. Der Ruhm iſt wie die Sonne. Er lockt Blumen und Blüthen ſelbſt aus ſchlammigem Boden.

„Der ehrenwerthe Lord hat auch vor einigen Tagen im Oberhauſe eine ſehr geiſtreiche Rede gehalten," ſprach ein ältlicher Mann, der etwas landmänniſch Derbes an ſich hatte und dem Ausſehen nach unter diejenigen Menſchen gehören mochte, die man gewöhnlich „gute" nennt. Er war einfach, natürlich, lachte zuweilen etwas breit, ſteckte die Hände in die Taſchen und ſchlug, wenn er ſich ſetzte, die Beine über einander, um mit dem einen zu baumeln. „Meine kluge Bella hat mir die ganze Rede vorgeleſen, und — nicht wahr, Bella? — ſie iſt ſehr poetiſch."

„Ich fand ſie ſcharf und voll lebhaften Gefühles,"

erwiederte die Tochter, ein Mädchen von außerordentlicher Schönheit, einer kecken Stirn und edlen, weniger liebevollen als sinnenden Augen. Annabella ging äußerst einfach gekleidet und zeichnete sich schon dadurch vor den meisten andern jungen Damen vortheilhaft aus. Sie sprach nicht viel, ward sie aber dazu veranlaßt, sehr gut, mit klangvoller Stimme, entschieden, zuweilen geistreich. Manches Mädchen, das mit ihr in gleichem Alter stand, fühlte einige Abneigung gegen sie, was Einige ihrer geistigen Ueberlegenheit Schuld gaben, Andere dem großen Vermögen zuschrieben, das ihr dereinst zufallen sollte. Annabella hatte sich mit Lady * am Ende des Saales auf eine Ottomane gesetzt und war mit ihr in eifrigem Gespräch, als die Ankunft Lord Byron's gemeldet wurde.

Im Begriff den Salon zu betreten, stieß der Dichter mit seinem lahmen Fuße heftig gegen die Thürschwelle und wäre beinahe gefallen. „Verdammt!" flüsterte er seinem Freunde zu, „ich werde Unglück haben, Thomas."

„Warum?"

„Ich bin geſtolpert. An jedem Orte, wo ich bei erſtmaligem Auftreten anſtieß, iſt mir was Schlimmes begegnet. Meiner Mutter ging es ebenfalls ſo, das Uebel iſt erblich in meiner Familie. Verdammt! — Sagen Sie mir doch, Thomas, wer iſt jene blendende, einfach gekleidete Schönheit, die dort ſo einſam in der Ottomane lehnt? Dieſe ſinnenden, verſtändigen und doch ſchwärmeriſchen Augen ſind reizend."

Der Freund konnte nicht augenblicklich antworten, da Lady * und ihr Gemahl die neuen Gäſte begrüßten. Helenen verurſachte es nicht wenig Mühe, den ehemals ſo leidenſchaftlich Geliebten nach einem langen Zeitraume als gereifteren Mann, als berühmten Dichter, vor ſich zu ſehen. Ein ſanfter Hauch tieferen Roth's belebte ihr feines Geſicht und wirkte nicht minder bänglich auf Byron zurück, der, an ſich wenig für ein gemeſſenes Leben im Salon gewöhnt, unter zahlreicher Geſellſchaft leicht in jene naive Art von Blödigkeit verfiel, die oft genialiſchen Menſchen an-

hängt, ihr Erſcheinen aber, vorzüglich in den Augen der Frauen, liebreizend macht.

Helene fand den Jugendgeliebten vortheilhaft verändert, nur in ſeinem Aeußeren befliß er ſich einer Eleganz, die an's Stutzerhafte gränzte und blos darin von der modiſchen Strenge abwich, daß er ſtatt der Binde ein loſe geknüpftes Tuch um den Hals trug. Eitelkeit und Widerwille, durch ſeinen hinkenden Gang die Blicke Vieler auf ſich zu ziehen, ließen ihn bald einen Ort wählen, von wo aus er die Geſellſchaft leicht überblicken konnte und auch ſelbſt Jedermann zugänglich war.

„Nun, Thomas, kennen Sie jene Lady?" wiederholte Byron ſeine Frage.

„Es iſt die Tochter Sir Ralph's, der ſich dort mit Lord Holland unterhält."

„Ein einziges Kind?"

„Wie Sie."

„Wunderlich! — Wie heißt ſie?"

„Annabella."

„Bella! Das wohlklingende Echo ihrer Erſcheinung.

Sie gefällt mir, Thomas, nur ſieht ſie ein wenig zu verſtändig aus für ein junges Mädchen! Ich liebe mehr ſcherzhaft-muntere Kinder, denen Geiſt und Witz unbewußt über die Lippen ſprudeln. Miß Bella weiß ſicherlich Alles, was ſie ſagt."

„Sie würden dennoch wohl thun, mit ihr zu ſprechen. Newſtead iſt ein leeres Neſt und Sir Ralph ein reicher Mann."

„Pfui, Thomas! Ein Kuppler?" — Byron näherte ſich, mit Mehreren aus der Geſellſchaft ſprechend, langſam der ſchönen Dame. Alice verwandte kein Auge von dem anziehenden Manne, deſſen Gedicht ſie bezaubert hatte. Lady * dagegen, ihres Herzens Meiſter geworden, zeigte äußerlich keine Spur von Aufregung. Sie war heiter, witzig, immer bereit, Jedem eine ſcherzende Artigkeit zu ſagen, und konnte als das Muſter einer liebenswürdigen Weltdame gelten. —

„Nein, Mylord, ehrlich ſind Sie nicht," verſetzte lächelnd, doch ſehr beſtimmt, Miß Bella. „Sie hätten

ſonſt nicht ſo ernſthaft die Identität Ihres Helden mit ſich beſtreiten dürfen."

„Sie ſchlagen meinen Werth viel zu hoch an," erwiederte Byron, „wenn Sie mir die vielen Tugenden, die Harold unſtreitig beſitzt, zu eigen geben. Seine Fehler mag er von mir entlehnt haben, ſeine Tugenden ſind fingirt, wie alles Schöne."

„Es iſt alſo doch wahr, was man von Ihnen ſagt, daß Sie grauſam gegen ſich ſelbſt ſind? Unterlaſſen Sie dies ferner, Mylord, wenn Sie mich lieb haben."

„Ihnen zu Liebe, Miß Bella —? Es ſoll geſchehen, wenn ich aus mir ſelbſt entfliehen kann. Doch das, fürchte ich, wird eine unmögliche Aufgabe ſein. Ich bin heftig und ſchwarzgallicht, ſtets geneigt, alle jene tauſend Thorheiten zu begehen, die ich denke, obwohl ich ſchon Schlimmeres gedacht, als je ein Menſch möchte verüben können, wenn er nicht die Macht dazu, nebſt Seele, Augen, Herz, von dem Böſen entlehnt."

„Sie glauben wohl an ihn?“ fragte mit holdem Kopfnicken Annabella.

„Jetzt glaube ich nur an irdische Engel, obwohl ich beiläufig die gefliſſentlich darauf Speculirenden höchſt langweilig finde.“

„Hierin begegnet ſich unſer Geſchmack, Mylord. Ein fehlerloſer Mann gleicht mehr einem Automaten, der immer ein und dieſelben lächerlichen Manöver macht. Intereſſant und liebenswürdig iſt nur der Wechſel im Denken, wie im Leben, ſo lange nämlich der Verſtand Beide zu zügeln verſteht.“

„So verdammen Sie alſo die Leidenſchaften, Miß Bella? Das iſt Unrecht von Ihnen und genau erwogen, eine Herabſetzung Ihres Geſchlechts. Wären Sie im Orient geweſen, ſo würden Sie ein ganz entgegengeſetztes Urtheil fällen. Ich liebe nur die Leidenſchaften, weil die Liebe ſelbſt davon die ſchönſte und tollſte iſt. Nicht wahr, Gnädigſte, jetzt mögen Sie von dem tollen Byron nichts mehr hören?“

„Vielleicht möchte ich gerade jetzt erſt ſeine vertrautere Bekanntſchaft wünſchen.“

Annabella reichte ihm freundlich die Hand. Byron kehrte eingenommen von ihrem Geſpräch zu Thomas zurück, dieſem ſeine erheiterte Stimmung durch Mienen und Haltung verrathend. „Diesmal trifft Ihre Regel alſo doch nicht zu," verſetzte der Freund. „Welche Regel?" fragte Byron. — „Ich meine das Stolpern." — „O doch, Thomas, doch! Ich fürchte beinahe, mein Herz iſt geſtolpert und hat ſich verwundet." —

„Nein, Sir, hierin irren Sie," ſprach Lord Carliſle zu einem leidenſchaftlichen Bewunderer Childe Harold's. „Die Entfernung beider Küſten von einander beträgt noch keine volle Stunde."

„Se. Herrlichkeit ſoll entſcheiden."

„Was gibt es?" ſprach Byron, der ſich angeſtoßen fühlte.

„Wir ſtreiten uns über die Breite des Helleſpont."

„Die Meerenge iſt nicht breit, die Strömung aber ſehr heftig," erwiederte Byron mit beinahe kindiſcher Freude. „Ich brauchte über eine Stunde, eh' ich

hinüber kam. Aber glauben Sie mir, es war ein gut Stück Arbeit! Dieſen Ruhm wird mir Keiner ſo leicht ſtreitig machen."

Helene ſeufzte, als ſich die Geſellſchaft entfernt hatte und ſie mit ihren Empfindungen wieder allein war. „Nein," ſprach ſie entſchloſſen zu ſich ſelbſt, „ich will dem Gedanken nicht mehr Raum geben in meinem Herzen. Ich war beruhigt, ich will es bleiben; aber ich werde den entſetzlich Gefährlichen auch nicht mehr ſehen, ausgenommen — hier zitterte ihre Stimme, des Unrechts ſich bewußt, dem ſie Worte leihen wollte — ausgenommen, wenn er einmal recht unglücklich werden ſollte! Warum gibt es Individuen unter Frauen und Männern, die immer nur hinreißen und doch immer nur den gefeſſelten Theil elend machen? Sollten ſich in ihnen etwa jene unſeligen Seelen verpuppen, die unheimlich eine ähnliche Exiſtenz führen müſſen, wie die Kometen unter den Geſtirnen? — Und dieſer Byron, halb Gott, halb Dämon in Allem was er thut, ſagt, denkt! — Still! Er ſei vergeſſen, weil ich glücklich zu ſein mich ent-

ſchloſſen habe. Er wird aber noch vielen Frauen das Herz brechen — ſehr vielen."

Die arme, dem Geſchick und ihrem Herzen trotzende Frau ſtand vor ihrem Trumeau und zerpflückte die Blumen, womit ſie ihr ſchönes Haar geſchmückt hatte. „Sein Blick ruhte liebevoll fragend darauf. Ich mag ſie nicht mehr ſehen, am Ende hätte ſich ſein Auge darin verborgen und blitzte mir daraus entgegen. — So! Jetzt biſt Du nicht mehr für mich vorhanden, Himmelsauge, auf deſſen Grunde Gluthen der Hölle rollen."

Helene vernahm ein leiſes, tiefes Schluchzen. Sie wendete ſich um und entdeckte in einem düſtern Winkel des Zimmers ihre Freundin Alice, das Geſicht in beide Hände gedrückt, und ſo vorwärts gebeugt auf einem Tiſche ruhend. Neben ihr lag Childe Harold. „Was iſt Dir, gute Alice? Warum weinſt Du?" fragte Helene theilnehmend, den eigenen Schmerz über das Leid der Freundin vergeſſend.

„Ach, liebe Helene," verſetzte Alice, indem ſie die thränenden Augen zu ihr erhob und die zarten Hände

gegen ihre Stirn drückte. „Ich wünschte doch sehr, noch im Besitze des Agatsteines zu sein! Weißt Du, des Amulets gegen die Liebe."

„Wie! Gute, liebe Alice, bist Du auch von ihm verwundet worden?"

Das Mädchen schüttelte zwar den Kopf, weinte aber fortwährend, und Helene hatte guten Grund zu glauben, die so lange Unempfindliche sei unheilbar, bis auf's Leben von einem Blicke Byron's getroffen.

3.

Lord Byron hatte einen großen Theil der Nacht hindurch gearbeitet. Seine Phantasie und sein Herz zogen ihn vereint nach Griechenland, wo er Alles fand, was sein Talent bedurfte. Er arbeitete am „Corsar," jenem düstern, in orientalischen Farben prangendem Gedichte, von dem er in scherzender Schwermuth zuweilen äußerte, er selbst sei bei den erzählten Begebenheiten eine handelnde Person gewesen. — Es war schon hoch am Tage, als er aus unruhigen Träumen erwachte. Fletcher trat ein mit

Briefen, Visitenkarten und Zeitungen. Auch einige Paquete, Manuscripte enthaltend, waren angekommen, Productionen junger Dichter, die um Byron's Verwendung und Protection baten. Unserm Freunde erschien diese unerwartete Wendung seines Schicksals beinahe mährchenhaft, der Einfluß aber, den sie auf sein Gemüth hervor brachte, war kein günstiger. Denn von Natur dazu geneigt, die Menschen gering zu achten, sah er in dieser Verehrung seines Talentes nur die Charakterlosigkeit des Zeitalters, die Verderbtheit des menschlichen Herzens, dem nichts mehr ursprünglich heilig ist. Er achtete daher auch nur in so weit auf den Weihrauch, der ihm öffentlich und im Geheim gestreut wurde, als seine Eitelkeit sich dadurch geschmeichelt fand. Die Opfernden selbst blieben ihm größtentheils gleichgültig.

„Es war für ihn eine erheiternde Zerstreuung während des Frühstücks, das nur aus einer Tasse starken Thee's ohne irgend eine Zuthat bestand, die eingelaufenen Briefe, die klugen und thörichten Lobpreisungen aus der Ferne und Nähe zu lesen. Beach-

tenswerth fand er darunter nur die anonymen Billets, am meiſten dann, wenn Styl und Handſchrift eine Dame verriethen. Ueber ſolchen Billets vertändelte Byron oft viele Stunden, ohne irgend Anſtalt zu treffen, die verſchleierten Bewunderer ſeines Genius kennen zu lernen. „Sind es ehrlich gemeinte Herzensäußerungen, ſo melden ſie ſich," ſprach er zu ſich ſelbſt. „Keine Frau, kein Mädchen iſt ſo frei von Eitelkeit und Neugier, um dauernd nur ſtillſchweigend oder maskirt zu bewundern." Unter der diesmaligen Sendung aber intereſſirten ihn doch zwei Briefe ſehr lebhaft. Einer derſelben war „Alice" unterzeichnet. Die Verfaſſerin, deren Bild ihm nur undeutlich noch in der Erinnerung vorſchwebte, forderte mit ſchmerzlich bangen Worten einen Agatſtein von ihm zurück, deſſen ſchalkhafte Entwendung ſie ihm Schuld gab. Byron erinnerte ſich endlich des magiſchen Steines und der wunderlichen Veranlaſſung ſeines Raubes. Er mußte jetzt über ſeine Schwäche, ſeine abergläubiſche Einfalt lachen. „Das gute Kind," ſprach er, den ſorgfältig verwahrten Stein in ein Käſtchen ver-

ſchließend, „wahrſcheinlich macht irgend ein treuloſer Mann ihrem Herzen viel zu ſchaffen, und da ſoll nun ein in frühern Tagen erprobter Talisman neue Wunder bewirken. Deine Bitte ſoll erfüllt werden. Möge das Amulet ſich Dir nur kräftiger zeigen als mir! Denn ich habe leider die Erfahrung gemacht, daß die Liebe aller Otren unſerm Herzen Hinterhalte legt und uns überwältigt mit und ohne geweihten Agatſtein!"

Er ſchrieb einige verbindliche, ſeine Thorheit entſchuldigende Worte dazu, und überſendete Stein und Brief der beunruhigten Bittſtellerin. Das zweite Schreiben war von Mary, die ſchon ſeit längerer Zeit von ihrem Gatten geſchieden, jetzt von dem Geräuſch der Welt zurück gezogen in London lebte. Mary bat ihn um eine Zuſammenkunft, die ihrer Behauptung zufolge ſein eigenes Wohl betreffen ſollte. Byron ward von dieſer Einladung ergriffen, erſchüttert. Muthig und unerſchrocken traute er ſich doch nicht genug Kraft zu, um eine länger dauernde Unterhaltung mit ſeiner Jugendgeliebten ohne äußerſte Auf-

regung eingehen zu können. Er war lange unentschlossen was er thun sollte. Sein Verstand mahnte ihn ab von dem Schritte, sein Herz bebte in schmerzlicher Sehnsucht dem Augenblicke einer Wiedervereinigung entgegen.

In Scheu und Verlangen fand sein Denken keinen Ausweg, sein Wille keine Entscheidung, und er griff, obwohl er ein solches Verfahren bei ruhigem Blut lächerlich fand, zu dem Zufallsspiel durch Losung. Mary's Bild, das er an einer Haarkette fortwährend auf der Brust trug, sollte den Ausschlag geben. Er legte es flach auf die Hand, mit dem Gesicht nach oben gekehrt. Fiel es, in die Luft geworfen, in gleicher Lage wieder zurück auf seine Hand, so wollte er Mary wieder sehen, wenn nicht, in theilnehmend dankenden Worten eine Ablehnung des Antrages an sie senden. Mit ungestümem Herzklopfen schleuderte Byron das theure Medaillon bis fast an die Decke des Zimmers, es wirbelte im Fluge rasch um seine Achse und als es herab fiel, schloß Byron scheu die Augen, als fürchte er Gewährung, besorge eine ver-

neinende Antwort vom Schickſal. Jetzt öffnete er ſie wieder, Mary's freundlich lächelnder Blick begegnete dem ſeinigen. Er zitterte vor Freude, vor Bangen, und konnte die Stunde kaum erwarten, die Mary für eine ungeſtörte Unterredung feſtgeſetzt hatte. —

Auf einem Square des Weſtends in einem kleinen, aber artig eingerichteten Hauſe lebte Mary unter dem Namen Miſtreß Chaworth ſchon ſeit vielen Monaten. Es bangte ihr nicht weniger, als Byron, vor der erwünſchten Zuſammenkunft. Ihre edle, ſchlanke Geſtalt in die ernſte Wittwentracht gehüllt, da ſie als ſolche leben und gelten wollte, gab den ſchmerzlich melancholiſchen Zügen einen rührenden Ausdruck, und war auch der erſte Duft der Jugend bereits verloren gegangen, ſo konnte Mary doch noch immer für ein außerordentlich ſchönes Weib gelten. Auf ihrem nur mit leiſem Roſenhauch überdufteten Antlitz weinte der frühere Lebensübermuth in holdem Lächeln, und konnte ein tiefes Gemüth gewiß leichter feſſeln, als der tändelnde, hin und wieder hüpfende Scherz, mit

dem die unerfahrene Mädchenwelt lockt, irrt, täuscht und verhöhnt. —

Obwohl sich Byron von Mary vergessen glaubte und ihrem Benehmen zufolge ein Recht dazu hatte, war doch ihr inneres Auge fortwährend fast auf alle Schritte geheftet, die Byron zu thun veranlaßt wurde. Mit Schmerz und bitterm Kummer hatte sie die Schwelgereien des ehemaligen Geliebten vernommen und oft in vergrößertem Maßstabe durch ihren ungebildeten Gatten ein wahrhaft verabscheuungswürdiges Gemälde seiner Thorheiten entwerfen hören. Das Herz der Liebe richtet aber immer milder und auch gerechter als die kalte Theilnahmlosigkeit der Welt. Sie verzieh, was sie nicht entschuldigen konnte, und erkannte in Vielem nur den unbefriedigten Drang eines übervollen Herzens, das regellose Aufleuchten eines Geistes, der seinen Wirkungskreis noch nicht gefunden.

Die Kunde von Byron's Rückkehr aus Griechenland ereilte sie schon in ihrem stillen Asyl. Dahin fand auch einige Monate später der wachsende Ruhm

des Geliebten ſeinen Weg, und Mary müßte gefühllos oder neidiſch geweſen ſein, hätte ſie über dieſe Wendung in Byron's Leben ſich nicht innigſt gefreut. Sein Name konnte jetzt nicht mehr leicht genannt werden, ohne auch in entfernteren Kreiſen leiſe nachzuklingen. So ward denn Mary gar bald von den Neigungen des noch immer gleich empfänglichen Dichters unterrichtet. Dies allein und die vielen ſich oft widerſprechenden Gerüchte, mit denen ſich die Welt trug, vermochten ſie zu dem Schritte, den ſie gethan und der ihr Herz nicht weniger erſchütterte, als den ungeſtümen, leidenſchaftlichen Dichter.

Byron war befangen, doch ruhig, als Mary ihm mit traulicher Zuvorkommenheit die Hand reichte und zum Sopha führte. Ein ſchöner Knabe von ungefähr fünf Jahren ſpielte mit einem Regiment bleierner Soldaten und bot dem Fremden ohne Scheu die Wange zum Kuß. „Du haſt ja ein paar Spiegel im Geſicht," ſagte das Kind recht herzlich lachend, „ich ſehe zwei George! Jetzt nicht mehr; wenn Du die Stirn ſo kraus ziehſt, haben die beiden Jungen

ganz breite Geſichter. Du machſt ſicher Carikaturen wie Jenkins. Das kannſt Du ſein laſſen. Mutter ärgert ſich drüber."

Byron nahm den Knaben auf den Schooß und ſuchte das anfangs etwas einſylbige Geſpräch nach und nach zu beleben. Der kleine Georg gewöhnte ſich an den Fremden und neckte ſich mit ihm. Mary gedachte der vielen Triumphe, der ehrenden Auszeichnungen, die Byron erlangt hatte, mit warmer Anerkennung, und dieſer war eine viel zu offenherzige Natur, um ſelbſt von zarteren Siegen oder deren Hoffnungen lange zu ſchweigen. Der Name Annabella entſchlüpfte ſeinen Lippen.

„Kennen Sie Miß Bella?" unterbrach ihn Mary.

„Schon ſeit Wochen. Wir ſtehen in lebhaftem Briefwechſel und ich muß bekennen, daß Miß Bella's Verſtand ſelbſt meines Herzens Blöße erlauſcht hat. Von Gemüth ganz Mädchen, ganz Weib, ringt ſie in geiſtiger Klarheit mit den vorzüglichſten Männern um die Wette. Glauben Sie mir, Mary — Miſtreß

Chaworth — Miß Bella entzückt, reißt hin und hat ein Recht, über ihre Siege zu lächeln."

„Sie werden ſich bald vermählen, Mylord?"

„Vielleicht! — Wenn mein Herz noch lieben könnte, wenn es geliebt würde —? Es iſt auch möglich, daß ich wieder in's Ausland gehe. Wir Poeten ſind ein unbeſtändiges, unzuverläſſiges Völkchen. Unſere Gefühle ſind ſchöner als wahr, unſere Gedanken leuchten, ohne zu wärmen, am wenigſten, ſo lange ſie noch in ihrem Käfig ſitzen. Dann ſchlafen ſie nur, Mary, oder zwitſchern unharmoniſch. Flügge und des Anhörens werth macht ſie allein krampfhafter Schmerz, afrikaniſche Gluth des Gebirnes — mit einem Worte, die Todtenklage über verloren gegangenes Glück." —

Byron's Stirn ſank auf Mary's zitternde Hand herab. Sanft zog ſie dieſelbe zurück, Byron's flammendes Auge traf fragend, halb zornig, den ruhigen Blick der ſchönen Frau.

„Mit ſolchen Gedanken und Empfindungen würden Sie ſchwerlich glücklich werden in der Ehe."

„Warum? Wie kommen Sie darauf?“ verſetzte Byron. „Habe ich geſagt, daß ich mich verheirathen werde?“

„Ihr Mund hat es nicht geſagt, Ihr Auge aber, Ihr Herz, Ihre Leidenſchaft verrathen es mir. Gordon,“ fuhr Mary mit ſanfterer, bittender Stimme fort, „ich darf Sie wohl nicht an frühere Tage erinnern, um Sie zu überzeugen, daß ich es redlich mit Ihnen meine. Nicht mein ſelbſt verſchuldeter Schmerz, mein verlorenes Glück weint an Ihrem Herzen; die Bitte, die mich Sie hierher rufen ließ, beſteht darin, Sie zu beſchwören, Gordon, daß Sie nicht zu raſch, zu leidenſchaftlich Ihr künftiges Geſchick einer unerforſchten Aufwallung Ihrer Gefühle opfern mögen! — O hören Sie mich, Gordon! Miß Bella iſt Ihnen nicht gleichgültig, ich weiß es, und mir iſt Bella nicht unbekannt. Sie iſt ſchön, verführeriſch, ein Weib, vielleicht das trefflichſte, aber keine Gattin für Sie! Gordon, wenn das Licht des Morgenſterns von Annesley-Hall,“ ſetzte ſie mit bezauberndem Lächeln hinzu, „noch nicht ganz am Himmel Ihrer

Erinnerung erloſchen iſt, ſo verſprechen Sie, meine Bitte zu beachten. — Sie ſollten gar nicht heirathen!"

Byron hatte mit wechſelnden Empfindungen dieſe Ermahnungen Mary's angehört. Er fühlte ſich ergriffen und die Wahrheit des Geſagten leuchtete ihm ein. Nur die Schlußworte erweckten einigen Verdacht gegen die Reinheit von Mary's Abſichten. Der ſie begleitende Seufzer ſchnitt tief in ſein Herz, aber nicht wohlthuend. Sprach Mary vielleicht ſo warm für ſein Wohl, weil ſie das ihrige mit dem ſeinigen verknüpft wünſchte oder bereits ſah? Dieſer Gedanke ſchon verletzte Byron's Stolz, ſeine Theilnahme an Mary ſchwand, alle Qualen, die ſie ihm verurſacht, arbeiteten in ſeinem übervollen Herzen. Dennoch ſchwieg und bemeiſterte er ſich. Unſicher doch ruhig verſetzte er:

„Sie haben Recht, Miſtreß Chaworth. Iſt es ſchon unklug, wenn ein Poet ſich vermählt, ſo würde es dem Wahnſinne ähneln, wenn ich in meiner Eigenſchaft als Menſch und Dichter einen ſolchen

Schritt wagen wollte! Nur eins ist ärgerlich: Was fangen wir zuletzt an mit den Geliebten, die uns doch Zufall und Leichtsinn in die Arme führen? Eine verlassene Geliebte wird nie unsere Freundin werden und wenn sie für uns sterben könnte. Und von feindlich gesinnten Frauen sich umgeben zu wissen, das, Mary, heißt mit dem Teufel sich duzen und doch Priester sein wollen!"

„Sie sind berühmt, Gordon," versetzte Mary nach einer Pause, „die Muse wird Ihnen mehr Freuden gewähren, als der leichte, täuschende Rausch der Liebe."

„O die ganze Welt für eines Weibes Kuß!" rief Byron aufspringend. „Was gilt mir Poesie und Ruhm, wenn das Blut in meinen Adern siedet! Ich verwünsche es nur, daß ich nicht in einer einzigen Umarmung alle Liebe auf Erden auf einmal genießen, für ewig aufzehren kann. Ein Flammengeist wünschte ich zu sein, damit sich nach mir Keiner rühmen könnte, zu fühlen, was mich vernichtet hat! Nein, Mary,

nein, ein Kuß, ein Herzſchlag der Liebe iſt mehr werth, als Homer und Shakeſpeare!"

Mary ſchwieg. Der leidenſchaftliche Ausbruch Byron's hatte ſie eingeſchüchtert. Einem ſolchen zügellos tobenden Gemüth war die Sanftmuth ihrer ſorgenden Milde nicht gewachſen. Da Byron ſich anſchickte zu gehen, machte ſie keinen Verſuch, ihn noch länger zu halten. Mit dem ſeelenvollſten Blick, der ihr zu Gebote ſtand, reichte ſie dem Scheidenden die Hand. „Ich meinte es gut, Gordon, und wünſchte Sie gern vor der Trübſal zu bewahren, die — mich ſelbſt betroffen hat."

Ihre Stimme zitterte, die letzten Worte waren kaum hörbar. Byron antwortete nicht, nur ein Blick traf ſie, der heiß, glühend, verſengend, wie aus einem Vulkan, in ihre Seele fiel. Mary bedurfte Wochen um ihn zu vergeſſen.

„Wenn Du wieder kommſt, fremder Mann, ſo ſprich leiſer. Meine Mutter zittert. Du kannſt mir Pferde mit bringen," ſprach Georg. Byron reichte ihm die Hand. „Sei erſt artig," ſagte der Knabe

und zog die ſeinige zurück. Der Dichter runzelte die Stirn, ging und ſah Mary niemals wieder.

4.

Wir überſpringen einen längeren Zeitraum in dem Leben unſeres Freundes, das innerhalb der Grenzen eines Jahres zwiſchen neuen Triumphen und wüſten Zerſtreuungen ſchwankte. Sein raſtlos thätiger Geiſt, ſein begehrendes Herz ließen ihn vergeblich auf die Ruhe warten, die er ſich wiederholt wünſchte. Die Geſellſchaft, mochten auch luxuriöſer Glanz und Schönheit ihren Werth erheben, genügte ihm nicht, denn ſie verſchaffte ſeinem gährenden Gedankenleben keine Erleichterung. So zwang ihn oft die Erſchlaffung inmitten zahlloſer Zerſtreuungen zu ungewöhnlichen Aufreizungen ſeine Zuflucht zu nehmen, und häufig ſah den gefeiertſten Dichter Englands der erwachende Tag bleich, mit ſchwerem Kopf und unbefriedigtem Herzen aus einer Taverne zurück in ſein Hotel wanken, wo neue Huldigungen ſeiner warteten, die er eben ſo mürriſch bei Seite ſchob,

als ſie in glücklicheren Stunden ihn erheitern konnten.

Ueberdruß, Verſtimmung und beleidigte Eitelkeit vertrieben ihn aus London. Er bedurfte wieder der Einſamkeit, um ſich ſelbſt, ſein verſchüttetes Gefühl, den Troſt der Dichtkunſt wieder zu finden, deren Muſe über den Unglücklichen weinte. Die Zelle in der Abtei Newſtead hatte ihn abermals freundlich, tröſtend aufgenommen. Dort leuchtete jetzt wieder tief in die Nacht hinein die ſtille Flamme ſeiner Lampe und warf blaſſe Streiflichter hinunter in den Kloſtergarten. Zu beiden Seiten ſeines Arbeitstiſches waren antike Büſten aufgeſtellt, auf dem Pulte ſelbſt prangten die beliebten Schädel auf ihren ſilbernen, fein gearbeiteten Faſſungen. Ein vergoldetes Crucifix und ein Schwert in vergoldeter Scheide hingen darüber. Die kleine Handbibliothek war ausgeſucht und die ſtäte Erholung des Dichters, wenn ein längerer Anfall von Melancholie jeden Hausgenoſſen bei Gefahr ſeines Lebens von ihm fern hielt. In ſolchen Stunden ſchien Byron mit der Bedürftigkeit der menſchlichen

Natur nichts gemein zu haben. Er konnte faſt ohne Speiſe und Trank leben, und nur, wenn er zwei Tage lang dem ſtrengſten Faſten ſich unterzogen, erſchien er wieder unter Menſchen. Jetzt ſanft, hingebend, liebeweckend, liebebedürftig. Das wilde Feuer ſeiner Augen war gemildert zu einem ſchwärmeriſchen Glanz, der alle Herzen berückte. Seine Stirn, weiß wie cararischer Marmor, ſchien zu leuchten von eben ſo erhabenen als furchtbaren Gedanken.

Es war nicht zu verwundern, daß ſelbſt ſeine treu ergebenſten Diener über dieſe außerordentliche Lebensart ihres Gebieters wunderliche Gedanken hegten. Einige glaubten, ein türkiſcher Zauberer habe ihn für gewiſſe Tage des Verſtandes beraubt, Andere hielten den armen Herrn mit einer unſühnbaren That belaſtet, während die Dritten für die Meinung ſtritten, es liege ein ſolches halb tolles Treiben in der Familie der Byron, die von jeher mit dem Teufel in Verkehr geſtanden habe. Unter dieſen Letzteren befand ſich der alte Murray, deſſen Stellung

wenigstens vermochte, daß anders Denkende nicht laut ihre Ansichten aussprachen.

Wir begleiten den Dichter an den Ort seines schauerlichen Einsiedlerlebens. Es ist Mitternacht, er sitzt schreibend am Pult, schweigsam, mit so furchtbar gefalteter Stirn, als arbeite ein Ungeheures, allen Menschen Feindlichgesinntes in seinem Gehirn. Schlagen wir einige der Blätter zurück, über die sein Kiel in zitterndem Fluge gleitet. Sie werden uns die Kämpfe eines Menschen, eines ungewöhnlichen Geistes enthüllen.

Aus Byron's zerstreuten Gedanken.

„Nur Gott weiß, was uns taugt, er lenkt Alles zum Besten, so sagt man. Ich habe dies entgegen zu halten: Zuletzt lasse ich mir den Glauben nicht nehmen, daß die Menschen sich einander mehr Uebles zufügen, als ihnen der Teufel selbst zufügen könnte."

„Wir sollen das Traurige vergessen und zu unsern alten selbstsüchtigen Trostgründen, oder vielmehr zu unserer trostreichen Selbstsucht Zuflucht nehmen."

„Das Weltall ist ein Buch, von dem man nur die ersten Seiten gelesen hat, wenn man außer seinem Lande kein anderes sah. Ich habe eine große Anzahl durchblättert und alle schlecht befunden. Diese Prüfung war nicht unnütz. Ich haßte mein Vaterland, aber die Fehler der verschiedenen Völker, unter denen ich lebte, haben mich zum Theil wieder mit ihm ausgesöhnt."

„Seltsam, ich setzte meinen Kopf nie ernstlich an einen Wunsch, ohne ihn zu erreichen — und zu bereuen. Ich fange an, mit den guten alten Magiern zu glauben, daß man nur für das Volk, nicht für den Einzelnen beten solle; das würde aber nach meinem Princip nicht sehr patriotisch sein."

„In den vereinigten Staaten beginnt man meine Verse zu verdauen. Das sind die ersten Zeitungen, deren Klang wie Ruhm in mein Ohr dringt — gelesen zu werden an den Ufern des Ohio! In einem fernen, erst entstehenden Lande beliebt zu sein, ist eine Art von Vorgefühl des Ruhmes nach dem Tode."

„Ich habe ein Gedicht in's Feuer geworfen, das recht luſtig aufloderte und den Plan zu einem andern weggeraucht. Ich wollte, das Denken ließe ſich eben ſo leicht entfernen, denn wenn ich's zu arg treibe, ſo glaub' ich, mein Verſtand wird die Regierung niederlegen."

„Zieht man vom Leben die Kindheit ab, (die nur Vegetiren iſt) — den Schlaf, das Eſſen und Vollſchwemmen, das Auf- und Zuknöpfen, — wie viel bleibt von kernhafter Exiſtenz? Der Sommer einer Feldmaus."

„Sonderbar, ein wirklicher Wollüſtling wird nie ſeinen Geiſt der gemeinen Wirklichkeit hingeben. Nur dadurch, daß wir das Irdiſche, das Materielle, das Phyſiſche unſerer Vergnügungen erhöhen, indem wir den Gedanken daran verhüllen, oder wenigſtens nie geradezu gegen uns ſelber nennen, können wir allein verhüten, daß er uns nicht widerlich wird."

„Die Gegenwart eines Frauenzimmers hat für mich immer etwas Erweichendes; ſelbſt, wenn ich nicht in ſie verliebt bin, theilt ſich mir ein ganz eigener

Anhauch von Milde mit, den ich mir nicht erklären kann, weil ich eben keine große Vorſtellung vom ſchönen Geſchlecht habe."

„Glücklich fühle ich mich nicht, wenn ich allein bin, aber ruhiger macht mich die Einſamkeit. In Geſellſchaft kann ich weit weniger ausdauern, ſelbſt nicht in der des Weibes, das ich liebe — Gott weiß es nur zu gut und der Teufel vermuthlich auch — Gleich ſehne ich mich wieder nach meiner Lampe, wie es mir ſcheinen will — um meine Gedanken zu ſuchen. Sie ſchwärmen ewig — warum? Wahrſcheinlich ſollte in der Stunde meiner Geburt eine Revolution im Himmel ausbrechen. Wäre ſehr vortheilhaft geweſen."

„Eine Frau würde meine Rettung ſein? Gut. Doch wenn ich liebe, werde ich eiferſüchtig ſein und gerade deshalb werde ich nicht lieben. Auch fürchte ich mein Temperament und beſorge, es würde mich zu einer von unſern orientaliſchen Arten der Rache verleiten. Darum will ich nichts davon wiſſen, ſondern lieber allein und einſam bleiben, obgleich es mir

wohl lieb wäre, dann und wann Jemand zu haben, der mit mir gähnte."

„Wenn ich erst eine Frau habe und die Frau bekommt einen Sohn — wer auch immer daran schuld sein mag — so will ich meinen Stammhalter so unpoetisch erziehen, als nur möglich. Er soll Jurist werden, oder Seeräuber, oder — sonst was. Schreibt er aber auch, so erkenne ich ihn nicht an und jage ihn fort, mit einer Banknote in der Tasche und dem Fluche: Mögen Dich alle Weiber lieben! Das brächte ihn bei Zeiten zur oder von der Vernunft, und in beiden Fällen wäre ihm geholfen." —

„Ich bin seit vier Tagen nicht aus dem Zimmer gegangen, aber ich habe mich der Motion wegen täglich eine Stunde mit Rufhton bei offenen Fenstern gehört, um mager zu bleiben und das Aetherische in mir zu erhalten. Je heftiger die Ermüdung, desto aufgelegter fühle ich mich für den Tag; und dann haben meine Abende diese stille Aufgelöstheit eines abgespannten Hinschwindens, die mir so wohl behagt. — — Ich muß aber bald auf eine Beschäftigung

denken; mein Herz fängt wieder an, an sich selbst zu nagen."

„Gibt es Etwas jenseits? — Wer weiß es? — Der's nicht sagen kann. Wer sagt, es gibt eins? — Der's nicht wissen kann. — Vielleicht, wenn er's nicht erwartet, und auf alle Fälle, wie er's nicht wünscht. In dieser letzten Hinsicht indessen sind sich nicht Alle gleich. Es beruht großentheils auf Erziehung — etwas hängt vom Nervensystem und von der Gewohnheit ab — das Meiste aber von der Verdauung."

„Ach Gott, ich wollte ich wäre auf einer Insel, die mir allein gehörte! — Ich bin nicht wohl, und doch sehe ich gesund aus. Zu Zeiten fürcht' ich, ist's mit meinem Verstande nicht ganz richtig; — und doch haben mein Herz und mein Kopf manchen Stoß ausgehalten, und was fehlt ihnen denn eigentlich jetzt? — Sie nagen aber an sich selbst und quälen sich ab, und ich bin elend — recht elend — „Ich bitte Dich, mach' mir doch diesen Knopf auf — warum haben denn Katzen, Ratten, Hunde ein so

zähes Leben — und Du gar keins?" Sechs und zwanzig Jahre alt, heißt es; ei, in der Zeit hätte ich Pascha werden können und sollen. „Ich fange an, der Sonne überdrüßig zu werden."

„Ich begreife nicht, wer zum T—l solch eine Welt machen konnte! Was sollen z. B. Stutzer — und Könige — und Professoren — und Weiber von gewissen Jahren — und viele Männer und von jedem Alter — und ich vor Allen!"

„Mäßig sein ist eine Qual, aber an der Einsamkeit finde ich so viel nicht auszusetzen. Je mehr Menschen ich sehe, desto weniger gefallen sie mir, nämlich die Männer. Könnte ich das von den Weibern nur auch sagen, so ginge Alles gut. Und warum kann ich's nicht? — Ich bin jetzt sechs und zwanzig Jahre alt, meine Leidenschaften haben genug bekommen, sich abzukühlen, mein Herz mehr als genug, um welk zu werden — und doch — und doch — immer doch und aber — „Vortrefflich, Ihr seid ein Fischhändler" — „geh' in ein Nonnenkloster" — Sie foppen mich, bis es bricht."

„Die Bourbons ſind wieder eingeſetzt? — „An den Galgen mit der Philoſophie!“ Wahrhaftig, ich habe lange mich und die Menſchen verachtet, aber nie zuvor hab' ich meinem eigenen Geſchlechte in's Geſicht geſpieen. — O Narr! Ich werde wahnſinnig!“

Durch ſolche Aeußerungen, bei nächtlicher Weile auf's Papier geworfen, ſuchte Byron den Stürmen ſeines Innern zu begegnen. Es waren immer nur Exclamationen, aus Stimmungen des Augenblicks hervorgegangen, ohne Zuſammenhang und dauernde Beziehungen zu ihrem Urheber. Conſequenz lag überhaupt nur in ſo fern in Byron, als Handlungen und Gedanken ſich bei ihm in einem gewiſſen Kreislaufe wiederholten. Nur geſtalteten ſich beide immer excentriſcher, weil ihm von Jugend auf ein geeignetes Terrain für Uebung und angemeſſene Pflege ſeiner rieſenhaften Kräfte gemangelt hatte. So kehrte ſich Alles bei ihm nach Innen, nagte ſein Herz an und vergiftete das edelſte Blut. Selbſt der beiſpielloſe

Ruhm, den er gewonnen, ward ihm zu Gift; denn blieb er ihm dauernd treu, so mußte das Einerlei dem Unruhigen langweilen, und löschte Befeindung die ihm angezündeten Opfer aus, so stachelte ihn diese Ungerechtigkeit zu Extravaganzen, die man ihm bisher nur andichtete. Auf allen Seiten war Anreiz zu bedeutenden Thaten, nirgends aber ein Ziel, nach dem es ihn unwiderstehlich hinriß.

Nach ein paar ähnlich zugebrachten Nächten erschien er milder als sonst, und einige Freunde, die unterdeß in der Abtei angekommen waren, ließen nicht ab, durch Bitten und Ueberredung in ihn zu dringen, doch ja etwas Entschiedenes für seine Selbstrettung zu thun. Byron hörte sie ruhig an. „Was soll ich machen?" fragte er sie endlich. „Sagt mir grad' heraus, was Ihr fordert."

„Sie müssen sich verheirathen, Freund," antwortete der Vertrauteste. „Der Umgang mit einem schönen weiblichen Wesen, das Sie liebt, wird Ihnen Ruhe und Freuden bringen; und neckt Sie der böse Dämon, so weiß ihn das Auge der liebenden Gattin

gar verständig zu bändigen. Wer hätte auch größere Ansprüche auf das höchste Erdenglück als Sie! Gefeiert von halb Europa, bewundert von Allen, geliebt von den Edelsten, in strotzender Kraft und Blüthe der Jugend, wie Ihres beglückenden Talents; so müssen Sie hinreißen, und wenn Sie nur irgend Kleinigkeiten Ihrem eigenen Besten zu opfern verstehen, so ist jeglicher Wunsch Ihres Herzens befriedigt."

„Eure Rede hört sich ganz lustig an," versetzte Byron, „aber nun seht meine Erwiederung!" Er führte die Freunde auf sein Zimmer und langte aus einem Wandschranke eine Menge Papiere. „Seht," fuhr er fort, „das sind die seltenen Gaben, die ich einem Weibe außer meinen übrigen anrüchigen Außergewöhnlichkeiten noch zum Ueberfluß zu bieten habe. Hier eine Schuldenlast von siebenzigtausend Pfund Sterling, Kleinigkeiten nicht mit eingerechnet. Vernachlässigte Kohlengruben, in die ich mich selbst verfügen muß, wenn ich Vortheil daraus ziehen soll, obwohl ich nicht mehr davon verstehe, als von dem

Otaheiti'schen, und endlich ein halb verfallener Stammsitz, dessen gründlicher Ausbau mich vollends in's Unglück stürzen würde. Seht, Freunde, das müßte ich dem Weibe meiner Wahl sagen."

„Possen!" riefen diese. „Wollen Sie ein Thor sein? Wählen Sie eine reiche Erbin, und Glück und Credit sind Ihnen gesichert."

„Ich bin zu linkisch — lahm, wie mein Fuß. Verdammt sei die Hexe, die mich so verunstaltete!"

„Kennen Sie Miß Suffield? — Oder Lady Crawford? Eine junge Wittwe, ein und zwanzig Jahre alt — außerordentlich reizend und sehr schwer, Gordon, bei Gott! Hat ihre zwölf tausend Pfund jährlich! — Ueberdies noch ein einziges Kind, dem eine bedeutende Erbschaft gewiß ist."

„Ihr wißt, ich hasse bloße Geldheirathen," versetzte Byron, zog eine Pistole aus der Tasche und zerschoß damit eine Wasserflasche, die auf dem Kaminsims stand.

„Gott, wie Sie einen erschrecken können! Das

sind offenbare Tollheiten, denen Sie entsagen müssen, wenn Sie heirathen."

„Wenn ich heirathe," wiederholte Byron und zerschmetterte durch einen zweiten Pistolenschuß eine andere Flasche. „Ich habe seit zwei Tagen blos gesodawassert und ärgere mich über jede leere Flasche. Sehe ich die Scherben, so gebe ich mich zufrieden. Das Zerstören gehört einmal zu meinen Leidenschaften. Das sage ich Euch, wenn ich heirathe, so muß ein Contract festgesetzt werden, daß meine Frau diesem Zerstörungseifer keinen Eintrag thun darf."

Die Freunde lachten, der eifrige Kuppler war unermüdlich, dem Lord neue heirathsfähige Mädchen zu nennen. „Ach ja," fuhr er fort, „wie heißt doch die schöne Tochter Sir Ralph's, von der Sie vor Jahr und Tag so bezaubert waren?"

Byron schleuderte das Pistol zu Boden. „Hol' sie — doch ja, sie ist schön und äußerst reizend. Ich habe mich schon einmal in sie verliebt und — verdammt sei ihr Trotzkopf! — Annabella schreibt reizende, verführerische Briefe."

„Gerade dieſe paßt für Sie," ſagte der Vertraute. „Sie iſt ſchön, jung, klug, vermögend, und verſteht kleine Fehler an einem ausgezeichneten Manne von dem rechten Geſichtspunkte aus zu beurtheilen."

„Ihr laßt mir keine Ruhe," verſetzte Byron, „bis ich mich ſelbſt in's Joch ſpanne. Sei's denn verſucht, und was gut iſt, möge geſchehen!"

Er ſetzte ſich auf der Stelle nieder, und hielt bei Sir Ralph um die Hand ſeiner Tochter an. Als der verhängnißvolle Brief abgegangen, überließ ſich Byron mit ſeinen Freunden den üblichen Vergnügungen des Fechtens, Borens und Schiffens auf dem Landſee, Zerſtreuungen, mit denen er gewöhnlich die bei ihm zahlreichen Stunden der Langeweile ausfüllte. Zu Nacht ward eine Schifffahrt mit Fackeln veranſtaltet. Murray mußte die Leitung des kleinen Schiffs übernehmen, was der Alte nur zu gern that, da er dabei Gelegenheit hatte, mit ſeiner geringen Kenntniß vom Seeweſen zu prahlen. Später vereinigte ein gemeinſames Mahl die heiteren Genoſſen, und als der rothe Burgunder in den Kelchgläſern

perlte und die Verſammelten auf eine bejahende Antwort von Miß Bella und eine glückliche Ehe mit ihr die Gläſer leerten, erwiederte Byron in ſorgloſem Frohſinn den ausgebrachten Toaſt und that den Freunden munter Beſcheid. Erſt als er den geleerten Pokal niederſetzte, machte deſſen Anblick ihn erblaſſen. Zittern ergriff ihn, er war einer Ohnmacht nahe. Der Dichter hatte ſein eigenes Wohl und Glück aus jenem Todtenkopfe getrunken, deſſen er ſich früher und auch jetzt noch für gewöhnlich bediente. Byron's Munterkeit war dahin, er verließ ſeine Gäſte und zog ſich in der ſeltſamſten Stimmung auf ſein Zimmer zurück. —

Schlaflos, erwartungsvoll verging die Nacht, die Byron's Vergangenheit von einer verhängnißvollen Zukunft ſchied. Erſt gegen Morgen war er eingeſchlummert. Wüſte, unheimliche Traumbilder ſtörten auch hier ſeine Ruhe. Dumpfe Stimmen nannten ſeinen Namen, es war ihm, als ob ein heftiger Streit von verſchiedenen Parteien um ſein Seelenheil entſtanden wäre, dem er beiwohnen müſſe, ohne irgend

ein Wort der Entscheidung sprechen zu dürfen. Das Geräusch ward endlich so laut, daß er darüber erwachte und wirklich unter seinem Fenster einen heftigen Wortwechsel hörte. Murray's und des fistelnden Francis Stimmen ließen sich nicht verkennen. Jener schimpfte, Dieser strafte im psalmistischen Predigertone. Byron öffnete das Fenster, um zu sehen, was es wohl geben möchte. Murray stützte sich auf einen Spaten, womit er ein Beet umgegraben hatte, und zeigte dem nebenstehenden Weißwade einen Fund, den er gemacht. Ihre Meinungen darüber mußten sehr verschieden sein, denn Francis zeterte entsetzlich und sprach fortwährend von heidnischem Aberglauben und ähnlichen Dingen.

„Bei alledem, Francis, ist er's dennoch," versetzte mit gehaltener Ruhe der alte Haushofmeister. „Ich weiß mich noch recht gut des Tages zu erinnern, wo ihn die Lady — Gott hab' sie selig — verlor. Es war just einen Tag früher, als Se. Herrlichkeit nach Griechenland abreisten. Und Ihr mögt nun jajaen, wie Ihr wollt, Francis, und Knox mit allen schot-

tiſchen Runkköpfen citiren, Recht bleibt doch immer Recht!"

„Nein," ſchrie Weißwade, „es iſt nicht und darf nicht ſein! Ich kann mich des Tages auch noch erinnern, wie denn mein Gedächtniß unter allen Gottesgaben, die mir verliehen worden, die fürnehmſte iſt. Ja, ja! Ein frommer Gang hatte mich nach Hocknall-Turkard geführt, wo Kirmes war, und ich ſchottiſche Lieder in ſchottiſchem Tact und Ton zu ſpielen berufen wurde, und die Kirmes fällt doch, ſo gewiß Knox ein großer Kanzelredner war, acht volle Tage ſpäter, als des unſeligen Menſchen Abreiſe, den Ihr Se. Herrlichkeit nennt. So iſt's, ja, ja!"

„Kerl," erwiederte Murray, „dank's Deinem verfumfeiten körperlichen Styl, daß ich Dich meinen Spaten nicht koſten laſſe. Mein Herr iſt zehnmal frömmer als Du, verdorbener Dudelſacks-Engel, das will ich Dir beweiſen. Es gehört nur lordſchaftlicher Verſtand dazu, um es einzuſehen. Ein Lord, wie mein gnädiger Herr, kümmert ſich den Henker um

so eine piepsende Seligkeit, wie Du und Dein Gelichter sie erhalten werden. Ja, ja!"

„Spott und Hohn tragen die Auserwählten zu ihrer Verherrlichung," entgegnete Francis, verächtlich auf Murray blickend, der jetzt seinen Fund in die Tasche gleiten ließ.

„Worüber streitet Ihr Euch denn?" fragte Byron. „Es scheint Bezug auf mich zu haben. Joe, sprich!"

Kaum hatte Francis des Lords Stimme gehört, als er ohne aufzublicken behend um die Ecke schlüpfte und das Weite suchte.

„Der alberne Tropf!" rief Murray ihm nach. „Das verwimmerte, neu angestrichene Wadenpaar des großen Knox hat nicht so viel Muth als eine Fledermaus! — Was ich doch sagen wollte, Ew. Herrlichkeit," fuhr er fort, zu Byron gewandt, „wie ich da in dem Boden handthiere, finde ich einen goldenen Fingerring, und nun bin ich, mit Ew. Herrlichkeit Erlaubniß, der Meinung, es sei der Trauring Ihrer verstorbenen Frau Mutter. Lieber Gott, wenn

ich's doch noch erleben ſollte, auch an Ihrer Hand ein ſolch Ringel zu ſehen!"

Ein gallonirter Diener ſprengte in den Abteihof. „Bei dem Andenken meiner Mutter," rief Byron die Farbe wechſelnd, „das ſollſt Du erleben, Joë, wenn jener Bote dort eine Antwort bringt, vor der ich zittere wie ein Kind."

Murray ließ vor Freude und Staunen den Spaten fallen. „Des Himmels reichſten Segen über meinen Herrn und ſeine ganze Familie!" rief er, die Hände faltend. Byron war dem Boten entgegen geeilt. Eben als er den Brief eröffnete, gab Murray ihm den wieder gefundenen Trauring ſeiner Mutter. Während des Leſens ſchob er den Goldreif an ſeinen Finger. Das Blatt zitterte in ſeiner Hand, um den Mund zuckte ein wunderlich-höhniſches Lächeln. Er war bleich geworden, bleich wie Marmor. Ein Wink hieß den Boten ſich entfernen. Die Freunde, neugierig, welche Antwort erfolgt ſei, traten in die Halle, Byron ging ihnen entgegen. „Ich habe meiner verſtorbenen Mutter Trauring gefunden," ſprach er,

„den ſie am Tage meiner Abreiſe nach Griechenland verlor. Jetzt ſendet mir ihn das Verhängniß wieder, da es mir eine Braut gibt. Ich nehme das Geſchenk an und werde mich, dieſen Ring tragend, mit Miß Bella verheirathen.“

Die letzten Worte ſprach er ſo leiſe, daß ſie kaum verſtanden wurden. Dann ſchloß er die Augen, als drehe ſich die ganze Welt in tollen Sprüngen um ihn, und ſank in einen Lehnſtuhl.

5.

Angſtvoll röchelnd erwachte Byron am Morgen nach ſeiner Hochzeit aus quälenden Träumen. „Heil Proſerpina!“ tönte es wieder in ſeinem Ohr, ſeine Bruſt arbeitete krampfhaft, er bebte vor den Gegenſtänden zurück, von denen er ſich umgeben und den Traum in grauenvolle Wahrheit verwandelt ſah. Durch die gluthrothen Damaſtvorhänge des Bettes fiel das trübe Licht eines kalten Januarmorgens, und beleuchtete mit blödem Schein die regungsloſe Geſtalt eines Weibes, deſſen Geſicht bleicher war, als

das Kiſſen, auf dem es ruhte. Das dunkle Haar floß aufgelöſt in verworrenen Locken über Nacken und Buſen herab. Da berührte er zufällig die Hand ſeiner Gefährtin und weckte ſie aus dem Schlafe. „Gottlob!“ rief er, aus ſchwerer Bruſt tief aufſeufzend. „Was fehlt Dir?“ flüſterte mit ſüßem Schmeichellaut der Liebe Annabella. „Dein Auge glüht, jede Muskel Deines Geſichtes zittert.“

Byron bemühte ſich zu lächeln. „Es iſt nichts, liebe Bella; mein unruhiger Kopf ſchlug ſich, wie ſchon oft, mit einem hohlen Traumbilde herum. Denke Dir: mir träumte, ich ſei geſtorben, doch blieb mir das volle Bewußtſein meines vergangenen Lebens. Nach meinem Tode ſtieg ich in die Unterwelt hinab, nicht um mich dort für alle Zukunft nieder zu laſſen, ſondern nur als Beſuchender, wie vor mir Ulyſſes. Die Hölle war, ſonderbar genug, durchaus in antikem, klaſſiſchem Styl ausſtaffirt. Ich mußte in dem gebrechlichen Kahne des finſtern Fährmannes über die ſchwarze Fluth ſchiffen und meinen Obolus entrichten. Angekommen in den entſetzlichen Höhlen der Qual

ſah ich in ungewiſſer Ferne verſchiedene Ströme, von ſtürzender Gluth praſſelnd und rauchend. Ich mußte Pluto meine Aufwartung machen, was mich nicht erſchreckte, da er in ſeinem Aeußern Ali Paſcha auf ein Haar glich. Wahrſcheinlich aus Beſorgniß, er möchte, wie mancher König, Unſinn ſprechen, wenn er zum Reden veranlaßt würde, ſaß er ſtumm da und betrachtete mich mit ſtarrem Blick. Neben ihm ruhte ſeine Braut, ein ſchönes Weib, bleich, mit ſchwarzem Haar, melancholiſchem Blick und, wie es ſchien, einigem Abſcheu vor ihrem ſtrengen Gebieter. Es kam mir vor, als würde ſie gegen einen irdiſchen Liebhaber nichts einwenden, und ſo näherte ich mich ihr denn mit ehrerbietiger Verbeugung, legte die Hand auf meine Bruſt und rief: Heil Proſerpina! Darüber erwachte ich und kann Dir verſichern, holde Bella, daß ich ſehr erfreut über die Verwandlung meines Traumes bin. Ich ändere jetzt meinen Gruß und rufe Dir mit dieſem Kuſſe zu: Heil Annabella!"

„Du haſt tolle Träume, Byron. Wenn Du oft ſo träumſt, werde ich zanken."

„Ja," versetzte Byron nachdenklich, „wunderlich ist es nur, daß mir ein solcher Traum für solche Nacht von irgend Jemand gewünscht wurde."

„Wer konnte Dir so Gräßliches wünschen?"

„Wer? Das eben weiß ich nicht mehr; doch bin ich vollkommen überzeugt, der böse Wunsch kam von schönen Lippen."

Annabella hätte gern geschmollt, die fröhliche Stimmung des Gatten ließ indeß keine Runzel ihre schöne Stirn verdüstern, und bald mußte sie das Lächeln und die Scherze erwiedern, mit denen sie Byron neckte.

Um dieselbe Zeit fand im Bedientenzimmer eine lebhafte Unterhaltung über das junge Ehepaar statt, an dessen Glück die Versammelten durchaus nicht glauben wollten.

„Es kann nicht sein," sprach des Lords Kammerdiener, „denn es ging Sr. Herrlichkeit nicht von Herzen. Wenn ich ihn sonst mit einer Dame scherzen oder längere Zeit mit ihr umgehen sah, da war jede Faser an ihm Feuer und Flamme. Sein Auge blitzte

nicht allein, es ſprang helle Gluth aus ihm heraus, und dann gab's allemal von der andern Seite eine gleichmäßige Erwiederung. Geſtern aber zitterte Se. Herrlichkeit, gab unpaſſende Antworten und trieb tolle Faren."

„Wetten wir, Fletcher?" rief einer der Bedienten. „Ich halte fünf Pfund, daß unſer Herr in Jahr und Tag ein Strohwittwer iſt."

„Laß Dein Geld ſtecken, Jack," erwiederte Fletcher. „Es wäre eine unehrliche Waffe. Du müßteſt Sr. Herrlichkeit Böſes wünſchen."

„Unerhört iſt's, das muß wahr ſein," fiel ein Anderer ein. „Seine Herrlichkeit gab der Braut die linke Hand, die Mutter der Lady ſchrie und fiel in Ohnmacht, und der Pfarrer konnte — Gott verdamm' mich — Mylords Namen nicht ausſprechen!"

„Und habt Ihr das Geſicht Sr. Herrlichkeit geſehen," ſprach ein Dritter, „als die jungen Gatten in den Wagen ſtiegen und die hübſche Jenny zwiſchen Lady Byron und Mylord geſetzt wurde? Mein Leb-

tage werd' ich das Geſicht nicht vergeſſen. Ich denke wahrhaftig, der Teufel iſt eingeſtiegen."

„Das allerſchlimmſte war," verſetzte Fletcher, „daß Seine Herrlichkeit die gnädige Lady fortwährend Miß Bella nannte. Ein junger Ehemann darf eher ſonſt was thun, nur kein ſolches Verſprechen! Es gibt ein Unglück."

Das aufgetragene Frühſtück verhindert die Fortſetzung dieſes Geſpräches, da ſämmtliche Bediente, Fletcher ausgenommen, für die Wohlfahrt ihres Leibes mehr Sorge trugen, als für das Beſte ihres Herrn.

Indeſſen verſtrichen die Flitterwochen für beide Ehegatten faſt ohne Trübung. Nach kurzem Aufenthalte auf einem Landſitze Sir Ralph's bezogen ſie die Hauptſtadt und eröffneten, unklug genug, ein großes Haus. Allein Lady Byron war jung, ſchön, gefallſüchtig, lebensluſtig. Sie hatte einen berühmten und intereſſanten Gatten, und Byron bedurfte der Zerſtreuung vor Allem, um nicht wieder in ſeine alte Grillenfängerei zu verfallen, die — er ahnte es — ihm all ſein Glück zerſtören mußte!

Da es ihm an Zeit nicht gebrach, so fand sich auch bald wieder das Bedürfniß bei ihm ein, in lebhaften Dichtungen seine stets aufbrausenden Gedanken, seine stürmischen Leidenschaften zur Ruhe zu sprechen. Denn wenn es auch seiner Eitelkeit nicht wenig schmeichelte, sein Haus einige Monate hindurch zum Mittelpunkt der geistreichsten Gesellschaft erhoben zu sehen, er selbst konnte bei seinen vielen Eigenthümlichkeiten weder auf längere Zeit ein angenehmer Wirth, noch ein zuvorkommender Gatte bleiben. Berühmtheit wird überdies jederzeit lästig, und Byron war gar nicht der Mann, sich oft belästigen zu lassen. Dennoch mußte er den Sturm der Begeisterung, den er nun einmal hervor gerufen, über sich hin brausen lassen, und Manches schon deshalb gewähren, damit er häufigeren Belästigungen entginge.

Von Jedermann gefeiert und seit seiner Verheirathung noch mehr geachtet, ward er durch wiederholtes Drängen endlich bewogen, Mitglied der Comitee des Drury-Lane-Theaters zu werden, das

damals gerade aus seinen Trümmern sich wieder erhob, worein es eine Feuersbrunst gestürzt hatte. Byron schrieb zur Einweihung des Hauses einen Prolog und trat damit gewissermaßen in eine indirecte Verbindung mit der Comitee. Diese officielle Charge war aber nicht nach seinem Sinn, weil er oft durch Geschäfte in seinen Gedanken gestört wurde, und mit dem Personale jenes Theaters wider seinen Willen in nähere Beziehung treten mußte. Da er sich selbst kannte und wohl ermessen konnte, wie tief ihn der geringste Verdacht schmerzen, wie ungezügelt seine einmal erwachte Eifersucht toben würde, so war es ihm Annabella's wegen höchst unangenehm, es nicht vermeiden zu können, daß von Zeit zu Zeit junge und reizende Schauspielerinnen sein Haus betraten. Oft verstimmte ihn dies und machte ihn schweigsam, wenn er des Abends mit seiner Gattin am Kamine saß. So klug diese auch war, so leicht zugänglich blieb ihr Herz doch fremden Zuflüsterungen und dem verrätherischen Scheine, der wie das Netz eines Dämons schnell und sicher sein auserwähltes Opfer umgarnte.

In dem Grade, wie Byron's Ruhm als Dichter faſt täglich an Glanz zunahm, verringerte ſich, obwohl unſichtbar, das Glück ſeines häuslichen Lebens. Noch ſchwiegen beide Theile, aber in dieſem Schweigen brütete nur der Ausbruch eines entſetzlichen Sturmes. Lady Byron hielt ſich von ihrem Gatten zurück geſetzt und war jetzt viel geneigter als früher, den Gerüchten Glauben zu ſchenken, die ſchon vor ſeiner Verheirathung im Umlaufe und ihr nicht unbekannt waren. Von Beſuchen der verſchiedenſten Art überhäuft, ließ ſich Byron oft verläugnen, ohne doch ſeiner Gattin eine Stunde des freundlichen Umganges zu ſchenken. Die Thür ſeines Kabinets war oft verſchloſſen, wenn Bella zu ihm wollte, und dennoch hörte ſie deutlich leiſe darin ſprechen. Der Argwohn gebar die Eiferſucht, und Byron ſtand in ihren Augen als ein Eidbrüchiger da, mochte er auch völlig ſchuldlos ſein. Sie ahnte nicht, daß ihr Gatte mit ſeinem Genius flüſterte, wenn er ſchaffend am Pulte ſaß und die trübe Nacht ſeines Lebens mit dem Sternenthau der Poeſie zu ſchmücken ſuchte.

Zu diesen traurigen Verstimmungen gesellte sich noch peinigende Sorge um das Zeitliche. Byron's Vermögensumstände waren seit ein Paar Menschenaltern zerrüttet. Er erbte einen ehrenwerthen, alten Namen, aber nur ein Paar Trümmer, ihn darauf glänzen zu lassen. Als er sich nun verheirathete, trug der Ruhm, den er als Dichter sich erworben, nicht wenig dazu bei, sein angebliches Glück durch ganz Britanien in allen Zeitungen auszuschreien. Sir Ralph war reich und Erbe noch größerer Schätze. Ein reicher Verwandter starb und hinterließ ihm Titel und Vermögen. Daraus schloß die Welt, auch Byron's Lage müsse sich gänzlich verändert haben, und da er durch sein glänzendes, ächt fashionables Leben in der Hauptstadt diesem Scheine Wahrheit lieh, so konnte es nicht fehlen, daß jetzt auf einmal alle Schuldner an seine Thüre klopften und um Gehör erst baten, dann laut es forderten. Aber Byron war so arm als zuvor. Seine Gattin sollte dereinst reiche Güter besitzen, ihr gegenwärtiges Vermögen reichte kaum hin, den Hausstand eines Lords noth-

dürftig im Stande zu erhalten. So erfolgte das Unausbleibliche. Byron's Creditoren riefen den Schutz der Gesetze an und der tief gekränkte Dichter mußte es erleben, daß Constables wiederholt in sein Haus drangen und den Frieden von seinem Heerde vertrieben. Er trug in schweigendem Zorn, wogegen zu kämpfen es ihm an Macht gebrach. Nur sein Mißmuth wuchs von Tage zu Tage. Er ward barsch und abstoßend gegen die Diener, kalt gegen seine Gattin, und suchte der Zerstreuung wegen wohl auch Vergnügungen auf, die seinem Rufe nur schaden mußten.

Schon erhoben sich einige Stimmen öffentlich gegen ihn. Man tadelte seine Verwaltung des Theaters, in den Morgenzeitungen fanden sich Anspielungen auf seinen unordentlichen Lebenswandel, die aus unlauterer Quelle geschöpft zu sein schienen. Ungeachtet dieser trüben Zeichen blieb Byron ruhig, wenn er auch zuweilen gegen Bella Aeußerungen that, die er klüger hätte verschweigen sollen. Oft, wenn er mit untergestütztem Arme am Kamine saß

und ſchweigend in das Kohlfeuer ſah, fuhr er heftig auf, ſobald ſeine Gattin einige Worte an ihn richtete. Lady Byron glaubte Widerwillen, Verachtung in dieſem Benehmen zu ſehen, Byron aber dachte ſich gar nichts dabei. Es war ihm nur unangenehm, ſeinen Gedankengang unterbrochen, ein Bild, das in ſeiner Phantaſie zuſammen ſchoß, zertrümmert zu ſehen. Unmuthig verließ er dann Annabella, verſchloß ſich in ſein Zimmer um zu arbeiten, weiter zu träumen oder auch, den Eingebungen des Augenblickes folgend, in wunderlicheren Beſchäftigungen Zerſtreuung zu ſuchen. Oft genug kam es nämlich vor, daß Lady Byron durch einen plötzlichen Schuß empor geſchreckt wurde und todtenbleich ihrer früheren Gouvernante weinend in die Arme ſank. Dieſe unterließ dann nie, die unfreundlichen Seiten des Lords im feindſeligſten Lichte darzuſtellen und mit ſchmeichelnder Rede das Herz der unglücklichen Lady gegen ihren noch unglücklichern Gatten zu vergiften.

„Er will Sie zu Tode ärgern," ſagte Miß Charlement, „und dabei iſt er ſo ausbündig ſchlecht, daß

er nicht einmal auf die Umſtände Rückſicht nimmt, in denen Sie ſich befinden. Ich hab' es geſehen, wie er wohl ein Dutzend geladene Piſtolen neben ſeinem Bett liegen hat, um ſie in die Decke zu ſchießen, gerade wenn Sie ſchlafen."

Solche und ähnliche Anſchwärzungen, die von Seiten der Gouvernante oft mit einer Schlauheit ihrer Gebieterin beigebracht wurden, die an Jago's teufliſche Kunſt, fromme Herzen zu täuſchen, erinnerte, entfremdeten die beiden Gatten einander immer mehr. Byron dachte ſich nichts bei ſeinen ungewöhnlichen Beſchäftigungen. Er war einmal daran gewöhnt, immer Piſtolen bei ſich zu tragen, und überraſchte ihn eine üble Laune, ein wilder Gedanke, ſo konnte er ſich von beiden am eheſten durch eine gewaltſam hervor gebrachte Erſchütterung befreien, und dazu ſchien ihm das Abfeuern eines Piſtols ſehr dienlich. Daß eine ſo ungewöhnliche Art, ſein Herz zu beſänftigen, Andere ſtören, wohl gar bis zum Tode erſchrecken oder dazu dienen könnte, die gefährlichſten Gerüchte über ihn ſelbſt zu verbreiten, daran dachte

er nicht im entfernteſten. Gewohnt, ſelbſt offen zu ſein, hielt er auch Andere der Verſteckheit nicht fähig. Er wußte zwar, daß Frauen ſchmeicheln, daß ſie ſich verſtellen können, die Entdeckung tiefer Bosheit aber hatte er an ihnen noch nicht gemacht.

Mochte nun Annabella unter dieſen Verhältniſſen nicht weniger leiden als Byron, ſo blieb ihr doch die Zuflucht zu Andern unverkümmert. Sie hatte Aeltern und Freundinnen, dabei war ihr ein Stolz angeboren, der oft den ſanfteſten Regungen der Weiblichkeit Eintrag that und den unglücklichen Gatten, der ſelbſt ſtolz war, durch die Zurückdrängung des Gefühls verletzte, das er am Weibe über Alles hoch ſchätzte. Beiden Gatten blieb unter all dieſen Bedrängniſſen von Außen, den fortdauernden Störungen im Innern, nur noch eine Hoffnung auf glückliche Ausgleichung. Annabella ſah baldigen Mutterfreuden entgegen. Dieſe Hoffnung ward aber unwillkürlich Veranlaſſung zu neuen Zwiſtigkeiten, welche unter dem Zuſammentreffen mancher Nebenumſtände die

lange ſchon gegen einander gereizten Gemüther zu offener Befeindung bringen mußten.

Auf Antrag der Miß Charlement rief Annabella ohne vorherige Beſprechung mit dem Gatten ihre Mutter zu ſich. Byron war durch dieſe eigenwillige Handlung gekränkt und konnte im erſten Anfall ſeines Unmuthes der Aufregung nicht ſo weit Meiſter werden, daß er heftige Worte gegen die Gattin hätte unterdrücken können. Eine Abneigung, wie ſie jedem Menſchen gegen gewiſſe Perſonen angeboren iſt, war Byron gegen ſeine Schwiegermutter eigen. Er beſaß aber Weltſitte genug, um nie etwas davon merken zu laſſen; allein, einmal gereizt, ſtürmte ſein Zorn viel zu heftig in ihm, um den Verſtand allein, das Herz nicht ſprechen zu laſſen. So kam es, daß ihm einige ungalante Worte gegen die höchſt empfindliche und anſpruchsvolle Dame entſchlüpften, worauf er ſich ohne Weiteres entfernte. Erſt bei'm Diner traf er wieder mit den Frauen zuſammen, aß, wie gewöhnlich, ſehr wenig, ſprach noch weniger, ſuchte aber unklugerweiſe der peinigenden Gereiztheit durch

vieles Trinken zu begegnen. Aeußerlich ſchien er beruhigt, nur ſeine unſtäten, funkelnden Blicke, die bald die Gattin, bald ihre Mutter und Miß Charlemont nicht eben freundlich fixirten, verriethen ſeine üble Laune. Er biß, um ſchweigen zu können, die Zähne ſo gewaltſam und hart auf einander, daß die Umſitzenden das Knirſchen hörten und Byron ſelbſt von dem gewagten Mannöver Schmerzen empfand. Ein öfteres Wiederholen des wunderlichen Beſänftigungsmittels hatte zur Folge, daß er ſich einen Zahn ausbiß. Der Schmerz war zu heftig, um ihn verheimlichen zu können. „Was iſt Ihnen?“ fragte mehr verwundert als theilnehmend ſeine Schwiegermutter. Byron antwortete kurz und der Wahrheit gemäß, was ihm begegnet ſei. Sogleich ſtrahlte das Geſicht der Dame von unverkennbarer Schadenfreude. Sie trank ihr Glas Wein recht behaglich aus und erwiederte: „Das freut mich, Mylord, von Herzen freut mich's. Es wird Ihnen ſehr gut thun.“

Erſtaunt und wüthend warf ihr Byron einen tödtlichen Blick zu; er kämpfte gegen ſein unglück-

liches Temperament, aber der Zorn über dieſe entſetzliche Herzloſigkeit erſchütterte ihn zu heftig. Ein wüthender Fauſtſchlag zertrümmerte einen Theil des Geſchirres und warf das Uebrige theils um, theils herab. „Muß mir denn der Teufel zu ſeinen Kindern auch noch ſeine Großmutter in's Haus ſchicken?“ rief er aus. „Das wird ein ſchönes Gelichter ſetzen, wenn die Maus in die Wochen kommt!“ Und ſo in der heftigſten Aufregung verließ er das Zimmer.

Annabella weinte. Byron hatte ſie tief verletzt, doch war ſie zu verſtändig, um ein im Zorn geſprochenes Wort allzu hoch auf zu nehmen. Sie wußte, daß er bald genug Reue darüber empfinden und dann nicht anſtehen würde, durch die zarteſte Aufmerkſamkeit den Fehler wieder auszugleichen. Die Anweſenheit der Mutter aber, die ſchneidenden Stichelworte der Gouvernante, verdarben Alles.

„Byron iſt ein Barbar oder er hat den Verſtand verloren,“ ſagte Bella's Mutter. „Seine Wuthausbrüche werden Dich noch umbringen. Du darfſt nicht bei ihm bleiben.“

„Nein, Milady, durchaus nicht," bekräftigte die Gouvernante. „So hat es Mylord fortwährend getrieben, vom erſten Tage ihrer unſeligen Vereinigung an."

„Sie geſchah gegen meinen Wunſch," ſprach die Mutter. „Ich war durchaus dawider, Du weißt es, Bella! Aber Du hatteſt Dir ihn einmal in den Kopf geſetzt, weil er der intereſſanteſte Dandy und in der Mode war. Es ſchmeichelte Deiner Eitelkeit, den Namen des Mannes zu tragen, nach dem halb Europa den Knoten des Halstuches benannte. Es war dies natürlich und ſogar ein Triumph für Dich und Deinen Verſtand, daß derſelbe ſtolze Mann, dem Du ſchon einmal Deine Hand verweigert hatteſt, zum zweiten Male demüthig darum anhielt. Sehr wohl gethan war es, daß nur Dein Verſtand ihn ehelichte; Dein Herz hatte keinen Theil daran, nicht wahr?"

„Mutter, Sie reden fürchterlich," ſprach Annabella, von ſchwankenden Gefühlen gequält.

„Dem muß ich doch widerſprechen, Milady," fiel

die Gouvernante ein. „Mylord hatte auch ſeine Abſichten, man weiß es!“

„Was wiſſen Sie denn?“ fragte Annabella.

„Nicht mehr als die Dienerſchaft gehört hat.“

„Und das wollen Sie mir verſchweigen? Reden Sie, ich will erfahren, was man dem Manne Schuld gibt, der mein Gatte iſt. Schonen Sie mich nicht; ich habe Kraft genug, Vieles zu ertragen.“

„Ich zweifle nicht an Ihrer Geiſtesſtärke, Milady,“ verſetzte ausweichend die Gouvernante, „oft kommt es indeß vor, daß Kleinigkeiten uns heftiger erſchüttern, als ein großes Unglück.“

„Der ſchlimme Zahn Mylords iſt ein Beweis dafür,“ ſprach die Mutter.

„Miß Charlement,“ ſagte Lady Byron, „ich wünſche zu wiſſen, was die Dienerſchaft, wie Sie behaupten, geneigt iſt, meinem Gatten Schuld zu geben.“

„Vielleicht war es auch blos Scherz, Seine Herrlichkeit waren ſo heiter am Trauungstage.“

„Am Trauungstage!“ wiederholte Annabella. Unwillkürlich entſchlüpfte ihrem Buſen ein tiefer Seufzer.

„Ja, es iſt wahr, man ſollte den Männern doch nie trauen,“ fuhr die Gouvernante fort. „Oft ſind ſie nur freundlich, um uns ſpäter recht empfindlich zu kränken, und es gibt ſogar Einzelne, die Liebe heucheln, um ihre Rache zu befriedigen.“

„Das müßten ja auserleſene Böſewichter ſein,“ ſagte die Mutter.

„Warum das? Man thut nichts mehr, als was man ſchreibt, worüber die Welt entzückt iſt, was die Köpfe verdreht, die Herzen berückt. Iſt es da nicht natürlich, daß ein ſpeculativer Kopf, der reicher an Einfällen als an Einkünften iſt, den Verſuch wagt, die Poeſie in's Leben über zu tragen? Behüte, gnädige Frau, ich finde dies äußerſt einfach, nicht einmal ſchlecht. Es ſind Experimente, das menſchliche Herz zu ergründen! Und Herzenskenntniß, wiſſen Sie, brauchen die Dichter, um Anklang zu finden. Hahaha! Was kümmert ſie ein Herz, das unter ihren künſt-

lichen Manipulationen bricht! Ei, warum iſt das alberne Ding ſo dumm und läßt ſich täuſchen.

Annabella zitterte, ob vor Gram oder Aerger? möchte ſchwer zu beſtimmen ſein. Die Gouvernante, geübt im Anſtiften unſeliger Zwiſtigkeiten, hatte den glücklichſten Moment abgewartet, Lady Byron im tiefſten Herzen zu verwunden, ihr Gemüth ganz dem Gatten zu entfremden. Stolz und weibliche Eitelkeit allein widerſprachen noch den unverkennbaren Andeutungen der Friedensſtörerin. Sie mußte ſich gegen dieſe Anſchuldigungen ihres Gatten auflehnen, wenn ſie auch aus hingeworfenen Aeußerungen Byron's, verband ſie dieſelben durch den Kitt des Mißtrauens, ihren Argwohn bis zur Wahrſcheinlichkeit ausbilden konnte. Und unſer Herz iſt nur zu geneigt, dem ſchlimmen Anreiz ſich leichter zu überlaſſen, als der abmahnenden Stimme des Gewiſſens. Annabella überhäufte daher die Gouvernante mit Vorwürfen, die das geübte Weib der Intrigue mit duldender Gelaſſenheit hinnahm, kaum achzelzuckend dagegen ſprechend, oder einzelne Worte den Klagen der Lady

einflechtend, die ſcharf, wie Dolchſpitzen, in das Herz des armen Weibes drangen und dem verläumdeten Gatten unrettbar ſein Urtheil unterzeichneten. Die Gouvernante erreichte ihr Ziel. Byron, den ſie haßte, war geſtürzt, ſeine Gattin, heimlich überzeugt, er habe ſie nur deshalb geheirathet, um ſich für ihre erſte Weigerung zu rächen, mußte ihm früher oder ſpäter entſagen. Sein Benehmen war ſeltſam genug, um wenigſtens die Rechte des Mannes ihm zu beſchränken, wenn Hinderniſſe eintreten ſollten, die Gattin ſeiner vollen Gewalt zu entziehen; denn es konnte einem ſchlauen Kopfe unmöglich ſchwer fallen, die temporelle Geiſtesabweſenheit des Lords vor Gericht nach zu weiſen. Dahin ſtrebten vereint die Gouvernante und Annabella's Mutter, die Beide einen Widerwillen gegen Byron hatten, der ſeine Begründung nur in jenen unerklärbaren Antipathien fand, für die uns noch immer eine genügende Erklärung mangelt. —

So hatten denn Zufall, Zwiſchenträgerei und äußere Störungen ein Band gelockert, das von

Anfang an loſe genug zuſammen geknüpft war. Talentloſigkeit zur Ehe auf der einen, Mangel an Tact auf beiden Seiten, zerriſſen bald gewaltſam auch die letzten zarten Verbindungsfäden, die zwiſchen Annabella und Byron wirklich noch vorhanden waren.

Indeß ward Lady Byron Mutter, und die Freude des eben ſo verkannten, als ſich ſelbſt verkennenden Dichters war ſo offenherzig wahr, daß ſelbſt die feindſeligſten Gemüther eine Art Rührung durch ihr verhärtetes Herz zittern fühlten. Byron konnte ſtundenlang neben dem Bett der Gattin ſitzen und das kleine Engelsköpfchen betrachten, das ſchlummernd an dem Buſen der ſchönen Mutter lag, und in holder Vereinigung die markirteſten Züge beider Aeltern auf ſeinem reinen Antlitz trug. Er gab ſich leichtgläubig, nach Frieden dürſtend, ausſchweifenden Hoffnungen auf neues Glück hin. Das Herz des Kindes ſollte der Schlüſſel für ihn werden zum Herzen ſeines Weibes. Mit dieſem Talisman der Liebe wollte er inniger, rührender um ſie werben, denn früher, und

wenn ſie ſchmollte, wenn Annabella argwöhniſchen Blickes ihn betrachtete, dann ſollte ein Kuß, auf Ada's Mund gehaucht, der Friedensbote ſein, der bittend und ſühnend vom Herzen des Gatten zum Gemüth der Gattin ſchlüpft und gewiß der Erhörung iſt. — Byron träumte ſo ſchwärmeriſch, wie der reine Seelenrauſch der erſten Liebe immer zu träumen pflegt. Es war ſo viel hinter ihm verſchwunden, ſeit er Vater geworden! Was ging ihm jetzt noch die Vergangenheit an? Ein neuer Wirkungskreis lag vor ihm; er konnte ſein Leben zuſammen drängen nach einem Ziele hin, dem er gern Alles opfern wollte — nach dem, ſeine Tochter glücklich zu machen! Nur die Hand durfte ihm geboten werden, ſo offen, wie er es that, und vermochte er ſo Vieles zu vergeſſen, ſo mußten auch Andere es können!

Byron begann in der That ein muſterhaftes Leben, wenn man die mit ſeinem Naturell verwachſenen Eigenthümlichkeiten nicht mit in Anſchlag bringt. Das Ausſchießen der Lichter, wenn es ihm gerade beliebte, ein Paar Gänge mit dem Borer Jackſon in

ſeinem Hauſe — ſolche Kleinigkeiten waren zu unzertrennlich von ihm, als daß er ſich ihrer hätte entſchlagen können. Auch ward im Grunde Niemand davon beläſtigt, Annabella vielleicht ausgenommen, die einen Widerwillen gegen alles Schießen nicht überwinden zu können behauptete. Hierin blieb nun Byron trotzig. Sie müſſe ſich daran gewöhnen, pflegte er zu ſagen, und wenn er nicht ſchießen ſolle, ſo würde es viel Hausgeräth koſten. Zuweilen mußte Bella darüber lachen; wenn es aber vorkam, daß Byron einem Bedienten, der mit einem Licht durch den Corridor ging, aus der Ferne zurief, ſtehen zu bleiben, das Licht etwas ſeitwärts zu halten, und nun ein Schuß fiel, und die pfeifende Kugel das Licht auspuzte; ſo hatte die erſchrockene Frau wohl ein Recht, darüber zu klagen und aus Beſorgniß vor möglichem Unglück ſelbſt Andere als Vermittler zu Byron abzuſchicken. Solche Boten kamen leider nur ſehr niedergeſchlagen zurück, fruchteten nicht nur nichts, ſondern brachten auch gewöhnlich eine Verſtimmung bei dem Lord hervor, die ſich oft laut

äußerte. Er ſah beabſichtigte Kränkung in ſolchen Eingriffen der weiblichen Nervenreizbarkeit, und weil er einmal jede directe Zügelung haßte, ſo gab er dann niemals nach, ſondern würde eher Geſundheit und Wohl dritter Perſonen geopfert haben, theils um ſeinen Willen durch zu ſetzen, theils ſeiner Ueberzeugung zu genügen.

Annabella's Mutter war wieder abgereiſt, Byron, viel beſchäftigt, kehrte aus einer Verſammlung der Comitee für Drurylane, die er hatte beſuchen müſſen, ärgerlich zurück. Bekannte hatten ihn unterwegs mit einer jungen und ſchönen Schauſpielerin geneckt, mit welcher ihn ſeine Geſchäfte einigemal zuſammen geführt.

Schon an der Hausthür bemerkte er eine Verſtörung, die ihn beunruhigte. Der Portier war nicht da, kein Diener ließ ſich blicken. In den obern Gemächern gingen raſche Schritte unſanft hin und wieder; Thüren wurden heftig aufgeriſſen und noch unſanfter zugeworfen. Zorn geſellte ſich jetzt zu ſeinem Unmuth. Er eilte die Treppe hinauf; hier

begegnete ihm zuerſt ſein Kammerdiener Fletcher. „Mylord, Mylord,“ ſtotterte der erſchrockene, furchſame Mann.

„Was gibt's?“ rief Byron drohend. „Haſt Du den Teufel geſehen? Ich wollte, er holte ſich alle geſchwätzigen Zungen und büke ſich eine Paſtete daraus!“

„Ach viel Schlimmeres, Mylord,“ verſetzte Fletcher, noch immer ſtotternd. „Die Conſtables ſind bei Mylady!“

„Meine höflichen Gläubiger werden mir doch die Frau nicht wie ein fremdes Möbel entführen wollen,“ ſprach Byron, dem dieſer abermalige Eingriff der executiven Macht jetzt beinahe humoriſtiſch vorkam. Ruhig redete er mit den Dienern der Gerechtigkeit, die Murray ſchon mit vielen freundlichen Redensarten bewirthet hatte.

„Ein Glas Grog iſt den Herren lieber, Jos,“ rief er dem Alten zu. „Nicht wahr, Sir, Ihr trinkt einmal in meinem Hauſe auf meine Geſundheit?“

„Zweimal, Mylord, ſo wahr ich in Grubſtreet jung geworden!“ verſetzte der Conſtable. „Mein Vater — Gott ſegne ſeine Kehle bei Sanct Peter! — mein Vater trank immer dreimal die Geſundheit eines Gentleman — der runden Summe wegen, pflegte er zu ſagen — 's rollt beſſer.“

„Was dem Vater zukam, ſoll dem Sohne nicht entzogen werden,“ ſprach Byron, bewirthete die unwillkommenen Gäſte und ſchickte ſie mit guter Manier wieder aus dem Hauſe, mit leeren Händen und noch leerern Vertröſtungen.

Am Abende dieſes Tages ſaß er neben ſeiner Gattin am Kamine, düſter und zerſtreut in die Flamme ſtierend, wie er es oft that. Seine Gedanken waren offenbar abweſend, oder auf die unerfreulichſten Dinge gerichtet. Lange beobachtete Annabella den ſchwermüthigen Gatten. Sein Blick berührte ſie zuweilen flüchtig, doch ſchien er mit Widerwillen ſich von ihr abzuwenden. Dies unheimliche Spiel der Augen ward ihr unerträglich, das Schweigen peinigte ſie nicht minder. „Entſchieden muß es ſein,“

ſprach ſie leiſe zu ſich ſelbſt, „ich muß wiſſen, ob er mich liebt.“ Entſchloſſen legte ſie die Hand auf ſeine Schulter und fragte ihn ruhig: „Byron, bin ich Dir im Wege?“

„Ja, ganz verzweifelt!“ rief dieſer finſter, zog ſeine Uhr aus der Taſche, ſchleuderte ſie auf den Heerd des Kamines und zertrümmerte das koſtbare Werk mit der Feuerzange in unzählige Stücke.

„Gott, mein Gott, er hat doch den Verſtand verloren!“ murmelte Annabella, ging ſchweigend davon, und weinte über ſich und Ada, die ihr lächelnd die kleinen Händchen entgegen ſtreckte. „Arme Kleine, Du haſt keinen Vater,“ ſprach ſie, „denn der Dir das Leben gegeben, den ſollſt Du niemals kennen lernen!“

Byron ſaß die ganze Nacht am Kamin. Gegen Morgen ſchlief er ein auf ſeinem Stuhle. Heitere Träume hatten ſein Herz erleichtert, ein neues Gedicht in ihm gezeitigt. Er arbeitete den ganzen Morgen, des vergangenen Abends nicht mehr geden-

kend. Er wußte nicht einmal genau, was er geſagt oder gethan hatte.

6.

Gegen Mittag meldete Fletcher ſeinem Herrn eine Dame, die ihn dringend zu ſprechen verlangte. Byron war zwar nicht in der Stimmung, mit Frauen zu verkehren, doch konnte er ja nicht wiſſen, was man von ihm fordern wollte. „Führe die Dame in das Bibliothekzimmer," rief er dem Kammerdiener zu, „ich bin ſogleich bereit, zu erſcheinen."

Byron's Stirn verfinſterte ſich, als er bei ſeinem Eintritt in die Bibliothek die ſchöne Schauſpielerin Miß Mardyn erblickte. Wußte er ſich auch vollkommen ſchuldlos, ſo war ihm doch die Welt ebenfalls bekannt genug, um einzuſehen, daß der geringſte Schein den umlaufenden Gerüchten ein für ſein häusliches Glück oder Unglück entſcheidendes Gewicht geben müſſe. Er nahm ſich deshalb vor, die bewilligte Zuſammenkunft möglichſt abzukürzen und eben ſo ruhig, als zurückhaltend zu verfahren. Miß Mardyn

wünſchte über einige Theater-Angelegenheiten Aufſchluß zu erhalten und Byron gab ihr den erbetenen Beſcheid. Zufällig war unterdeß die Speiſeſtunde heran gekommen, Lady Byron ſchickte einen Diener zu ihrem Gemahl. Dieſer traf den Lord nicht in ſeinem Arbeitszimmer und ging deshalb aus eigenem Antrieb in die Bibliothek. Aergerlich, daß ein Diener ſeiner Frau ihn mit Miß Mardyn allein traf, zeigte Byron nur ein Paar Sekunden lang eine Unruhe, die dem Diener nicht entging. „Sagt Lady Byron, ich würde augenblicklich erſcheinen!“ rief er dem Diener zu, und ſprach zu der Schauſpielerin gewendet: „Miß Mardyn, Sie entſchuldigen. Ich werde ſogleich nach einem Miethwagen ſenden, der Sie nach Hauſe bringt, denn wie ich ſehe, hat ſich ein heftiges Wetter erhoben.“

Der Bediente brachte der Lady die Antwort des Lords, die durch Miſtreß Charlement argwöhniſch gemacht, nur ſchwer ihren Zorn niederhielt. Ein unglücklicher Zufall fügte es, daß ſich gerade kein Miethwagen in der Nähe befand, Byron befahl deshalb,

man ſolle ſeinen eigenen in Bereitſchaft ſetzen. Annabella dagegen, die lauſchend dieſen Befehl vernommen, ließ zurück ſagen, der Wagen Sr. Herrlichkeit ſei nicht zu Hauſe, worauf der erbitterte und den Plan durchſchauende Byron eben ſo raſch befahl, dann ſolle der Wagen Lady Byron's vorfahren, Miß Mardyn in ihre Wohnung zu bringen.

Dieſe Verfügung hielt Lady Byron für eine Zurückſetzung ihrer ſelbſt, für eine Beleidigung ihrer Würde, und heftiger als gewöhnlich rief ſie dem Diener ſo laut, daß es der Gatte hören konnte, zu: „Sagt Eurem Herrn, daß Miß Mardyn nie in dem Wagen der Lady Byron fahren wird."

Obwohl durch dieſen Trotz heftig aufgeregt, wünſchte Byron dennoch jede unangenehme Scene zu vermeiden. Höflich reichte er Miß Mardyn den Arm, und bat ſie, unter dieſen Umſtänden bei ihm zu ſpeiſen. Lady Byron erwartete die ihr verhaßte Dame, in der ſie eine Nebenbuhlerin zu ſehen glaubte, mit klopfendem Herzen. Byron ſtellte ſeiner Gattin das junge Mädchen vor und führte es zur Tafel.

Annabella aber warf ihr einen verächtlichen Blick zu und ging ſtolz nach der Thür. Byron, jetzt nicht minder außer ſich, folgte ſeiner Gattin und ſchlug heftig die Thür hinter ihr zu. In äußerſter Beſtürzung blieb die Schauſpielerin zurück. Sie bat den erbitterten Lord, ſie doch ja fort gehen zu laſſen, damit ſie nicht die unſchuldige Veranlaſſung zu häuslichem Zwiſt werde.

„Nein," erwiederte Byron feſt, „man darf der Unvernunft nicht gutwillig nachgeben. Sie haben ein Recht, hier zu ſein; denn Sie hatten mit mir in Angelegenheiten des Theaters zu verhandeln. Hat Lady Byron thörichte Grillen im Kopfe, ſo mögen ſie ihr die Zeit durch ihr Gezirp vertreiben, bis es ihr beliebt, wieder menſchlich mit Menſchen zu verkehren."

Man hörte einen Wagen fahren, Lord Byron eilte an's Fenſter, der Wagen ſeiner Gattin flog im Galopp durch die Straße. Er ſchellte. „Fuhr Lady Byron aus?" fragte er den Diener. „Zu dienen, Ew. Herrlichkeit."

„Iſt mein Wagen angeſpannt?“ fragte der Lord weiter. „Wenn Ew. Herrlichkeit befehlen —“ „Sogleich!“ rief Byron, „ich wünſche, daß künftig meine Befehle eben ſo pünktlich vollzogen werden, als die Lady Byron's. Wer ferner dagegen handelt, iſt ſeines Dienſtes entlaſſen.“ —

Dieſer Vorfall beunruhigte den Dichter mehr als mancher frühere, aus ernſteren Veranlaſſungen entſtandene Zwiſt. Annabella hatte ihn verlaſſen, ohne ein Wort des Abſchiedes, dem ungerechteſten Argwohn hingegeben. Byron ging nach den Gemächern ſeiner Gattin; hier zeugte Alles von einer ungewöhnlichen Unordnung, denn Kleidungsſtücke, Schmuck, Bücher, lagen durch und über einander geworfen. Seine kleine Tochter war ebenfalls verſchwunden, und wie ſeine zerrütteten Angelegenheiten ſtanden, mußte er vielleicht Monate darauf verzichten, die geliebte Ada an ſein Herz zu drücken.

So verging in ziemlicher Mißſtimmung der Abend, die Nacht. Am andern Morgen traf frühzeitig ein Brief von Sir Ralph ein. Byron öffnete ihn, er-

freut, Nachricht von ſeiner Gattin zu erhalten, verlor aber beinahe die Beſinnung, als ihm Sir Ralph in kalten, kurzen Worten meldete, daß ſeine Tochter nie mehr zu ihm zurück kehren werde. Der unglückliche Gatte hielt Alles nur für ein heimlich geſchmiedetes Complott. Er ſetzte ſich hin und ſchrieb ſowohl an Sir Ralph, als an ſeine Gattin, indem er dem Erſteren die Veranlaſſung des entſtandenen Zwiſtes, der Wahrheit gemäß, erzählte, und ihn aufforderte, Zwiſchenträgern kein Gehör zu ſchenken. Nichts deſto weniger erfolgte ſchon am nächſten Tage eine Antwort Annabella's, die ruhig, und wie es ſchien, auch ſchmerzlos, ihrem Gatten ankündigte, daß ſie für immer ſich von ihm getrennt habe, ihn nie mehr wieder ſehen möge, und die Gründe ihres Schrittes ihm bei der nun erfolgenden Scheidungsklage vorlegen werde.

Kaum hatte Byron dieſen Brief erhalten, als die freiwillig erfolgte Flucht Annabella's aus der Behauſung des Lords auch ſchon öffentlich bekannt wurde. Alle Zeitungen brachten lange, entſtellende Erzählungen

von der nächſten Veranlaſſung zu dem unſeligen Schritte, und Byron's Feinde, die bisher nur geſchwiegen hatten, weil ſie befürchten mußten, nicht durchdringen zu können, erhoben jetzt mit einem an Wuthgeheul gränzendem Frohlocken ihre Stimmen. Wie der edle Dichter in einer Nacht den Gipfel des Ruhmes erſtiegen, ſo ſtürzte ihn ebenfalls eine einzige Nacht wieder hinab in den tiefſten Abgrund, wo jeder Bube unbeſtraft den Wehrloſen beſchimpfen konnte.

Das furchtbare Ungewitter brach ſo ſchnell über Byron herein, daß es unmöglich war, ſich dagegen zu waffnen. Des Dichters beiſpielloſe Popularität war ſpurlos verſchwunden; ſelbſt ſein Talent erkannte Niemand mehr an. Was man früher bewundert hatte, das ward jetzt einſtimmig geſchmäht. In jedem Wort, in jedem Ausdruck, in jedem Gedanken ſah die Prüderie der engliſchen Ariſtokratie nur eine ſchön verhüllte Frivolität. Die Poeſie Byron's ſelbſt galt für Gotteslästerung, ihr Urheber für ein Ungeheuer, aus den Laſtern eines Caligula, Heliogabalus, Nero,

Tiber, Apicius und anderer berühmter Wüſtlinge zuſammen geſetzt. Vertheidiger des namenlos Unglücklichen fanden ſich nicht, oder waren ſie vorhanden, ſo wagte doch Keiner, der erbitterten Menge die Stirn zu bieten.

Derſelbe Tiſch, den noch vor einigen Tagen die ſchmeichelhafteſten Einladungen bedeckten, wurde jetzt von Schmähbriefen beſudelt, die anonym jede nur denkbare Laſterhaftigkeit, jede Sünde dem verlaſſenen Dichter Schuld gaben. Er war mit einem Male aus jeder Geſellſchaft verbannt. Erſchien er auf der Straße, ſo wich ihm der Gentleman aus, wie einem Peſtkranken. Der Pöbel inſultirte ihn, die Straßenbuben äfften ſeinen lahmen Gang nach. An Bilderläden und in Buchhandlungen hingen Carikaturen von ihm, auf denen er als Teufel mit einem Pferdefuß dargeſtellt wurde. Selbſt das Parlament konnte er nicht mehr beſuchen, ohne ſich in tiefſter Seele verletzt zu fühlen durch die Behandlung, die, wenn auch nur ſchweigend, ſeine eigenen Standesgenoſſen ſich gegen ihn erlaubten. — Des Nachts ſang man

Spottlieder unter ſeinem Fenſter, oder heftete Pasquille an ſeine Thür. Die Morgenblätter wimmelten von ſchlechten Verſen noch ſchlechterer Dichterlinge, die früher an ſeiner Thürſchwelle gebettelt und ſeine Protection erfleht hatten. Selbſt die Frauenwelt, ſonſt doch immer geneigt, dem Unglück Mitleid zu zollen, mag es auch ſelbſt verſchuldet ſein, war und blieb gegen Byron unbarmherzig. Er war verfehmt, von Jedermann verlaſſen, und das ritterliche England erwies ſich kleinlich genug, den aller Waffen Beraubten auf jede Weiſe, auch auf die niedrigſte, anzugreifen. —

Wäre der verfolgte Dichter ſo ſchlecht geweſen, als die Welt ihn darſtellte, ſo würde er dieſer entſetzlichen Bedrängniß ſchwerlich lebend entgangen ſein. Je mehr aber die Verläumdung und Schmähſucht ihm über das Haupt wuchſen, einen deſto ſtarreren Trotz ſetzte er der niedrigen Denkungsart ſeiner Nation entgegen. Nicht daß man ihn verhöhnte, kränkte Byron, nur die ſchamloſe Art empörte ihn und erfüllte ſein gefühlvolles Herz mit der gräßlichſten

Verachtung gegen ſeine Nation, gegen die ganze Menſchheit.

In unerſchütterliches Schweigen gehüllt, verſchloß er ſich in ſeine Bibliothek, um durch Lectüre ſeinen Gefühlen eine andere Richtung zu geben. Allein das Herz läßt ſich nicht ſo leicht beſänftigen. Es fordert unerbittlich ſeine Rechte, mag die Bedrängniß von außen her auch noch ſo groß ſein. Byron blickte zurück auf die glücklicheren Stunden ſeiner Vereinigung mit Annabella; ſeine Tochter ſtand lebhaft vor ihm, das Vatergefühl erwachte und überwältigte den zürnenden Groll, mit dem nunmehr ſeine Seele gegen Welt und Menſchen erfüllt war.

Eine ſtille, ſternenhelle Nacht ſchmolz den Panzer von ſeiner Bruſt; Thränen entſtrömten den Augen, die nicht an's Weinen gewöhnt waren, in denen die Welt bisher nur Flammen erblickt hatte, mochten ſie nun in ſchwärmeriſchem Gefühlsausdruck erglänzen, oder in leidenſchaftlicher Gluth aufblitzen. Er war ſo einſam, ſo grenzenlos verlaſſen, daß er mit magiſcher Gewalt den Genius der Poeſie zu ſich rufen

mußte, um ſich ſelbſt hinweg zu täuſchen über die furchtbarſten Stunden. Er griff zur Feder. Für die Satyre war ſein Schmerz zu groß, ſein Gemüth zu ſehr verwundet. Nicht läſtern und ſpötteln, nur melancholiſch klagen konnte er, ob vielleicht ſein Schrei der Verzweiflung, ſo heiß und wahr, wie er fühlte, der tiefſten Seele entnommen, Eindruck auf die Edlern machen dürfte. Unter ſtrömenden Thränen ſchrieb er ſein „Fare thee well," die einzige Rechtfertigung, welche er der Schmähſucht des Publikums öffentlich entgegen ſtellte. Erlangte Byron dadurch auch keine Gerechtigkeit, ſo mußte doch ſchon die Sitte das bisherige Raſen der Meinungen in eine gewiſſe Grenze zurück weiſen. Es ward allmählig ruhiger, und Einige zweifelten wohl auch an den ſchmähenden und entehrenden Gerüchten, die über den Dichter ohne Scheu durch Wort und Schrift veröffentlicht worden waren.

Mitten unter dieſen fortwährenden Angriffen auf ſeine Perſon erfolgte geſetzlich die Scheidung. Seine erbitterſten Feinde hatten ſich vielfach Mühe gegeben,

ihn als wahnſinnig darzuſtellen, wofür ſich eine Menge Belege mit leichter Mühe aufbringen ließen. Seine Gewohnheit, immer Piſtolen bei ſich zu tragen, gab die erwünſchteſte Veranlaſſung zu einer ſolchen Beſchuldigung. Man verſtellte die Thatſachen und beſchuldigte den Lord, ohne ſeine Gattin davon in Kenntniß zu ſetzen, er habe des Nachts Piſtolen an dem Bett der Lady los geſchoſſen, um ſie aus dem Schlafe zu wecken, an ihrem Entſetzen ſich zu weiden, und ähnliche Fabeln mehr. Byron hörte dies Alles ruhig an. „Gegen den Wahnſinn kann man nicht kämpfen," ſprach er gelaſſen. „Sobald meine häuslichen und ökonomiſchen Angelegenheiten geordnet ſein werden, verlaſſe ich England auf immer. Vielleicht finde ich in fremden Ländern Menſchen. Hier gibt es nur Affen oder Hyänen."

Während dieſer entſetzlichen Epoche ſeines Lebens waren ihm blos zwei Menſchen öffentlich treu geblieben, ſein Kammerdiener Fletcher und der alte Murray. Auf Beide trug jetzt Byron ſeine ganze Anhänglichkeit über. Fletcher entſchloß ſich, den Lord bis an's

Ende ſeines Lebens nicht zu verlaſſen und ihm überall hin zu folgen. Murray war zu alt, um einem ſolchen Entſchluß beiſpringen zu können. Für ihn ſorgte Byron durch gerichtliche Verfügung, die ihm für die Dauer ſeines Lebens einen ſorgenfreien Aufenthalt in Newſtead ſicherte.

Außer dieſen gab es noch drei Frauen, die bei dem ſo außerordentlichen Wechſel der Dinge Neigung und Theilnahme dem Unglücklichen treu bewahrten. Sie hießen Mary, Helene und Alice. Die Erſtere betrauerte in ihrer Einſamkeit das beweinenswerthe Loos des theuern Mannes, die letzten Beiden beſaßen den Muth, ſich der Geſammtmeinung der faſhionablen Welt entgegen zu ſtellen, und durch dieſe Handlung des Edelmuthes entweder für immer ſich zu compromittiren, oder die Unzahl der Andersgeſinnten öffentlich des härteſten Unrechts zu zeihen.

Einige Tage vor ſeiner Abreiſe aus England erhielt er ein Billet. „Einige Gleichgeſinnte," hieß es darin, „erwarten Sie freundlich, und werden Alles aufopfern, Sie nach ſo ſchweren Leidenstagen

ein wenig zu erheitern. Möchte es uns möglich werden, Ihrer Erinnerung wenigſtens en miniature ein heitereres Bild von dem Lande und Volke mit auf die Wanderſchaft zu geben, als Ihnen die Wirklichkeit hinterlaſſen muß." Die Zeilen waren unterzeichnet: „Helene."

Byron nahm dieſe Einladung an. Das Paquetboot, mit dem er nach den Niederlanden abzureiſen gedachte, ſegelte früh am Morgen von Dover ab. Er beſchloß deshalb, in finſterer Nacht mit Curierpferden den Weg von London bis an's Meer zurück zu legen, um nichts von Allem zu ſehen, was ihn mit Ekel und Abſcheu erfüllte.

Die auserwählte Abendgeſellſchaft behandelte ihn auf das Ehrerbietigſte. Die Frauen namentlich boten Alles auf, den verfolgten Mann zu erheitern. Byron erkannte ihre Bemühungen dankend an, aber ſein Herz war zu zerſchmettert, ſeine Menſchenwürde zu ſchamlos mit Füßen getreten worden, um ein freudiges Wohlwollen in ihm aufkommen zu laſſen. Mit Schmerz und Betrübniß bemerkte die ſtilliebende

Alice, daß ſein glänzend braunes Haar bereits Spuren des Ergrauens zeigte, und doch war der Dichter erſt acht und zwanzig Jahre alt!

Nach der Tafel, an welcher durch Byron's Selbſtbeherrſchung mindeſtens ein Schein der Heiterkeit leiſe hin und wieder flackerte, ſpielte und ſang Helene einige Lieder. Byron ſtand neben ihr und lauſchte mit wehmüthiger Andacht der Muſik. „Kennen Sie wohl," ſprach er zu der liebenswürdigen Frau, „das kurze Liedchen Mary Anne?"

„Gewiß," erwiederte Helene. „O dann bitt' ich," ſagte Byron, „ſpielen Sie es und geben Sie damit einem Verbannten den Reiſeſegen! Ich mochte es ſehr gern leiden, als ich noch ein halber Knabe war."

Helene ſpielte und ſang, eine ganze Welt von Empfindungen ſpiegelte ſich auf dem bewegten, bleichen Antlitz Byron's. „Ich danke," ſprach der Dichter, als ſie endigte. „Erinnern Sie ſich des Verbannten auch dann mit milder Theilnahme,

wenn er von jetzt an den Haß ſtatt der Liebe beſingen ſollte."

Er verabſchiedete ſich ſchweigend, zitternd. Als die Morgenſonne durch die Nebel brach, lagen die Kreidefelſen Englands ſchon hinter dem Fliehenden.

V.

Die Flüchtlinge am Genferſee.

„Sein klug Geſpräch verſüßt die Winternacht
Und lehrt mich Selbſterkenntniß; Feuers Licht
Beglänzt oft unſre Stirnen, bis der Tag
Herein bricht und zum ſchnellen Aufbruch mahnt.“
Shelley's Julian und Maddalo.

1.

Junge Männer übten ſich vor dem Dorfe Coligny in dem gebräuchlichen Ringerkampf der Schweizer. Frauen, Mädchen und ältere Männer ſtanden oder ſaßen in lieblichen Gruppen in der Nähe, und ſahen den gewandten Jünglingen mit Theilnahme zu. Auch an Kindern fehlte es nicht, die, von dem Nachahmungstriebe ergriffen, ebenfalls mit einander zu ringen begannen, und ſich dabei, zu großem Ergötzen von Jung und Alt, poſſierlich auf der Erde herum kollerten.

Die maleriſchen Umgebungen dienten dieſem ländlich-idylliſchen Bilde zum ſchönſten Rahmen. Auf drei Seiten grünende Hügel, die bald zu Bergen

anschwollen und endlich in den höchsten Gletschern des savoyischen Alpenzuges sich verloren; im Vordergrunde der ruhige, blaue Spiegel des Genfer See's, von kleinen Schiffen belebt, deren Segel, je nach den Schwankungen der Wellen, bald nebelgrau, bald blendend weiß, bald auch in hellem Purpurglanz aufleuchteten, wenn die Sonne plötzlich durch eine dunkle Wolkenschicht brach, die gegen Abend den Horizont bedeckte. Die höchsten Firnen und Hörner der Gletscher färbten sich bereits mit jenem wunderbaren Roth, das noch hinab in die dunklen Thäler leuchtet, wenn ihren Bewohnern schon längst die Sonne untergegangen ist.

Ein junges, hübsches Mädchen, das, abgesondert von den Uebrigen, bisher mit emsiger Geschäftigkeit einen großen Strauß von allerhand Feldblumen gewunden, hatte schon seit geraumer Zeit nach dem Seeufer geblickt, als ob irgend ein Gegenstand seine Aufmerksamkeit besonders beschäftigte. Man konnte aber nur einen einsamen Wanderer bemerken, der in tiefen Gedanken langsam am Gestade hin ging, und,

dem Anſchein nach, weder Auge noch Ohr für die Reize der nächſten Umgebung hatte. Er war jetzt der Verſammlung auf der Matte ſo nahe gekommen, daß man ihn deutlich erkannte und ihn, ſeiner Kleidung zufolge, für einen vornehmen Herrn halten mußte. Er trug ſich ganz ſchwarz, ſtatt des Hutes eine Art Barett, das ihm ſehr wohl ſtand, da eine Fülle dunklen Haares ſeine hohe, bleiche, gedankenreiche Stirn umſchattete. Auffallen konnte es, daß aus dem offenen Rocke die Griffe mehrerer Piſtolen glänzten, während er einen Stockdegen nachläſſig hinter ſich her ſchleifte. Von dem Jubel der fröhlichen Ringer in ſeinen Gedanken geſtört, blieb er jetzt ſtehen, ſein Auge ſtrahlte Theilnahme an dem männlichen Spiel, und nachdem er eine Weile in lächelndem Schweigen den gewandten Jünglingen zugeſehen, griff er ſchnell in die Taſche und warf einigen Knaben, die balgend und kämpfend ihm nahe gekommen waren, ein Paar Laubthaler zu, klatſchte laut lachend in die Hände und ſetzte dann ſeine Wanderung in gleicher Weiſe wieder fort. Da hüpfte das junge

Mädchen schnell an ihn heran und reichte ihm mit dem herzlichen Gruß: „Guten Abend, Milohr!“ den Blumenstrauß. Der Fremde sah auf, das Mädchen, in der Schnelligkeit des Laufes aus dem Gleichgewicht gekommen, war unwillkürlich auf ein Knie gesunken und erschien in der angenommenen Stellung einer schönen Bittenden als das lieblichste Bild von Anmuth und Liebreiz. Den Strauß zu dem Fremden empor haltend, lächelte das unschuldige Kind in unaussprechlicher Wonne; doch schien der einsame Wanderer entweder für weibliche Schönheit und Kindesunschuld keine Gefühl zu haben, oder zu sehr mit sich selbst beschäftigt, um von der Knieenden hingerissen, zum Dank aufgerufen zu werden. Er nahm den Strauß gleichgültig, kaum durch ein leichtes Kopfnicken dankend, und schritt nachlässig an der holden Geberin vorüber.

Diese offenbare Nichtachtung betrübte das Mädchen; es ließ den Kopf sinken, ein Paar Thränen glänzten an seinen langen Wimpern, und recht schmerzlich aufseufzend, verfolgte es den Undankbaren mit

fragenden Blicken. Die beschenkten Knaben aber jauchzten so laut und machten vor Freude so tolle Sprünge, daß auch die Männer jetzt nach der Ursache so unmäßigen Jubels fragten. Die Knaben erzählten, was ihnen begegnet war, und Jedermann freute sich der Freigebigkeit „Milohr's," wie die Bewohner Coligny's den Fremden nannten.

„Was ist aber denn Aenneli zugestoßen?" unterbrach fragend einer von den Jüngeren das Loben und Preisen des freigebigen Milohr's, „das Mädel steht ja schon eine ganze Weile dort am Wege, faltet die Hände und sieht dem Milohr unverwandt nach. He, Aenneli, komm doch heran! Warum lugst Du nach dem Fremden?"

Aenneli trocknete sich geschwind die Thränen ab und kehrte zur Gesellschaft zurück. „Ich glaube gar, Du hast geweint!" sagte der junge Senner, der ihr zugerufen. „Was fehlt Dir, Aenneli?"

„O nichts," versetzte das Mädchen, „mir fehlt gar nichts, mir wurde nur weich um's Herz, als ich den schönen, fremden, reichen Herrn so hingehen sah,

ganz freudlos, als ob die Sonne für ihn nicht schiene. Milohr muß ganz entsetzlich unglücklich sein; denn — denke Dir's, Seppi, nicht einmal freundlich angesehen hat er mich für den schönen Blumenstrauß, den ich ihm gab, und es freut mich doch so innig, wenn ich ihn lächeln sehe und denken kann, daß er auch einmal eine glückliche Stunde hat!" Und Aenneli trocknete sich abermals mit der Schürze ihre schönen Augen.

„Dummes Geschwätz!" versetzte ein grämlicher Mann, der schon bei Jahren war und ein mühseliges Leben geführt haben mochte. „Das weiß ich besser, ihr Buben und Mädel. Der Milohr dort unten auf der Villa hat kein Herz mehr — und warum? Weil er's dem Bösen verschrieben hat für die Vergünstigung, hier auf Erden Alles thun zu können, was ihm gelüstet. Still, hört mich, und nachher kuf't drüber so viel Ihr wollt! Ich bin seit vierzig Jahren Fischer, und kenne den See und seine Raupen wie Einer; aber mein Lebtage hab' ich bei starker Bise keinen Fetzen Leinwand auf den Stangen behalten. Jetzt kommt der fremde Milohr, kauft sich ein Boot

und hoi! ſchießt er mit ſeinem langen, durchſichtigen Rudergenoſſen in die dickſten Wetter hinein, ohne daß ſich die Leinwand rührt oder der Kahn nur ſchwankt. Ich ſag' Euch, der Milohr kann's machen, daß ſein Segelſtrich ſtill bleibt, als wäre das Waſſer feſtes Erdreich, mag auch ſonſt der ganze See in Schaum und Strudel gegen alles Lebendige toben. Und warum? Weil er dem Teufel ſeine Seele verſchrieben hat."

Aenneli kränkte dieſe Verläumdung, ſie widerſprach heftig und mit Wärme. „Ja, ja," erwiederte der grämliche Fiſcher, „das iſt ganz natürlich bei Dir, und warum? Weil alle teufliſch Geſinnte den Mädeln die Köpfe verrücken. Nimm Dich in Acht, Aenneli! Du ſcheinſt mir den Milohr tief in Dein Mieder verſteckt zu haben; wenn 'n aber der Teufel 'mal ſatt kriegt, ſo wird 'r Dir 'n wegputzen über Nacht, wie 'ne Sternſchnuppe."

Es miſchten ſich jetzt Mehrere in den Streit. Einige nahmen die Partei des Fremden, die Meiſten aber traten der Meinung des alten Fiſchers bei. Man

erzählte ſich die abenteuerlichſten Dinge, die angeblich ſeit der Anweſenheit des Fremden an und auf dem See ſich ereignet haben ſollten.

„Ein ungewöhnliches Leben führt der Milohr, das iſt wahr," ſprach einer der jungen Männer, „denn ich hab' es mit meinen eigenen Augen geſehen, wie er erſt um Mitternacht ſein Boot beſtieg und unter einem fürchterlichen Geſange, der beinahe wie ein Geheul klang, auf dem See herum fuhr. Sein Gefährte, der ſtiller, aber meines Erachtens noch viel wunderlicher iſt, lachte den Text dazu, und wie ſie etwa einen Büchſenſchuß weit vom Lande waren, konnte ich ſehen, daß um die Köpfe Beider ein rollender Feuerkreis wirbelte. Und das geſchieht einem blos ordinären Menſchen nicht!"

„Milohr's Begleiter iſt ſicherlich der Teufel," fiel ein Anderer ein.

„Letzthin," ſprach ein Dritter, „wie ich von Genf zurück kam, hörte ich ein immerwährendes Schießen. Ich folge dem Schalle und ſehe unweit der Villa die beiden wunderlichen Milohr's, wie ſie ohne Weiteres

nach einem jungen Bäumchen mit Piſtolen ſchießen, und zwar mit einer ſo erſtaunenswerthen Fertigkeit, daß jede Kugel allemal einen Schiefer von dem Stämmchen hinweg putzte. Jetzt iſt's abgeſchoſſen bis auf eine Elle von der Erde — Ihr könnt's noch ſehen — und nun ſage mir Einer, das ſeien ordentliche, geſunde Menſchen! Der Tell ſelber müßte vor ſolchen Schützen davon laufen!"

„Es könnte aber doch wohl ſein," erwiederte ein minder Leichtgläubiger, „daß alle Beide blos den Splitter hätten."

„Was? Splitter?" riefen Mehrere. „Was iſt der Splitter?"

„Nun, das iſt die engliſche Modekrankheit," erklärte der Vorige. „Wer ſo den Splitter kriegt, dem kehrt ſich das Oberſte zu Unterſt; es zuckt und juckt ihm in Kopf und Hand, und das iſt die Urſache, warum ſolche ſplitterhaftige Menſchen immer ſchießen, ſchreien, ſtechen, rudern und räſonniren müſſen. Und thun ſie's nicht, ſo kehrt ſich der Splitter nach Innen. Dann werden ſie ſtill und brummig, hängen den

Kopf und erschießen sich auch, wenn grade ein dicker Nebel in der Luft hängt. Denn seht nur, Ihr müßt wissen, einen ordentlichen, leibhaftigen und knochenfesten Teufel gibt's nicht."

„Sagt was Ihr wollt," fiel Aenneli ein, „der fremde Herr ist krank, krank am Herzen, nicht am Geiste. Das sieht man ihm ja gleich an, man darf ihm nur in seine funkelnden Augen sehen! Auch ist er gut und fromm, denn er hilft gern jedem Nothleidenden, und wie freundlich beschenkt er alle hübschen Kinder, die ihm begegnen! Das thut Keiner, der, wie Ihr behauptet, den Teufel hat!"

„Nun bin ich still!" sprach der alte Fischer. „Wenn die Weiber anfangen, einen Mann zu vertheidigen, so hat es allemal 'was zu bedeuten. Doch, Nachbar, eins muß ich Euch noch sagen, und warum? Weil ich keine Unwahrheit leiden kann. Den „Splitter" hat der finstere Milohr platterdings nicht, denn das hieße ihn schlechtweg für toll erklären, den Spleen aber, seht Ihr, den könnt' er haben, wenn er nämlich nicht den Teufel hätte."

Die Streitenden trennten ſich, da es dunkler ward und die ſchweren Wolken im Weſten ein herauf ziehendes Wetter ankündigten. Aenneli blieb allein zurück. Sie war froh, nicht mehr von den Vermuthungen ihrer Landsleute gequält zu werden, die ſie, obwohl ohne Wiſſen, empfindlich verwundet hatten. Konnte ſie auch triftige Gründe ihren Andeutungen nicht entgegen ſtellen, ſo ſagte ihr doch eine unerklärliche Ahnung des weiſſagenden Gemüthes, daß alle Vermuthungen der Fiſcher und Senner thöricht ſein müßten. Ihre Theilnahme an dem fremden Manne, den ſie für ihr Leben gern erheitert hätte, wuchs nur noch mehr durch das ſinnloſe Geſchwätz.

Sie ſchritt auf dem Pfade am Seeufer fort, den er vor Kurzem betreten, um ſich ſeine Geſtalt, ſeine Stimme, ſein ganzes Weſen leichter zu vergegenwärtigen, bis ſie unter leiſem, doch keineswegs unangenehmen Herzklopfen bemerkte, daß ſie nahe genug an die von ihm bewohnte Villa gekommen ſei, um den bleichen Lichtſchimmer durch die Fenſter glänzen zu ſehen. Aenneli blieb ſtehen, einige Maßlieben

blühten am Wege, hastig riß sie die weißen Blumen ab, umwand sie mit dürren Gräsern und legte das Sträuschen auf die Treppenstufen am Eingange des Landhauses. „Vielleicht denkt er an mich, wenn er die Blümchen findet," sprach sie zu sich selbst, „und thut er das, so wird er auch gewiß freundlich lächeln. Aber was hilft es mir, er lächelt doch nur die Blumen an, nicht mich!"

Aenneli drückte ihre kleinen Hände gegen ihren klopfenden Busen und kehrte, noch oft rückwärts schauend, heim nach Coligny.

2.

Auf einer mäßigen Anhöhe, dicht am Seeufer, liegt die Villa Diodati. Ein Balcon, auf Säulen ruhend, und durch ein schräges Dach gegen das Wetter und die rauhen Stürme der Bise geschützt, zeigt das Land umher in stets wechselnden Bildern. Hier pflegte der fremde Insasse oft Stunden lang sich aufzuhalten, bald allein, bald von einem oder ein Paar Freunden umgeben, die gleich ihm die übrigen Menschen

vernachläſſigten. Vornehmlich brachte er die Abende an dieſem Orte zu und nicht ſelten auch ganze Nächte, wenn das Wetter zu unbeſtändig war, um eine gefahrloſe Fahrt auf dem See zu geſtatten.

Das Mondlicht glänzte bereits wieder in zitternder Bewegung auf dem Spiegel der blauen Woge, um die finſtern Maſſen des Jura dampften weißflockige Nebel, durch eilende, zerriſſene Wolken, die eine heftige Luftſtrömung ſtoßweiße vom Montblanc her nach dem See zu trieb, blinkten einzelne Sternbilder, und am äußerſten Horizont funkelte noch hie und da in trübem Roth die Nadel eines Gletſchers.

„Schraube neue Steine auf, Fletcher," ſprach der Lord zu ſeinem Diener, der mit Reinigung der zahlreichen Piſtolen beſchäftigt war, die ſein Herr ihm reichte. „Faſt alle haben mir heute ein oder zweimal verſagt, und das verſchlimmert jedesmal meine Stimmung. Begegnet mir dies morgen wieder, ſo werfe ich den ganzen Plunder in den Leman und ſtürze Dich hinterdrein." —

Die Thür ward geöffnet, ein ſchlanker, junger Mann trat in's Zimmer. Sein Geſicht war von ſo zarter Schönheit, daß man im erſten Augenblick ihn für ein verkleidetes Mädchen halten konnte. Lange kaſtanienbraune Locken ſchmiegten ſich in reicher Fülle um eine hohe, weiße Stirn von edelſter Form, die Wangen waren krankhaft geröthet, ſeine Augen, groß und vom reinſten Himmelblau, ſtrahlten in wunderbar ſanftem Glanze, der nur bei heftigerer Aufregung in ein unheimliches Aufflammen umſchlug, das etwas Ueberirdiſches, Geiſterhaftes an ſich hatte. Die Haut dieſes Mannes war zart und von ſolcher Durchſichtigkeit, daß man das Geflecht der Adern bläulich darunter ſchimmern ſah. Gang, Haltung, Sprache, ſein ganzes Weſen, verriethen eine äußerſt reizbare Natur, wo nicht ein völlig geſtörtes, ſeiner Auflöſung bereits nahes Nervenleben.

„Guten Abend, Byron," redete der Eintretende den Bewohner der Villa an, „ich komme heute etwas ſpät, da ich längere Zeit als gewöhnlich bedurfte, um mich zu einem Geſpräche mit Ihnen vor zu bereiten."

„Muß ſich eine Schlange vorbereiten, wenn ſie mit ihrem Schüler verkehren will?“ verſetzte Byron mit ungläubigem Kopfſchütteln. „Die Mühe, lieber Shelley, erſparen Sie ſich in Zukunft, denn mit mir iſt ein Geſpräch aus dem Stegreif immer am vortheilhafteſten. Meine Rede iſt wie mein Leben, unſtätt, flüchtig, düſter, komiſch, voller Widerſprüche, aber wahr, Shelley — bei meinem Schädel! ſo wahr, daß ich mich nur wundere, weshalb ich nicht ſchon als Schutzpatron der Wahrhaftigen einen Platz im Kalender einnehme!“

Shelley lachte leiſe. „Ja,“ verſetzte er, „wäre unſere Phyſis immer der Pſyche ſo innig zugethan, daß ſie ihr nie einen Streich ſpielte, ſo würde die Sage vom Prometheus längſt keine Fabel mehr ſein. Es gäbe dann Götter in Menge, nur keine Poeten. Glauben Sie mir, Byron, ich bin immer nur ſo lange Poet, als meine Hand zittert, kann ich ruhig den Löffel zum Munde führen, ſo tritt bei mir augenblicklich die ſkeptiſche Epoche ein.“

„Dieſer Behauptung zufolge müßte ich fortwährend

Poet ſein," erwiederte Byron, „denn meine Hand zittert ſo ſtark, daß ich regelmäßig für jede Kugel mein Ziel drei oder vier Zoll ſeitwärts vom Schwarzen nehmen muß, um zu treffen."

„Wo haben Sie denn Ihren Affen?" fragte Shelley.

„Meinen Sie den Doctor?"

„Hat ſich Ihr Hausſtand vermehrt, daß Sie mit noch einem Nachahmer aufwarten können? Ich meine, es ſei an Polidori ſchon übergenug!"

„Er iſt nach Genf gefahren, wie immer, wenn er unzufrieden wird. Der gute Menſch dauert mich, ſeine Anmaßung überſchreitet aber zuweilen doch alle Grenzen ſo auffallend, daß ich mich genöthigt ſehe, ſeinem Dünkel ein Gebiß anzulegen."

„Polidori iſt ein guter Mann," ſprach Shelley, den Shylok Kean's in Stimme und Gebehrde täuſchend nachahmend. Byron lachte, fuhr fort, die citirte Stelle weiter zu declamiren, wobei er die Sprache Shakeſpeare's ſcharf und bitter tadelte. Dann ſchellte er dem Diener und verlangte Cigarren

nebſt einer Taſſe Thee. Shelley forderte Zucker und Arack. „Ich will mir jetzt das Opium abgewöhnen,“ ſprach er, „doch ſind meine Nerven noch zu ſchwach, um jedes Reizmittel entbehren zu können.“

„Wir ſind doch wahre Antipoden,“ fiel Byron ein, „Sie greifen im ganzen Univerſum umher, um die narkotiſchſten Heilmittel aufzufinden, die Ihre Natur kräftigen mögen, und ich führe gewiſſenhaft ein Tagebuch über die Verfaſſung meines Ober- und Unterleibes, erforſche genau, welche Speiſen und Getränke die Tobſucht in mir entwickeln, welche mich ſanft machen. Eſſen Sie Beefſteak, lieber Freund, das gibt Rieſenkräfte! Zwei Biſſen davon genügen, mir das Gefühl zu geben, als hätte ich Hörner im Kopfe, die ich mir an der Wand abſtoßen muß. Sie glauben nicht, wie furchtbar wild Fleiſchſpeiſen machen. Dagegen bändigt alle Pflanzenkoſt das Temperament, ſtreichelt unſer Gemüth, bis es ſanftmüthig ſchnurrt und macht es geſchickt, gute Lehren anzunehmen. Ich habe mir vorgenommen, nur dann meine Zähne im Fleiſche ſtumpf zu beißen, ſollten

mir die Pfaffen zufällig einmal zu Geiſte gehen. Aber Sie, lieber Shelley, Sie müſſen Rindfleiſch eſſen, ſaftiges Rindfleiſch.“

Fletcher brachte das Verlangte und die beiden Freunde bereiteten ſich nach Maßgabe ihrer körperlichen Beſchaffenheit das frugale Abendbrod. Nach genoſſenem Thee ging Byron im Zimmer auf und nieder und rauchte Cigarren. „In Frankreich erſtickt man das Leben durch Kohlendampf,“ ſprach er, „ich will doch ſehen, ob es nicht möglich iſt, mittelſt Cigarren auch den Hunger nieder zu dämpfen. Es gibt nichts ſo Widerliches auf der ganzen Welt, als ein menſchliches Ungeheuer, das ſeinen Magen zum Gott erhebt. Denken Sie ſich z. B. ein ſchönes Weib, das gern ißt! — wahrhaftig, Shelley, ich würde ein ſolches Weſen, und vereinigte es die Vollkommenheiten einer Venus und Magdalene in ſich, ziemlich hart von mir weiſen! Lady Byron hatte etwas von dieſer Unart an ſich, ſie wußte recht wohl, daß ich es nicht vertragen konnte, und doch beharrte ſie dabei. Eingebildete Frauen glauben ihrer Würde etwas zu

vergeben, wenn ſie eine geringfügige Bitte ihrer Männer erfüllen. Die Thörinnen! Sie bringen ſich und Andere dadurch nur um Glück und Ruf. — Teufel, mich ſchmerzt der Schädel!“

Byron ſchlug ſich mit der Fauſt heftig an die Stirn, lehnte ſeine Wange gegen die Wand und ließ den Blick lange und ſichtbar ergriffen auf der wunderbar glänzenden Landſchaft ruhen, die in wechſelnder Mondbeleuchtung durch die Balkonthür ſichtbar ward. Shelley ſaß, die Hand in ſein Haar vergraben, neben der Thür. Es war ſtill, die Kerze bewegte ſich kaum im linden Hauche. Auf dem See flimmerten einige Segel, eine Stimme ward laut, die zur Guitarre ein einfaches Lied ſang, von ferne rollte es dumpf, als ſtürzten Lawinen von den Gletſchern. Es war das langſam aufſteigende Gewitter, das bereits glührothe Blitzſchleifen um die Hüften des Montblanc knüpfte. Von dieſem Wandel in der Natur ergriffen, änderte ſich das Geſpräch der beiden Dichter. Shelley wußte, daß Byron ſeine beſtimmte Zeit austoben mußte, deshalb unterbrach

er ihn nie, mochte er nun ſchimpfen oder in ſcherzhafter Weiſe das Gute mit dem Schlechten verſpotten. Ein Blick in die Natur beſänftigte gewöhnlich dieſe momentanen Wuthausbrüche, dann ward er ſtill, ſein Herz öffnete ſich dem Friedenswort des Freundes, die Bitterkeit ſchwand aus ſeiner Seele, und was auch noch zurück bleiben mochte von Schmerz und Gram, das löſte ſich vollends auf in melancholiſch-ſüßen Liedestönen, oder im trauten Geſpräch mit ſeinem innigſten Geiſtes- und Leidensverwandten.

Fletcher hatte ſich auf Byron's Wink wieder entfernt, die Dichter waren allein mit ſich und dem wunderbaren Geiſterhauch der Natur, der auf ihr Fühlen und Denken den mächtigſten Einfluß übte. Shelley's Auge glänzte noch heller, noch überirdiſcher als gewöhnlich. Langſam erhob er ſeine Hand und legte ſie auf Byron's Schulter. „Byron," ſprach er, „Sie müſſen durchaus von Ihrer Anſicht, die Liebe der Menſchen durch Haß erwecken zu wollen, zurück kommen. Liebe iſt freilich ein unbeſtimmtes Wort, ein Phantaſiebild, ein Kuß der Gottheit, uns im

Traum auf die geſchloſſenen Augenlider gehaucht. Aber wir fühlen doch ihre Wirkung, ihr Daſein beſtätigt der Erfolg, den ſie hervor bringt, und ihrer ſpotten, heißt gegen das Univerſum ſündigen, das doch allein nur von Liebe ernährt, erhalten, getragen wird! Hören Sie den Donner, Byron? — Der verſtändige Naturaliſt ſieht darin nichts weiter, als Urſache und Wirkung ganz einfacher Naturkräfte, die poetiſche Anſchauung aber begnügt ſich damit nicht. Sie träumt und ſchafft ſich zum Schall ein Bild, ein Weſen, und wendet es ſo lange hin und wieder, bis es irgend eine Geſtalt gewinnt. Dieſen Trieb des Urmenſchen nenne ich das Walten jener allgemeinen Liebe, in der allein mir die Weſenheit Gottes zu liegen ſcheint. Das iſt mein Atheismus, der mich Vaterland, Vermögen, Geſundheit gekoſtet, der mir die eigenen Kinder geraubt hat."

„Ich kann Ihnen nicht widerſprechen, Shelley," verſetzte Byron, „doch muß ich geſtehen, daß es meiner Natur widerſtrebt, eine Ohrfeige mit einem Kuſſe zu belohnen. Ganz England hat Sie geohrfeigt wie

mich, und nun ſetzen Sie ſich hin und mühen ſich ab, wie Sie den Bulldog's am zärtlichſten um die plumpen Lippen ſchmeicheln. Nein, Shelley, das kann unmöglich der rechte Weg zur Wahrheit ſein. Als Menſch verlange ich Beruhigung, Ausgleichung meiner Gefühle; doch wo auf Erden findet ſich die Geſellſchaft, in der es geſtattet iſt, beleidigt zu werden, ohne wieder beleidigen zu dürfen? Ob man es thun will, das allein ſoll uns ſelbſt überlaſſen bleiben. Ich meines Theils haſſe das Beleidigen aus Schadenfreude, nur Ausgleichung, Beruhigung begehre ich, und dieſe tritt bei mir ein, wenn ich auf Salz Pfeffer ſtreue."

„Sie ſind Egoiſt, Byron, Sie leben blos ſich, nicht dem Allgemeinen."

„Das iſt menſchlich, nichts weiter," verſetzte Byron. „Thue ich als Egoiſt nur meine Pflicht, ſo iſt dadurch dem Allgemeinen weit mehr gedient, als mit Ihrer allgemeinen Liebesſauce, die Sie lebensgern um dieſe Narrenpaſtete, die wir Welt nennen, gießen möchten."

Shelley lächelte und fuhr fort mit ruhiger, klangvoller Stimme, die ſelbſt ſchon wie ein Friedensgeläute klang, dem heftigen Freunde ſeine Anſichten über Haß und Liebe vorzutragen. Bei ſolchen Unterredungen lag in dem kranken Dichter eine wunderbare Anziehungskraft. Seine Worte ſtrömten in ununterbrochenem Fluß über die Lippen, und wurden ſie auch oft in ſeltſamer Form geboten, ſie feſſelten doch immer, wenn ſie auch nicht überzeugen konnten. Shelley's Skepſis löſte ſich bei ſolchen Geſprächen in eine eigenthümliche Glaubensmilde auf, die um die Worte her wogte wie ein Heiligenſchein. Es war keine Verläugnung ſeiner Natur, dieſe ſprach ſich nur aus in tieferen Tönen, und ward in ſolchen Stunden zur edelſten Myſtik verkehrt. Denn alle wahre Myſtik iſt immer nur eine nach innen getretene Skepſis. Das Herz ſpricht, während der Verſtand ſchläft, und das Sprechen eines tief empfindenden Herzens iſt nichts anderes, als ein Erzählen der Träume, von denen der ſchlummernde Verſtand umgaukelt wird.

Shelley war von Natur zu dieſer auffallenden

Art des Denkens, Dichtens und Träumens gedrängt. Seine Nerven waren so reizbar, daß es ihm nicht schwer fiel, zu jeder beliebigen Zeit ein Gebild seiner Einbildungskraft lebendig werden, in der Nüchternheit des Lebens auf sich zu schreiten zu lassen. Diese Begabung, die bei gesunder Grundlage eine krankhafte Ausbildung angenommen, stimmte ihn gegen die Ungerechtigkeiten der Welt selbst dann mild, wenn sie ihn persönlich trafen. Er ward erschüttert, aber nicht zum Zorne gereizt, wie der kräftigere Byron. Shelley sog den Honig seiner Lieder aus tief inniger Beschauung des geheimnißvollsten Seelenlebens, Byron bedurfte der dämonischen Gewalten, um sein Gefühl erbeben, sich selbst fürchten zu machen, und in eingebildeten Schrecken, die sich nicht selten in seinem Gehirn verfestigten, die Zauber der Poesie zu finden, an denen er Freud' und Leid seines Lebens abzustumpfen suchte.

Beide Freunde hatten, was wir hier aussprechen, gegenseitig in einander erkannt, Byron mit der Allgewalt seines leidenschaftlichen Gefühls, Shelley mit

der Doppelkraft bewußter Ueberzeugung und magnetischer Ahnung. Wie sich daher auch ihre Meinungen oft durchkreuzen mochten, ein Bruch war nicht möglich, indem Einer den Andern ergänzte, und Milde und Hohn die außerordentlichsten Gedanken bis zur Durchsichtigkeit läuterten.

„In meinen früheren Jahren," sprach Shelley, „überließ ich mich jederzeit dem Eindrucke des Augenblicks. Dennoch erschien mir Alles entweder gehässig oder liebevoll, und wenn nun das Gehässige weit öfterer mir begegnete als das Liebevolle, so ward ich unglücklich. Ich fühlte mich höchst elend, fand nirgends Ruhe, nirgends einen Ausweg. Aus jener Zeit datirt mein Pamphlet über den Atheismus, das Sie kennen. Auch nach dem Verdammungsurtheile, das mich traf, blieben noch längere Zeit meine Ansichten dieselben; erst, als ich in den Straßen Londons bald Hungers gestorben wäre, als mein Vater mich verstoßen, meine Verwandten mich abgewiesen, die Welt, so weit ich sie kannte, mich geächtet hatte; damals gewann ich plötzlich eine andere Ueber-

zeugung. Die Veranlassu. war einfach, natürlich; doch werde ich sie nie vergessen. Hören Sie mich, Byron!"

Shelley genoß einige Stückchen mit Arack getränkten Zucker, um seinem schwachen Körper mehr Spannkraft zu geben. Byron setzte sich neben ihn und stieß einen Dolch, den er stets bei sich trug, bald langsamer, bald schneller durch die Tapete. Es war ihm Bedürfniß, irgend ein Mordinstrument in unmittelbarer Nähe zu haben, um im Augenblick der wildesten Aufwallung sich in dem bloßen Gedanken, Schlimmes thun zu können, still zu toben. Fehlte ihm irgend ein solcher Helfer in der Noth, so vergrub er die Hände in sein Haar und raufte es so lange, bis sein Zorn im Schmerz erstickte. Fletcher nannte solche Anfälle seines Herrn die Periode des Teufelhetzens.

„Es war im Jahr 1814," erzählte Shelley, „als ich eines Abends bei ziemlich stürmischem Wetter unter dem Portale eines herzoglichen Palastes in London ein Obdach für die Nacht suchte. Den ganzen

Tag über war ich im anatomiſchen Theater beſchäftigt geweſen, um den Organismus des Menſchen zu ſtudiren. An Mangel ſchon ſeit Wochen gewöhnt, kümmerte es mich wenig, womit ich meinen Hunger ſtillen mochte. Durch das gänzliche Zerwürfniß mit meiner Familie war ich aber doch ſo herunter gekommen, daß ich ſelbſt das Allernothwendigſte nicht mehr auftreiben konnte. Ich hatte Schulden, wurde gemahnt, verfolgt und endlich in meiner Wohnung nicht mehr zugelaſſen. In dieſer Bedrängniß galt es die Kraft des Stoicismus zu erproben, in dem ich mich ſchon ſeit einigen Jahren geübt hatte. Die Spiegelfenſter des Palaſtes, unter deſſen Thorweg der rechtmäßige Erbe eines Vermögens von 300,000 Pfund Sterling vor Froſt klapperte, vor Hunger zitterte, ſtrahlten in blendender Helle. Ich hörte Muſik, heiteres Lachen, das gefallende Surren vielleicht höchſt fader Geſpräche. Nie war ich in einer bitterern Stimmung gegen die Welt geweſen, für deren Beſſerung ich mir bewußt war, all meine Kräfte angeſtrengt zu haben. Die Noth jedoch, das

rauhe Wetter und das natürliche Bedürfniß eines jeden Menschen, selbst in der verzweifeltsten Lage noch Hoffnungen zu schöpfen, bewog mich, die äußeren Uebel durch die überwiegende Kraft des Geistes zu besiegen. Ohne mich also ferner um das Nächste zu bekümmern, begann ich alles Ernstes mit meiner Phantasie zu verkehren; denn wenn irgendwo noch Hilfe war, so mußte sie da zu finden sein. Es gelang mir auch wirklich in kurzer Zeit, mein körperliches Unbehagen gänzlich zu vergessen, indem ich mich geflissentlich in eine Scheinwelt hinein träumte, die mit der mich umgebenden wirklichen keine Verwandtschaft zeigte. War es nun die Verzweiflung meines Denkens, oder die Abspannung der physischen Kräfte, die jederzeit das geistige Leben bis zur Exaltation steigert: genug, ich fand, daß unter allen Verhältnissen, in den gräßlichsten Situationen, eine liebevolle Auffassung derselben die unbedingteste Beruhigung gewähre. Und seltsam, kaum drängte sich mir diese Ueberzeugung auf, als auch ein Bild wunderbaren Lebensglückes vor mir aufstieg! Hätte ich ge-

schlafen, so würde ich es für einen Traum gehalten haben, so aber war ich vollkommen wach. Ich fühlte das Herabträufeln des Regens, abgerissene Töne der Musik flatterten an mir vorüber, und dennoch stand dies wunderbare Bild, diese Schöpfung meines Denkens in goldener Beleuchtung fest vor meinem Blick. Willkürlich konnte ich diese Erscheinung verschwinden, und willkürlich sie wieder entstehen lassen, immer in gleicher Pracht, mir zum Glück, zum Ergötzen, zur Beruhigung. Damals empfand ich es mit unnennbarem Wonnegefühl, welch ein unersetzlicher Schatz unsere Phantasie sei! Es leuchtete mir aber auch ein, daß ein zweckmäßiger Verkehr mit ihr, wird er nur von der Kraft des Gedankens geregelt, das Glücklichste schaffen müsse, jedes eigentlich waltende Unglück vernichte und das Böse gänzlich ausrotte.

„Unmittelbar nach dieser trübseligen und freudevollen Nacht, die für mich ein Wendepunct ward, dachte ich in ruhigeren Stunden über das Erlebte und Gesehene nach, und wie ich von nun an

auch die einzelnen Gedanken schieben und setzen mochte, immer strebten sie doch zu ein und demselben Ziele hin. Man nannte mich, theilte ich irgend einem Ungeweihten die Ergebnisse meiner Forschungen mit, den radicalsten Skeptiker Englands, man wollte es mir zum Verbrechen machen, daß ich Kirche und Religion antastete, weil ich gefunden hatte, sie gewährten nur einer Anzahl Auserwählter das, was sie Allen zu geben versprachen und doch unbillig genug entzogen.

„Seit jener Zeit habe ich mit eiserner Consequenz das Princip der Liebe zum Maßstabe meiner Beurtheilung gemacht in allen menschlichen Dingen, und ich rathe Ihnen, Byron, folgen Sie mir! Strengen Sie sich an, treten Sie dem Haß auf den Nacken, er stachelt nur, er befriedigt nie."

„Zuvor, Shelley," versetzte Byron, „muß ich Sie bitten, mir die Vortheile aus einander zu setzen, die Ihre Liebesmanie Ihnen eingetragen hat. So viel ich weiß, bestehen sie blos in fortwährender Verketzerung Ihrer Schriften. Sie sind und werden

Atheist bleiben bis an's Grab, denn verdammt will ich sein, wenn es unwahr ist, daß, wer einmal im gerechten Zorne einen Dolch handhabte, nicht fortwährend in die Kategorie der Mordgesinnten geworfen wird!"

Ein sanftes Lächeln flog verschönernd über Shelley's Gesicht, wie immer, wenn er eines Andern Irrthum bemerkte. „Wollen Sie die Meinung der beschränkten Köpfe für gültig anerkennen," sprach er, „so werden wir Beide nicht nur so lange wir leben, nein, bis an den jüngsten Tag für ein Paar höchst gefährliche und gottlose Menschen verschrieen bleiben. Ja doch," fuhr er fort, „ich bin Skeptiker und, wenn man will, auch insofern Atheist, als ich nicht glauben kann, daß ein Einzelwesen über das Universum nach Tyrannenart gebietet. Den Gott aber läugne ich nicht ab. Mir lebt er im aufknospenden Blumenauge, in dem Thautropfen, der auf Halmen und Gräsern blitzt, im Strahl des Mondes, wenn er seinen Silbermantel um Bergesschultern faltet. Und wenn ich nun erst die lebensvolle Welt betrachte, so würde ich

mich selbst verachten, könnte ich noch daran zweifeln, daß vom unsichtbaren Insect bis zum intelligentesten Menschen Ein Drang der Liebe jauchzt und betet, den ich aber unmöglich in Ein Wesen concentriren mag, soll es mir nicht in unschöner Gestalt erscheinen. Die Liebe, die ich im Grase säuseln, im Laub der Bäume flüstern höre; die in Bach, Fluß und See murmelnd mit sich selber plaudert; die ich im Traume küsse, wenn irdisches und überirdisches Leben in einander fließen; die endlich meine ganze Seele melodisch bewegt, wenn die Phantasie den schneidenden Gedanken zur Form der Schönheit umbildet und zum Gedicht verklärt: diese Liebe, bester Byron, ist mein Gott, und in diesem geeinten Pantheismus will ich leben und sterben."

„Vortrefflich," sprach Byron, „man muß nur auch so idealisch zu träumen wissen, wie Sie. Zugegeben Sie hätten Recht, und ich sähe es ein — obwohl ich dies noch läugnen muß — wer nimmt mir dann die Wuth meiner Träume, den Haß, der gerade in alle dem, was beruhigend auf uns wirken soll, mir

die Zähne weist? Ich bin keiner von den langweiligen Engeln, mit denen schwache Gemüther den Himmel austapezieren; doch fühle ich mich auch nicht viel schlechter, als was sonst von menschlichen Fratzen um mich herum wandelt. Warum muß ich nun mit dem Schrecken ringen? Dämonen bändigen, damit sie mich nicht zerreißen, und weit mehr Hölle sehen als Himmel? Haben Sie Recht, Shelley, so danken Sie Ihren sanfteren Glauben einzig Ihrem milderen Temperament, und was Sie als allgemeine Lehre aufzustellen bemüht sind, das gewinnt blos in Ihnen Geltung und in Individuen, die Ihnen gleich oder doch sehr verwandt sind. Ihre Gedanken, lieber Shelley, sind somnambül, deshalb haben Sie so wunderbare Erscheinungen; mir dagegen klafft immer der Cerberus hinten nach, und bei solcher Begleitung soll der Teufel lieben."

Ein heftiger Donnerschlag unterbrach dies seltsame Gespräch der beiden Dichter, die, von gleicher Begabung und gleich edel, doch auf so entgegen gesetzten Bahnen die Erkenntniß des Ewigen, den reinen

Genuß des Lebens suchten. Schwere Wetterwolken rollten, vom Sturme gepeitscht, über das Thal und wühlten den See brausend auf, daß der weiße Gischt donnernd gegen die Ufer brandete. Ununterbrochen schossen die Blitze nach den verschiedensten Richtungen hin und gewährten durch die partielle Beleuchtung der Gegend die mannichfachsten Ansichten. Oft schienen die rothen Flammen gleich feurigen Geistern auf den weißen Häuptern der Wellen zu tanzen, dann stürzten sich wieder sonderbar gestaltete Nebel auf die Lohen und versenkten sich mit ihnen vereint in den Abgrund des See's.

Schweigend sahen die beiden Freunde diesem großartigen Schauspiele zu. Der furchtsame Fletcher war auch wieder in das Zimmer gekommen, hielt sich aber in schüchterner Entfernung von seinem Gebieter.

„Bei diesem Schauspiel erinnere ich mich der Scene eines deutschen Gedichtes," sprach Shelley, „das ich für das außerordentlichste halte, was je geschrieben worden ist."

„Sie können deutsch?“ sprach Byron. „Als Knabe trieb ich es auch, als man mir aber den Tod Abels von Geßner als ein sehr schönes Poëm rühmte, was in Deutschland höchlichst geachtet werde, bekam ich einen unüberwindlichen Widerwillen gegen Volk und Sprache der Deutschen. Kain that ganz Recht daran, daß er einen so albernen Tropf, wie diesen Abel, erschlug; ich hätte es eben so gemacht. Abel ist kein poetischer Character; er ist, wie alles einfach Gute, lächerlich, abgeschmackt. Wer jene Sage poetisch behandeln wollte, müßte Kain zum Helden machen und dem Abel seine deutschmichelhafte Albernheit abwaschen, womit ihn der gutmüthige Geßner überpinselt hat. Ich habe wohl Lust, bei guter Stimmung meine Gedanken darüber in Verse zu bringen, — zuvor aber müßte ich noch ein Paar lustige Sünden auf mein Register bringen. — Doch wovon wollte die Schlange zischen? Ich habe sie unterbrochen.“

„Goethe hat ein Gedicht „Faust“ geschrieben,“ sprach Shelley. „In diesem befindet sich eine Scene,

worin der Zug der Hexen nach dem Blocksberge geschildert wird. Jener furchtbar schönen Scenerie erinnere ich mich bei diesem Anblick. Sie sollten den Faust doch zu lesen versuchen, Byron! Alle Tiefen der Skepsis sind in diesem Gedicht erschlossen und dennoch der Triumph der Liebe in wunderbarster Poesie verklärt."

„Ich wollte, der alte Gessner wäre von Ewigkeit her als Perüquier bei der Proserpina angestellt gewesen, oder ich zahmeren Geistes," versetzte in komischem Ingrimm der aufbrausende Byron. „Da beides nicht der Fall ist, so werde ich den „Faust" wohl schwerlich lesen können. Gibt's keine Uebersetzung?"

„Ich halte ihn für unübersetzbar," erwiederte Shelley, „doch wollen Sie mir gelegentlich einmal zuhören, so will ich einige Scenen, die ich möglichst treu wieder zu geben versuchte, Ihnen nächstens vorlesen."

Byron ging sogleich auf den Vorschlag ein. Der Gewittersturm hatte unterdessen ausgetobt, das ganze

Wetter stürzte sich in die Schluchten des Jura. Ueber dem See glänzte wieder die Sichel des Mondes und beleuchtete das Rollen der einschlummernden Gewässer.

„Wollen Sie mich begleiten, Shelley?" sagte Byron lebhaft, „ich glaube, wir können ohne Gefahr noch eine Fahrt auf dem See wagen. Diese magische Mondnacht, hier heller Himmel, Sternenschein und Ruhe, dort drüben die Nacht des Wetters, Aufruhr der Natur, das Zischen und Springen der Blitzschlangen: bei meiner wilden Seele, das muß ein Genuß sein für Schlange und Dämon!"

Shelley's Blick ruhte einige Augenblicke auf dem Zauberbilde, dann reichte er Byron die Hand. „Rasch denn," sprach dieser, „geben Sie mir Ihren Arm! Bin ich auch lahm, so sind meine Nerven doch dauerhafter als die Ihrigen. Wir wollen den Morgen auf dem See erwarten."

An der Thür trat Fletcher den Freunden entgegen.

„Mylord," sprach er stotternd, „Sie werden morgen wieder den ganzen Tag böse Stimmung haben, wenn Sie die Nacht wieder ohne Schlaf hinbringen. Wäre ich Ew. Herrlichkeit, so würde ich zu Bett gehen."

„Nein, guter William, das ist nicht wahr," versetzte Byron leicht scherzend, „wärst Du Se. Herrlichkeit, so gingst Du jetzt eben so gewiß, wie ich es thue, zu Schiffe, nur als der bedenkliche William Fletcher, Kammerdiener Sr. Herrlichkeit, des hinkenden Lord Byron, würde ich mich auf's Ohr legen. — Wo hast Du den Strauß von Maßlieben her?"

„Ich fand ihn draußen auf den Stufen liegen. Des Senners Tochter wird ihn wohl für Ew. Herrlichkeit hingelegt haben. Sie streift immer, recht wie ein guter Engel, um die Villa, und ist stets darauf bedacht, Sie durch irgend etwas zu erfreuen."

„Hm!" sprach Byron nachdenkend, „so pflege denn das liebe Geschenk, damit ich die Blumen morgen

recht frisch finde." Als er mit Shelley das Boot bestiegen und das Segel aufgespannt hatte, sagte er zu dem Freunde: „Glauben Sie wohl, daß Aenneli eine Neigung zu mir gefaßt haben könnte? Ihr Betragen ist mir heute aufgefallen, und ich war, glaub' ich, fast hart gegen sie."

„Aenneli liebt," versetzte Shelley, „und wenn ich das Mädchen nicht ganz verkenne, so glaub' ich, dies hingebende Naturkind allein würde Sie glücklich, vielleicht gar zu einem Bekenner meiner Liebesreligion machen können."

„Nimmer, nimmer!" fiel Byron heftig ein und seine Augen blitzten zornig. „Ich hab's verschworen, je wieder zu lieben. Ich hasse das ganze Geschlecht, unauslöschlich, unsagbar, mit der Wuth und Kraft eines Titanen. Und selbst wenn ich das Kind lieben könnte, glücklich würd' ich doch nicht! Es klebt ein Fluch an meinem Namen; alle Byrons werden elend in der Liebe!"

„Ihre Heftigkeit, liebster Byron, läßt mich fast

vermuthen, daß Ihnen die schöne Sennerin nicht ganz gleichgültig ist."

„Ich liebe ihre naive Sprache," sagte Byron, lehnte sich über den Bord des Nachen und sang oder heulte vielmehr ein albanesisches Kriegslied in die Nacht hinein. — Auf Diodati fiel der volle Schimmer des Mondes, die Schiffenden konnten die Villa durch Dämmerglanz und silbernen Nebeldunst so lange erkennen, bis das Boot hinter den empor steilenden Ufern verschwand.

3.

Seit Byron das Landhaus Diodati bezogen hatte, war es schwer, ja fast unmöglich, in seine Nähe zu kommen. Jeder Fremde wurde ohne Unterschied abgewiesen, denn der tief verletzte Dichter hatte einen Abscheu, einen unauslöschlichen Haß auf die Menschen geworfen. Am empfindlichsten ließ er diese Abneigung den Engländern fühlen; er mochte nichts von ihnen hören, nicht einmal zurückgelassene Karten annehmen. Diese hartnäckige Abgeschlossenheit mußte

bald genug zu lächerlichen Auftritten, nicht minder zu übertriebenen Verläumdungen des Einsiedlers führen. Vertraute Freunde umschlichen tagelang ohne Erfolg die Villa, ehe es ihnen gelang, den menschenfeindlichen Lord gewissermaßen zu überfallen, sich ihm in die Arme zu werfen; und fern Stehende, nur von Neugier Herbeigelockte brüteten schauerliche Mährchen aus, um sich zu rächen, und beobachteten deshalb die Schritte des Dichters von dem entgegen gesetzten Ufer des See's herüber durch Fernröhre. War es nun aber andauernd Harrenden endlich gelungen, den ehemaligen lustigen Freund zu sehen, zu sprechen, dann lebte auch Byron wieder auf. Alles Trübe wurde vergessen, froh hingebrachte Stunden, Tage, Nächte nochmals genossen, und des Dichters Witz und Laune beseelten, wie ehedem, das Gespräch, würzten das Mahl. Unter den durchreisenden Engländern befanden sich auch Hobhouse und Lewis, mit dem Beinamen „der Mönch." Diesen verdankte er einem Roman, der aus seiner Feder geflossen war und Aufsehen erregt hatte. Nach den wunderlichsten

Manövern waren die Freunde dem Dichter in's Zimmer gedrungen, der nun über die Folgen seiner Abgeschlossenheit lachen mußte, des Scherzes halber aber die getroffenen Maßregeln sogar noch vermehrte. Beide beabsichtigten, die Schweiz zu bereisen, die Alpen zu besteigen, und da sich die Witterung günstig zeigte, so bestürmten sie Byron und Shelley so lange, bis ihnen die Dichter ihre Begleitung zusicherten.

Der Eindruck dieser Wanderung durch die Gletscher des Chamouni und der zunächst liegenden Alpen auf das Gemüth unseres Freundes war außerordentlich. Verdüstert, ingrimmig, voll Bitterkeit und Hohn, nicht allein gegen seine Landsleute, sondern gegen die Menschen überhaupt, war Byron nach Genf gekommen. Eine heitere Landschaft, eine erhabene, großartige Natur wirkt immer günstig auf eine regsame, empfängliche Seele, und so fühlte sich auch Byron, wenn nicht beruhigt, doch bald zerstreut. Er wählte den Genfersee, mit dem poetischen Reiz seiner historischen Erinnerungen, den phantastischen Monumenten einer halb wahren, halb erdichteten leiden-

schaftlichen Liebe, mit innigem Behagen zu seinem Aufenthalt, und ergötzte sich auf einsamen Wanderungen, die ihn nach all den Orten hinführten, deren Verherrlichung wir Rousseau verdanken. Weit bedeutsamer jedoch war für ihn das persönliche Bekanntwerden mit Shelley. Bisher kannte er diesen schwärmerischen Skeptiker, der als Dichter eine Naturmystik entwickelte, wie Niemand sie vorher geahnt hatte, und als Denker an Scharfsinn mit Spinoza wetteiferte, nur aus seiner „Queen-Mab," die Byron's Denken und Fühlen außerordentlich zusagte. Da begegnen sich beide Dichter wider Erwarten im Hotel de Sécheron bei Genf und die Wahlverwandtschaft ihrer Schicksale übte nächst ihrer Sinnesähnlichkeit einen so mächtigen Einfluß auf Beide, daß in kürzester Zeit ein ewiger Freundschaftsbund zwischen ihnen geschlossen wird. Byron bedurfte eines Mannes, in dessen Gegenwart er sich über sein eigenes trübes Geschick aussprechen konnte. Er mußte im Beisein eines innigst Mitfühlenden gegen Welt und Menschen toben, um sich selbst wieder zu finden, und die Muse

dann in sanfteren Worten den Nachhall seines Zornes, seines Schmerzes wehklagen zu lassen. Diesen Mann fand Byron in dem gefaßteren Shelley, der, ohne ihm zu widersprechen, durch die heitere Kraft seiner Rede den tobenden Freund zu sänftigen verstand. Byron's lärmende Gefühlsausbrüche verloren an Heftigkeit und Dauer durch den Umgang mit Shelley, dessen Gespräche, Untersuchungen, Hindeutungen leiteten Byron's Gedanken auf ganz neue Spuren. Seine Poesie gewann an Tiefe, was sie an aufsprudelnder Gluth verlor, und wie sehr er sich auch immer gegen Shelley's wunderbare Skeptik auflehnen mochte, sie umstrickte seinen Geist willenlos und wirkte als heilsame Medicin auf sein krankes Gemüth. Jetzt verlangte seine Natur nur noch eine gewaltige Erschütterung, um in einer neuen Production sich wieder zu dauerhafter Gesundheit durcharbeiten zu können. Dazu verhalf ihm die erwähnte Alpenreise, von der er kräftiger, schaffenslustiger als je zurückkehrte.

Bei seinem Eintritt in die Villa war ihm eine

freundliche Ueberraschung zugedacht. Säulen, Fenster und Wände zeigten sich geschmackvoll mit Guirlanden von Moos und Immergrün umwunden, Blumen standen in reicher Fülle aller Orten, vorzüglich auf seinem Arbeitspult, und die zahlreichen Waffen, mit denen er sich nach alter Gewohnheit zu umgeben liebte, waren so geschickt unter und zwischen diesen Waldesschmuck versteckt, daß sie nicht wenig zur blinkenden Verzierung der Gemächer beitrugen. Anfangs glaubte der freudig überraschte Dichter, sein treuer Fletcher sei der Anordner dieser Ausschmückungen, doch lehnte dieser jede dankende Anerkennung mit Bestimmtheit ab, ohne den wahren Urheber zu nennen.

Byron ward dadurch erfreut und auch verstimmt. Er ahnte die Hand, die für ihn sich mühte, und doch war er nicht im Stande, so recht von Herzen, wie er es wünschte, ihr dafür danken zu können. Tage waren bereits vergangen und sein rastlos arbeitender Geist brütete darüber, die empfangenen Eindrücke poetisch zu gestalten. Niemand durfte zu ihm, sein

Zimmer blieb verschlossen, und lockte ihn ja die milde Luft, der blaue Himmel, der duftige Ton, in dem die fernen und nahen Gebirgskuppen glänzten, in's Freie, so lehnte er jede Begleitung ab, die Flug und Richtung seiner Gedanken hätte stören können.

Eines Abends kehrte er später als gewöhnlich von einer Fahrt auf dem See zurück. Das Zwielicht war bereits in vollkommene Dämmerung übergegangen und tiefes Dunkel würde jeden Gegenstand verhüllt haben, wäre nicht von dem Glanz der Firnen ein matter Schimmer in die Dämmerung des Thales hinein gefallen.

Als Byron die Thür seines Zimmers öffnete, blieb er erstaunt, mit einem Anflug leichten Unwillens, auf der Schwelle stehen; allein wäre auch sein Menschenhaß über alle Maßen groß gewesen, er hätte schwinden müssen vor dem Anblick, der sich ihm darbot. Ein Mädchen, kaum in das jungfräuliche Alter getreten, zart, schön, liebenswürdig, schwebte wie eine Sylphide in dem mattrosen Dämmerlicht auf leichten Zehen durch das Zimmer, und war so

vertieft in ihre rührende Thätigkeit, daß sie das Erscheinen des Bewohners gar nicht bemerkte. Zierlich, geschmackvoll ordnend, ersetzte sie aus einem Körbchen, das sie am linken Arme trug, die verwelkten Blumen mit frischen, und rückte dabei nach Frauenart manche Kleinigkeit zurecht, daß ein liebliches Ebenmaß, eine vollendete Symetrie überall sichtbar ward.

Auf den ersten Blick erkannte Byron in der holden Schaffnerin des Senners Tochter, Aenneli. Er ließ das Kind gewähren, bis jede Zier an ihren Ort gestellt war und ein freudiges Lächeln ihr naives Gesicht mit dem holdesten Reiz überstrahlte. „So," sprach sie mit lispelnder Lippe und holte aus tiefer Brust Athem, indem sie das Körbchen auf die Dielen setzte. „Jetzt wird sich mein lieber Engländer im Stillen freuen, und ich werde es sehen, wenn ich nach jenem Hügel gehe und durch die Fenster gucke. Wüßte ich nur, was dem guten, lieben, schönen Manne wiederfahren sein mag! So trübe, so melancholisch und bei so großer Gutherzigkeit so wild und finster, sah ich in meinem Leben noch keinen Menschen. Die

Engländer sind zwar alle so ein bischen wirrisch im Kopfe, das macht der Kohlendampf, wie ich mir habe sagen lassen, und das viele, entsetzlich viele Geld. „Ach," seufzte sie, „darüber werden wir Schweizer nicht wirrisch!" — Sie ging nochmals zum Pult, legte ein verschobenes Buch in die gehörige Richtung, senkte das Köpfchen nachdenkend und sagte: „Nun noch einmal langsam die Runde gemacht, dann fortgegangen. Ich fühle mich gar zu glücklich in diesem Raume!"

Schweigend hatte Byron dem Mädchen zugesehen, lächelnd und mit innigem Mitgefühl sein kindliches Selbstgespräch angehört. Ein Paar Jahre früher würde er nicht gezaudert haben, diese herzensreine Neigung eines hübschen Kindes in den Strudel seiner Leidenschaft zu reißen; jetzt dachte und fühlte er anders. Tiefe Wunden schmerzten ihn noch, seine Willenskraft war gelähmt, sein Glauben zertrümmert. Und überdies flößte ihm diese zarte Neigung Aenneli's eine so hohe Scheu vor dem einfachen Schweizermädchen ein, daß er es mit einer Art Andacht

betrachtete. Sein Herz fühlte nichts für das anmuthige Kind, sein Edelmuth hielt ihn von jeder übereilten Handlung zurück; da es ihm aber wohlthat, von einem reinen Naturkinde sich geehrt, geliebt zu wissen, so war er fest entschlossen, diese Liebe wenigstens durch die aufrichtigste Theilnahme an dem Schicksale Aenneli's und ihrer Angehörigen zu erwiedern.

„Hab' ich den lieben Schalk endlich ertappt?" redete er jetzt die junge Sennerin mit dem liebreichsten Tone an. „Wart', wart', Aenneli, da muß ich doch wohl auf eine recht auserlesene Strafe sinnen?"

„Ach, Milohr!" sagte das Mädchen, zum Tode erschrocken, „Erbarmen! Ich habe nichts genommen, wahrhaftig nichts!" Sie war vor Byron auf die Knie gefallen, der mit über einander geschlagenen Armen die funkelnden Augen auf das Mädchen heftete, so daß er in dem dunkeln Zwielicht etwas von jener dämonischen Majestät an sich hatte, die ihn in Augenblicken heftiger Erregung auszeichnete. Aenneli

kniete beinahe in der nämlichen Stellung wie vor einiger Zeit am See.

„Steh' auf, mein gutes, liebes Kind," sprach Byron liebevoll und reichte ihr zutraulich die Hand. „Bewahre mich Gott, daß ich irgend etwas Böses von Dir denken sollte. Wäre ich so gut, so unschuldig, so engelrein wie Du — ja wär' ich's!" wiederholte er mit dumpf zitternder Stimme und preßte seine Linke gegen die Stirn, „es könnte wohl gut sein für zwei Menschen! — Lieb' Aenneli," fuhr er nach einer Pause fort, während das Mädchen mit unaussprechlicher Wonne den schönen Mann betrachtete, „Du hast seit einiger Zeit so liebreich für mich gesorgt, mein trübes Leben mit den wärmsten Sonnenstrahlen erleuchtet, mir Freude bereitet, ohne auf Dank zu hoffen, und das Alles um Nichts, aus reiner Theilnahme an einem Menschen, der zu schlecht ist, um Deine Liebe zu erwecken, zu gut, um den Haß Anderer zu verdienen! Das verbindet mich Dir und den Deinigen, holdes Kind, und muß belohnt werden. Ich weiß nicht, was Dir angenehm

sein mag, wenn ich aber von der Sorgfalt, womit Deine Hand mir ungesehen Pflegung zu Theil werden läßt, auf Dein Herz schließen darf, so mein' ich, wird dieser Kuß, den ich Dir recht von Herzen gebe, Dich nicht eben unglücklich machen."

Aenneli fühlte sich umarmt, an's Herz gedrückt und ihren Mund wiederholt mit heißen Küssen bedeckt, bevor sie es hindern konnte. Einmal in seinen Armen zitternd, wehrte sie dem geliebten Manne nicht, vielmehr gab sie die empfangenen Küsse mit gleicher Gluth zurück. Ein Geräusch vor der Thür schreckte das verschämte Mädchen auf, es entwand sich Byron's Umarmung, preßte seine zitternden Händchen auf die Augen und seufzte in zärtlicher Angst: „Ach, Gott, was hab' ich gethan!"

„Wahrhaftig nichts Böses, lieb' Aenneli," versetzte Byron besänftigend. „Komm jetzt zu mir, so oft Du willst. Für Dich soll meine Thüre, die der ganzen Welt verschlossen ist, immer offen stehen. Und wenn Du irgend einen Wunsch hast, so sag' ihn

mir unverholen. Ich werd' ihn gewiß erfüllen, wenn es mir möglich ist."

„O, wie gütig Sie sind gegen ein armes Schweizermädchen!" sprach Aenneli mit leuchtenden Augen. „Ich mag also auch ferner Ihr Zimmer mit Blumen schmücken? Lieber Gott, ich bin den Blumen so gut, weil sie so freundlich aussehen und mich immer glücklich machen; und da dachte ich nur, sie müßten auf meinen guten, freigebigen Milohr die nämliche Wirkung hervorbringen. Thun sie's nicht?"

„Sie werden es thun, nun ich weiß, daß sie von Dir sind."

„Das ist mir lieb, Sie sollen gewiß immer die schönsten, die frischesten haben. Aber," fuhr sie mit anmuthig verschämtem Zaudern fort, „darf ich nun gleich eine Bitte aussprechen?"

„Ohne Scheu, lieb' Aenneli; ich sichere Dir Gewährung zu."

„Thun Sie es?" rief frohlockend das Mädchen, doch erschrack es vor sich selbst und ließ sogleich wieder das Köpfchen sinken.

„Nun," sagte Byron, „immer sprich; nimm Dir ein Herz!"

„Ja, das möchte ich wohl gern," versetzte Aenneli, „aber — aber —"

„Was aber?"

„Sie werden es mir nicht geben."

„Mein Herz?" lachte Byron. „Ach, ich weiß nicht, ob Dir mit diesem Herzen viel gedient sein möchte! Nein, Aenneli, bewahre Dir das Deinige. Dein Herz ist noch eine unberührte Alpenrose, duftend im Thau süßer Unschuld, aber in meinem Herzen, Kind, da tobt und rast die Hölle."

Aufgeregt, von den mannichfachsten Erinnerungen gefoltert, stieß er Aenneli heftig von sich, die drei Falten auf seiner Stirn furchten sich tiefer und tiefer. Er stand da, wie die verkörperte Verzweiflung. Aenneli schmiegte sich an ihn. „Lieber Milohr," sprach sie, „wenn Sie glauben, daß mein Herz eine Alpenrose sei, so will ich ein Paar Blätter davon abreißen und diese Ihnen geben."

„Das möchte mir gut sein," erwiederte Byron zerstreut.

„Und mir auch," sprach Aenneli, „wenn — wenn Sie mir noch — einen Kuß geben." Erröthend über das Aussprechen ihres Wunsches, verbarg sie ihr Gesicht an Byron's Brust. Der Dichter ward gerührt, ergriffen von dieser reinen Neigung. Er küßte Aenneli mit Inbrunst. „Liebe nicht, liebe nie, Aenneli!" rief er aus, „sonst wird jeder Kuß, und wär's der beseligendste, zu einem unauslöschlichen Tropfen versengenden Feuers. Küsse, Mädchen und Weiberküsse, haben mein Herz verbrannt. Ja, ja, Aenneli, sieh mich nicht so erstaunt an! Es ist wahr, in meiner Brust glüht die Lava von hundert verheerenden Liebesausbrüchen. Geh, Aenneli, bleibe ein Kind, denke mein, aber liebe nicht!" — Aenneli gehorchte mit Widerstreben, Byron blieb allein zurück. Es vergingen Stunden, bevor er wieder volle Gewalt über sich gewann. Dann setzte er sich an sein Pult und der dämmernde Morgen sah noch den Schimmer

seiner Lampe auf den schlafenden Gewässern des See's flimmern.

4.

Der Spätsommer dieses Jahres trat stürmisch, feucht und kalt ein. Man konnte den See nicht mehr befahren, auch Bergwanderungen mußten unterbleiben. Dies nöthigte die Freunde, in abendlichen Zusammenkünften Zerstreuung und Erheiterung zu suchen, und da Byron bei weitem den meisten Raum auf seinem Landsitze besaß, so ward die Villa Diodati einstimmig zum Sammelplatz erwählt. Shelley wohnte nahe genug, um ohne Beschwerde selbst bei unfreundlichem Wetter die geringe Entfernung mit seiner jungen Gattin zurücklegen zu können, und Hobhouse und Lewis fanden sich von Genf aus wenigstens so oft als möglich ein.

Störungen mancherlei Art hatten bis jetzt die verheißene Lectüre des Faust noch immer nicht zu Stande kommen lassen, nun drang aber Byron täglich in Shelley, ihm doch ja einige Proben aus diesem

gepriesenen Wundergedicht mitzutheilen, so daß der Freund nicht mehr länger zögern konnte. Der Abend für diese Vorlesung war festgesetzt, Hobhouse und Lewis hatten zugesagt, und Byron hätte vor Unruhe und Erwartung den Lauf der Zeit beschleunigen mögen. Die Eingeladenen säumten ihm zu lange, der Abend brach ein, die Sterne glitzerten durch jagende Wolkenmassen. Schon einigemal war der Dichter auf den Balcon getreten, um nach den Freunden aus zu schauen. Eben kam er wieder zurück in den Saal und schloß die Thür hinter sich.

„Endlich!" sprach er zu Polidori, der am Kamin saß und mit der Feuerzange spielte. „Die Schlange windet sich den Hügel herauf; ich bin doch begierig, was für Wundertöne sie uns vorzischen wird."

„Gewöhnliches, wie immer, Mylord," erwiederte der Doctor. „Ich habe von Mr. Shelley noch kein Wort, keinen Gedanken vernommen, den ich selbst nicht schon besser gedacht hätte."

„Es ist wirklich erstaunlich, welch Universalgenie in Ihnen verborgen liegt," sprach Byron mit schlecht

verhehlter Ironie. „Es wundert mich nur, daß Sie mit Ihren Naturgaben keinen Wucher treiben."

„Dazu bin ich nicht eitel genug. Doch versichere ich Sie, Mylord, daß ich eben so großen Beifall ärndten würde wie Sie, wenn ich als Dichter aufträte."

„Ich bewundere Ihre Bescheidenheit," sprach Byron und rieb sich die Hände.

„Auf Ehre," fuhr Polidori fort, der wie alle mittelmäßigen, dünkelhaften Menschen das Vorhandensein des Bedeutenden entweder gar nicht anerkannte oder es selbst zu besitzen vorgab, „auf Ehre! Ich mache mich verbindlich, Alles, was Sie thun, ebenfalls zu leisten."

„Das müßte wunderbar zugehen, Herr Aeskulap!"

„Sehr natürlich," fuhr der Doctor fort. „Sie dichten, ich hab' ein Trauerspiel geschrieben, wozu meines Erachtens der höchste Grad poetischer Fähigkeiten erforderlich ist; Sie läugnen und verspotten thörichte Ueberlieferungen, ich schweige und belächle sie im Stillen, wie es die Weisen aller Zeiten gethan

haben. Sie boren, nun, das kann ich zwar nicht, dafür verstehe ich aber das Rapier geschickt zu handhaben. Und nun möchte ich doch wissen, was Sie sonst noch könnten, worin ich Ihnen nachstehen müßte."

Byron hatte schon längst die Geduld verloren. „In aller Narren Namen, Polidori, Sie gehören unstreitig nach Bedlam!" rief er aus. „Wollen Sie aber zuvor durchaus wissen, was ich kann und Sie nicht, so hören Sie! Drei Dinge sind es, die Sie bleiben lassen müssen. Zuerst kann ich hier über diesen See schwimmen, ohne zu ruhen, dann putze ich mit einer Pistolenkugel in einer Entfernung von zwanzig Schritten das Licht, und endlich habe ich ein Gedicht geschrieben, wovon an einem Tagen 14000 Exemplare verkauft wurden. Das, mein Herr, machen Sie mir eben so wenig nach, als hundert tausend Andere, die sonst weit höher stehen als ich."

Polidori biß sich nach einer so vollständigen Niederlage in die Lippen und schwieg. Shelley mit

seiner jungen Gattin trat ein, Hobhouse und Lewis folgten bald darauf. Man setzte sich im Kreise um den Kamin, Shelley zunächst dem Feuer. „Sie erlauben, Mylord," sprach die junge, siebzehnjährige Gattin des Letztern, „daß ich mich der Wirthschaft annehme. Denken Sie, ich sei Ihre Hausfrau und vertrauen Sie mir Küche und Keller an."

Byron erwiederte etwas Gefälliges und ließ es geschehen, daß die schöne Frau die Bereitung des Thee's besorgte, alle heitern Pflichten einer aufmerksamen Wirthin anmuthig, liebenswürdig erfüllte. „Nun soll die Schlange ihre Sprünge machen," sprach sie nach beendigtem Geschäft und setzte sich neben Byron. „Uebrigens werde ich mich noch einmal rächen," fuhr sie scherzend fort, „daß Sie meinen Mann so schlechthin als das Symbol der Verführung bezeichnen. Percy ist nicht so schlimm, glauben Sie mir! Seine Sanftmuth wiegt die Ihrige hundertmal auf."

„Nur, wenn er mit Ihnen verbunden ist," erwiederte Byron, „kommt er allein zu mir, gleich schillert

er in allen Farben, und läßt seine prismatisch glänzenden Gedanken so lange vor mir funkeln, bis ich geblendet mich gefangen gebe. Er ist schön, schmächtig, listig, bedächtig, wie eine Schlange. Wohin er kommt, um was er seine Gedankenglieder ringelt, überall bleibt ihm der Sieg, denn er versteht die schwere Kunst, schmerzlos zu zermalmen."

„Ich bin Ihnen sehr verbunden, daß Sie die Falschheit, als das bedeutendste Attribut der Schlange, unter meinen Eigenschaften weggelassen haben," sprach Shelley lächelnd, nahm das Buch auf und begann zu lesen. Sein Organ, sein Vortrag, eigneten sich ganz besonders zu der gewählten Lectüre, und die Persönlichkeit des Lesenden, die sehr bald von dem Geist der Dichtung ergriffen, durchdrungen wurde, trug nicht wenig dazu bei, auf die Zuhörer den günstigsten Eindruck zu machen. Shelley schien immer, auch im Gespräch, zur Hälfte über dem gemein Irdischen zu schweben. Es lag so viel Aetherisches in seiner zarten Gestalt, so viel prophetische Zuversicht in seinem weit gespaltenen Auge, daß

Manche eine Bänglichkeit in seiner Nähe nicht unterdrücken konnten. Nun ward jede Thätigkeit seiner leicht erregbaren Natur durch die körperliche Bewegung des Leibes sowohl, als durch den Sinn des Dichters noch gesteigert; er selbst fühlte sich in kurzem begeistert und überwand die größten Schwierigkeiten der Sprache mit glücklichem Griff. Das Gedicht, obwohl nur eine Stegreifübersetzung, nahm eine originelle Färbung an, womit Shelley um so eher die wunderbaren Worte überhauchen konnte, als seine innerste Wesenheit dieser spiritualistischen Dichtungsweise selbst am gefügigsten war.

Der Prolog im Himmel war beendigt, Shelley ruhte, Byron rieb sich die Stirn, wechselte die Farbe. „Und das hat Goethe geschrieben, der deutsche Goethe?" sprach er. „Nun dann wollte ich doch, der fade Gessner hätte nie das Tageslicht erblickt! — Goethe, Goethe! Ein Glück, daß der Mann einen aussprechbaren Namen hat; die meisten deutschen Namen kann ein Mensch mit gesunden Sprachorganen gar nicht artikuliren und das, glaub' ich, ist der Grund, wes-

halb von ihrer geistigen Schätzen so wenig in die Sprachen anderer Nationen übergeht. Auch sind sie zu tiefsinnig, der Masse unverständlich. Darin haben Sie, Shelley, Aehnlichkeit mit den Deutschen. Ihre Poesien wird man auch wenig übersetzen." Er stand auf und drang mit Heftigkeit auf die Fortsetzung der Lectüre.

Shelley ließ sich nicht bitten. Er begann den ersten Monolog des Faust vorzutragen. Die Zuhörer wurden immer gespannter, erwartungsvoll-aufgeregter. Man hörte kaum ein leises Athemholen, keine Hand ward bewegt, kein Blick gewechselt. Die Versammlung bildete die schönste Gruppe, würdig für den Pinsel eines Rembrandt. Zunächst am Kaminfeuer der lesende Shelley mit bloßem Hals, das Gesicht von der Flamme etwas geröthet, hinter ihm, auf den Kaminsims gestützt, der wunderlich gekleidete Byron mit halb offener Brust, den Yataghan im bunten Gürtel, eine Pistole aus der Brusttasche sehend. Sein Kinn ruhte auf der Faust des untergestemmten Armes, sein Blick war fest auf Shelley gerichtet. Dem Gatten

gegenüber saß Mary, die Tochter des berühmten Wolstoncraft, ihm gleich an Geist und Talent. Lewis und Hobhouse standen ihr zur Seite, Polidori saß schaukelnd auf einem niedrigen Sessel, und hinter diesem bewegte sich mit leisen Schritten im Halbdunkel der sorgliche Fletcher.

Ort, Zeit und selbst die Witterung konnten nicht glücklicher zu dieser Lectüre gewählt werden. Pfeifende Windstöße brausten von den Alpen herab in die Thäler, rüttelten an den Wohnungen, rissen Bedachungen nieder und entwurzelten Bäume. Der See schäumte, einzelne Regentropfen schlugen prasselnd gegen die Fenster. Dann zerrissen wieder die Wolken und das Licht des Mondes goß auf einzelne Stellen des bewegten See's silberne Flammenkreise. Die Täuschung ward zuletzt bei den Zuhörern so groß, daß sie mitten im Zirkel des geheimnißvollen Faust zu weilen glaubten und Alle von leisen Schauern durchbebt wurden.

Da Shelley am meisten von Allen unter den Einflüssen seiner Phantasie stand, so verwandelten

sich ihm im Fortgange der Lectüre nach und nach Ort und Umgebung in Faust's Zelle. Das falbe Mondlicht, in den Scheiben bald aufblitzend, bald verlöschend, der Kampf der Elemente, in welchem Geister mit einander zu ringen schienen; die stille Flamme, die dunkel brennenden Kerzen: Alles verwirrte, betäubte, spannte die Nerven bis zur Verzückung. Mit der Aufregung steigerte sich die Kraft seines Vortrages; denn Faust und Shelley waren zu Einer phantastischen Person in einander verwachsen. Shelley sah, sprach, fühlte mit den Sinnen des Geisterbeschwörers!

Jetzt stand der Zauberer auf — auch Shelley erhob sich. Das Zeichen des Erdgeistes strahlte ihm an aus Nostradamus, sein Verlangen wuchs, er stieß die Beschwörungsformel aus. „Es dampft," rief der Lesende, „es zucken rothe Strahlen mir um das Haupt. — Es weht ein Schauer vom Gewölb herab und faßt mich an! Ich fühl's, Du schwebst um mich, erflehter Geist. Enthülle Dich!" —

Shelley sah starr vor sich hin, ein furchtbarer,

durchdringender Schrei folgte den letzten Worten, Todtenbläſſe überzog ſein Geſicht, die Augen traten aus ihren Höhlen, ſeiner zitternden Hand entfiel das Buch, er ſank kraftlos ſchaudernd nieder am Kamin.

Erſchrocken ſprangen die Umſtehenden dem Ohnmächtigen bei. Seine Gattin, an ähnliche Auftritte ſchon gewöhnt, legte ihre weiche Hand auf die feuchte Stirn des Verzückten, bis die Starrheit der Augen ſich milderte, die Lider ſchirmend zufielen und in die krampfhaft geſpannten Muskeln Leben und Bewegung wieder zurück kehrte. Polidori war am unthätigſten bei dieſem Intermezzo, das eben ſo raſch verlief, als es entſtanden war.

„Was fiel Ihnen denn ein?“ ſprach Byron, als Shelley wieder zu ſich kam.

„Sage ich es doch,“ erwiederte dieſer, „die Phantaſie iſt's, die Himmel und Hölle ſprengt! Vom Geiſt der Dichtung ergriffen, fühle ich mich Fauſt verwandt; ich ſehe die Zelle, das wunderliche Hausgeräth, Globen, Quadranten, Todtengerippe! Nun komme ich zur Beſchwörung des Erdgeiſtes, den meine

Phantasie mir so deutlich vor Augen führt, daß ich ihn wirklich zu sehen glaube. Da trifft mein Blick zufällig auf Mary, die mir gegenüber sitzt in der Verhüllung des Riesengebildes. Wie aber bei alle dergleichen Erscheinungen Vergangenes und Gegenwärtiges, Gehörtes und wirklich Erlebtes in der seltsamsten Mischung durch einander schwirren, so schwebte mir auch im Augenblick, wo mich die Täuschung erfaßte, ein gespensterhaftes Weib aus Nordwales vor, von dem ich viel gehört und das der Sage nach Augen in der Brust haben sollte. Sogleich stellten mein erhitztes Denken und das willenlose Bilden der Phantasie diese gräßliche Gestalt vor mich hin. Das vieräugige Gespenst grinst mich an, ich zittere und mußte den Gesetzen der Natur gemäß Kraft und Besinnung verlieren."

„Armer Mann," sprach Mary, dem Gatten theilnehmend Stirn und Schläfen mit starken Essenzen reibend. „Lege das Buch weg, ich bitte! Ein anderer Abend wird uns noch Zeit genug übrig lassen, die Fortsetzung zu hören."

„Ja, ich begreif's," ſagte Byron, „es kann einem ſchauerlich, unheimlich werden! Aber ſeltſam iſt's doch, ſehr ſeltſam!" Er ging mit großen Schritten durch das Zimmer, noch mehrmals ein „ſeltſam" leis wiederholend. „Was gibt der Teufelskerl denn nun an, Shelley? das möcht' ich wiſſen."

Shelley theilte mit kurzen Worten den Plan des unvollendeten Gedichtes mit, wodurch Byron übermäßig heiter wurde und ſich mehrmals lächelnd die Hände rieb.

„Die Scene mit dem Schüler könnte ich Ihnen noch überſetzen," fügte Shelley hinzu. „Sie iſt kurz, höchſt ergötzlich und von ſo ſataniſcher Grazie, daß Alles, was Sie und ich geſchrieben haben, dagegen verſchwinden muß."

„Ja, daß Sie uns wieder zuſammen brächen!" ſagte Byron. „Denken Sie nur immer, daß Sie eine Schlange ſind, und Schlangen nicht aufſtehen können." Auch Mary bat ſo rührend, ſo liebevoll, daß Shelley endlich nachgab.

„Wenn es der Gesellschaft recht wäre," sprach Lewis, „so möchte ich wohl einen Versuch mit der Schülerscene machen. Ich kenne das Gedicht ziemlich genau und habe auch bereits eine Uebersetzung angefangen. Nur muß ich um noch sechs Kerzen bitten, denn Sie wissen, daß ich einen Gegenstand erst dann sehe, wenn ich mir die Nase daran zerstoßen habe."

„Himmel und Hölle sollen Ihnen leuchten," versetzte Byron, „und genügt das noch nicht, so will ich Soufflеurdienste thun. Fletcher," rief er dem Diener zu, „zünde Alles an, was einen Docht hat. Mich verlangt doch gar zu sehr, die Rathschläge des Teufels kennen zu lernen, und zwar blos deshalb, weil man so gütig ist, mich zuweilen mit Sr. satanischen Majestät zu verwechseln oder doch in magnetischen Rapport zu setzen."

Es wurden neue Lichter gebracht und Lewis, mit der deutschen Sprache eben so vertraut wie Shelley, gab zu allgemeiner Zufriedenheit eine Uebersetzung der Schülerscene. Da er ruhiger, von der Phantasie

beinahe gar nicht abhängig, und dabei doch lebhaft war, so gelang ihm die Uebersetzung ausnehmend gut. Uebung und Gewandheit unterstützten ihn, die Auffassung und poetische Empfänglichkeit des gewählten Kreises thaten ebenfalls das Ihrige. Man war ergötzt, des Lobes voll und konnte sich nicht genug über die erschöpfende Lebens- und Seelenkenntniß des deutschen Dichters wundern. Nachdem nun Mephistopheles dem [illegible]müthigen Schüler seinen Denkspruch in das Album geschrieben und dem Fortgehenden die höhnischen W[illegible]te von der Schlange nachgerufen hatte, w[illegible]elley zu Byron:

„Da [illegible]sprach er, „daß Sie mir zu viel thun. Meister Satan ist gar eifersüchtig auf seinen Stammbaum, die Schlange gilt ihm für seine eigene Muhme, und mit Weibern will ich um keinen Preis in die Schranken treten."

„Gut," fiel Byron ein, „wenn es denn nicht anders sein soll, so sei Ihnen der Wille gethan. Ich behaupte aber jetzt, daß Sie, wenn nicht die Schlange

ſelbſt, doch ganz ſicher einer ihrer Vettern ſind, der am Endzipfel ihres Schwanzes herum ſpaziert."

Die Freunde mußten über den drolligen Einfall lachen, Mary fand ihn ganz beſonders ſpaßhaft und ließ ſich in einen ſcherzhaften Streit mit dem Lord ein, den ſie noch nie liebenswürdiger, nie heiterer und aufgeweckter geſehen hatte. Nach manchen ſcherzhaften Bemerkungen fiel das Geſpräch wieder auf das tiefſinnige Gedicht des Deutſchen, Jedermann ſprach ſeine Meinung aus, gab ſein Urtheil zum Beſten. Auch Polidori verſäumte nicht, dazwiſchen zu reden, abſprechend, tadelnd, wie gewöhnlich. Da man an den Bemerkungen des wunderlichen Kritikers Gefallen fand, obwohl ihm keinerlei Beiſtimmung zu Theil ward, ſo ließ man ihn eine Zeitlang gewähren, bis Shelley's ſcharfe Entgegnungen und Lewis' Liebhaberei, mit Jedem, mit oder ohne Grund zu ſtreiten, ihn mürriſch machten und endlich aus dem Zimmer trieben.

„Dafür ſei Mephiſtopheles bedankt!" rief Byron aus. „Wäre der Menſch nicht von ſelber gegangen,

so fürcht' ich beinahe, ich hätte ihn hinaus geworfen! Nun aber, meine Lieben, habe ich noch etwas auf dem Herzen, und da wir gerade so heiter beisammen sind, die Stimmung Keinem fehlt und die Nacht noch lang ist, so bitte ich eine Zeitlang um gütiges Gehör."

Nach dieser Einleitung brachte Byron ein dickes Manuscript herbei, Mary machte eine bedenkliche Handbewegung. „Erschrecken Sie nicht," sprach der Lord. „Meine Handschrift hat das Eigenthümliche, daß sie entsetzlich viel Raum einnimmt, und daraus erwächst mir ein großer Vortheil. Um nämlich nicht vor mir selbst zu erschrecken, fasse ich mich im Denken und Dichten um so kürzer."

Man rückte wieder zusammen und Byron las nun fast ohne Unterbrechung sein beinahe vollendetes Gedicht „Manfred" den erstaunten Zuhörern vor. „Das ist, denk' ich," setzte er beim Schlusse hinzu, „auch ein Gedicht, was den Deutschen gefallen wird, und nun ich sehe, daß ich mit Goethe, ohne ihn zuvor gekannt zu haben, zufällig auf einem Spazier-

gange zusammen getroffen bin, mag ich mich wohl für einen Poeten halten."

Die Vorlesung dieses seltsamen Gedichtes brachte das Gespräch von Neuem in Fluß. Shelley, Hobhouse, Lewis und Mary sprachen manches Bedeutende aus und kamen überein, daß sowohl das Publikum als die Kritik nicht unterlassen werde, dem Dichter des Manfred die Benutzung des Faust vor zu werfen. „Das schadet aber nicht," meinte Shelley, „denn wer Ihr Gedicht mit rechten Augen betrachtet, wird früh genug zu der Einsicht kommen, daß Sie vielleicht noch selbstständiger schufen, als Goethe. Dichter sind nur zuweilen das Echo von Worten, deren Gewicht sie nicht kennen, eine Trompete, die zur Schlacht ruft und nicht fühlt, wie sie begeistert. Faust und Manfred ergänzen sich gegenseitig, ergründen den wunderbaren Drang nach immer tieferem Wissen, immer peinigenderem Forschen des Menschen, und geben so ein vollständiges Gemälde von der reichen Welt, die in einem Menschengeiste eigentlich nur verschüttet liegt. Doch ist mir Faust lieber, als ihr

Manfred, denn um jenen schwebt unablässig ein hoher, heiliger Geist der Liebe, diesen necken, zerren und zerfleischen die Dämonen der Finsterniß. Und doch sollte der Dichter dem Leben nie seine Schutzgeister rauben, da es ohne diese ja doch ganz in das Wüste, Leere hinabstürzt, aus dem allein die Liebe es retten mag. Reinigen Sie Ihre Dichtungen noch von diesem Makel, Byron, und ich erkenne Ihnen den ersten Preis zu."

„Es soll geschehen, sobald Sie mich überführen können, daß sich um die Besten mehr Engel als Dämonen die Hälse brechen," erwiederte der Freund. „An diesem Gedicht aber läßt sich nichts mehr bessern denn ändern, umpinseln kann ich nicht. Ich bin wie der Tiger; springe ich das erste Mal fehl, so gehe ich knurrend in meine Höhle zurück, wenn ich dagegen treffe, so zermalme ich auch."

Unter diesen Gesprächen war die Nacht so weit vorgerückt, daß man beschloß, auch noch den Tag zu erwarten. Für das Ueberirdische, Außergewöhnliche durch die Lecture empfänglich gemacht, blieb jetzt

die Unterhaltung an ähnlichen Gegenständen haften. Shelley, dessen spähender Geist sich die Eigenthümlichkeiten jeder Nationalität zuzueignen verstand, der das Widersprechendste durchstudirt hatte, um seinen wunderbaren Pantheismus zum folgerechten System auszubilden, kannte die ursprüngliche Volkssage vom Faust genau. Er trug sie nun vor, klar, einfach, ansprechend, mit all den barocken Schattirungen, womit der derbe Volkshumor des Mittelalters sie ausgestattet. Von dem Einen kam man auf das Andere, man ließ die Welt der Sagen sich schließen, um das rein Gespenstische heran zu ziehen, und nun theilte Jeder mit, was er von Spuk- und Geistergeschichten gehört, gelesen oder wohl gar erlebt hatte.

Ein ganz eigenthümliches Talent in solchen Darstellungen entwickelte Shelley's Gattin. Sie besaß Phantasie und Combinationsgabe genug, um das Seltsamste, Widersprechendste glücklich zu verknüpfen, und als nun auch Byron aus den düstersten Räumen seiner Erinnerung mit glühenden Farben orientalische Spukgestalten herauf beschwor, worunter die

Sage vom Vampyr einen besonders tiefen Eindruck machte; so gestaltete sich aus dieser wunderlichen Mischung in Mary's geschäftiger, schnell ordnender Phantasie ein Bild, das später in ihrem berühmten Roman „Frankenstein" eine vollendete Form erhielt.

Erst das Morgenroth trennte die Freunde, und was diese Nacht angeregt hatte, das klang noch lange wieder in den späteren poetischen Gebilden und Lebensschicksalen der hier Vereinten.

5.

Hat sich ein Mensch durch irgend etwas unter der Menge kenntlich gemacht, aus ihr empor gehoben, so wird ihm diese ein späteres geflissentliches Streben nach Vergessenheit niemals gestatten. Im Guten und Schlimmen hält das Publikum an dieser Eigenheit fest, und ist es im Anfange schwer, die Blicke Vieler oder Aller auf sich zu lenken, so erscheint es als völlig unmöglich, sich gänzlich in Vergessenheit zu bringen.

Diese Erfahrung machte jetzt Byron. Der Ruhelose wünschte Ruhe, Erholung von innern und äußern Stürmen. Er befliß sich einer Mäßigkeit in Allem, die seine Umgebungen in Erstaunen setzte, und zog man einige Wunderlichkeiten in seinen Gewohnheiten ab, so konnte sein Wandel als untadelig, ja als musterhaft aufgestellt werden. Nun kam aber der gewöhnliche Touristentroß seiner Landsleute in Genf an, den Mund noch voll von den hämischen Schmähungen gegen den Dichter. Diese Menschen hatten nur den Riesenschatten des großen Mannes gesehen, nicht ihn selbst, und da es immer bequemer ist, der Nachrede auch ein Wort hinzu zu fügen, als nach dem Grunde oder Ungrunde eines entstandenen Gerüchtes zu forschen, so war kein Mangel an verläumderischen Erzählungen.

Da Byron fest entschlossen war, seine mit so großen Opfern erkaufte Ruhe nicht wieder stören zu lassen, so wies er ohne Unterschied jeden Besuch ab. Darüber murrten Alle, Einige waren erbittert und versuchten verschiedene Kunstgriffe, dem menschen-

feindlichen Lord ſich zu nähern. Man wendete ſich an ſeine Umgebungen, vornehmlich an den Doctor Polidori, der auch am eheſten zu einem entſchiedenen Schritte zu bewegen war.

Ohne den Lord um Erlaubniß zu fragen, ladet er eines Tages einige der Dringendſten nach Diodati zum Diner, fährt auf Koſten Byron's ſelbſt nach Genf, um ſie abzuholen, iſt aber nicht wenig betroffen, bei ſeiner Zurückkunft mit den unwillkommenen Gäſten die Villa ohne Herrn und Diener zu finden. Byron, durch Fletcher noch zeitig genug von Polidori's Vorhaben benachrichtigt, hatte ſich vorgenommen, ſowohl den heimlich ſchadenfrohen Doctor, als die zudringlichen Landsleute zu beſtrafen. Den Schimpfenden blieb nur das Vergnügen, des Lords Segelboot auf dem See kreuzen zu ſehen.

Dieſer Vorfall ward von Vielen belacht, trug aber nicht wenig dazu bei, Diodati dem Dichter zu verleiden, ſein Verhältniß zu Polidori zu trüben. Nur die wohlthuende Nähe des reinen Schweizerkindes Aenneli, das täglich ungerufen auf der Villa

erschien, dessen ordnendes Walten überall ersichtlich ward, hielt ihn noch fest. Es war ihm Bedürfniß, das liebe Mädchen zu sehen, zu sprechen, seine Geschwister zu beschenken, und in diesem bescheidenen Familienzirkel sich in die Einfachheit und Ruhe eines patriarchalischen Glückes zurück zu träumen.

Da erhielt er eines Tages ein Billet von Frau von Staël, die ihn in verbindlichen Worten zu einem Diner nach Coppet einlud. Seine frühere Bekanntschaft mit dieser außerordentlichen Dame, die ihn in der ersten Zeit seines Dichterruhms zu London vorgestellt worden war, gestattete keine abschlägige Antwort. Er hatte sie ohnehin seit lange gänzlich vernachlässigt. Coppet, das ihm so nahe lag, wo er gern gesehen wurde, in dessen heitern Räumen er manche frohe Stunde verlebt hatte, mahnte ihn täglich zu einem Besuche. Nun war ihm die Gelegenheit gegeben, die er zu benutzen sich schnell entschloß.

Allein setzt er in seinem Segelboot über den See, denn ein heiterer Himmel begünstigte den Tag. Er tritt in das Haus und sieht sich von vielen reich

gallonirten Dienern umgeben. Aber es bleibt ihm nicht Zeit, sich zu besinnen; auf ein gegebenes Zeichen wird er von Hand zu Hand, von Zimmer zu Zimmer geschoben und sieht sich unvermuthet in einen Saal gestoßen, der überfüllt von fremden Menschen ist, die bei seinem Eintritt plötzlich zu erstarren scheinen. Hundert Lorgnetten richten sich auf ihn, den unmerklich Hinkenden, einige zarte Damen schreien laut auf, eine andere sinkt ohnmächtig nieder. Man bekümmert sich aber nicht im mindesten um die Hilfsbedürftige, Byron ist das alleinige Augenmerk Aller.

Erstaunt, beleidigt, bleibt der Dichter unschlüssig an der Schwelle stehen. Er kommt sich vor, wie ein seltenes Thier, wie ein schreckhaftes Ungeheuer, das in Exeter-Change den Blicken der Gaffenden gezeigt, von dessen guten und schlechten Eigenschaften ein Umriß gegeben werden soll. Und damit ja die Täuschung ganz vollkommen werde, tritt die Bewohnerin von Coppet aus dem Kreise der zischelnden Britten, nähert sich dem Lord und hält ihm eine capitale Strafpredigt vor der ganzen Versammlung.

Byron wußte nicht, wie ihm geſchah! Dieſe freundliche Einladung und dieſer wunderliche Empfang — wo fand ſich hier eine Einigung, wenn ſie nicht in der barocken Launenhaftigkeit, von welcher geiſtvolle Frauen meiſt geleitet und beſtimmt werden, zu ſuchen war!

Gegen Scherze mochte Byron nichts einwenden, denn er ſelbſt erlaubte ſich manchen gegen Höhere und Niedere; nur durften ſie nie die üblichen Grenzen des Anſtandes überſchreiten und den Gegenſtand derſelben verletzen. Hier nun war dies im hohen Grade geſchehen. Er mußte die Verſammlung für ein auf ſeine Koſten gegen ihn angeſtiftetes Complott halten, und ward umſo mehr verwundet, als ihm keine Waffe zur Vertheidigung übrig blieb. So wartet er denn ruhig die Strafpredigt der Madame Staël ab, verbeugt ſich, dreht der Geſellſchaft den Rücken und kehrt auf der Stelle über den See nach Diodati zurück. —

Unterdeß war es Abend geworden, die gewöhnlichen Stunden ſeines Zuſammenlebens mit Shelley

rückten heran. Er konnte den Zaudernden kaum erwarten, um seine Indignation über das Geschehene doch einem Theilnehmenden mittheilen zu können.

In der Hausflur, von dämmerndem Zwielicht erfüllt, bemerkt er zwei sich bewegende Gestalten. Er schreitet eilig darauf zu, vernimmt einen gepreßten Hilferuf und erkennt jetzt den Doctor Polidori, wie er Aenneli umschlungen hält und die Widerstrebende mit seinen Küssen fast erstickt. Ergrimmt schleudert er den Doctor auf die Seite, schließt das zitternde Mädchen in seine Arme, das schüchtern sein Gesicht an seiner Brust verbirgt.

„Nichtswürdiger!" ruft er Polidori nach. „Wenn Sie nichts Besseres zu thun haben, so meiden Sie mein Haus. Wir taugen ohnedies nicht für einander. Sie sind empfindlich, ich bin es auch. Sie wollen nicht gehorchen und ich liebe das Befehlen. Sie laden Gäste, die ich verabscheue, und verderben mir außerdem noch täglich meinen Humor. Gehen Sie, und wagen Sie es noch einmal, diesem Kinde irgend ein Leid zuzufügen, so rechnen Sie darauf, daß ich eben

so gut Ihren Kopf als ein Licht treffen werde. Das Ziel würde mir wenigstens die Augen nicht blenden."

„Diese Sprache, Mylord, dulde ich nicht," erwiederte der Doctor. „Ich liebe Aenneli, und Liebe hat von jeher ein Recht gehabt, sich seines Gegenstandes bemächtigen zu dürfen."

„Sie lieben!" wiederholte Byron. „Wirklich, lieben Sie?"

„Gewiß und wahrhaftig! Doch wozu sage ich Ihnen das, der Sie viel zu gefühllos sind, um meine Neigung zu verstehen."

„Ich und gefühllos!" sprach Byron entrüstet. „Danken Sie es Ihrer Unbedeutendheit, Polidori, daß ich Sie für dieses Wort nicht zu Boden schlage. Eben so gut mögen Sie ein Glas unzerbrechlich nennen, das gegen einen Stein geschleudert in tausend Stücke zersprungen ist."

Der Doctor entfernte sich grollend, Aenneli lag noch an Byron's Brust, zitternd, zagend, und doch vor Wonne bebend. „Aenneli," sprach der Lord, „bist Du dem jungen Mann gewogen?"

„Nein, nein, lieber Milohr," erwiederte das Mädchen, „ich mag ihn nicht sehen, ich fürchte mich vor ihm. Er läßt mir aber keine Ruhe und verfolgt mich überall hin."

„Er soll Dich nicht mehr verfolgen," betheuerte Byron, hauchte einen Kuß auf Aenneli's Stirn und bedeutete ihr freundlich lächelnd, sie möge sich entfernen. Aenneli küßte dem Lord die Hand und gehorchte.

Bald darauf kam Shelley. Byron führte ihn auf sein Zimmer und verschloß die Thür. Fletcher, der, immer besorgt um das Wohl seines Herrn, mit Bangen dessen finstere Stirn gesehen hatte, ging unruhig vor dem Zimmer auf und nieder, oft still stehend und auf die abgerissenen Worte lauschend, die je zuweilen ihm verständlich wurden. Byron sprach viel und heftig, Shelley sanft, ruhig, beschwichtigend. Den Zusammenhang der lang dauernden Unterredung konnte Fletcher nicht ermitteln, doch schloß er aus den wiederholten, grollend ausgestoßenen Aeußerungen Byron's: „sie zwingen mich zum

Laſter, ſie ſtoßen mich mit Gewalt in den tiefſten Sumpf!" — „Ich war friedlich geſinnt, aber ſie hetzen ihre Meute unbarmherzig ſo lange auf mich, bis ich ſchäumen und ſie Alle zerfleiſchen werde!" daß ihm etwas Außerordentliches begegnet ſein mußte.

Endlich ward es ruhiger, Byron hatte ſeinen Zorn ausgetobt und achtete freundlich auf die Worte des Freundes. „Verlaſſen wir zuſammen unſer Aſyl," ſprach Shelley. — „Mir winkt von England aus eine Hoffnung, daß ich eine theilweiſe Verſöhnung mit meinen Verwandten werde ermitteln können. Ihnen ſteht die Welt offen. Reiſen Sie und weilen, wo es Ihnen gefallen wird. Nur geben Sie ſich nie der Täuſchung hin, es ſei gut, auch wirklich zu vollbringen, was uns die Welt ſchuld gibt!"

„Nun ja doch," verſetzte Byron, „es hat aber auch einen Reiz, dieſem Jammervolk in's Geſicht zu ſagen: ſeht, ich verachte Euch!"

„Denken Sie es, nur handeln Sie anders!" —

Shelley drückte dem Freunde die Hand, der ihn beruhigter eine Strecke Weges am See hin begleitete.

Als Byron wieder zurück kam, bemerkte Fletcher, daß er am Eingang der Villa nachdenkend stehen blieb. Plötzlich beschleunigte er seine Schritte und nahm den Weg nach Coligny. Neugier und Besorgniß hießen den treuen Diener ihm folgen. Der Lord schritt rasch vor sich hin, bei dem Häuschen, das Aenneli bewohnte, blieb er stehen, brach einige der wenigen Blumen ab, die noch in dem kleinen Gärtchen vor dem Hause blühten, und legte sie auf die Schwelle. —

Einige Tage später fand Aenneli, die über das zarte Geschenk glücklich gewesen war, die Villa verschlossen. Sie ging, kam, ging und kam wieder, und wollte nicht glauben, daß der freundliche, stille Mann ohne Abschied von ihr die Gegend habe verlassen können. Nur das Segelboot war zurück geblieben in der kleinen Bucht. Dies bestieg sie nun alle Tage, dorthin trug sie die spärlichen Blüthen des Herbstes, schmückte damit die Kajüte, wo er

geruht, gedacht, geträumt hatte, und hing bei dieser Beschäftigung ihren eigenen noch kaum verstandenen Wünschen nach. Der alte Fischer aber hatte jetzt Grund genug, dem armen Kinde ein finsteres Bild von dem verschwundenen Fremden zu entwerfen.

„Mit dem Bösen hat er sich verbündet," sprach er, „und warum? Weil er mir nichts dir nichts davon gegangen ist, ohne daß ein Mensch ihn gesehen."

Aenneli aber achtete nicht auf diese Reden. Sie trug fort und fort Blumen, Kränze, Guirlanden in das Segelboot, das unangetastet blieb, und war glücklich in diesen unerwiederten Opfern. Die Bewohner von Colligny hießen sie: des schwarzen Milohr's stille Braut. —

Druck von Bernh. Tauchnitz jun.

Lord Byron.

Ein Dichterleben.

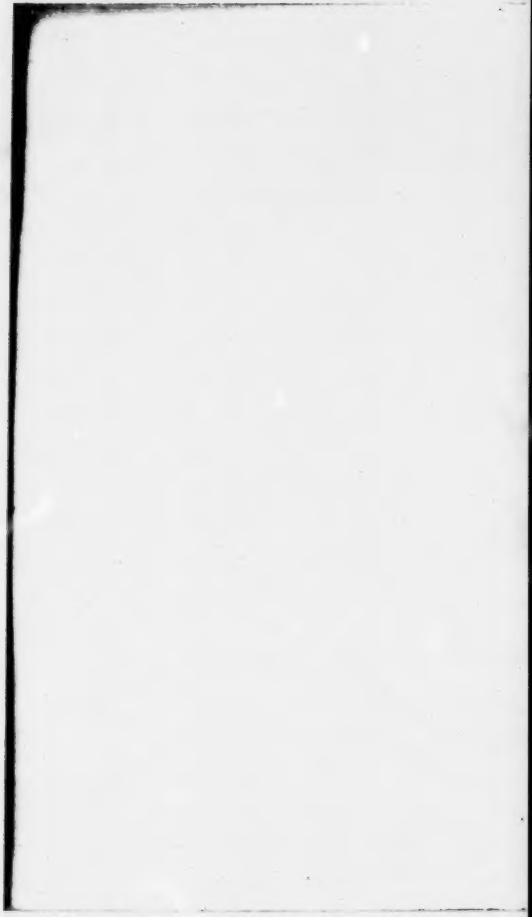
Novellen

von

Ernst Willkomm.

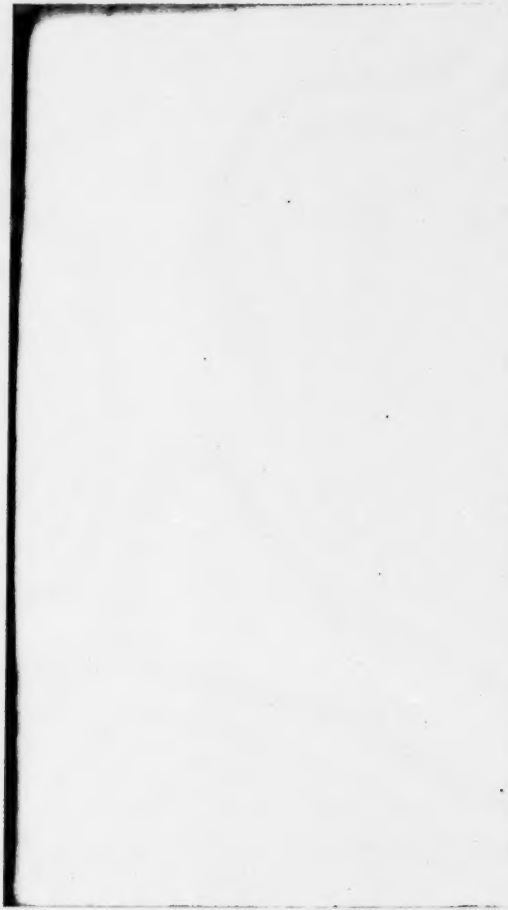
Dritter Band.

Leipzig, 1839.
Verlag von Wilhelm Engelmann.



VI.

Der neue Don Juan.



1.

Die Mönche waren wieder sehr fleißig. In der düstern Zelle, von Büchern und Manuscripten angefüllt, hörte man nichts, als das knitternde Rascheln der Buchblätter, das Schrillen der Federn. Ein ehrwürdiger Greis trat durch eine Seitenthür und ward von den Brüdern mit stillem Gruß empfangen. Es war der armenische Bischof, eine kräftige, hohe Gestalt mit einem prachtvoll schimmernden Silberbart.

„Noch allein?“ sprach der Bischof zu den Mönchen. „Unser wunderlicher Freund und Studiengenoß bleibt heute länger als gewöhnlich.“

„Und wir vermissen ihn auch schon,“ entgegnete Pater Paschalis. „Sein Scharfsinn, sein Talent,

Schall, Sinn und Geiſt einer fremden Sprache zu faſſen, ſind bewundernswürdig und einer Arbeit, wie die unſrige iſt, höchſt förderlich."

„Das iſt ſeine Art zu ſchellen," ſprach der andere Mönch, als die Glocke ſo heftig gezogen ward, daß ſie noch eine geraume Zeit in einzelnen Schlägen nachtönte. Der Biſchof trat an's Fenſter. „Ja, er iſt's; ſein Gondelier hat ſich ſchon auf den Sand geworfen, um eine kurze Sieſta zu halten."

Man hörte jetzt behende Schritte und gleich darauf trat ein Mann in die Zelle der gelehrten Armenier, der ſeiner Kleidung nach ein Carmagnole ſein konnte. Er trug weite, bunte Schifferhoſen, einen Rock von ganz eigenem Schnitt, darunter einen Gürtel, aus welchem der goldene Griff eines Dolches blinkte. Sein Benehmen dagegen entſprach dieſer Tracht nicht im geringſten, eben ſo wenig als ſeine Geſichtsbildung, die beide ſeine Lebensart und bedeutende Bildung verriethen. Er grüßte die Mönche freundlich durch ein faſt morgenländiſches Kreuzen

der Arme, während er die Hand des Bischofs sanft mit der Lippe berührte.

„Sie scheinen nicht heiter zu sein, Mylord," sprach der Armenier. „Ihr Auge ist nicht so klar wie sonst, Ihre Stirn zeigt Falten, Ihre Hand zittert."

„Die Folgen eines heitern Lebens, hochwürdiger Vater," versetzte der Fremde mit einem unbeschreiblichen Zucken der Oberlippe, worin sich Haß, Verachtung und Hohn zugleich aussprachen. „Wollen Sie mir die geheimnißvolle Rolle wieder anvertrauen?" setzte er hinzu. „Ich finde, daß alles Schwierige, ist es erst überwunden, außerordentlich aufheitert, und doch sind wir Thoren genug, unser Leben fast nie darnach zu regeln."

Schweigend reichte ihm der Bischof eine Manuscript-Rolle, setzte sich neben ihn und die tiefste Ruhe trat wieder ein. Nach längerer Zeit legte der Lord die Feder weg und sprach zum Bischof: „Es sollte uns gar nicht wundern, daß es so Viele gibt, die in den Augen der Menge als Spötter oder Atheisten erscheinen.

Seit ich täglich in das Sanct Lazarus-Kloſter komme, mit Ihnen ſpreche und meinen Kummer durch die Schwierigkeiten, die mir das Erlernen des Armeniſchen entgegenſtellt, zu mildern ſuche, iſt es mir klar geworden, daß der Menſch eigentlich nur im Kampfe ſtark, in der Angſt froh werden kann. Und was anderes thut der Zweifler, der Gottesläugner, als ſeinen Geiſt durch dieſen Kunſtgriff vorwärts zur Erkenntniß treiben? Die Angſt, die uns überfällt, wenn wir Alles umgeſtürzt haben, was Tradition und die ſogenannte Offenbarung uns verliehen, bringt uns dem Glauben an Gott, an einen Schöpfer und Erhalter der Welt um Vieles näher, als das ſtarre, dummgläubige Feſthalten an dem vorgeplapperten Wort. Wie trefflich müßte es um die Welt ſtehen, hätten wir es erſt ſo weit gebracht, daß ein allgemeiner Atheismus die geſammte Menſchheit ergriff! Dann wollte ich erſt recht gut ſagen für ihre Seligkeit. Was ſie jetzt erlangen mag, das kann höchſtens einem trüben Taumel gleichen, der nicht beglückt, der nur ergötzt."

Der Bischof lächelte. „Darüber wäre Vieles zu sprechen," versetzte der Greis. „Ruhiges Nachdenken sagt uns allerdings, daß aller Atheismus, möge er sich auch gestalten wie er wolle, eine Unmöglichkeit sei. Schon um den Atheismus denken zu können, muß ich zuvor den Theismus gedacht haben. Bedenklich erscheint nur das unverhohlene Aussprechen der läuternden Zweifel, weil die Schwachen immer nur den Schall, nicht den Sinn eines Wortes erfassen."

„An den Schwachen ist eigentlich nichts gelegen," meinte der Lord.

Der Armenier zuckte die Achseln. „Halten wir uns an die ehrwürdige Sage vom Sturz der Engel aus dem Himmel," fuhr Byron fort. „Daraus läßt sich meiner Ansicht nach der süßeste Trost für unser Leben schöpfen. Nehmen wir an, es gäbe wirklich neben Gott auch einen Teufel — wovon ich überzeugt bin, wenigstens als Poet — so entsteht die Frage: Warum lehnt sich der Teufel gegen Gott auf? Aus keinem andern Grunde, als weil es ihm einfällt

an der Allmacht des Schöpfers zu zweifeln, und der Zweifel an sich immer eine völlige Umkehr des eigenen Gedankenlebens hervorbringt! Sein angeblicher Sturz in die Hölle, seine Opposition gegen Gott und was damit zusammenhängt; dies Alles lasse ich gelten, nicht aber als das Walten eines absolut bösen Princip's, sondern als das erste und letzte Tribunal des Weltgerichts, das selbst über Gott und seine Thaten Urtheile fällt, indem es ihn und was er schafft, mit dem trotzigen Gesetz seines eigenen Gedankens confrontirt. Denn kann es überhaupt ein Weltgericht geben, so muß Gott zuerst davor erscheinen. Deshalb ist es auch ein alberner Glaube, den die verschiedenen Culte aufstellen: Gott arbeite dem Teufel und der Teufel Gott entgegen. Behüte! Gott respectirt den Teufel jederzeit, freut sich, wenn diese ihm ebenbürtige Kraft tüchtig wirkt, und wird nur dann mit ihm brechen, wenn er einmal unnöthig werden sollte."

„Es ist nur zu beklagen," sprach der Bischof, „daß Wenige im Stande sein werden, solche Be-

hauptungen zu faſſen, und ſelbſt diejenigen, denen es vergönnt ſein mag, Ihnen zu folgen, werden ſie dabei auch glücklich ſein?"

„Glücklich! Glücklich!" rief Byron ungeduldig aus. „Daß Sie und Alle doch immer mit dem Glücke jeden bedeutenden Weg zur Erkenntniß kreuzen! Der Gedanke macht ſtets glücklich, jedes andere Glück zerrinnt in Schaum — ſelbſt das höchſte, was uns die Erde bieten kann, das Glück der Liebe, wenn es nicht durch den Gedanken geadelt wird."

„Ohne das Bewußtſein des Glückes verliert das Leben ſeinen größten Reiz," ſprach der Greis. „Wir dürfen deshalb das Streben nach dem Glücke nicht tadeln, wenn es nur auf die rechte Weiſe geſchieht; und dafür läßt ſich keine allgemein gültige Regel aufſtellen. Hier entſcheiden Temperament, Character, Verhältniſſe. Der Denker findet es im Forſchen, im Zweifel, der Poet in den Träumen, die ſeine Phantaſie um Erd' und Himmel webt, der einfach fromme Menſch im Glauben ohne Prüfung. Jeder will glücklich ſein, und Jeder iſt es auch, denn der wahr-

haft unglückliche Mensch kann niemals leben. Darum sollte man auch über den Selbstmörder keine so harten Urtheile fällen. Der Lebende kann ihn niemals verstehen."

Byron rollte sein Manuscript zusammen. „Es liegt ein Trost in Ihren Worten, Hochwürden; warum finden wir diesen nicht in den Schriften der Offenbarung?"

„Glauben Sie wohl," erwiederte der armenische Bischof, seine Hand auf das Manuscript legend, „daß die Engländer diese Briefe als ächt anerkennen werden?"

„Auf keinen Fall," versetzte Byron. „Es gibt kein absprechenderes Volk, als meine Landsleute. Sie würden die Sonne läugnen aus purem Stolz, wenn es einmal geschehen sollte, daß sie ein ganzes Jahr lang die Nebelluft London's nicht durchdringen könnte."

„Und was ist Ihre Ansicht von der Sache?" fragte der Bischof weiter, der dem Gespräch eine andere Wendung zu geben wünschte.

„In Bezug auf das Morgenland, ehrwürdiger Vater, bin ich kein unparteiischer Richter. Meiner Seele ist ein Faden von Asien eingewoben und diese Verwandtschaft mit dem Orient schadet meinem Urtheil."

„Haben Sie auf Ihren Reisen den Ararat besucht?"

„Meine Zeit, meine Mittel, vielleicht auch meine Stimmung verhinderten mich daran. Die Wiege des Menschengeschlechts dünkte mich immer zu heilig, als daß sie ein Individuum betreten dürfte, das vom Schmutz unserer jetzigen modernen Bildung, dieser radicalen Verderbniß jeder Seele, befleckt ist. Mein Sinn aber steht dorthin, meine Hoffnung hängt fest an den Trümmern der Arche und meine Träume schweben oft wie Schmetterlinge um den Duft jener heiligen Sagen. Vor Allem möchte ich gern wissen, auf welcher Stelle Kain seinen Bruder Abel erschlagen hat."

„Darüber hat man nur Vermuthungen," sprach

der Bischof. „Und warum möchten Sie grade diesen Ort wissen?"

„Weil ich überzeugt bin, daß er Eden nahe genug lag, um von dort aus die Stätte des ehemaligen Paradieses zu sehen. Dieser Anblick eines durch fremde Schuld verlorenen Glückes kann meiner Ansicht nach die alleinige Veranlassung zu Kain's That geworden sein. Kain ist der erste Mensch, in dem die Kraft Gottes lebendig wird, dem es drängt zu schaffen, zu erobern. Er sieht sich umgeben von schwachen gläubigen Geschöpfen, zu gut, um mit Keckheit zu sündigen, zu furchtsam, um einen Versuch zu wagen, das verlorene Eden wieder zu gewinnen. Das empört den kräftigen Kain, bringt ihn auf gegen die Aeltern, gegen Gott. Er kann nicht begreifen, weshalb er, der Unschuldige, für die Thorheit eines Andern leiden soll, und so macht sich denn in ihm die ganze dämonische Kraft des Teufels geltend, der ja eben auch blos zum Teufel wurde, weil ihm ein Quentchen Kraft fehlte, dem Gegner Stand zu halten. Nun beobachtet er das demüthige Win-

ſeln ſeiner Geſchwiſter, ihr gutmüthiges Dulden widert ihn an, als er aber gar ſieht, daß die Opfer dieſer ſchwachen guten Menſchen von Gott gnädig aufgenommen werden, da kann er ſich nicht mehr halten. Er tödtet den Bruder und mag nichts wiſſen von dieſem Gott der Schwachen. Ich kann das begreifen, Hochwürden, und beſorge, daß ich an Kain's Stelle eben ſo gehandelt haben würde."

Sanft und mild ſprach der Greis: „Wir müſſen nur immer bedenken, daß jede Zerſtörung verletzt und zum Dulden eine größere, nur gemäßigtere Kraft erfordert wird, als zum lärmenden Dreinſchlagen; wenn es auch freilich in unſerer Natur liegt, daß wir einen muthwillig bereiteten Schmerz unmuthig ertragen."

„O wüßte ſich doch der tiefſte Schmerz auf andere, als verwundende Weiſe ſelbſt zu ſtillen!" rief Byron aus. „Ich hab' es verſucht auf hundert Wegen, und doch immer wieder gefunden, daß nur eine fortgeſetzte Selbſtbeleidigung, ein ſcharfes Verwunden des Empfindlichſten in uns, alſo des Göttlichen, Rei-

nen, uns ſelbſt vielleicht der Gottähnlichkeit theilhaftig macht. Aber grade dafür kreuzigen uns die Menſchen am unbarmherzigſten. Es iſt ſchwer, die Welt, die Weltgeſchichte zu verſtehen, doch ſchwerer noch den Einzelmenſchen zu begreifen, wenn er anders iſt als die Andern!"

Byron ſtand auf, um ſich zu entfernen. „Immer gehen Sie Ihren eigenen Weg Mylord," ſprach der ſanfte, umſichtige Armenier. „Sie kommen ſchon zum Ziele! Nur zurufen will ich Ihnen: werden Sie nicht eitel im Kampfe!" Er ſchlug ein Kreuz über dem Haupte des Scheidenden, der den Mönchen die Hand reichte und nachdenkend die Zelle verließ. —

Die Sonne ging eben unter, als Byron ſeine Gondel beſtieg. Ueber der Stadt der Paläſte zitterte ein roſiger Duft, die Lagunen rollten purpurne Wellen. Jenſeit des Lido blitzte der ruhige Spiegel des adriatiſchen Meeres, aus dem in Zwiſchenräumen hellrothe Flammen empor zuckten. Es waren die Segel vorüberziehender Schiffe.

Um dieſe Zeit beginnt in Venedig erſt das eigentliche Leben. Hunderte von Gondeln gleiten den großen Kanal auf und ab, um in die Converſazioni zu fahren, oder an den Theatern zu landen. Abenteuer aller Art werden dann geſucht, Bekanntſchaften angeknüpft, zahlloſe Liebesintriguen eingeleitet. Da jeder Venetianer von nur einigem Vermögen ſeine Gondel und ſeinen Gondelier beſitzt, ſo wird es nicht ſchwer, die Herren an ihren Fahrzeugen oder deren Leitern zu erkennen. Auch Byron's Gondel war bald Jedermann kenntlich und konnte nach einiger Zeit nur ſelten Venedig's Hauptſtraße, den großen Kanal, befahren, ohne von andern Gondeln umſchwärmt zu werden. Die Veranlaſſung dazu gab nicht allein Byron's Perſönlichkeit, auch ſeine Lebensweiſe, ſeine Mildthätigkeit und die unerhörten Vergnügungen, die er einführte, leiteten aller Blicke auf ihn. Denn kurz nach ſeiner Ankunft in der wunderbaren Meerſtadt ließ er mehrere Pferde über die Lagunen nach dem Lido ſchiffen, dort eine beſondere Stallung erbauen, und gab nun den erſtaun-

ten Venetianern täglich das ungewohnte Schauspiel eines leidenschaftlichen Reiters. Es dauerte nicht lange, so ließen sich die venetianischen Frauen in ihren Gondeln nach dem Lido rudern, sobald das Fahrzeug des Engländers auf dem Kanale sichtbar ward, um dort den Reiter wahrscheinlich mehr, als sein Pferd zu bewundern. Byron war freundlich, gefällig und nichts weniger, als gleichgültig gegen die italienischen Schönen. Noch vor Ablauf eines Monates war sein Name in aller Munde. Man rühmte seine Galanterie, pries seinen Geschmack, fand Wohlgefallen an seinem Betragen, das sich ohne Widerstreben ganz ungezwungen venetianischer Sitte gefügt hatte.

Anfangs unterhielt den beklagenswerthen Flüchtling diese neue Verwandlung in seinem Leben. Er bedurfte der Erheiterung, und natürliche, ungezwungene Zustände konnten am ehesten die unheilvollen Erinnerungen in ihm niederhalten, die einen verdüsternden grauenvollen Schatten auf jeden seiner Tritte warfen. Der naive, zwanglose Verkehr der Vene-

tianer unter einander, ihr weicher, reizender Dialect, die wunderbare Harmlosigkeit in ihren Sitten und Gewohnheiten, die ungeachtet der auffallenden Leichtfertigkeit ihm doch nicht so raffinirt verdorben erschienen, als in London; vor Allem aber die Schönheit der Frauen und der ewig klare, duftige Himmel fesselten ihn so gewaltig, daß er augenblicklich Venedig zu seinem fernern Wohnsitz zu wählen beschloß.

Umgang und Umgebungen bestimmen zuletzt immer die Handlungen eines Menschen, und so kam es denn, daß Byron früh genug sein an Shelley gegebenes Versprechen vergaß. „Die Weiber! die Weiber!" rief er schon nach wenigen Wochen in komischem Zorne aus, als Fletcher ihm eines Tages mehrere Billets von zarten Händen überreichte, allein, sobald der Abend um die Sanct Marcuskirche seinen Goldmantel faltete, sprang er in seine Gondel, um die gefälligen Schönen zu sprechen, zu bewundern, sein schäumendes Blut in ihren Armen abzukühlen.

Der Rialto lag bereits hinter dem aus St. Lazarus Zurückkehrenden, er selbst ruhte hinter dicht

verhüllten Fenstern auf einem Polster seiner Kajütte mit den tiefsten Fragen beschäftigt, die noch immer durch das Gespräch mit dem Bischof angeregt in seiner Seele fortklangen. Da schaukelte die Gondel, von einem andern Fahrzeuge leicht berührt, der grünseidene Fenstervorhang ward gelüftet, ein feines Papier fiel neben Byron nieder. Mechanisch bückte sich unser Freund, hob den Zettel auf und las die Worte: „Um Mitternacht am Dogenpalast beim Löwenrachen."

Die Handschrift fiel Byron auf. Die Züge waren kräftig, stark, gleichmäßig. So konnte kein Mädchen, keine Frau die Feder führen; es hatte ganz den Anschein, als habe sich ein der Schreibekunst völlig unkundiges Frauenzimmer der Hand eines öffentlichen Schreibers unter den Arkaden bedient. „Desto besser," sprach Byron, „ein ganz ungebildetes Mädchen ist in der Liebe erst recht anziehend." Er steckte den Zettel zu sich und überließ sich von neuem seinen Gedanken und Träumen.

An der Marmortreppe des Palastes Mocenigo

empfing ihn Fletcher mit ängstlichen Blicken. „Ach, Mylord," sprach der treue Diener, „Sie haben mich wieder einmal in eine schöne Verlegenheit gebracht! Drei Damen, so von der venetianischen Farbe, schwarzäugig, keck, voller Schelmereien, mit Fetzen oder Fazzeln, wie sie's nennen, vor den hübschen Lärvchen, wollten Ew. Herrlichkeit durchaus sprechen. Ich habe sie auf Morgen wieder bestellt. Dann kam noch zum Ueberfluß Ew. Herrlichkeit ehemalige Wirthin, die schöne Mariane, sie war sehr verdrießlich und wird um zehn Uhr abermals ihre Aufwartung machen."

„Armer Junge!" versetzte Byron, befahl Tita, dem Gondelier, das Fahrzeug um zwölf bereit zu halten und ging auf sein Zimmer.

Es ist ein unbestrittener Erfahrungssatz, daß Menschen, die hinsichtlich ihrer geistigen Fähigkeiten Tausende überragen, nicht minder durch bedauernswerthe Schwächen vor der Menge sich auszeichnen. „Große Körper werfen große Schatten." Dies Wort allein mag für manche Vergehungen entschuldigen,

an denen das Leben großer Menschen leider oft so reich ist!

Byron hetzte sich und sein Talent von Jugend auf in Extremen herum, und wie bitter auch die Erfahrungen waren, die er gemacht hatte: es schien, als ob durch sie nur sein Trotz, seine Verachtung gesteigert worden sei. Nun lockte und girrte die Versuchung um ihn, in den blühendsten Reizen umhüpfte ihn die Sünde, erweckte, stachelte sein Verlangen und verhieß ihm die glücklichsten Genüsse. Und auf der andern Seite winkte wieder mit ernstem Auge die stille Weisheit, der Ruhm schwang seine Kränze, eine Sternenkrone stand blitzend über seinem Scheitel! Wohin sollte er sich wenden? — Sein tobendes Blut trieb ihn den Tönen zu, womit die Odalisken ihn zu kirren suchten, seine geistige Unruhe, sein Drang nach Erkenntniß aller Geheimnisse der Welt machte seine Brust erbeben und steigerte noch im Verlangen seine staunenswerthen Gaben. Mit schnellem Entschlusse suchte er nun Beides zu vereinigen, jetzt mit den losen Göttinnen des Lebens

scherzend, jetzt bemüht, den Schleier zu lüften, unter dessen Hülle das Allerleiligste der Gottheit zittert. Die späte Nacht sah ihn schwelgen, als verliebten Don Juan jede Knospe brechen, während die heitere Mittagssonne und der duftige Abend einen Dichter und Weisen, nicht selten einen grübelnden Faust in ihm fanden.

In solchen Stunden, wo Byron seine Vergehungen hinter Weihrauchwolken verbergen wollte, besuchte er die armenischen Mönche im Kloster St. Lazarus, vertiefte sich in die heiligen Sagen der Vorzeit, übersetzte einen Brief Pauli an die Corinther, in dessen Besitz die Armenier allein zu sein sich rühmten, arbeitete an einer armenisch-englischen Gramatik, und schlug in Rede und Gegenrede die tiefsten Fragen an, mit denen der Menschengeist sich beschäftigen mag. Solche Unterredungen klangen oft lange in seinem Gemüthe fort, bald beruhigend, bald neue Zweifel weckend, und nicht selten befreite er sich von der nagenden Pein durch ein rasches Aufzeichnen kecker Gedanken, wie sie blitzartig in ihm aufleuchteten, um

auf Augenblicke ein grelles Licht in die tiefsten Falten seiner Seele zu werfen. Einige dieser Aphorismen müssen in der von uns geschilderten Zeit entstanden sein und mögen hier zu genauerer Characterisirung seiner Stimmung, seines Gedankenlebens folgen. Er selbst nannte sie

Träumereien.

„Wenn ich noch einmal zu leben hätte, weiß ich nicht, was ich in meinem Leben abändern würde, es müßte denn etwa sein, daß ich der Meinung wäre, lieber gar nicht leben zu wollen. Die ganze Geschichte, die Erfahrung, alles Uebrige lehrt uns, daß Gutes und Böses in diesem Dasein sich ziemlich die Wage halten, und daß der sehnlichste Wunsch für Jeden sein muß, auf eine leichte Art wieder hinaus zu kommen. Was kann uns das Leben bringen als Jahre? Und an denen ist nichts Gutes als ihr Ende!"

„An der Unsterblichkeit der Seele können wir, wie es mir scheint, nicht leicht zweifeln, wenn wir nur einen Augenblick auf das innere Leben des Geistes achten. Der Geist ist in beständiger Thätigkeit.

Ich habe sonst wohl daran gezweifelt, aber Nachdenken hat mich eines Besseren belehrt. Die Seele zeigt sich auch in völliger Unabhängigkeit vom Körper thätig — z. B. in Träumen — freilich, ich geb' es zu, ohne Zusammenhang und widersinnig; aber es ist doch immer ein geistiges Leben und weit geistiger, als wenn wir aufgewacht sind. Daß dieses Wesen nun nicht eben so gut getrennt, als verbunden agiren könne, wer wollte das behaupten? Die Stoiker Epiktet und Marc Aurel nennen das irdische Dasein „„eine Seele, die einen Leichnam mit sich schleppt,"" eine schwere Kette freilich, aber alle Ketten mögen als etwas Materielles abgestreift werden! — In wiefern unser künftiges Leben ein individuelles sei, oder vielmehr, in wiefern es überhaupt mit unserm gegenwärtigen Aehnlichkeit haben wird, ist eine andere Frage, daß aber der Geist ewig ist, scheint eben so vernünftig anzunehmen, als daß es der Körper nicht ist. — — Eine körperliche Auferstehung scheint seltsam und sogar abgeschmackt, Bestrafung müßte denn ihr Zweck sein. Alle Strafen

aber, deren Absicht nicht sowohl Besserung als Rache ist, erscheint nothwendig als sittlich unrecht, und, wenn die Welt einmal zu Ende ist, zu welchem moralischen oder bessernden Zwecke können dann ewige Qualen dienen? Die Leidenschaften der Menschen haben hier wahrscheinlich die göttlichen Lehren entstellt, — doch die ganze Sache bleibt für uns unerforschlich."

„Es ist unnütz, wenn man mir sagt, ich solle nicht denken, sondern glauben. Eben so gut könnte man einem Menschen sagen, er solle nicht wachen, sondern schlafen. Und einen dann mit einem Zustande ewiger Qual und all dem Zeuge verblüffen zu wollen! Ich kann nicht umhin zu glauben, daß die Androhung der Hölle eben so Viele zu Teufeln, als die strengen Criminalgesetze der unmenschlichen Menschheit zu Verbrechern machen."

„Der Mensch ist als sinnliches Wesen leidenschaftlich geboren, aber mit einer ursprünglich in ihm vorhandenen wenn auch geheimen Anlage zur Liebe des Guten in der Hauptfeder seines Geistes

Aber, Gott sei uns allen gnädig, für jetzt ist er nichts als eine jämmerliche Büchse von Atomen!"

„Die Materie ist ewig, in steter Veränderung, aber immer wieder von neuem entstehend, und warum nicht auch der Geist? Warum sollte nicht der Geist eben so auf das All der Dinge und mit denselben wirken, wie es seine Theile auf die Masse Staub, die man Menschheit nennt, und mit ihr thun? Man sehe nur, wie ein Mensch auf sich und Andere oder auf große Vielheiten wirkt! Dieselbe Kraft kann in einem höhern und reinern Grade auf die Sterne ꝛc. in infinitum wirken."

„Ich habe oft eine Neigung zum Materialismus in der Philosophie gehabt, habe es aber nie leiden können, wenn man ihn in die christliche Religion einführen wollte, die mir ganz und gar auf das Dasein der Seele gegründet zu sein scheint. Daher hab' ich mich immer vor Priestley's christlichem Materialismus, wie vor dem Tode, entsetzt. Man glaube immerhin, wenn man will, an die Auferstehung des Leibes, nur nicht ohne eine Seele! Es

wäre ja doch ganz verteufelt, wenn man in dieser Welt eine Seele (und so Etwas, man nenne es, wie man wolle, muß doch das Gemüth des Menschen sein) gehabt hätte, und nun in der zukünftigen keine haben sollte, gesetzt auch, man erhielte dafür eine unsterbliche Materie. Ich muß gestehen, mir ist das System des Spiritualismus lieber."

„Ich bin immer an einem Tage, wo die Sonne recht hell scheint, am frömmsten gestimmt, als ob es eine gewisse Verbindung zwischen der innern Annäherung zu größerem Lichte und größerer Reinheit, und der Flamme gäbe, die diese Blendlaterne unseres auswendigen Daseins erleuchtet."

„Die Nacht hat auch eine religiöse Weihe, und das empfand ich besonders, als ich Mond und Sterne durch Herrschels Teleskop betrachtete und sah, daß es Weltkörper waren."

„Ich denke zuweilen, daß der Mensch vielleicht ein Ueberrest von einem höhern materiellen Wesen ist, das in einer frühern Welt zertrümmert ward, und in dem Gedränge und Kampfe durch das Chaos in

diese Formation hinein entartet ist, oder etwas dem Aehnliches — wie wir z. B. Lappen, Esquimaux ꝛc. in der gegenwärtigen Welt auf einer niedrigern Stufe erblicken, so wie die Elemente unfreundlicher werden. Aber selbst in diesem Fall muß doch diese muthmaßliche höhere Präadamiten-Schöpfung einen Ursprung und einen Schöpfer gehabt haben — denn eine Schöpfung ist eine weit natürlichere Voraussetzung, als ein zufälliges Zusammenstoßen von Atomen. Alle Dinge müssen sich auf einen Quell zurückführen lassen, wenn sie sich auch in einen Ocean ergießen." — — —

Die herabgebrannte Kerze warf jetzt ein trübes, unstätes Licht über das Papier, der Schreibende legte die Feder weg, sein Blick fiel auf den schief über stehenden Wandspiegel und es schien ihm, als sähe er die unklaren Umrisse einer Gestalt daran vorüberschweben.

Die Richtung seiner Gedanken, die halb skeptische, halb schwärmerische Stimmung, worein ihn seine Beschäftigung und die gehabten Gespräche versetzt

hatten: dazu das große, düstere Gemach, die geräuschlose Ruhe des ganzen Palastes, trugen nicht wenig bei, ihn grade jetzt wieder aus Aberglauben furchtsam zu machen. Er schauerte innerlich, über sein Haar lief es wie Spinnengewebe. Er wagte nicht, sich umzudrehen, lauschte aber mit angehaltenem Athem auf jeden Laut. Ein unmerkliches Knistern am Fußboden ward hörbar. Plötzlich sagte ihm ein dunkles Gefühl, daß eine zweite Person sich in unmittelbarer Nähe befinden müsse. Eine leise Wendung ließ ihn den Schimmer eines Gewandes erhaschen, er fühlte sich von weichen Armen umschlungen, zwei große, brennend schwarze Augen lachten über seine Schulter hinweg ihn an.

Byron besaß nicht Kraft genug, dieser sanften Umarmung sich zu entwinden. Zweifel, Gewissensqual, Angst der Erinnerung, poetisches Träumen und Bilden — Alles war mit einem Male verschwunden. Ein Zucken der Freude lichtete seine verdüsterte Stirn, sein Auge flammte, und als die Schöne mit lächelnder Anmuth ihn immer lockender,

immer verführerischer ansah, konnte er sich nicht versagen, den Mund des reizenden Geschöpfes mit vielen Küssen zu bedecken.

„Bist Du Deiner Amica überdrüssig?“ fragte jetzt das Frauenzimmer. „Es sind schon drei Tage her, daß der stolze Signor Inglese nichts mehr von sich hat hören lassen. Was hab' ich verbrochen? Wann hattest Du Ursache unzufrieden zu sein mit Deiner Mariane?“

Byron befand sich in einer mißlichen Lage. Die Nähe des schönen Weibes, dessen Leidenschaftlichkeit er kannte, stieß alle Vorsätze um, die er neuerdings gefaßt. Um Marianens Liebe oder vielmehr den Nachstellungen ihres Mannes zu entgehen, hatte er ihr Haus verlassen und erst vor wenig Tagen den Palast Mocenigo bezogen. Damit glaubte er sein bisheriges Verhältniß gelöst zu haben, vor ihren Annäherungen sicher zu sein. Unser Freund kannte aber die Sitten Venedigs und die Liebe seiner Töchter noch zu wenig. Jetzt sollte er aus dem Munde sei-

ner Freundin selbst erfahren, daß es ganz vergeblich sein würde, beabsichtigte er sie zu vernachlässigen. „Ich werde Dich zu finden wissen, mein Herzchen“ sprach Mariane, „und Dich so lange verfolgen bei Tag' und bei Nacht, bis Du mich wieder zu lieben versprichst. Bin ich denn so häßlich geworden, Signor?“

Sie stand auf und nahm eine Stellung an, die auch dem kältesten Menschen gefährlich geworden sein würde. Ihr glänzend schwarzes, krauses Haar fiel in einem Gewirr von Locken um das kecke, adlerartige Profil; ihr leichter Wuchs, ihre Sitte, fast nur auf den Zehen zu schweben, gaben ihr das Ansehen einer Antilope. Mariane schwang sich vor dem still lächelnden Byron aus einer graziösen Stellung in die andere, wie eine Tänzerin, dann fing sie an leise eine Melodie zu summen, bis sie in den heitersten Gesang fiel, den sie durch ein tactmäßiges, stets anmuthiges Bewegen ihrer entblößten schönen Arme begleitete.

„Hab' ich's nun recht gemacht?“ sprach sie mit

einer plötzlichen Wendung vor Byron niederfallend und mit dem liebevollſten Blick in die Augen des Dichters ſehend. Byron hob ſie auf und zog ſie ungeſtüm an ſeine Bruſt, an ſeine Lippen. —

„Mariane!“ ſtammelte er, unter ihren Küſſen zitternd. Aber wieder traf ihn ihr großes, morgenländiſches Auge, ſeine Seele entſchwebte nach dem Orient, nach Griechenland! Theakita ſchien an ſeinem Herzen zu ruhen. Und wie uns eine lebhafte Phantaſie meiſt einen entfernten Gegenſtand nahe bringen, ein verlorenes Glück wieder geben kann; ſo täuſchte ſie jetzt auch Byron durch die lieblichſten Bilder.

Ein lautes Plätſchern auf dem Kanale ſtörte die Glücklichen. „Wirſt Du nun wieder für mich zu Hauſe ſein?“ ſprach Mariane. „Laß nur den Bullenbeißer auf der Flur etwas kürzer ſchließen, ſonſt kannſt Du es noch erleben, daß ich von ihm zerriſſen werde.“

Durch Bitten, Schmeicheln und Liebkoſen erlangte das ſchöne Weib die Erlaubniß von Byron, ihn beſuchen zu dürfen, ſo oft es ihr beliebe. Sie

schied sehr zufrieden, indem sie lachend betheuerte, ihr Mann werde in Sorge sein. Sie müsse eilen dem albernen bocco eine Visite zu machen, die er jetzt wohl verdient habe. Trällernd verließ sie das Zimmer, den Fazziolo kokett um ihr Gesicht schlagend.

Byron blieb verstimmt zurück. Er war fest entschlossen gewesen, die verführerische Frau, in deren Hause er längere Zeit gewohnt, die ihm durch ihre Anhänglichkeit und Eifersucht schon unsägliche Noth gemacht hatte, gänzlich zu meiden. Nun hatte sie ihn wieder überrascht, seine Schwäche benutzt, ihn abermals mit klugem Netz umstrickt! Obwohl sie schön, liebenswürdig und hingebend war, so gereuten ihn doch die Gunstbezeugungen, die er freigebig an sie verschwendet. Er wußte nicht, wie er der abermaligen Fessel am leichtesten entschlüpfen möchte. Unruhig ging er durchs Zimmer, warf Bücher und Manuscripte durch einander, schlug sich mit der Faust an die Stirn und raufte sich endlich im steigenden Unmuth die Haare. Dabei raschelte ein weißer Zettel auf den Boden, er hob ihn auf — es war das

Billet, das so geheimnißvoll in seine Gondel gefallen! — Ein schneller Entschluß reifte in seinen Gedanken. Er warf einen Mantel über, drückte einen breitkrämpigen Strohhut auf seine Locken, und eilte leisen Schrittes hinab an die Marmortreppe.

Hier lag die Gondel schon in Bereitschaft. Sein bärtiger, treuer Tita, jederzeit willig, für seinen Herrn das Leben zu lassen, machte ein paar trockene Bemerkungen über die späte Fahrt, und nahm den Auftrag, am Rialto zu landen, mit gutmüthiger Gleichgültigkeit hin.

Die Nacht war still, warm, duftig. Hin und wieder klang noch ein Lied unter dem Fenster irgend einer Schönen aus der Ferne. Auf den Kanälen war alles Leben erstorben, die Stadt selbst, die zahllosen Paläste, an deren Säulenportalen die Gondel vorüberglitt, schienen verödet, ausgestorben zu sein. Auf die dunkle Fluth fiel ein schmaler Lichtstreif vom Monde, der am blauen Himmel stand und sein Silberlicht auf die ruhende Stadt herabgoß. Die Thürme, die Paläste, die Brücken schimmerten in

unaussprechlicher Pracht. Strahlend leuchtete auf dem St. Marcusthurme der goldene Löwe, es schien, als bewege er die Flügel, als wolle er fortschweben — dem Ruhme, der Größe nach, auf die er einst so viele Jahrhunderte lang herabgesehen.

Jetzt stieg der majestätische Marmorbogen des Rialto in perspectivischer Ferne auf. Byron's Blicke ruhten sinnend darauf. Shylock stand vor ihm mit seinem Haß und Rachedurst. Die Gondel legte sich an den Kai, der Dichter stieg aus und schritt, dicht in seinen Mantel gehüllt, über den Marcusplatz nach dem Dogenpalast. Die Stille, die ruhige Luft, in der auch der leiseste Tritt ein dumpfes Echo weckte, riefen alle Sagen in ihm in's Leben, die er früher gehört oder gelesen hatte. Ein Schauer überlief ihn kalt, als er Schiller's „Geisterseher" gedachte, und die Stimme des geheimnißvollen Armeniers schien neben ihm zu ertönen. Die Worte: „um zehn Uhr ist er gestorben!" wiederholten sich immer von neuem in seinem Ohr.

Unter den Arkaden des Dogenpalastes flossen

Licht und Schatten in eine ungewisse Dämmerungshelle zusammen, und dort, wo früher der Löwenrachen bereit war, jede geheime Anzeige den Händen der republikanischen Tyrannen zu überliefern, lehnte dicht verhüllt eine Gestalt. Einen Augenblick zauderte Byron, dann schritt er schnell auf die Harrende zu. In einer geringen Entfernung blieb er stehen.

„Beim Leibe der Diana, Sie kommen spät, 'celenza!" rief eine wohltönende Frauenstimme. Zugleich fiel die künstliche Kapuze vom Haupte, ein weißer, zierlicher Fazziolo flatterte gar verführerisch um ein ovales, jugendliches Gesicht, und ein Paar Augen blitzten ihn an, so keck, so listig und doch wieder so schwärmerisch bittend, daß Byron nur mit Mühe eine Zurückhaltung erheucheln konnte, die ihm nicht geläufig war.

„Ich habe Ihren Wunsch erfüllt, Signora," versetzte er. „Was begehren Sie von mir? Womit kann ich dienen?"

„O ich weiß, erwiederte die Schöne, „daß Sie sich nur den Anschein der Mildthätigkeit geben. Bit-

ten werde ich Sie nicht mehr, ich wollte Ihnen nur zeigen, wie elend ich sei."

„Beim heiligen Marcus!" rief Byron, „man sieht Ihnen den Mangel an! Fehlt es Ihnen vielleicht an einer Begleitung, Signora?" setzte er lächelnd, flüsternd hinzu. „Es ist spät, ich bin bereit der Dame den Arm zu bieten."

„Mi (io) son Veneziana!" sagte die stolze Schöne mit trotzig aufgeworfener Lippe, schlug den Fazziolo zurück und wendete sich so, daß der volle Schein des Mondes auf ihr Gesicht fiel. „Kennen Sie mich, 'celenza?" fragte sie mit dem Lächeln der natürlichsten Koketterie, „nun dann werden Sie auch einsehen, daß ich keine Ursache habe, Ihre Mildthätigkeit zu preisen."

Byron erinnerte sich jetzt, daß er vor einiger Zeit die Schöne gesehen und einige flüchtige Worte mit ihr gewechselt hatte. Ein Spazierritt an der Brenta führte ihn einem verworrenen Haufen zerlumpter Landleute zu, die schimpfend und mit drohenden Gebehrden sich um die Ueberreste eines kargen Mahles

drängten. Denn der Mangel in der Umgegend Venedig's und einem großen Theile von Piemont war damals unter den niederen Ständen so groß, daß Hungersnoth zu befürchten stand. Es wurden deshalb in Venedig Sammlungen für die Nothleidenden veranstaltet, und Byron lieferte eine bedeutende Summe, die mit Dank empfangen und gesprächsweise in's Ungeheuerliche übertrieben ward. Nach diesem Beweis seiner Mildthätigkeit hing Jedermann dem Fremden an, nur entstand für ihn selbst daraus die Unannehmlichkeit, daß er von Bittenden umringt wurde, so oft er seinen Palast verließ. An jenem Abende nun hatte er den Hungernden eine Börse mit Lires angefüllt, zugeworfen, dabei aber ein Paar reinlich gekleidete und von Aussehen schöne Mädchen oder junge Frauen leer ausgehen lassen. Die lebhaften Kinder verabsäumten nicht, den freigebigen Lord deshalb zu necken, ihre Armuth zu beklagen und mit den übertriebensten Betheuerungen ihn zu versichern, daß sie sich höchst dürftig behelfen müßten. Byron ging auf den Scherz ein, pries ihre Schön-

keit und ritt gleichgültig weiter. Nun erkannte er in der vollen majestätischen Frauengestalt nicht ohne heimliche Freude die schönste jener beiden Scherzenden wieder. Ein schneller Blick sagte ihm, daß es hier nur auf ihn ankäme, sich ihre Gunst zu sichern. Zwar stand Mariane noch vor ihm, seine Liebe zu ihr war aber schon längst erloschen. Und verglich er sie mit dieser junonischen Gestalt, die ihm jetzt nahe war, hoch gewachsen, von ächt venetianischem Gesicht, brünett, mit den schönsten blitzenden Augen; so mußte Mariane offenbar verlieren. Ueberdies reizte ihn die naive Keckheit der neuen Bekanntschaft, das Entschlossene, das sich in jedem Zuge aussprach, die schmeichelnde Lieblichkeit des venetianischen Dialectes, worin sie ihm die schönsten Liebeserklärungen machte, indem sie zur Entschuldigung dafür ihre gänzliche Unerfahrenheit im Schreiben anführte.

Byron war entzückt, bezaubert. Das Abenteuer war so neu, so ungewöhnlich romantisch und vielversprechend, daß er nicht länger zaudern konnte.

Er legte ihren Arm in den seinigen, und schritt plaudernd mit ihr seiner Gondel zu.

„Wie heißt Du, reizende Königin Venedigs?“ fragte er.

„Margarita Cogni, die Venetianer aber nennen mich nur Fornarina.“

„Fornarina!“ wiederholte Byron. „Bei St. Marcus, Rafael selbst würde mich jetzt beneiden um Dich!“

Er geleitete die wieder Verhüllte in seine Gondel, die unter Tita's kräftigen Ruderschlägen bald auf dem dunklen Kanale verschwand.

2.

Aus geringfügigen Anlässen ergeben sich meistentheils die bedeutendsten Folgen. Wir sollten daher immer darauf bedacht sein, den Zufall nicht blindlings über uns walten, das Ungewöhnliche nicht bis zum Gebietenden sich ausbreiten zu lassen. Denn was als ein Heiteres ergötzt, zur Verschönerung und Bildung des Lebens dienen mag, das wird lästig,

sobald es um sich greift und als Gewohnheit sich geltend machen will. Ein Jeder ist zwar geneigt, auch das Unerlaubte einmal zu dulden, zu entschuldigen, wenn es vorübergeht; wird ihm aber das Recht fortwährender Begleitung zugestanden, so ist ein endliches Verdammungsurtheil von Seiten der Menge die unausbleibliche Folge. —

Zu dieser allgemeinen Betrachtung veranlaßt uns die neue Lebensweise unseres Freundes, dessen veränderte Gestalt wir jetzt nach Ueberspringung einiger Monate wieder zu uns rufen. Der Carneval hat begonnen, Lust und Scherz sind im vollen Gange. In dieser Zeit bietet Venedig einen vor andern Städten Italiens eigenthümlichen Anblick. Da es an Straßen mangelt, auf denen sich der Uebermuth austoben könnte, so stürzt sich Alles in die Gondeln, die in zahlloser Menge auf den Kanälen hin und wieder fahren. Die Gondeliere tragen meistentheils die abenteuerlichsten Masken, unter denen mythologische besonders beliebt sind. Hat man sich nun schon am Tage in Lärm und Lust abgetrieben, so verdoppelt

und verdreifacht die Nacht dennoch den Spectakel. Tauſende von bunten Lampen erhellen die ſchwarzen Körper der Gondeln, die mannichfaltigſten Masken drängen und necken ſich in den gegen einander gleitenden Fahrzeugen, Geſang und Spiel tönen darein, und das Jauchzen der Gondeliere, das verführeriſche Locken der ſchwatzenden Frauen will kein Ende nehmen.

Zu gleicher Zeit vermehren und vergrößern ſich die in Italien üblichen Converſazioni, Abendgeſellſchaften, zu denen ſich in der Regel nur Bekannte einfinden. Da aber der Faſching Alles umkehrt, und in der grenzenloſeſten Unordnung eben die Ordnung erblickt; ſo hat in dieſer Zeit Jedermann das Recht, in den Converſazioni zu erſcheinen, wenn er nur eine Maske trägt. Daneben gibt es fortwährend Oper und Schauſpiel, und auch dieſe werden nur zu Verſammlungsorten oder zur Anknüpfung galanter Abenteuer benutzt.

Während des Carnevals im Jahre 1817 war der

Name Lord Byron in Aller Munde. Seine Wohnung, der Palast Mocenigo am großen Kanale, ward Tag und Nacht nicht leer von verkleideten Gästen. Die Zahl der Gondeln, die Abends an der Marmortreppe anlegten, konnte Niemand genau bestimmen, und noch schwerer möchte es gewesen sein, ein richtiges Urtheil über die Kommenden und Gehenden zu fällen. Er selbst war den Tag über aller Orten. Sein bärtiger Gondelier hatte die Maske des Charon anlegen müssen, die Gondel selbst war schwarz ausgeschlagen, in der Cajütte befanden sich schwarze Polster, seidene Vorhänge von ähnlicher Farbe verhüllten die Fenster. Und des Nachts machten zwei weißglühende Todtenköpfe, am Schnabel des Schiffs aufgesteckt, das unheimliche Fahrzeug schon in bedeutender Entfernung kenntlich. Oeffnete man nun aber die Kajütte, so zeigte sich Byron als Osmane gekleidet, mit beturbantem Haupt in einer Ecke lehnend, während ein wunderschönes Weib, als Proserpina gekleidet, an seiner Brust ruhte. Ein andermal legte er wieder armenische Tracht an, um kurz

darauf als wilder Suliot die neugierigen Venetianer zu schrecken und zu ergötzen.

Fremde scheuten weder Geld noch Zeit, um den launenhaften Schwelger zu sehen, seine Diener waren ihm aber zu treu ergeben, als daß ihn irgend Jemand hätte stören können.

Mit Einbruch der Nacht strahlten die Fenster seines Palastes, rauschende Musik klang heraus in die stille Luft und hielt stets eine Menge von Gondeln in seiner Nähe. Ein griechischer Seeräuber eilte durch die geräumigen Zimmer, mit jeder Maske scherzend, jede Dame durch Wort und Miene neckend. Es ist Byron, der in dem jähen Wechsel der Kleider und Vergnügungen entweder die Langeweile des Lebens hinwegspotten oder die Mahnungen des grollenden Gewissens überäuben will, die auf seiner bleichen Stirn, in seinem ergrauenden Haar laut genug das Urtheil der Welt aufrufen.

Am Ende des Palastes befindet sich ein Gemach, mit allem Luxus des Orients verschwenderisch ausgeschmückt. Ein Affe bewacht die Thür und hält jeden

Neugierigen vom Eintritt zurück. An Byron's Hand schlüpfen wir hinein. Dämmernde Helle umfängt uns, hinter einem durchsichtigen Vorhange tanzen Odalisken, zu Lust und Genuß die erhitzten Sinne reizend. Proserpina aber hat sich in eine Venus verwandelt, an deren Busen der frevelnde Byron jeden Laut der Reue überhört. Es ist Fornarina, die Sultana seines Harems, der jetzt tanzend durch die Säle schwärmt und Alles vereinigt, was Venedig Schönes besitzt.

Die sanften Töne der Musik, das Kosen der Liebe, haben Byron ermüdet, eingeschläfert. Lockende Träume schmeicheln seiner Phantasie, doch nur zu bald erlöschen die heitern Farben und andere, unfreundlichere Larven umschwirren den Schlummernden. Er schreckt auf aus seinen Täuschungen. Die Musik ist verstummt, die Tänzerinnen ruhen. Matt flattert das Licht der Lampe an der glänzenden Tapete hin und her, ein Schimmer zittert auf der Gestalt Fornarina's. Bleich, mit halb offenem Munde, auf dem noch ein hinreißendes Lächeln der Lust bebt, liegt sie

ſchlummernd in den Kiſſen. Ihr ſchwarzes Haar umringelt den majeſtätiſchen Nacken, umhüllt mit dunklem Schleier den ſchönen Buſen. Ihre Linke hat im Traum den Yataghan des Geliebten erfaßt, der glänzende Stahl blitzt mordluſtig aus der goldenen Scheide. Byron ſchaudert, er fühlt ſein Haar ſich ſträuben, frühere Lebensbegegniſſe beklemmen ihm die Bruſt.

Der Rauſch iſt verflogen, mit ihm Reiz, Genuß, Vergnügen! Eine gräßliche Leere fühlt er in ſeinem Innern, die Pulſe ſchlagen wie jammernde Stimmen, die ihn anklagen vor dem richtenden Gott; die ſein eigenes Leben, ſein Thun, ſein ganzes Denken verwünſchen. Er ſchleicht hinkend durch das Gemach, im Spiegel begegnet ihm ſeine Geſtalt. Das bleiche Geſicht, das wahnwitzig glühende Auge ſchlägt wie ein Blitz in ſeine Seele. Er ſucht mit zitternder Hand auf den Polſtern, ergreift eine Maske und ſteckt ſie vor ſein entſtelltes Antlitz. Haſtig wirft er die prunkende Kleidung ab, legt ein einfaches Ge-

wand an, umhüllt mit einem Mantel seine bebenden Glieder.

Da vernimmt er erst das Kichern und Lachen der noch versammelten Gäste. Man hat ihn schon längst vermißt, man weiß und sucht ihn in dem von ihm selbst entweihten Heiligthum der Liebe. Und dennoch wagt auch die Keckste der schönen Sünderinnen, die ihm schmeicheln, kein gewaltsames Eindringen. Sie begnügen sich, den Verschwundenen mit Liebesworten zu bitten, zu necken, zu reizen. Alle zartesten Namen, an denen der venetianische Dialect so reich ist, klopfen an die scheidende Wand: aber sie prallen unbeachtet an dem erkalteten Busen des großartigen Sünders ab.

„Maladetto!“ ruft die liebliche Stimme einer zarten Blondine, deren Lippen er hundertmal geküßt hatte, bis sie erkalteten. „Maladetto! Ich werde ihm seinen Schnurrbart abschneiden, wenn ich ihn wieder sehe.“

„Ich lege meine Augen auf Dein Herz, carissimo piccino,“ sprach ein anderes Stimmchen, so schmei-

chelnd, so hingebend, wie alle Mädchen und Frauen es thun, wenn sie einen theuren Wunsch gern erfüllt sehen.

Byron stand noch immer wie eine Bildsäule. Seine Gedanken waren so düster und verworren, daß er nicht wußte, was er thun oder lassen sollte. Nur fort aus diesen Umgebungen wünschte er sich, die ihn quälten, die er lebendig werden fürchtete, weil er überall nur eingeschlafene Furien zu erblicken glaubte. Leis schlich er nach der Thür; als er am Spiegel vorüberging, entfiel ihm die Larve, sein Todtengesicht starrte ihm nochmals daraus entgegen. Wüthend schleuderte er eine Pistole gegen das werthvolle Möbel — es zerbrach in tausend Stücke. Zugleich stürzt er durch eine Seitenthür auf den Corridor und entschlüpft glücklich hundert neugierigen Augen.

Fornarina, von dem Geräusch erwachend, fuhr auf. „Gran cane della Madonna," rief sie aus, als sie sich allein auf dem Lager sah, den Dolch in ihrer Hand fühlte. Die ganze Lebhaftigkeit ihrer

sinnlichen Natur erwacht in der leidenschaftlichen Frau. Sie achtet nicht auf ihre leichte Kleidung, die kaum noch diesen Namen verdient. Eifersüchtig springt sie auf, eilt nach der Thür, ruft den Entflohenen, erst mit süßen Schmeichelworten, dann in weniger zarten Ausdrücken. Ueber die schönen, trotzigen Lippen schlüpfen einzelne naive Flüche, die sich verdoppeln, als sie das kichernde Gelächter ihrer zahlreichen Nebenbuhlerinnen hört. Sitte und Gewohnheit lassen sie nicht lange innerhalb der Grenzen des Anstandes bleiben. Sie glaubt, der Vermißte verberge sich unter den Spöttelnden und zürnend entriegelt sie die Thür. Mit wilder Hast, in dieser Wildheit aber majestätisch schön, das Modell einer Mänade und Bacchantin zugleich, stürzt sie sich unter die staunende, erschrockene, zurückfahrende Mädchenschaar. Ihr schwarzes aufgelöstes Haar fluthet hinter ihr drein, wie sie liebezürnend durch den Saal mehr fliegt als läuft. Sie zertrümmert, beleidigt, was ihr in den Weg kommt, aber auch in dieser Zerstörungslust, in dem zügellosesten Toben einer unmäßi-

gen Leidenschaft bleibt sie immer noch schön, reißt sie fortwährend hin, wenn nicht zur Liebe, doch zur Bewunderung.

Byron ist unterdeß glücklich entkommen. Sein treuer Tita hilft dem Zitternden in die Gondel, die grotesken Laternen werden abgenommen. Byron legt sich flach auf den Boden des Fahrzeuges. Die Kajütte ist ihm zu eng, denn Erinnerungen verbergen sich in ihr, die ihn jetzt zu Selbstmord oder Wahnsinn treiben müssen. Tita erhält den Auftrag, den Kanal entlang nach den Lagunen des Lido zu fahren. Wie Bilder einer laterna magica gleiten die verödeten Paläste an ihm vorüber, über seinem Haupte fließen die Sterne fort, klingt und duftet die Nacht in feierlicher Weihe.

Erst als die mondbeleuchtete Stadt hinter ihm liegt, als die Gletscher Friaul's mit weißem Glanz aus der Ferne ihm winken, wird es ihm leichter, milder. Ein frischer Wind kräuselt die Wellen am Kiel, die Gondel schwankt; und nichts ist beruhigender für ein leidendes Gemüth, als ein Zustand der

Unruhe in einem Andern, und sei es in einem seelenlosen Gegenstande. Hinter dem Fort Malamocco blitzt und schäumt die See. Gleich wehenden Reiherfedern springen die Kämme der Wellen empor, zerstäuben funkelnd in der hellen Luft. An den Küsten Illyrien's aber fluthet eine undurchdringliche Nacht, Nebel dampfen, Wolkenmassen schwanken langsam herauf am Horizont. Byron liegt auf den Knieen und schaut über Bord gebeugt in die unruhiger werdende Fluth. Er wirft den Mantel ab und bietet die offene heiße Brust dem Winde, dem aufspritzenden Kielschaume. Noch umwindet der blutrothe Turban sein dunkles Haar, er hat vergessen ihn bei der Flucht abzulegen. Jetzt ist die Gondel in der Nähe des St. Lazaruskloster, ein trübes Licht glitzert durch die Fenster der Zelle, wo er an den Brüsten der Weisheit so oft, so lange, so glücklich und ohne Reue geschwelgt hat! — Eine weiche Wehmuth überfällt ihn, er gebietet Tita, nach dem Kloster zu steuern. Da werden eilige Ruderschläge hörbar, eine Gondel überholt sie, Byron erhebt sein Auge, er erkennt das

milde, ehrwürdige Antlitz, den weißen Kometenbart des armenischen Bischofs. Ein Wink, ein Ruf verräth dem Greise, wer in so später Nacht noch auf den Lagunen umherirrt. Die Gondeln legen sich an einander, und Byron besteigt die des Armeniers.

Zum erstenmale in seinem Leben fühlt unser irrender Freund das Bedürfniß, seine Fehltritte einem edlen, reinen Gemüthe anzuvertrauen. Er erzählt, fast wie ein Beichtender, dem Armenier in schneller Rede seine Vergehungen. „O daß ich Katholik wäre!“ ruft er in reuigem Zorne aus, „daß mir ein Asyl offen stünde, wohin ich mich flüchten könnte, nun mich der Hohn, die Ungerechtigkeit, die dumme Verläumdung der schadenfrohen Welt jeder Freude beraubt haben! Der Katholicismus ist die beste Religion, so lange es sündhafte Menschen gibt. Am Bilde hängt der sinnliche Mensch, im Bilde nur kann er anbeten, unter bildlicher Form und Gestalt nur bereuen! Und auch das Priesterthum der katholischen Kirche hat etwas Erhabenes, in dessen Gewalt der Sünder sich gern begibt, weil seiner Ein-

bildungskraft ſelbſt in den auferlegten Bußübungen Beſchäftigung und Sühnung geboten wird. Verflucht ſei meine Geburt, verdammt mein Land, daß es mich auch dieſes letzten Troſtes beraubt hat!“

Byron erhob ſein geſenktes Auge, der Armenier ſaß mit halb abgewandtem Geſicht, um das ſein greiſes Haupthaar flatterte. Ein wunderliches Fröſteln ergriff den reuigen Dichter, denn ſein ſchnelles Gedächtniß und die Beweglichkeit ſeiner Phantaſie wirkten ſo ſeltſam zuſammen, daß er plötzlich die Geſtalt der Prophetin Williams neben ſich zu erblicken glaubte. Ihre ganze Prophezeihung ſtand lebhaft vor ſeinem Geiſte — Mönchthum und Kloſterleben klirrten in Phantaſie und Wirklichkeit mit ihren Ketten. Da ſchauerte es ihn, das Leben ſchien ihm doch heiterer und mehr werth zu ſein, als ein dumpfes Hinbrüten hinter feuchten Mauern.

Jetzt erhob der greiſe Armenier ſein Haupt, ſah den von Zweifeln und Gewiſſensqualen Gepeinigten mit heiterm Auge an und ſprach: „Mein Sohn, Sie verkennen ſich und die Natur der Reue. Katho-

lik wünschen Sie zu sein, in einem Kloster die Stätte zu finden, wo Ihrem Ringen und Kämpfen die Ruhe der Versöhnung winke? Täuschen sie sich nicht selbst! der starke Mensch, der forschende Geist bedarf keiner Klosterregeln, um den Weg zum Frieden zu finden. Er trägt das Kloster schon in sich. In seinem Gemüthe allein mag er es suchen und finden. Dort öffnet sich für ihn die Zelle, wo er unter Schauern der Angst betet, und sei es zweifelnd, in Worten, in Seufzern, die wie Hohn oder Lästerung klingen. Die Welt nennt Sie einen Dichter," fuhr er nach kurzer Pause fort, „und sind Sie es, wie ich es glaube, so mögen Sie desto gestissentlicher den Zwang der Regeln fliehen. Dichtung — was brauche ich es Ihnen zu sagen — Dichtung ist immer eine Reue, die jederzeit auf Versöhnung hoffen darf. Ein wahrer Dichter bekennt nur in seinem Liede, was er gefehlt hat, und wie ist ein Bekennen denkbar ohne vorangegangene tiefste Reue? Glauben Sie nicht, mein Sohn, daß ich Worte der Strafe oder gar der Verdammniß gegen Sie aussprechen werde." Es

würde mir übel genug laſſen. Ich kenne die Welt zu lange, um da zu verdammen, wo ich Fehler, ja Frevel ſehe. Was würde aus uns Allen, erfaßte uns nicht die wilde Strömung des Irdiſchen oft unbarmherzig und riß uns fort in die tobenden Strudel! Freilich iſt es Irrthum, Sünde, aber Dem leuchtet ſchon ein heiterer Stern über ſeinem Haupte, der Kraft genug beſitzt, ſich wieder durchzuſtreiten an das Land. Fehlten Sie, mein Sohn, nun wohlan, ſo gehen Sie hin und beichten in Ihrem nächſten Liede, was Sie Strafwürdiges thaten! Ich zweifle nicht, daß auf dem heißen Altar Ihres Herzens der Weihrauch ſich entzündet, der Hunderten ein Gefühl der Andacht erregen wird, mag es auch nicht grade eine religiöſe, eine kirchliche ſein."

Die Gondel ſchwankte an den Stufen, die zum Kloſter führten. Heftig ſchlugen die Wellen an das Geſtein, der Schaum peitſchte in feuchter Spreu über die Fahrzeuge hinweg.

Der Biſchof ſtieg an's Land, ſeine Hand ruhte ſegnend auf dem Haupte Byron's, dem der heftige

Wind den Turban herabgeriſſen hatte. „Vorwärts, mein Sohn!“ ſprach er Abſchied nehmend. „Nicht in der Vergangenheit liegt Troſt und Kraft für's Leben, nur die Zukunft iſt ſtark und ihre Hoffnungen.“

Der Greis verſchwand hinter der zuſchlagenden Pforte. Byron war in der ſeltſamſten Aufregung. So hatte noch kein Menſch, noch kein Geiſtlicher zu ihm geſprochen. Tita ruderte mit Anſtrengung zurück nach dem Kanale; der bewegte Dichter ließ es geſchehen, ohne ein Wort zu ſprechen. Die Luft hatte ſich verfinſtert, feuchte Nebel ſtrichen über die Lagunen, Blitze leuchteten und brannten in grellen Flammen über den Kuppeln der Stadt. Es begann heftig zu ſtürmen. Nur mit großer Anſtrengung konnte die Gondel über Waſſer erhalten werden. Byron legte rüſtig mit Hand an's Werk, man erreichte ungefährdet, obwohl oft von den aufrühreriſchen Wellen überſchüttet, den Kanal.

Als die Gondel an den Paläſten hinfuhr, ſah Byron auf den Stufen des ſeinigen ein Weib lehnen, umſprüht vom Scheine der Blitze. Die Haare

und das lose weiße Kleid flatterten und ringelten sich um die hohe schlanke Gestalt, die in ihrer entzückenden Wildheit der Medea glich. Es war Fornarina, die Zorn, Angst, Liebessehnsucht in den Sturm hinausgejagt hatten. Kaum erblickte sie den Zurückkehrenden, als sie die großen, schwarzen Augen, durch ihre Thränen blitzend, in freudiger Wildheit auf Byron richtete, ihn ungestüm küssend umarmte und ausrief:

„Ach, gran cane della Madonna, ist das ein Wetter, um nach den Lagunen zu fahren?"

Obwohl nun Byron nicht in der Stimmung war, eine solche Begrüßung freundlich zu erwiedern; die Innigkeit ihrer Freude, die magnetische Anziehungskraft ihrer Umarmung, goßen dennoch ein unwiderstehliches Feuer in seine Adern und zerstörten in diesem Augenblicke alle seine Vorsätze, verscheuchten die Bilder der Angst, die Pein der Reue. Er ließ sich willenlos von dem reizenden Geschöpf fortziehen, das an dem Gondelier seine ganze Wuth ausließ, die bei aller Naivetät doch etwas Tigerartiges an sich hatte.

3.

Fletcher konnte jetzt seine Unruhe nicht mehr verbergen. Dieser treue Diener befand sich äußerst unbehaglich bei der ausschweifenden Lebensart seines Herrn. Er hatte nicht allein von dessen Launen Vieles zu dulden, auch die wechselnden Stimmungen der zahlreichen Freundinnen, die seit einigen Monaten kürzere oder längere Zeit als Gebieterinnen den Palast Mocenigo besucht und bewohnt hatten, lasteten drückend auf dem Herzen des armen Mannes. Und doch war er seinem Gebieter so innig ergeben, hing mit so uneigennütziger Liebe an ihm, daß er nicht einmal laut seine Klagen, seine Wünsche dem Lord vortrug. Er schlich still im Palast herum, suchte zu ordnen, zu erhalten, was irgend möglich war, sah überall zum Rechten und wandte durch seine schweigsame Umsicht manches Uebel von Byron ab, der in seinem leidenschaftlichen Toben zuletzt Alles darüber und darunter gehen ließ.

Am wehesten that es ihm, daß er jetzt Niemand

um sich hatte, mit dem er ein ehrliches englisches Gespräch hätte führen können. Gegen das Italienische fühlte er eine unüberwindliche Abneigung. „Es ist die Sprache," sagte er „die meinen armen Herrn ganz und gar den Weibern verschrieben hat, und deshalb kann ich sie nicht leiden." Noch ein anderes, größeres Mißgeschick aber brach dadurch über ihn herein, daß ihn Byron zu seinem Briefträger und Empfänger ernannte. Dieses Vertrauen machte Fletchern ganz unglücklich und brachte ihn in die trostlosesten Verlegenheiten. Denn nun gab es täglich Abenteuer zu bestehen, die seiner stillen Natur und soliden Denkungsart völlig zuwider liefen. Seine Unkenntniß der Sprache machte ihn täppisch und unbeholfen, seinen ehrenfesten Character lächerlich bei den leichtsinnigen Frauen Venedigs. Es fehlte nicht an Neckereien, die man sich gegen ihn erlaubte, an betrüglichen Bestellungen, die ihm nur Aerger eintrugen. Gehetzt vom frühen Morgen bis in die späte Nacht verhieß ihm diese auch keine Ruhe. Denn nun verlangte Byron, daß er den galanten Diener

ſpiele, ſeine eben begünſtigte Dame zierlich bediene, ein engliſches Trinklied ſinge, wol gar einen iriſchen oder ſchottiſchen Tanz aufführe. Und Fletcher war zu gutmüthig, dem Lord die Bitte abzuſchlagen.

Der Carneval ging zu Ende. Unſer Freund, noch oft von Stimmungen befallen, wie wir ſie zu ſchildern verſuchten, war doch zu ſchwach oder zu trotzig, ein geregeltes Leben zu beginnen. Seine Vergnügungen blieben dieſelben und verbargen höchſtens die rauſchende Außenſeite vor dem Publikum. Ernſte Mahnungen, die aus der Ferne ihn erreichten, wurden mit Ingrimm verhöhnt, leiſere Bitten und Andeutungen von nahen Freunden durch einen gewinnenden Blick, ein tiefes Wort, eine ſchmerzliche Stunde wahrhafter Zerknirſchung beſeitigt. Man mußte zuletzt achſelzuckend ſchweigen, das Unabänderliche für eine nothwendige Epoche in dem Leben des ſeltenen Mannes anſehen und ruhig die Folgen abwarten, die aus einer baldigen Ueberſättigung wahrſcheinlich entſtehen würden.

Eines Tages fand Fletcher ſeinen Gebieter nach-

lässig auf dem Sopha lehnen, ihm zu Füßen lagerte Margarita und war unter dem possenhaftesten Geschwätz beschäftigt, Byron die Nägel zu feilen. Des Dichters Lieblingsaffe lief im Zimmer herum, einen neuen Damenhut auf dem Kopfe, der ihm sehr wohl zu gefallen schien, denn er machte die barockesten Sprünge, schnitt die lächerlichsten Grimassen vor dem Spiegel.

Fornarina war zu sehr in ihr Geplauder vertieft und gefesselt von dem leidenschaftlichen Auge Byron's, um den Affen zu beachten. Durch Fletchers Eintritt gestört, wandte sich der Lord um und erblickte jetzt den Grimacier. Er schlug ein unmäßiges Gelächter auf, wandte den Kopf der Venetianerin ziemlich unsanft um und rief jubelnd: „Sieh dort, Fornarina! Grade so nimmst Du Dich aus in dem verwünschten Kopfputz. Für den Affen taugt der Trödel, ihm soll er auch bleiben, Du aber nimmst wieder den Fazziolo."

Schimpfend sprang Margarita auf. Das türkische Pfeifenrohr Byron's fiel ihr in die Hände. Sie schwang es, stürzte auf den Affen los und schlug das putzsüchtige Thier mit grimmer Wuth unbarmherzig.

„Beim Leibe der Diana!“ rief das unbändige Weib, „noch heute soll die Bestie aus dem Hause oder ich erwürge sie. Gran cane della Madonna,“ fuhr sie fort zu Byron gewendet, denn sie gab dem Lord jederzeit diesen schmeichelhaften Namen, wenn sie zornig ward, „wozu sollen die vielen Bestien im Hause? Oben und unten wimmelt es von Thieren aller Art, und ich habe doch wahrhaftig genug zu thun, Dich schönen Teufel zu zähmen.“

Byron zitterte an allen Gliedern, seine Stirnader schwoll an, sein Auge funkelte. „Per dio,“ rief er endlich mit zischendem Tone, den Affen seiner Quälerin entreißend, „Verdammte Vacca!“

„Si,“ erwiederte Fornarina, drehte sich graziös um und machte einen zierlichen Knix, „Si, Signor, vacca di tua 'celenza.“ Dann sah sie Byron an, schüttelte ihre schwarzen Locken, wie eine Verzückte, und gab dem Zürnenden die süßesten Schmeichelnamen, bis er sie lachend umarmte, und mit ihr scherzend, sie fliehend, er sie verfolgend, sich mit ihr durch alle Zimmer jagte. Fletcher lief bittend, mit man-

dem „Gott verdamme“ hinter und neben den Ausgelassenen her, der Affe ahmte Fornarina's Bewegungen nach.

Endlich ereilte der geplagte Diener seinen unachtsamen Gebieter. „Briefe, Briefe, Ew. Herrlichkeit,“ rief er ihm zu, „sechs rosarothe Billetchen, alle sauber überschrieben und höchst zierlich versiegelt.“

„Gib,“ sprach Margarita und riß Fletchern die Briefe aus der Hand. Byron wollte zürnen, das reizende Weib trieb aber so liebe Possen, war in ihrem Eigensinn, in ihrer naiven Derbheit so unaussprechlich liebreizend, daß er sie endlich gewähren ließ. „Was willst Du denn eigentlich?“ fragte er, sie neben sich auf den Divan niederziehend.

„Sehen will ich, wer an meinen gran cane della Madonna schreibt,“ versetzte Fornarina trotzig. „O ja, 'ccelenza,“ fuhr sie fort, „ich bin auch eifersüchtig und, beim Leibe der Diana, ich will lesen und schreiben lernen! Du kannst mich unterrichten, mein süßer Teufel.“

„Das würde viel Unheil geben,“ sprach Byron

lachend. „Du möchteſt wenig lernen und ich würde in der erſten Viertelſtunde die Geduld verlieren.“

„Bin ich ungeduldig? Beim Hundsſterne, ich habe entſetzliche Geduld mit Dir!“

„In der Liebe habt ihr Weiber alle Geduld,“ erwiederte Byron, „und grade da wollte ich Euch ungeduldiger haben. Ihr lacht einem Manne die Seligkeit aus dem Herzen weg mit Eurem verwünſchten Schnickſchnack, Euren Augenniederſchlagen, Euren Seitenblicken und Händeſtreicheln. Und doch ſeid Ihr falſch wie ein blühender Sumpf.“

„Wir ſind immer, wie ihr Männer uns haben wollt,“ verſetzte Fornarina. „Willſt Du in mir verſinken? O komm! komm, komm, komm!“ rief ſie, lehnte ſich zurück in die Kiſſen, breitete die Arme aus, und lockte und lachte, kokettirte mit dem vollen Munde, den glänzend weißen Zähnen und ſchlug die ſchönen Augenlider ſo ſchmachtend nieder, daß Byron ſeine ganze Kraft zuſammen nehmen mußte, um der loſen Syrene nicht an die Bruſt zu ſtürzen. Dann ſprang ſie wieder lachend auf, tanzte durch's

Zimmer, fuhr dem Lord in's Haar und küßte ihn, bis er wieder heiter ward, ſie wieder mit liebendem Auge anſah.

„So mag ich Dich gern," ſprach ſie, „und ſobald ich erſt ſchreiben und leſen kann, werd' ich alle Briefe, die Du bekommſt, aufbrechen, um zu ſehen, ob ſie von Weibern ſind. Und biſt Du mir gar zu untreu, dann beiße ich Dir die Lippen ab, damit Du nicht mehr küſſen kannſt. Beim Leibe der Diana, das thu' ich!"

Leichtfertig warf ſie ihm die Briefe in den Schooß, kniff Fletchern in den Arm, daß er ſchrie, und verließ ſingend das Zimmer.

Byron durchflog nun die Briefe. Einige darunter waren von Frauen, und enthielten die ſchmeichelhafteſten Einladungen, bald in's Theater, bald zu einer Converſazione. Auch von Mariane fanden ſich einige Zeilen, worin ſich die vernachläſſigte Frau bitter über die Zurückſetzung beklagte, die ſie in der letzten Zeit hatte erfahren müſſen. Byron knirſchte mit den Zähnen, zerriß das Billet und ließ die Stück-

chen durch's Fenster in den Kanal hinabfallen. Schnell waren sie verschwunden, von der Fluth begraben — und Mariane existirte nicht mehr in der Erinnerung des dämonischen Wüstlings. Die meisten Briefe aber lauteten auf eine Bestellung zur Cavalchina, dem großen Maskenballe am letzten Carnevalsabende, wo jeder Maskirte, weß Standes und Ranges er sei, Zutritt erhält. Die öftere Wiederholung ähnlicher Einladungen hatte Byron gleichgültig dagegen gemacht, dennoch war er entschlossen, diese geräuschvolle Belustigung noch mit zu genießen, um später sich auf sein Landhaus la Mira zurückzuziehen und dort nur den Musen und ernsten Studien zu leben.

Der Kanal wimmelte abermals von erleuchteten Gondeln. Byron's Fahrzeug lag an der Treppe, die Bootsleute, Tita an ihrer Spitze, erwarteten ihn. Endlich kam er in seinem beliebten halb griechischen, halb türkischen Costum. Alle Fenster der Kajütte waren geöffnet, um das wunderbare Schauspiel besser übersehen und genießen zu können. Byron ließ

sich erst nach den Lagunen rudern, denn er liebte es, das Spiel der Wellen und die wechselnden Bilder zu betrachten, die selbst eine bloße helle Sternennacht um und über der wunderbaren Meerstadt entstehen läßt.

Bei seiner Rückkehr war das Gewimmel der Fahrzeuge noch dichter geworden. Alles lärmte, sang, jauchzte. Byron lehnte sich über Bord, seine Halbmaske vor dem Gesicht. Eine Gondel kam ihm entgegen, und ward vom Gedränge ganz nahe an den Nachen unseres Freundes getrieben. Ein Schleier ward sichtbar, und wie die Gondel vorüber glitt, rief die wohlklingendste, kindlichste Frauenstimme mit zärtlicher Handbewegung dem Lord zu: „Benedetto te e la terra, che ti fara!“ (Heil Dir und der Erde, die Du durchwandeln wirst!) Der Schleier flatterte zurück, ein Haupt von braunen Locken umflogen verschwand hinter dem Gewirr der Gondeln.

Byron ward von dem Gruß eigenthümlich ergriffen. Die Worte hatte er schon oft gehört, da sie Jedermann in Venedig einem Begegnenden zuzuru-

sen pflegt; hier klangen sie aber so voll und rein aus der Seele, und wurden so ganz im Gefühl ihrer Bedeutung ausgesprochen, daß ihm die zarte Stimme den ganzen Abend im Herzen wiedertönte und der schöne Frauenkopf mit dem sonnigen Gelock vor der Seele stand.

Er hätte allein sein, mit seinen Wünschen und Träumen still verkehren mögen. Das Gewühl der Masken auf der Cavalchina ward ihm lästig, die vielen Bekannten störten seine heimlichsten Gedanken. Der Scherz, die Neckereien wollten gar kein Ende nehmen. Zu seinem großen Verdruß bemerkte er auch bald die stattliche Gestalt Margarita's unter den Masken. Sie suchte ihn offenbar, und ihm war es unangenehm von ihr entdeckt zu werden, da er ihre Art wohl kannte. Alles Verbergen half jedoch nur eine kurze Zeit. Margarita hatte den Geliebten ausgeforscht und kam nun mit hastigen Schritten auf ihn zu, eben als eine Dame von hoher Geburt sich auf des Lords Arm stützte und mit ihm sprach.

Von Eifersucht gequält und nie gewohnt, ihre

Leidenschaften vom Anstande beherrschen zu lassen, drängte sich Margarita dicht an die Dame, hielt sie fest und riß ihr mit Gewalt die Maske vom Gesicht.

„Beim Leibe der Diana, sie ist schön!“ murmelte sie vor sich hin, drohte mit Blick und Hand dem erstaunten Byron und wollte sich einstweilen wieder entfernen. Ein allgemeines Murren aber lief drohend durch die Reihen der Masken. Jeder fühlte sich beleidigt, die Dame selbst war so betroffen, daß sie vor Aerger und Schaam fast die Besinnung verlor. Zwar bemühte sich Byron vermittelnd dazwischen zu treten, Fornarina's Unkenntniß seiner Sitten entschuldigend vorzuschützen, Alles ihrer Heftigkeit aufzubürden. Man hörte aber nicht auf ihn. Die kecke Sünderin ward umringt, bedroht und ehe sie noch an Widerstand denken konnte, unter Schimpfen und Gelächter entfernt. —

Dieser Vorfall ärgerte unsern Freund sehr, belehrte ihn aber auch mehr als alles früher Geschehene über die Unziemlichkeit seiner Verbindung mit diesem ob auch schönen, doch gemeinen Frauenzimmer.

Ganz Venedig kannte sein Verhältniß mit Margarita, und da Niemand im Cicisbeat ein Vergehen sieht, so ward auch weiter nicht darüber gesprochen. Nun aber hatte Margarita vor den Augen ganz Venedigs eine der edelsten Damen beleidigt, sie selbst war durch ihre Entfernung vom Balle öffentlich beschimpft worden, und dies konnte ohne eine längere Besprechung nicht vorüber gehen.

Im Stillen sprach Byron dies Alles mit sich durch. Er gestand sich, daß Margarita ihm zwar nicht gleichgültig sei, eigentliche Liebe aber keinen Theil an seinem Verhältniß mit ihr habe. Ihr wildes, zügelloses Wesen verletzte ihn, war ihm unbequem, und was ihn früher an sie gefesselt, ihn bezaubert hatte, das war schon längst durch ihr herrschsüchtiges Wesen, ihr oft rohes Betragen größtentheils verloren gegangen. Nun stand noch immer das wunderbare Bild vor ihm, das vor wenig Stunden so zauberhaft erschienen und wieder verschwunden war. Er fühlte, daß er Margarita missen könne und daß eben jetzt der Zeitpunkt erschienen sei, wo die Trennung

rasch erfolgen müsse. Mit diesem Entschlusse verließ er den Ball, zum ersten Male wieder nach so langer Zeit von dem Gefühle erhoben, daß er recht und männlich zu handeln gedenke.

Margarita war unterdeß nach Byron's Wohnung zurückgekehrt und ließ nun die Dienerschaft, am meisten Fletchern, ihren Unmuth entgelten. Sie schimpfte und schlug, wer ihr grade in den Lauf kam, fegte unter den heftigsten Ausrufungen, den leidenschaftlichsten Gebehrden, durch die Zimmer und betrug sich in jeder Weise ganz abscheulich. Ihre Tobsucht kannte um so weniger eine Grenze, als ihr theils aus Furcht, theils aus Liebe zu Byron Niemand zu widersprechen wagte. Man ließ sie daher gelassen wirthschaften und lärmen, bis sie von selbst wieder still ward und endlich in der wunderlichsten Stellung, halb liegend, halb knieend, neben dem Lager des Geliebten einschlief.

Hier fand sie Byron. Er stutzte und hielt Alles

für eine listige Mummerei, die ihn besänftigen, ihn wieder kirren sollte. Als er aber bemerkte, daß Margarita wirklich schlafe, zog er sich zurück und suchte in einem andern Zimmer die ihm so nöthige Ruhe.

Nach einem unruhigen Schlafe fühlte er sich von Küssen geweckt. Er schlug die Augen auf, sein Blick fiel auf die schöne Gestalt des unbändigen Weibes, das über ihn gebeugt durch die zärtlichsten Liebkosungen seine finstere Stirn zu erhellen bemüht war. Fornarina ließ es nicht an Schmeicheleien, nicht an süßen Worten fehlen, und was der geläufigen Zunge nicht gelang, sollte durch Blicke erreicht werden. Allein Byron blieb diesmal unerbittlich. Es erfolgte eine offene Erklärung, worin er ohne viele Umstände der Venetianerin ihre Unschicklichkeit, ihren Mangel an jeglicher Bildung unverhohlen vorwarf, und zuletzt mit der trockenen Bemerkung schloß, daß diese äußerste Ungebührlichkeit ihn bestimme, sie aus dem Hause zu schaffen.

Bitten, Betheuerungen, Schimpfworte und leidenschaftliche Ausrufungen wurden von Seiten Mar-

garita's jetzt nicht gespart. Unser Freund war aber in den Listen der venetianischen Frauen hinlänglich bewandert, um sich durch solche Manöver nicht einschüchtern zu lassen, wenn es die Erreichung eines nothwendigen Zieles galt. Je mehr sie tobte, desto ruhiger ward er, und als im Guten nichts zu erlangen war, drohte er endlich Gewalt zu brauchen.

Da verwandelt sich auch die Gesinnung Margarita's. Ihre Liebe, ihre Leidenschaft erreichen den höchsten Grad. Sie beschwört, bittet den Geliebten in den unzusammenhängendsten, wildesten Redensarten. Sie wirft sich ihm zu Füßen, reißt ihr Haar auf und läßt es entfesselt über ihre schöne Gestalt herabfließen. Byron hält dies für Koketterie, das ungestüme Geschöpf ist ihm lästig, sein Stolz ist beleidigt, seine Ehre beeinträchtigt. Er bedient sich harter, schimpflicher Worte, stößt die Bittende heftig von sich und will davon eilen. Aber mit der Kraft der Leidenschaft hält ihn die erhitzte Geliebte zurück. Ihr Auge blitzt vor Wuth, Zorn und Liebe. Sie schüttelt das schöne Haupt, daß die schwarzen, halb

offenen Flechten wie Schlangen sich um Nacken und Busen ringeln, und mit zum Himmel erhobener Hand schwört sie dem stolzen Mann ewige Rache.

„Räche Dich," erwiedert Byron kalt. „Eure venetianischen Messer fürchte ich nicht, Ihr seid feig, verkäuflich, für Gold einem Jeden feil. Thue, was Dir beliebt, nur verlasse mein Haus."

„Beim Leibe der Diana!" schreit Fornarina mit grimmiger Gebehrde, „ich will es verlassen, doch nicht ohne Dich!" Und mit schnellem Griff reißt sie ein Messer vom Tisch, stößt nach dem Geliebten und durchschneidet ihm den Finger.

Der heftige Wortwechsel hatte schon früher den besorgten Fletcher herbeigerufen. Zuspringend entreißt er jetzt der Wüthenden die Waffe, während Byron Tita befiehlt, augenblicklich die Gondel in Bereitschaft zu setzen. Margarita scheint besänftigt, sie spricht kein Wort mehr und bewegt sich kaum. Nur ihre Blicke verfolgen fortwährend den achtlos im Zimmer auf- und niederschreitenden Dichter.

Vom Kanale herauf klang das Plätschern der

Ruder, die Balkonthür ſtand offen, das duftige Abendroth fiel über die Häuſer herein auf die ſtille Fluth. Unvermuthet erhebt ſich Fornarina, eilt nach dem Balkon und ſtürzt ſich kopfüber von der Höhe herab in den Kanal. Der ſchwere Fall zieht ſogleich die Blicke aller Gondeliere auf die Unglückliche; unbeſchädigt wird ſie herausgezogen und zurückgebracht in den Palaſt.

Nach dieſem Vorfalle mußte Byron das Unabänderliche geſchehen laſſen. Fornarina erholte ſich bald von den Folgen ihres Sturzes und gab jetzt, da ſie den finſtern Ernſt ihres Geliebten deutlich erkannte, ſeinen Worten Gehör, obwohl mit ſichtlichem Widerſtreben. Byron geſtattete ihr eine erträgliche Friſt, nach deren Ablauf ſie ſein Haus für immer verlaſſen mußte. Fornarina gehorchte, ſie ging und kam wirklich nicht wieder. Allein ihr Schatten beunruhigte Byron noch oft und lange, und er ſollte abermals an ſich ſelbſt erfahren, daß eine ausſchweifende, zügelloſe Lebensart zu eben ſo ausſchweifenden Gerüchten Anlaß gibt, die wohl unterdrückt, nie

aber bis in die kleinſten Details erläutert werden können.

4.

Je leidenſchaftlicher und unbeſonnener das Leben unſers Freundes bisher geweſen war, deſto ſtiller und gemeſſener ward es jetzt. Nach einigen Wochen war ſein Palaſt der ruhigſte in ganz Venedig, ſein Leben das dürftigſte, und da ihm eigentliche Freunde fehlten, ſo bemühte ſich ſelten Jemand um einen Beſuch bei dem wunderlichen Manne. Eine Zeit lang hielt er ſich zurückgezogen, wie ein Einſiedler, man ſah ihn weder in der Oper noch in einer Converſazione, nur des Abends fuhr ſeine Gondel regelmäßig nach dem Lido, wo er eine Stunde lang im ſchnellen Ritt über den Sand jagte.

Bei dem raſchen Blute Byron's konnte ihm dieſe Lebensweiſe nicht lange zuſagen. Er war an Abwechſelung gewöhnt, und heftige Erſchütterungen, innere und äußere Aufreizungen waren ihm beinahe ſo zum Bedürfniß geworden, daß man hätte ſagen können, ein

gewiſſer Grad von Sittenloſigkeit ſei zu ſeiner Exiſtenz unerläßlich. Seine Hartnäckigkeit geſtand ſich dies zwar nicht zu, und geübt in heimlicher Selbſtpeinigung, konnte er in dieſer eben ſo beharrlich ſich zeigen, als er in Ausſchweifungen jedes Maß überſchritt.

Nach einiger Zeit beſuchte er wieder regelmäßig das armeniſche Kloſter, mit deſſen Mönchen er in dem innigſten Verkehr lebte. Seine Blicke, ſeine Sehnſucht wendeten ſich abermals dem Orient zu, und hafteten zunächſt auf Griechenland und ſeinen Inſeln, deren eine er zu ſeinem feſten Aufenthalt zu wählen in glücklichen Stunden feſt entſchloſſen war. Venedig ward ihm widerwärtig, die loſen Sitten begann er zu haſſen, und um ſich ſelbſt, um Entferntes und nahe Liegendes zu geißeln, ſeinen Groll über die ſonderbarſten Erlebniſſe abzuſtumpfen und zugleich eine Art von Rache zu nehmen an all' ſeinen Feinden, überhaupt aber an dem, was er in Sitten, Gebräuchen, Politik und Religion von ganzer Seele haßte; begann er in ſcherzend leichter Komik, die ſo oft die

letzte Umhüllung für die tiefſten Schmerzen iſt, ſein Epos „Don Juan.“

Objectiver, klarer, keuſcher hatte Byron nie gedichtet; nie mit innigerer Sehnſucht nach einem fleckenloſen Leben geſeufzt, als in dieſen Stunden poetiſchen Schaffens. Seine Stimmung war überhaupt nie feierlicher, nie ſittlicher geweſen. Und ſo ward ihm dieſe neue Geſtalt, in welcher die Muſe ihm beſuchte, zur freundlichſten Retterin. Er trauerte über ſich und ſein verlornes Leben, und dieſe Trauer ward im Liede lebendig, geſtaltete ſich im Wort zur allgemeinen Abbitte, die er offen und ehrlich der ganzen Welt that.

Dies gab ſeinem Geiſte wieder neue Schwungkraft. Die drückende Melancholie wich langſam von ihm, er wagte ſich wieder ins Leben.

Damals gab es einige Zirkel in Venedig, die ſelbſt im Auslande von ſich ſprechen machten. Die Gräfin Albrizzi galt für die gebildetſte, geiſtreichſte Dame der Meerſtadt und ward für die Staël Italiens gehalten. Neben ihr machte ſich Madame

Benzoni geltend, deren Anmuth und glänzende Liebenswürdigkeit die größeren Fähigkeiten der Gräfin zuweilen verdunkelte. Die Converſazioni beider Damen wurden zahlreich beſucht. Die Nobili Venedigs kamen ſchon aus Stolz, die vornehmen oder namhaften Fremden aus wahrhaftem Intereſſe. Und damit auch das Auge ein äußerer Reiz feſſele, fehlte es nie an einem Kranz ſchöner Frauen und Mädchen.

Byron hatte die Zirkel beider Damen in früherer Zeit häufig beſucht. Er fand Zerſtreuung, Unterhaltung, und nicht ſelten entſpann ſich auch mit Einem oder dem Andern ein intereſſantes Geſpräch. Was im Auslande Bedeutendes ſich zutrug, erfuhr man in dieſen Converſazioni, wenn nicht am ſchnellſten, doch der Wahrheit gemäß. Kurz allenthalben gab es Anregung, und die Zeit wurde doch hingebracht, ohne ſich gradezu ſagen zu müſſen, man habe ſie todt geſchlagen.

Seit aber Byron's Verhältniſſe verwickelter und mannichfaltiger geworden waren, hatte er von ſelbſt mehr und mehr dieſe geſelligen Zirkel vermieden.

Nicht eigentlich aus Scheu, man werde ihm seines regellosen Lebens halber kalt begegnen — denn was er that und trieb, gab im Grunde gar keinen Anstoß, höchstens konnte nur das Maßlose davon Tadel erwecken — sondern, weil er weder Zeit noch Geduld hatte, nach seinen aufreibenden Zerstreuungen ein gemessenes Gespräch zu führen, oder in ein conventionelles Betragen mehr oder minder sich einzuengen. Die Gräfin Albrizzi vernachlässigte er bald gänzlich, Madame Benzoni's Liebenswürdigkeit fesselte ihn länger, ihren feinen Ermahnungen, ihrer reinen Theilnahme selbst an seinen Verirrungen konnte er nie trotzig begegnen. Mit dieser interessanten Weltdame blieb er daher in fortwährender Beziehung, die jetzt nach dem tiefen Riß, den sein Leben abermals erlitten hatte, bald wieder eine innigere, vertrautere ward.

Dame Benzoni wußte sich in Byron's Launen so leicht zu fügen, seinen Stimmungen so zartfühlend zu begegnen und sie oft umzuwandeln, daß unser Freund eine unbegränzte Hochachtung für sie hegte. Sie ließ es nicht zu, daß man den trüben Dichter

störte, wenn er träumerisch in einer Ecke des Zimmers saß, die bleiche Stirn in seine schöne Hand gestützt. Sie quälte ihn nicht mit Fragen, ängstigte ihn nicht durch Vorstellen Fremder, an denen er kein Interesse haben konnte. War er aber heiter, so gestattete sie auch wieder seinem Humor freien Lauf. Dann sprach er viel, lebhaft und mit Geist. Er trieb sich rastlos in seiner bizarren Kleidung unter den Damen herum, sagte jeder eine Artigkeit, neckte sich mit einigen und widmete dann ausschließlich einer einzigen, die ihm grade gefiel, seine ganze chevalereske Aufmerksamkeit.

In dieser Zeit ward eine junge Dame der Gegenstand des allgemeinen Gesprächs. Dies war die Gräfin Guiccioli, erst seit einigen Wochen verheirathet an einen Mann von sechzig Jahren, der bereits drei Frauen überlebt hatte. Sein unermeßliches Vermögen verstattete ihm eine freie Wahl unter den Schönsten der Schönen. Italischer Sitte gemäß fiel es Niemand auf, daß ein junges schönes Mädchen bei ihrem ersten Eintritt in die Welt die Gattin eines Greises geworden war; vielmehr hielt man diese Fü-

gung allgemein für ein großes Glück, beneidete die junge Gräfin darum und mühte sich in Vermuthungen ab, wer nun wohl zunächst der glückliche cavalier' servente der schönen Dame sein werde.

Byron hörte diese Angelegenheit mehrmals durchsprechen und [illegible]te sich dabei an der Naivetät der italischen Frauen, die so wunderliche Verhältnisse mit der größten Ungenirtheit weitläuftig auseinanderzogen. Er war jetzt schon vertraut genug mit den Landessitten, als daß ihm ein solches Betragen hätte auffallen können, nur über die kaum unterdrückten Seufzer mancher schönen Dame mußte er sich wundern, die ihm deutlich genug verriethen, wie sehr man das Loos der jungen Gräfin beneidete, es sich selbst wünschte!

Im Uebrigen nahm Byron nicht den geringsten Theil an diesem gesellschaftlichen Ereigniß. Er vermied geflissentlich jede neue Bekanntschaft, und hatte nun wirklich einmal einen unbesiegbaren Abscheu vor jeder Verbindung mit dem schönen Geschlecht. Es war ihm daher unangenehm, als er eines Abends die

Kunde von der Ankunft der Gräfin in Venedig erhielt. Es hieß, sie habe versprochen, bei Madame Benzoni zu erscheinen, und die Gesellschaft war dadurch um das Dreifache gestiegen.

Byron wollte sich augenblicklich wieder entfernen, die Dame bat aber so schmeichelnd, daß er endlich zu bleiben versprach. Dennoch konnte er die üble Laune nicht bemeistern, er fühlte sich gedrückt, gezwungen, und zog sich deshalb in ein Nebenzimmer zurück, wo ihn Niemand störte. Nur an dem lebhafteren Geflüster, dem Drängen und Lauschen der Gesellschaft, bemerkte er, daß die vielbesprochene Gräfin angekommen sei. Es ward indeß bald wieder ruhig, und nach geraumer Zeit entfernte sich der weniger vertraute Theil der Versammelten.

Byron fühlte seine Schulter berührt. „Lieber Byron," sprach Madame Benzoni, die hinter ihm stand, „die Gräfin Guiccioli wünscht Ihnen vorgestellt zu werden."

„Mir?" rief Byron aufspringend. „Wo denken Sie hin! Ich und vorgestellt werden! In meiner

Tracht, meiner trüben Stimmung! Ich müßte den schauerlichſten Eindruck von der Welt machen."

Die Dame lächelte über die beſorgliche Haſtigkeit des Freundes. „Da erlangten Sie ja grade was Sie jetzt wünſchen," verſetzte ſie. „Gar keinen Eindruck machen iſt ja Ihr tägliches Gebet."

„Aber mein Gott, ſie iſt doch immer ein Weib!"

„Nun ja, und da meinen Sie, es ſei doch unſchicklich zu mißfallen! Ganz recht, mein Beſter! Kommen Sie nur immer, Sie werden eine intereſſante Frau, eine Verehrerin Ihrer Poeſien in der Guiccioli finden."

„Um ſo viel ſchlimmer!" ſprach Byron. „Nun geh' ich ſchon gar nicht! Ueberdies — Sie wiſſen es — ich ſcheue jede Damenbekanntſchaft!"

„Man pflegt aber doch ſeiner Grillen halber nicht ungalant zu ſein," meinte Dame Benzoni.

„Wann bin ich das je geweſen?" fiel Byron lebhaft ein. Wann? Ich bitte!"

„Sie wollen es eben jetzt ſein."

„Das ſoll man nicht ſagen und müßte ich vor

dreißig Helenen die Revue paſſiren! Ich bitte um Ihren Arm."

Widerſtrebend, mit blinzendem Auge, trat unſer Freund in den Saal. In einem Kreiſe von Damen bemerkte er eine, deren ſchönes braunes Haar ihm auffiel, indem es in ganz freien, natürlichen Locken auf die Schultern herabwallte. Sie drehte ihm faſt den Rücken zu, ſo daß er nur einen ſchwachen Umriß ihres Profils erhaſchen konnte. Als aber ſein Eintritt in den Saal bemerkt wurde, entſtand ein Flüſtern und die ſchönlockige Dame wendete ſich um. Jetzt ſtutzte Byron, die Farbe des Haares, die Art es zu tragen, erinnerte ihn an jenen unvergeßlichen Augenblick, wo der wohltönende Segensruf am letzten Carnevalsabende ihm ſo freundlich entgegen ſcholl. Er erkannte in der Fremden die ſchöne Fürbitterin, die ihm nun als Gräfin Guiccioli vorgeſtellt ward.

Ein gemiſchtes Gefühl von Schreck und Entzücken pflegt ſich unſerer zu bemeiſtern, wenn wir plötzlich eine dunkle Landſchaft, die mit Nebeln bedeckt iſt, von einem glühenden Sonnenſtrahl blendend

erleuchtet ſehen, und es uns nun vergönnt wird, jede ihrer Schönheiten augenblicklich ganz und in vortheilhafteſtem Licht bewundern zu können. Aehnlich iſt die Empfindung, wenn unerwartet ein ſchönes Auge wie ein Blitz in unſere Seele ſchlägt und ſie ganz mit einem Licht erfüllt, in dem wir zum erſten Male unſer innigſtes Leben genau durchprüfen können.

Dieſe gegenſeitige Wirkung machte auf Byron die Gräfin Guiccioli, Byron auf die Gräfin. Ihre großen, dunkeln, ſchmachtenden Augen, von den längſten Wimpern beſchattet, ruhten wie ein Paar Sterne auf dem gemüthskranken Dichter, der ſeinerſeits durch die ausnehmend ſchöne Geſichtsbildung, den Ton ſeiner Stimme und den langen tiefen Blick, der ihm eigen war und in jedes Geheimniß eindringen zu wollen ſchien, die entſchiedenſte Leidenſchaft in dem jungen Weibe entzündete. Byron ward plötzlich belebt, ſein Witz ſprühte, die Tiefen ſeines Geiſtes erſchloſſen ſich im Geſpräch mit der Gräfin, deren Jugend, deren ſchmachtende Gluth, ihm ungewohnt an einer italieniſchen Frau, mehr und mehr

ſein Herz bezauberten. Es ſchien, als ſeien Beide für einander geſchaffen, als könnten, als dürften ſie ſich nie mehr trennen. Sie ſprachen ununterbrochen mit einander, bis endlich die ſpäte oder frühe Tageszeit einen ſchmerzlichen Abſchied gebot. Byron zitterte vor Liebe und Ingrimm, als der greiſe Guiccioli mit näſelnder Stimme dem reizendſten, tief fühlendſten Weibe Italiens den Arm reichte und ſich empfahl.

Dieſe ganze Nacht ſchwelgte unſer Freund in den entzückendſten Träumen, ein neues Leben, eine neue Welt ſchien ſich vor ihm aufzuſchließen.

5.

Wir laſſen jetzt die Scene wechſeln. Das Meer, die Lagunen, die Gondeln ſind verſchwunden, blaue Höhen begränzen den Horizont, das lebhafte Gewühl einer großen Stadt des Feſtlandes umdrängt uns.

In der Laube eines geräumigen Gartens zu Bologna, deſſen vordere Seite von einem Palaſt um-

schlossen wird, sitzt Byron. Ihm zur Seite, niedergelassen auf ein Knie, ruht die Gestalt einer schönen jungen Frau, deren blasses Gesicht mit dem kaum merklichen Anhauch rosigen Duftes die zurückgebliebenen Spuren einer kürzlich überstandenen Krankheit deutlich verräth. Durch das überwölbende grüne Blätterdach fällt ein gedämpfter Sonnenstrahl, und überdeckt die frei wallenden Locken der jungen Frau wie mit einem goldenen Schleier. Ein warmer Lufthauch klingt durch den blauen Himmel und schüttelt die duftenden Blüthen der Orangen herab auf die Knieende. Gleich silbernen Sternen blinken sie ihr im Haar, schaukeln, flattern und schweben leis fort auf den entblößten Schultern.

Ein unbeschreibliches Lächeln innigster Glückseligkeit ruht auf ihrem Munde, leuchtet von der Stirn und aus den dunkeln großen Augen, die sie oft zu Byron aufschlägt, und lange, lange wie anbetend auf ihm ruhen läßt. Jetzt springt sie auf, hüpft nach einem nahen Gartenhäuschen und kehrt behend wieder zurück in die Laube, einige Goldfrüchte in

kriſtallener Schaale tragend. Sie nimmt ihre vorige knieende Stellung wieder ein, und während ihr Mund die bezauberndſten Liebesworte ſpricht, löſt ſie mit zartem Finger die Schale von den Früchten, zerlegt das goldene, ſaftige Fleiſch, und reicht es nun unter manchem loſen Scherze dem geduldigen Freunde.

Es war die Gräfin Guiccioli, die zu Byron's Füßen ruhend, zum erſten Male das volle Gefühl der Liebe genießen ſollte. Seit Thereſe den excentriſchen Dichter bei Dame Benzoni geſehen, hatte ſie erſt den Werth des Lebens ſchätzen gelernt. Bis kurz vor ihrer Verheirathung mit dem kraftloſen Greiſe, den ſie nie geſehen, nie geſprochen hatte, war ſie nach italiſcher Sitte im Kloſter erzogen worden. Sie kannte das Leben eben ſo wenig, als deſſen Gefahren. Daß es heftige Leidenſchaften gebe, wußte ſie nicht, denn der Ort ihres Aufenthaltes bot nichts dar, ſie zu wecken. Man ſetzt in Italien gleich voraus, daß jedes Mädchen von ſelbſt den geeignetſten Weg einſchlagen werde, ſobald es die Welt aufnimmt,

und Niemand denkt an die hundert Möglichkeiten, die dem unerfahrenen Herzen hier verbildend, zerstörend, ja gänzlich verderbend entgegen treten können. Da man es mit dem sittlichen Wandel nicht streng nimmt, sobald nur der übliche Anstand, das äußerliche Ceremoniell beobachtet wird; so ist man höchstens darauf bedacht, die unerfahrenen Kinder von übereilten Schritten zurück zu halten.

Während bei andern Nationen jede nicht durch ein kirchliches Ceremoniell geweihte Verbindung in der Regel für verbrecherisch und sündhaft gehalten wird, wird in Italien eine Dame ohne cavalier' servente nicht allein bedauert, man ist nahe daran, sie zu verachten. Nur hält man streng an der Regel fest, daß der Auserwählte des Herzens sich öffentlich immer nur als dienenden Ritter zeige, während man um das häusliche Beisammensein sich nicht im geringsten kümmert. Jeder Mann weiß es, daß seiner Gattin ein dienender Ritter zur Seite steht; er sieht, spricht ihn, ladet ihn zu Gesellschaften und besitzt Lebensart genug, über das nähere Verhältniß kein Wort zu verlieren. Steht

es ihm ja doch auch frei, mit gleichen Rechten ein ähnliches Verhältniß einzugehen.

Die Gräfin Therese machte nun gleich nach ihrem Bekanntwerden mit Byron Gebrauch von diesem Recht, das Sitte und Gewohnheit allen verheiratheten Frauen in Italien gewährt. Byron's Persönlichkeit hatte sie bezaubert. Sein Benehmen, sein feuriger Geist und wohl auch seine zahlreichen Siege grade über die edelsten Frauen, umstrickten sie unwiderstehlich und machten sie in wenig Tagen zur folgsamsten Sclavin ihrer Liebe.

Byron besuchte die Gräfin alle Tage, sie fuhren zusammen in einer Gondel nach dem Lido, Theresen's Lebhaftigkeit, ihre Jugend, der anlockende Reiz des fröhlichen Weltlebens veranlaßten sie, jede ritterliche Uebung zu versuchen, worin ihr Geliebter Meister war. Bald sah man sie nun mit dem Lord über den Sand des Lido dahin fliegen, mit Pistolen nach dem Ziele schießen, ja selbst das Ruder handhaben. Jegliche Beschäftigung in Byron's Nähe ward ihr zum heitren Spiele. Sie lebte nur in seiner Nähe, ihn

je verlaſſen zu müſſen, dünkte ſie gräßlich, undenkbar!

Kaum war eine Woche vergangen, als Byron in ganz Venedig für den erklärten cavalier' servente der jungen Gräfin galt, und wie bei ihrer Heirath beneideten auch jetzt wieder die Frauen das Loos Thereſen's.

Dieſes Glück ſollte aber ein bloßer Traum ſein. Thereſen's Gemahl beſtand darauf, Venedig zu verlaſſen, um ſeine zahlreichen Güter in der Romagna zu beſuchen. Mit Furcht und Zittern empfing das liebende Weib dieſe Kunde, denn jetzt erſt fühlte ſie, daß ihr Leben ohne Byron ſeine Seele, ſeinen durchwärmenden Odem verlieren würde. Leidenſchaftlich und ſchwärmeriſch entwarf ſie dem Geliebten ein Gemälde des Jammers, der ſie erwarte, wenn ſie von ihm getrennt an der Seite des hinfälligen, kalten Grafen von Villa zu Villa, von Stadt zu Stadt ziehen ſollte. Sie drang in ihn, ſie zu begleiten, ihr mindeſtens zu folgen, doch nur zu bald mußte ſie den Widerwillen ihres Gatten gegen Byron bemer-

ken, der offenbar Theresen die Vergünstigung des Cicisbeat's zugestehen wollte, als cavalier' servente aber einen Italiener und vor Allem einen rechtgläubigen Katholiken sich wünschte.

Ohne Hoffnung, den Freund bald wieder zu sehen, mußte das liebende Weib Venedig verlassen. Zwar schrieb sie dem Entfernten von jeder Station, wo sie rasteten, in den zärtlichsten Ausdrücken, und freundlich-beglückende Worte kamen in kurzen Pausen auch wieder zurück. Dennoch verzehrte sie die Sehnsucht, schwächte ihre Kräfte, untergrub ihre Gesundheit, und kurz nach ihrer Ankunft in Ravenna erlag sie den andauernden Gemüthsbewegungen, indem die deutlichsten Spuren einer Auszehrung sich zeigten. Theresen's Vater, der Graf Gamba, erfuhr von der kranken Tochter die Ursache ihrer Leiden, eine Unterredung mit Guiccioli fand statt, die zur Folge hatte, daß ein eigenhändiger Brief des Letzteren Byron den traurigen Vorfall meldete, die gegründetsten Besorgnisse aussprach und mit dem Wunsche schloß, er möge doch unverweilt nach Ravenna eilen.

Eine solche Einladung durfte und wollte der jetzt dem moralischen Leben Wiedergegebene nicht unbenutzt lassen. Er fühlte, daß Theresens Neigung ihn selbst wieder heilige, daß seine Vergehungen durch einen Blick aus ihrem Auge gesühnt würden. Sein zeitliches und ewiges Wohl hing an Therese, er mußte sie lebend, gesund wissen, und so reiste er denn in größter Eile nach Ravenna ab.

Seine Ankunft wirkte gleich der Frühlingssonne auf die erstarrte Erde. Therese genas langsam, da ihr der Umgang mit dem geliebten Freunde von jetzt an unverkürzt blieb und ihr Gemahl sie wenig beunruhigte. Die vielen Besitzungen des Grafen trieben ihn stets rastlos von einem Orte zum andern, Theresen's Schwäche untersagte jede Begleitung, und so war sie dem Schutze Byron's und ihres Vaters überlassen.

Die feuchten Umgebungen Ravenna's machten aber eine Ortsveränderung nöthig, und Therese wählte Bologna, wo ihr Gemahl ebenfalls einen Palast besaß, zu ihrem einstweiligen Aufenthalte. Dort nun,

unter dem sonnigen Himmel, in süßer Zurückgezogenheit lebend, erschlossen sich die Gemüther der beiden Liebenden. Therese, jung, schön, liebenswürdig, lernbegierig und mit den herrlichsten Fähigkeiten ausgerüstet, ward die gelehrigste Schülerin Byron's. Auf einsamen Spaziergängen, in heitern Stunden, beim Geplätscher der Springbrunnen zugebracht, lernte sie von dem Dichter englisch, und wenn einmal im Feuer des Gesprächs unheimliche Lohen aus seinem Geiste heraufschlugen, dann wußte die Hand der Liebe die unerwünschten Flammen auszulöschen, den stürmischen Geist zu besänftigen.

Dante's divina comoedia lag auf der Gartenbank. Byron nahm das Buch, blätterte darin und warf es dann unwillig von sich.

„Wie magst Du unsern Freiheitssänger so hart behandeln," sprach Therese, mit der einen Hand das Buch aufhebend, während die andere den Geliebten liebkosend schlug. „Du solltest den großen Mann besingen."

„Ja, wenn ich es dürfte, wenn ich dessen würdig

wäre!" rief Byron in schmerzlicher Wehmuth. „Es gibt keinen bedauernswertheren Menschen, als einen Poeten," fuhr er anklagend fort, „der mit sich selbst zerfallen, sein ganzes Leben für nichtig halten muß. Was nützt es mir, daß ich Verse gebaut, Reime geschmiedet und bei nächtlicher Weile damit Geld gemünzt habe! Es ist damit nichts für die Ewigkeit, nichts für das Heil der Welt gethan worden. Der ärmste Holzschläger ist glücklicher! Ihn macht das Gewissen keine Vorwürfe; in gewohnter Beschäftigung vergehen ihm die Stunden, und wenn er müde sein Tagewerk beschließt, nagt kein Reuegefühl an seinem Herzen. Wie öde und unfruchtbar zeigt sich dagegen dem Poeten das Leben! Grade wenn er am tiefsten dachte, wenn die Begeisterung in Flammenwirbeln über ihm zusammenschlug, wenn alle Tiefen der Empfindung, alle Schlupfwinkel der Leidenschaft von ihm eröffnet wurden; dann fühlt er sich am elendesten! Ich kann mir keinen Dichter denken, der nicht wenigstens täglich eine Stunde lang sein ganzes zweckloses Dasein ingrimmig verflucht! Nur

Wahnsinnige sollten Verse machen, denn Gesunde verlieren dabei früher oder später doch den Verstand!"

Byron's Mienen waren bis zur Häßlichkeit verzerrt. Therese kannte diese seit einiger Zeit oft wiederkehrenden Stimmungen des Mißmuthes und hütete sich weislich, dem Freunde zu widersprechen. Nur durch theilnehmende, sanfte Blicke, durch einzelne Worte wußte sie ihn zu trösten, zu beruhigen. Dann aber leitete sie wohl auch ein Gespräch ein, das indirect in genauem Bezuge mit der Stimmung Byron's stand. Auch jetzt befolgte sie die erprobte Methode und sprach mit ausdauernder Sanftmuth:

„Der Dichter wird nie verstanden, wenn man ihn wie die andern Menschen beurtheilt, und er selbst thut sich gewiß das empfindlichste Unrecht, fällt es ihm ein, der Erste zu sein, der mit dem Thermometer des Alltagslebens sein heißes Blut prüfen will. Der gewöhnliche, kluge, verständige Mensch lebt, wie es ihm behagt, nach Regeln und Gesetzen. Er bedarf ihrer, sie fördern ihn, ohne je ihm unbequemlich zu werden. Und wie sollten wir ihm dieses

Glück der Beſtändigkeit nicht gönnen? Der Dichter aber, mein Geliebter, hat einen andern Lebenskreis betreten, der nur im Aeußerlichen an das Irdiſche geknüpft bleibt. Alles Uebrige ſcheint nur irdiſch, iſt aber im tiefſten Weſen ganz überirdiſch. Als ein Geliebter der Edelſten tritt er auf, nur von den Edelſten verſtanden, und Liebe, weißt Du, iſt müſſiggängeriſch. Demnach bleibt ſie immer der Müſſiggang aller Seligen, und wenn nun Seligkeit das Loos der Abgeſchiedenen iſt, können wir dann die Poeten nicht auch für ſelige Geiſter halten, die nur durch ein wunderbares Mißverſtändniß eine Zeit lang auf die Erde geſchleudert worden ſind, um den Kindern derſelben von dem zaubervollen Glück jener unbekannten Welt einzelne Töne vorzuſprechen? Da iſt es nun ganz natürlich, daß ſie in Augenblicken, wo die Einwirkungen der Erde ſich in den Dichtern geltend machen, einen Schmerz, einen Gram und Widerwillen gegen ſich ſelbſt empfinden, der mit dem reinen Himmelsäther nichts gemein hat. Und das ſind die Momente, wo ihr böſen, göttlichen Naturen

die ärgſten Dinge thun könnt. Wo Ihr uns verläugnet, uns untreu werdet, Eure Eide brecht, und wirklich ein bischen Teufel ſeid. Denn zuweilen, dünkt mich auch, ſeid ihr Poeten grade diejenigen Geiſter, um derentwillen der arme Teufel in alle Ewigkeit hinein nicht wieder ſelig werden kann. Gott will Euch dem Lucifer nicht laſſen und dieſer mag Euch nicht hergeben. Das gute und böſe Princip kämpfen um Euch, wie es ja auch hier ſchon die Liebe und der Haß thun. Aber die Liebe ſiegt doch; ſie küßt, ſie umſtrickt, ſie kirrt Dich, und läßt nicht eher von Dir, bis Dein liebes Auge ſo freundlich ſtrahlt wie Venus!"

Thereſe legte ihre Stirn an Byron's Bruſt, ihr reiches Lockenhaar überdeckte ihm Geſicht und Schultern, der böſe Geiſt verließ ihn, er ward ſanft, ja ſchwärmeriſch hingebend.

„Ihr ſeid doch weit beſſer als wir Männer," ſprach er nach einer Pauſe. „Wo der Mann ſpottet und höhnt, da hat die Frau immer noch ein ſanftes Wort oder gar ein Gebet. Was ſollte aus den

Männern werden ohne die religiöſe Andacht des Weibes, die ihm doch angeboren bleibt! Wir ſchweben ohne Euch ewig in Gefahr, irgend wie unterzugehen, denn das weibliche Gemüth iſt des Mannes Schutzgeiſt. Aber bei alledem bleibt ihr doch ganz verwünſchte kleine Teufel!"

Er küßte Thereſen die Hand. Sie lächelte und ſah ihn liebevoll an.

„Wo warſt Du geſtern Abend?" fragte unſer Freund. „Ich traf Dich nicht auf Deinem Zimmer und ging vor Ungeduld fort."

„Deshalb alſo habe ich nachher allein bleiben müſſen?"

„Ja deshalb, meine ſüße piccinina," erwiederte Byron und wiederholte die gethane Frage etwas ſchärfer und ernſter, da noch immer ein allerliebſtes melancholiſches Lächeln um den Mund der Gräfin ſchwebte.

„Wo ich war?" ſagte ſie jetzt, den Lockenkopf zur Seite neigend, „ja, wo war ich doch? Nun rathe!"

Byron zitterte, das fortwährende Lächeln There-

ſen's brachte ſein Blut in Wallung. Ungeſtüm, barſch, eiferſüchtig ſchrie er ſie an: „Weib, wo warſt Du?“

Thereſe ſah ihm fortwährend lächelnd in die Augen, ohne zu antworten.

„Ha!“ rief Byron, riß den Dolch aus dem Gürtel und ſtieß ihn wüthend in die Mündung einer vor ihm ſtehenden Flaſche, daß ſie in unzählige Stücke zerbrach und der Wein die Kleider der Gräfin überſchüttete. „Thee are all in the same!“

Sein Auge brannte lange auf der zitternden, erbleichenden Gräfin. „Ich betete in der Kapelle,“ lispelte Thereſe, faltete die Hände über dem Buſen und ſank niederfallend mit dem Geſicht auf Byron's Schooß. Ein tiefer Seufzer beruhigte den leidenſchaftlichen Mann. Er drückte die ſchönen Haare an ſeine Lippen, hob die Knieende zärtlich auf und bat ihr mit einem Blicke ſein Unrecht ab.

Thereſe hatte ihm längſt vergeben. Sie drückte ſeine Hand, ſchmiegte ſich an ihn und zog ihn luſtwandelnd fort durch die Gänge des Gartens.

6.

Mehrere Wochen hatten die Liebenden ſo in ungeſtörter Glückſeligkeit zugebracht, als der Graf von ſeinen Inſpectionsreiſen unvermuthet zurückkehrte. Thereſe mußte nun wieder zurückgezogener leben, Byron ſich vorſichtiger benehmen, um das einmal beſtehende Verhältniß nicht über die erlaubten Gränzen des Ueblichen hinausgreifen zu laſſen. Es kann aber für Liebende nichts Peinigenderes geben, als ein plötzliches Abdämpfen ihrer natürlichen Gefühle, ein argwöhniſches Meſſen ihrer Leidenſchaft. Seele und Körper leiden darunter, und gibt es irgend einen Zuſtand, einen Moment im Leben, der einen gewaltſamen Eingriff in die beſtehenden Geſetze oder eine Zerſtörung des Lebens ſelbſt geſtatten ſollte; ſo tritt dieſer gewiß unter innig Liebenden ein, die eine unbegreifliche Macht nur deshalb ſich einander hat erkennen laſſen, um ſie dann ſogleich für immer zu trennen.

Thereſe, jung und leidenſchaftlich, und nun auf

einmal wieder zu einer klösterlich bangen Lebensart verurtheilt, fand ihren Zustand unerträglich. Sie sah und sprach zwar Byron täglich, aber selten allein und nie ohne ängstliches Zagen. Ihre Freuden waren gänzlich verschwunden, ein traulicher Umgang ihr nicht mehr gestattet. Selbst im Blicke durfte sie nicht ihr Herz sprechen lassen, wollte sie nicht den Geliebten der Gefahr aussetzen, durch irgend einen käuflichen Feigling meuchlings umgebracht zu werden. Denn zu ihrem Schrecken bemerkte sie deutlich, daß ihr Gatte alle Spuren einer grimmigen Eifersucht zeigte.

Dies betrübte und empörte Therese. Sie hatte dem Grafen ohne Neigung, blos auf den Wunsch ihres Vaters die Hand gereicht und glaubte sich um so mehr berechtigt, nach den Sitten ihres Landes leben zu dürfen, als ihre Jugend mit dem Greisenalter ihres Gemahls in gar keinem Verhältnisse stand. Sich auch hier noch beschränkt, gebunden sehen zu müssen, und gewissermaßen ihre Neigung von einem ihr völlig Gleichgültigen bestimmen zu lassen, schien ihr

grauſam. Ihre Abneigung, ihr Widerwille gegen den Gatten wuchs, je mehr ſie die Vorzüge des Geliebten erkannte, und wie die Leidenſchaft in heftiger Aufregung auch das Gute abſtoßend, das Gefällige widerlich findet, ſo wurden auch die beſſern Eigenſchaften des Gatten Thereſen unausſtehlich, ſeine bloße Nähe ſchon peinlich. Bald ward jede Duldung für ſie Qual, die Gleichgültigkeit ging in den entſchiedenſten Haß über.

Mit Entſetzen ſah Byron Thereſens Unmuth, Thereſens Liebe täglich wachſen. Er fürchtete einen heftigen Auftritt und malte ſich die daraus entſtehenden Möglichkeiten mit den ſchwärzeſten Farben.

Aber auch ſein eigener Zuſtand ward ihm unerträglich. Die anfängliche Mäßigung, die ſeine Liebe zu Thereſe charakteriſirte, wollte ſich nicht mehr behaupten laſſen. Die erzwungene Trennung, in der er leben mußte, ſchärfte die Begier, ſtachelte den Wunſch nach dem Beſitz der Geliebten, in deren Nähe er ſich allein ſicher vor neuer Ausſchweifungen wußte. Hatte ſie ihn ja doch gerettet vom ſicherſten Unter-

gange! Thereſe war für ihn eine anbetungswürdige Lichtgeſtalt, die ihn zurückwinkte nach einer längſt entſchwundenen ſeligen Unſchuldswelt. Und dieſen Engel mußte er gefeſſelt ſehen, angekettet an ein lebloſes kaltes Geſpenſt! Er ſann hin und wieder, griff nach den unhaltbarſten Luftgeſtalten, machte hundert Pläne und verwarf ſie wieder mißmüthig, ergrimmt.

Thereſen's Stimmung ward von Tage zu Tage gereizter, Byron fand ſie faſt jedesmal fieberhaft aufgeregt, und dieſe Aufregung ſtieg und mußte gefährlich werden, je behutſamer ſie verborgen und niedergehalten ward. Byron ſah ſich von den unlösbarſten Banden umſtrickt. Er rang dagegen mit Umſicht, Muth und auch mit Ruhe, ſo lange er nur ſich gefährdet ſah, jetzt aber mußte er auch die Geliebte leidend erblicken. Für ihn duldete ſie die empfindlichſten Schmerzen, ertrug ein Joch, unter dem ſie bald zuſammenbrechen mußte! Da erwachte des Dichters Neigung, ohne vieles Bedenken ſich mitten in die Gefahr hineinzuſtürzen und zu zerhauen, was

einer sanften Lösung entgegen zu führen kaum möglich war.

Er schrieb an die Geliebte voll leidenschaftlicher Gluth: sie solle hoffen, ihm vertrauen, und bereit sein in jedem Augenblicke ihm zu folgen, denn nur durch gewaltsame Entführung könne ihr beiderseitiges Glück begründet und gesichert werden. Wohin sie zu gehen wünsche, solle ihr überlassen bleiben. Ihm sei der Orient eben so angenehm als die transatlantische Welt, deren junge Freiheit ihn locke, für die er wohl in glücklichen Stunden gesonnen sei, all' seine Kräfte, sein Vermögen zu opfern.

Ueber diesen Vorschlag erschrack das liebende Weib heftig. Sie konnte, wollte nicht darauf eingehen, und ihre Unruhe wuchs. Denn ob sie gleich zu jedem Opfer bereit war, so scheute sie doch eine Handlung, die in den Augen einer Italienerin einem Sacrilegium ziemlich gleich kommt. In diesem Sinne lautete die leidenschaftliche Antwort Theresen's, deren Schluß nur eine geringe Beruhigung für Byron enthielt, indem sie die Versicherung aussprach,

daß sie unabläſſig auf ein anderes Mittel ihrer Vereinigung ſinne.

Unſer Freund verwünſchte abwechſelnd die zarte Gewiſſenhaftigkeit und die bereitwillige Hingebung der Frauen, und beſchäftigte ſich ernſtlich mit dem Gedanken, ſeinen Glauben zu wechſeln und katholiſch zu werden. Dann hoffte er entweder freiere Duldung ſeines Verhältniſſes mit der Gräfin von dem Gemahl derſelben zu gewinnen oder eine Scheidung herbei zu führen, die, wenn ihm auch nicht die Hand Thereſens, doch ihren unverkümmerten Umgang geſtatten möchte.

Seine Unruhe trieb ihn zu den widerſprechendſten Beſchäftigungen. Bald ſahen ihn die verwunderten Bologneſer wie einen Raſenden durch die Straßen ſprengen, der ängſtliche Fletcher hinter ihm, ſein treuer Gondelier Tita ihm zur Seite; bald verſchloß er ſich wieder in ſeine Wohnung, um den Ernſt der Gegenwart durch eine künſtlich erregte komiſche Stimmung zu verſcheuchen. Er ſchrieb am „Don Juan," dieſer wunderlichen Beichte, die unter Thrä-

nen lächelt, und über ihre eigene Lustigkeit bitterlich weint. Oft auch machte er einsame Spaziergänge durch die Stadt, besuchte die Kirchen, erstieg die Thürme und ließ sich von den Custoden alte Geschichten erzählen.

Einen Ort hatte er auf seinen einsamen Wanderungen besonders liebgewonnen. Dies war das Campo santo, der gemeinschaftliche Kirchhof Bologna's. Hier unter den tausend Denkmälern mit den kurzen, oft treffenden und tiefgefühlten Inschriften, konnte er mit Behagen in die Vergangenheit sich zurückversetzen. Die Dürftigkeit historischer Bemerkungen, das Räthselhafte manchen Ausspruches, dieser und jener beinahe verwitterte Name, in kalten Marmor gegraben, führte ihn grade zur tiefsinnigen Lösung der ernstesten Räthsel. Der Dichter liebt die Unbestimmtheit historischer Angaben, damit seine Phantasie mächtiger sich regen, mit lebendigeren Farben ein Gemälde von dem Vergangenen entwerfen könne, das ohne historisch zu sein, dennoch das Ge-

wicht einer ewigen innern Wahrheit vor dem blos Wirklichen voraus hat.

Eine Anziehungskraft eigener Art hatte aber auch für Byron der Custode dieses Kirchhofes, der Todtengräber. Battista war ein Mann in hohem Alter, der seinem Amte schon an funfzig Jahre vorstand und eine eigene Liebhaberei für wohlerhaltene Schädel zeigte, die ihm bei seiner Beschäftigung oft genug in die Hände fielen. Er hatte seit langen Jahren die verschiedensten Exemplare davon gesammelt und seine Wohnung auf das seltsamste damit ausgeschmückt. Da er wohlbewandert war in den Geschlechtsregistern der Einwohner Bologna's, so wußte er genau anzugeben, wer in diesem oder jenem Grabe geruht hatte. Der wunderlichste Anblick von der Welt bot sich Byron beim ersten Besuche. Ganze Reihen weißer Schädel blickten von reinlichen Gesimsen auf ihn herab, an jedem war ein Zettel befindlich, der eine Zahl und den Namen des ehemaligen Besitzers trug.

Was aber unsern Freund noch mehr fesselte, war

die Tochter des Custoden, ein frisches, wunderschönes Mädchen, das, auferzogen unter diesem Knochengerümpel, heiter und lebenslustig seine häuslichen Geschäfte betrieb, dem geschwätzigen Vater die Schädel zulangte, um sie dem fremden Gaste zu zeigen, und ohne irgend einen Schauer mitten unter den hohlen Todtenköpfen sein Lager aufgeschlagen hatte.

„Grade hier träume ich am lustigsten," sagte das Mädchen und empfahl Byron, sich nur recht mit solchem Schmuck zu umgeben, so würde er sich wundern, wie schön und heiter die Welt sei. Das liebe Kind wußte nicht, daß der vielerfahrene Dichter diese Lebensstufe aus Verzweiflung schon vor zwölf Jahren zurückgelegt hatte!

Battista ward oft von Menschen besucht, die etwas zurückhaltend thaten, und dann immer ein vertrauliches Gespräch mit dem Todtengräber verlangten. Dieser war jederzeit dienstfertig, Allen gern zu Willen.

„Sie dürfen sich darüber nicht wundern," sprach er zu Byron. „Die Menschen, gebildete und unge-

bildete, ſind ſammt und ſonders abergläubig, und wir, die wir zufällig mit Tod und Verweſung mehr als wir wünſchen zu ſchaffen haben, werden für beſonders geſchickt erachtet, gewiſſe Uebel heilen, manches drohende Unglück abwenden zu können. Da kommen nun die armen Bedrängten in ihrer Noth auch zu mir, damit ich ihnen helfe, und wenn ich auch nicht eben gelehrt bin, ſo hab' ich doch immer ein Wort oder eine Gebehrde in Bereitſchaft, die beruhigend wirkt. Ein armer Mann muß ſehen, wie er durchkommt!"

Eines Abends, als ſich Byron eben wieder mit dem Cuſtoden in ein weitläuftiges Geſpräch vertieft hatte, ward dieſer dringend zu ſprechen begehrt. „Es iſt eine junge, ſehr vornehme Dame," ſagte Battiſta's Tochter. „Sie zittert vor Angſt oder Unruhe, und wie reich ſie auch ſein mag, unglücklich iſt ſie gewiß! Und das iſt doch ein Troſt für uns arme, niedrige Leute!".

Battiſta entfernte ſich, Byron war neugierig geworden. Er trat an die nur angelehnte Thür, um

Geſtalt und Kleidung der Dame zu muſtern. Da es Abend und ſchon ſehr dunkel in dem kleinen Vorraume der Cuſtodenwohnung war, ſo hatte Battiſta ein Licht angebrannt und ließ den vollen Schein der Flamme grade auf die Hilfeſuchende fallen. Byron erſchrak, ſtaunte und ſtand überraſcht. Obwohl die Dame dicht verſchleiert ging und einen dunklen Mantel um ſich geſchlagen hatte, glaubte er ſie doch an ihrer Haltung zu erkennen. Jetzt öffnete ſie den Mund und ſprach einige Worte. Byron konnte nicht mehr an ſich halten, er riß die Thür auf, ſtürzte auf die Verſchleierte zu, ergriff ihre Hand und bedeutete zugleich dem Cuſtoden mit ungeſtümem Wink, daß er ſich entfernen möge.

„In aller Heiligen Namen, Thereſe, was führt Dich hierher?“ rief er aus, die Zitternde, Verſchämte mit ſich auf den Kirchhof hinausziehend, wo der matte Schein der Sterne eine flimmernde Dämmerung über den weißen Grabmonumenten verbreitete.

„Nur ein Außerordentliches kann Dich zu einem Schritte bewogen haben, der gefährlich für Dich und

für mich werden darf, wenn er entdeckt würde. Wußtest Du, Geliebte, daß ich zuweilen den Todtengräber besuche? Wolltest Du mich sprechen, meine Hilfe anrufen? Mir Entscheidung bringen über unser gemeinschaftliches Schicksal?"

Die Gräfin — denn sie war es wirklich — schüttelte seufzend den Kopf und ließ ihre Stirn auf die Schulter des geliebten Freundes fallen. Ihr Busen arbeitete heftig, sie fing an zu weinen, dann laut zu schluchzen. Ueber den fernen Hügeln blitzte der Mond herauf, ein silberner Lichtstreif fiel über die regungslose Gruppe, die, an ein Monument gelehnt, auf nichts um sich her mehr achtete. Man hätte sie in der Entfernung und bei dem betrüglichen Zitterlicht selbst für ein Paar Statuen halten können.

Mit sanfter Gewalt zog Byron die Geliebte an seiner Seite auf den Grabstein nieder, der zu ihren Füßen eine halb verwischte Inschrift kaum noch erkennen ließ. Die Nacht war still und warm, der Ort, obwohl seltsam gewählt, der Stimmung des

Dichters ganz entsprechend und vor jeder Störung gesichert.

„Sprich," sagte er zu Theresen. „Gestehe mir, in welcher Absicht Du zu Battista kamst, was Du von ihm begehren wolltest?"

Die Gräfin umschlang mit zitternden Armen den Freund. „Wir sollen uns trennen" versetzte sie. „Schon nach wenig Tagen muß ich meinen Gatten begleiten, und er besteht hartnäckig darauf, daß Du mir nicht folgst, mir nicht einmal in Briefen von Dir Nachricht gibst! Und das ertrage ich nicht! Nein," rief sie lebhafter, leidenschaftlicher und hob wie eine Prophetin den schönen Arm zum Himmel, „ehe ich Dich verlasse und dem Herzlosen folge, den mir eine barbarische Sitte unbarmherzig zum Peiniger aufgedrungen hat, will und werde ich sterben, so jung ich bin, so gerne ich noch leben und lieben, Dich, meine Seele, ewig, ewig lieben möchte!"

Byron's Unruhe stieg mit der Hilflosigkeit, in der er sich befand. Er erneuerte Theresen nochmals seinen Vorschlag mit ihm zu entfliehen.

„Still!“ rief das junge Weib entrüstet. „Schweige davon oder ich gebe mir den Tod, ich vernichte mich auf der Stelle, weil ich Dich nicht unwürdig vor mir sehen will!“

„Und Battista?“ fragte Byron.

„Ja er!“ rief Therese, das schöne schwärmerische Auge glänzend zum Himmel aufschlagend. „Er könnte uns helfen!“ setzte sie hinzu und die langen dunklen Wimpern fielen wieder beschattend über die reinen Pupillen.

„Wie? Wodurch?“ rief Byron ungeduldig. „Entdecke Dich schnell, oder ich thue, was mich reut. Tita führt eine gute Klinge und mordet für mich halb Bologna.“

„Du ließest eine so blutige That nicht zu,“ sprach Therese sanft, durch Thränen lächelnd. „Da kenne ich Dich besser. Dein Blut ist heiß, Dein Herz gut; und wenn es ja einmal abweichen wollte vom angebornen Rechten, so will ich es schon zurück leiten mit einem Blick der Liebe. Gewiß, Du folgst mir, Du wirst sanft, still und hörst mich ruhig an. Ja, wenn

Du gleich recht geduldig zu sein versprichst und nicht mehr an's Ermorden denken willst; so entdecke ich Dir meinen Plan, der uns Beide befreit, vereinigt, und der doch erlaubt ist, nur ein wenig listig."

„O sprich! sprich! Ich höre mit tausend Ohren."

„Nun sieh," sprach die Gräfin, „Battista ist ein kluger, gefälliger Mann. Er weiß mit Lebendigen und Todten geschickt umzugehen und würde gewiß auch für eine angemessene Belohnung erbötig sein, uns Beide zu unterstützen. Du kennst ihn schon — desto besser. — Nun wirst Du Dich einer Geschichte erinnern, die sich zu Verona zutrug; Euer Shakespeare hat eine Tragödie daraus gemacht, die mich immer zu Thränen gerührt und mir nicht selten die wunderbarsten Gedanken erweckt hat. Wir befinden uns in der unleidlichsten Lage. Jeder Ausweg ist uns versperrt, hier vom Gesetz, von den Geboten unserer heiligen Religion, und dort vom Gewissen, das mit Pein und ewigen Strafen droht. Denke Dir jetzt, Geliebter, Du seiest Romeo und ich Julie, würdest Du nicht eine unüberwindliche Neigung fühlen,

Deine geſtorbene Julie im Sarge mit Deinen Küſſen zu erwecken?"

„Wie! Thereſe!" —

„Ja," fuhr die Schwärmerin fort. „Ich bin feſt entſchloſſen, ſcheinbar den Tod zu erleiden, um der Feſſeln ledig zu werden, die ich nicht mehr geduldig ertragen kann! Ich habe Alles vorbereitet, es läßt ſich ausführen. Kränklich bin ich ohnehin — mein Gatte iſt leicht getäuſcht. Ein Schlaftrunk iſt in meinen Händen. Ich nehme die betäubende Medizin und ſterbe — zum Schein. Alles läßt ſich ohne Verdacht zu erwecken leicht veranſtalten, ſobald Battiſta von dem Plane unterrichtet wird. Denn er hat es über ſich, die Gruft zu verſchließen. Komm, Geliebter! Laß uns auf der Stelle zu Battiſta gehen, mit ihm ſprechen, unſere Lage ihm enthüllen, ſo weit es nöthig iſt. Bei Allem, was Dir heilig iſt, komm! Zögere nicht, jede Minute iſt ein Verluſt an meiner Seligkeit!"

Thereſe lag bittend vor Byron auf den Knieen. Sie hatte den Schleier zurückgeſchlagen, ihr Geſicht

glich, von den glänzenden Locken umflogen, dem Antlitz einer begeisterten Priesterin. Hinter ihr her fiel das Mondlicht und versilberte den Saum ihrer Kleidung, erleuchtete den Grabstein, auf welchem der Geliebte saß.

Byron erhob mißbilligend sein Auge. Es streifte den Marmor, die goldenen Buchstaben erglänzten hell. Er las die Worte: „Theresa Guarini implora pace."

„Ja," rief er aus, „implora pace!" und zu Therese gewandt, sie liebevoll aufhebend, an seine Brust drückend, fuhr er fort: „Dein kühner Entschluß macht Dich mir nur werther, denn ich liebe ein sanftes, ein kühnes Weib, wenn es beides zur rechten Zeit zu sein versteht. Gegen die Ausführung Deines Gedankens aber lehnt sich meine ganze Vernunft entschieden auf, empört sich mein Gefühl. Nennst Du rasche Trennung von dem ungeliebten Manne einen Frevel, so finde ich in dieser überdachten Täuschung, diesem Spielen mit Tod und Verwesung eine Verhöhnung der geheimsten Naturkräfte.

Ich bin abergläubig, Thereſe, und eben deshalb kann, will ich nichts hören von Deinem Plane. Mich ſchaudert vor Leichen, obwohl ich den Tod nicht fürchte, und ein Fieberfroſt würde mich ſelbſt in Deinen Armen ergreifen, wenn ich mich erinnerte, daß Du ſchon einmal todt geweſen ſeiſt. Dein Scheintod würde Dir meine Liebe rauben."

Thereſe ſah ihn fragend an. Sein Blick war ernſt, ſeine Züge ſtreng. Sie erkannte, daß er die volle Wahrheit geſprochen hatte. Da ergriff ſie Byron's Hand, drückte ſie an Buſen, Mund und Auge und ſtand auf. „Es iſt gut," ſprach ſie, „ich werde nicht mehr daran denken. Ich werde leben, Dich lieben; ich werde von Dir geriſſen werden, und doch bei Dir ſein, und wie troſtlos es mir auch, von Dir getrennt, ergehen mag, das Gefühl wird mich immerdar erheben, das mir ſagt: ich habe den Wunſch des Geliebten erfüllt."

So viel Hingebung und anſchmiegende Zartheit rührte und beglückte Byron auf's höchſte. „Du biſt das einzige Weib, das ich kenne," rief er aus, „ver-

flucht sei das Schicksal, das uns ewig von einander getrennt hat!"

Er schloß Therese in seine Arme und verließ den Kirchhof, zürnend, aber doch glücklich.

Wenige Tage später fand er sich allein in Bologna. Therese war mit dem Grafen abgereist, nachdem sie ihm zuvor das Versprechen abgenöthigt hatte, sobald als möglich nach Venedig zu gehen und sie den Herbst und Winter hindurch bei ihren Freunden zu lassen. Guiccioli konnte eine solche Bitte nicht wohl abschlagen. Theresen's Kränklichkeit untersagte von selbst ein längeres Reiseleben, und ihm war es nicht Bedürfniß, die Gattin stets um sich zu haben. Nur von Byron wollte er sie nicht immer begleitet wissen. — Darauf nun baute die junge, liebende Frau ihren Plan, der sich, war nur der Graf erst entfernt, ohne Schwierigkeit ausführen ließ. Byron ward davon unterrichtet und Therese verließ ihn ziemlich gefaßt.

Die Liebe ist aber nicht zufrieden mit bloßen Verheißungen, und wären sie auch so licht, so glühend wie die Sonne; sie will die Erfüllung, weil ohne diese jede Liebe nur eine Lüge, ein falsches, aufreibendes Spiel mit dem Leben ist. Byron fühlte dies nicht minder als Therese; die völlige Einsamkeit, zu der er sich selbst verurtheilt hatte, machte ihm aber die Trennung unerträglicher. Hätte man sich noch schreiben, seine Empfindungen, seine Gedanken sich mittheilen können! Allein auch dies war untersagt und auf keine Weise möglich zu machen. So blieb dem Verlassenen nichts übrig, als in dem Spiegel der Erinnerung die schöne Vergangenheit heraufsteigen zu lassen, an ihren heitern Scheinbildern sich zu laben und zu stärken. Die seltsamste Schwärmerei bemächtigte sich unseres Freundes. Täglich ging er nach dem Palast, besuchte Theresen's Zimmer, öffnete die Schränke, wo ihre Kleider gehangen hatten, wo sie oft beschäftigt gewesen war. Er blieb stundenlang in Träume versunken auf dem Stuhle sitzen, der die Geliebte so oft umfangen, und ging dann

mit langſamen Schritten durch die Gänge des Gartens, wo er an ihrer Hand geluſtwandelt, ruhte in der Laube, unter deren Schatten ſie mit einander Dante's tiefen Geiſt bewundert, in den Liebeslauten Arioſt's und Petrarca's geſchwelgt, ihre eigene Liebe in reinem Gefühl genoſſen hatten. — Und am Baſſin des Springbrunnens konnte er ſtundenlang ſtehen, in die klare in unaufhörlichen Kreiſen zitternde Welle ſehen, das Bild Thereſen's darin ſuchen, das ſo oft mit ihm in dem Waſſerſpiegel erſchienen war. Lächelnd ſah er ſie ſchalkhaft ihre Locken um ſein Haupt ſchütteln, er fühlte ihren Arm um ſeinen Leib geſchlungen und ſtampfte knirſchend mit dem Fuße, wenn ihm das heitere Bild des lügenhaften Gefühls ſo ſchnell wieder verſchwand.

Die Abende aber brachte er theils bei dem Cuſtode, theils auf dem Kirchhofe zu, bis der Nachtthau ihn verſcheuchte. Das „implora pace“ wirkte magnetiſch auf ihn ein. Er verließ jedesmal beruhigter, als er gekommen war, den Campo santo.

Dennoch wuchs ſeine Sehnſucht nach Thereſen

mit jedem Tage. Er mußte immer neue Beruhigungsmittel ausfindig machen, um nur durch deren vorübergehenden Reiz seine Lage etwas erträglicher zu gestalten. Er nahm alte Bücher der Geliebten in die Hand, blätterte sie durch und raubte sich die Blüthen und Zeichen, die sie tändelnd hineingelegt. Werke, die sie besonders liebte, las er durch, schrieb kurze Bemerkungen an den Rand oder seinen und Theresens Namen in innigster Verschlingung.

Corinna von der Frau von Staël war ihm vor allen werth, da er an diesem Buche die Spuren eines fleißigen Gebrauches entdeckte. Er las täglich darin, im Garten wandelnd, am Springbrunnen stehend oder in der Laube sitzend. Einstmals überraschte ihn aber eine so tiefe Wehmuth über das Verhängniß, dem er sich und Alles, was er liebte, verfallen glaubte, vermöge dessen seine eigene Liebe immer nur ein Verbrechen war, daß ihm die Thränen aus den Augen stürzten und er sich nicht anders zu beruhigen wußte, als durch einen Brief an die Geliebte. Er nahm das Exemplar der Corinna und

ſchrieb auf die letzte Seite in engliſcher Sprache folgende Zeilen:

„Theuerſte Thereſe! — Ich habe in Deinem Garten in dieſem Buche geleſen; — Du warſt nicht hier, Liebe, ſonſt hätt' ich es nicht leſen können. Es iſt ein Lieblingsbuch von mir und die Verfaſſerin war meine Freundin. Du wirſt dieſe engliſchen Worte nicht entziffern können, Andere auch nicht — und eben deswegen habe ich ſie nicht auf Italieniſch hingekritzelt. Aber Du wirſt die Hand deſſen erkennen, der Dich leidenſchaftlich liebte, und leicht begreifen, daß er mit einem Dir zugehörigen Buche beſchäftigt, nur an Liebe denken konnte. In dieſem Worte, das in allen Sprachen wohl lautet, am ſchönſten aber in der Deinigen — amor mio — iſt mein gegenwärtiges Daſein enthalten. Ich empfinde es, daß meine hieſige, und ich fürchte, daß meine jenſeitige Exiſtenz nur Einen — Du wirſt es entſcheiden, welchen — Zweck haben kann. Mein Schickſal ſteht bei Dir, und Du biſt ein weibliches Weſen achtzehn Jahr alt und zwei Jahre aus dem Kloſter!

Ich wünſchte herzlich, Du wäreſt dort geblieben, oder wenigſtens ich hätte Dich nicht als Vermählte kennen gelernt. Aber das iſt nun Alles zu ſpät; ich liebe Dich und Du liebſt mich — wenigſtens ſagſt Du es und handelſt ſo, als ob es auch die Wahrheit wäre, und das iſt auf alle Fälle ein großer Troſt. Meine Liebe zu Dir iſt aber noch mehr als Liebe und kann nimmer aufhören!

Denke zuweilen an mich, wenn uns die Alpen und der Ocean trennen, aber das ſollen ſie nicht, es müßte denn ſein, daß Du es wünſchteſt."

Nach dieſer Herzenserleichterung ward ihm freier. Er legte das Buch auf Thereſen's Schreibtiſch, und eine Orangenblüthe zwiſchen das beſchriebene Blatt. Düſter vergingen ihm die Tage, nur zuweilen durch eins jener Streiflichter glänzend beſtrahlt, die poetiſch begeiſterte Stunden lindernd, verſöhnend in und über ihm auflammen ließen.

Aus dieſem verzehrenden Hinbrüten rettete ihn endlich ein Brief von Venedig. Thereſe war dort ange-

kommen, der Graf weiter gereist. Noch in derselben Nacht verließ Byron Bologna.

7.

Eine halbe Stunde von Venedig liegt das Landhaus La Mira. Dorthin hatte unser Freund seinen Sitz verlegt, um ungestört ein Glück genießen zu können, wie er es oft erfleht, aber nie erlangt hatte. Thereſe bewohnte in heiterer Einsamkeit mit dem Geliebten dieſelbe Wohnung, und wer die durch die ſonderbarſten Schickſale Vereinigten in ſchöner Vertraulichkeit auf dem Balkon ſitzen, an den blühenden Ufern der nahen Brenta luſtwandeln ſah, der hätte ſich wohl des glücklichen Paares erfreuen müſſen. Die Täuſchung noch zu erhöhen, lief ein ſehr ſchönes, liebenswürdiges Kind zwiſchen den Geliebten hin und wieder. Allegra, Byron's natürliche Tochter, die eine Engländerin ihm geboren hatte, ward von der Gräfin gepflegt, wie ihr eigenes Kind, und der glückliche Vater liebte das Mädchen um ſo leidenſchaftlicher, als es ihm nicht vergönnt

war, seine legitime Tochter Ada jemals wieder zu sehen.

Dies heitere Zusammenleben wurde nur durch zweierlei Dinge getrübt: durch die Schmähsucht der Menschen und durch Byron's bald stille, bald laute Reue. Seit nämlich in sein äußerliches Sein eine gewisse Ordnungsliebe und überhaupt ein sicherer Abschluß gekommen war, kehrte sich jede Aeußerung seiner leidenschaftlichen Natur nach innen. Es gab Stunden, Tage, ja Wochen, in denen der unglückliche Dichter sein ganzes Leben und Wirken gehaltlos fand, das Gute und Herrliche mit dem Schlechten verdammte, und sich selbst beinahe mit der witzigen Beharrlichkeit des Wahnsinnes verspottete und verfluchte.

„Wozu," rief er dann aus, „wozu sollen Creaturen wie ich, zwischen Himmel und Erde herumkriechen? Wo sie erscheinen, richten sie Unheil an; sie gehen wie ein Pesthauch über die Erde, und wie diesem, kann ihnen Niemand entfliehen. Ueberdenke ich bei mir, was ich gethan habe, so muß ich nur

immer und immer wieder geſtehen, daß jeder Schritt mich gereut, diejenigen nicht ausgenommen, von denen die Welt ein großes Aufheben gemacht hat. Das Leben wäre ganz ſchön, unendlich fruchtbringend, für Jedermann ein unausſprechlich herrliches Geſchenk, vergiftete es nicht die Reue, dieſe Selbſtverdammniß des Herzens, an der Niemand ſtirbt, und die doch Jedermann zum Stiefſohne des Lucifer ſtempelt. Laß mich ſündigen, Gott, nur laß mich nicht bereuen! Strafe mich mit den furchtbarſten Strafen, nur die Falte des Gewiſſens glätte aus, in der die Reue wacht! Oder laß mich erkennen, was ſie uns helfen, wie ſie uns nützlich werden kann. Wie ich ſie kenne, iſt ſie nur ein Fluch, nie ein Segen. Sie beſſert nicht, ſie verhärtet blos; ſie iſt die Taufe, womit man Teufel weiht!“

Wer möchte wohl den gequälten Dichter dieſer heftigen Ausbrüche wegen ſchmähen! Ohne ihm beizuſtimmen, müſſen wir die verſteckte Wahrheit in ſeinen Aeußerungen in ſo fern anerkennen, als er an ſich ſelbſt ſie oftmals erprobte. Denn wie er ſich

auch wand und bändigte, der Schein des Friedens floh ihn hartnäckig so lange, bis er entweder durch Handlungen oder Gedanken ein schimmerndes Netz des Glückes um sich breitete, das im Grunde nur aus zerfließenden Traumbildern bestand. Die bedeutendste That seiner Reue war der „Kain," jenes Myster, das er Jahre lang in verborgener Seele genährt, womit er seine Reue zu bannen suchte und sich selbst wieder rettete.

Therese aber umschwebte den geheimnißvollen, unergründlichen Mann in der grauenvollen Angst seiner Pein immer mit gleicher Sanftmuth und Liebe, wie eine Lichtgestalt. Byron sah in ihr den Genius seines Lebens, er mochte und konnte nicht mehr von ihr scheiden. Und wenn die Liebe weihende Kraft besitzt, so konnte man sich auch kein schöneres Verhältniß denken, als das zwischen Byron und der jungen Gräfin bestehende.

Die meisten Menschen sind aber wunderliche, mißwollende Naturen. Erziehung, Gewohnheit oder was Beides und noch manches Andere mit umfaßt,

die verzerrte Cultur, hatten in dem gesammten Menschengeschlecht eine so vollkommene Verwirrung angerichtet, daß auch der Gescheidteste, Vorurtheilsfreiste sie nie mehr ganz los werden kann. Daraus entstehen die thörichsten Anmaßungen, die wiedernatürlichsten Gesetze, die eigentlich nur deshalb da zu sein scheinen, damit es nur ja nicht an einem steten Anlaß fehle, das Gute zu verdecken, das Rechte wieder möglichst unrecht zu machen.

Vieles erträgt ein Jeder mit Gleichmuth, weil es sein innerstes Leben nicht berührt; der Sinn für Recht aber, das unaustilgbare Gefühl für Schönes und Gutes wird lebendiger, tritt irgend eine willkürliche Anmaßung einer Person, eines Standes oder einer Institution uns in Augenblicken feindlich entgegen, wo uns selbst das peinlichste Gewissen frei spricht von jeder Schuld. Ein solcher Moment ist die Liebe, die man von je her recht zum Ueberfluß hat regeln und bändigen wollen, wodurch denn das Unheil nur größer geworden ist.

Man sollte immer unterscheiden zwischen Liebe

und bloßem Gelüst. Für dieses gebe man Gesetze, suche es zu bändigen und auszurotten, jener aber gestehe man ein freies Walten zu, weil sie dadurch allein geheiligt werden kann.

Wir haben unsern Freund durch eine Reihe von Jahren begleitet, seine Tugenden und Laster sich entwickeln, zur Riesengröße anwachsen sehen durch unerwiederte Neigung, durch Täuschungen der mannichfachsten Art. Sein ganzes Wesen athmete Liebe, sein Auge wollte sie überall finden, überall wecken, und Lieblosigkeit ward ihm geboten, bis sich sein Herz verhärtete und von Haß ganz erfüllt überschäumte. Nun sank er tiefer und immer tiefer in den Schlamm der Sinnlichkeit, Reiz, Kitzel begehrte er, nicht Erhebung, heilige Gluth, süß schauernde Andacht. Aber man ließ den Irrenden gewähren. Er that nichts, was Hunderte nicht auch schon gethan hatten, und war sein Treiben nicht grade musterhaft zu nennen, verstieß es sogar gegen die Gesetze jeglicher Moral, so war der Frevel doch nur vorübergehend und ward deshalb nachgesehen. Es ist

ja erlaubt, ein Paar Trauben von vielen Weinstöcken zu pflücken; man billigt es nicht, läßt es aber geschehen, während doch keiner der Strafe entgehen würde, dem es einfiele, sich eines Weinstockes ganz und allein zu bemächtigen, um die süßen Früchte mit Behagen zu genießen.

Durch die Bekanntschaft Byron's mit der Gräfin Guiccioli hatte die wahre, innigste Liebe ihn wirklich erfaßt. Therese erwiederte seine Neigung mit gleicher Leidenschaftlichkeit, und die von Natur an einander Gekketteten wären es auch für das Leben gewesen ohne die Beschränkungen des Gesetzes. Diese eiserne Hand aber riß ihre Herzen wild aus einander, gab dem edelsten Gefühle den Namen des Verbrechens. Und nicht genug, daß hier kirchliche Einrichtungen und verjährte, mit Sorgfalt gepflegte Vorurtheile sich gegen diese Verbindung auflehnten; es erhob auch noch zum größten Aerger Byron's die sonst so leichtfertige italische Gesellschaft ihre Stimme.

Madame Benzoni, deren Zirkel Byron noch oft besuchte, unternahm es, ihm Vorstellungen zu ma-

chen, die natürlich erfolglos blieben. Es ist immer ein undankbares und meistentheils auch nutzloses Geschäft, Andere von ihren Fehlern zu überzeugen oder sie gar davon heilen zu wollen. Kommt aber gar die Leidenschaft mit in's Spiel, so sollte Jeder gleich davon abstehen, irgend wie, heimlich oder offen, eine Aenderung bewirken zu wollen. Eine Leidenschaft ist eben so wenig ein Fehler als eine Tugend. Zu beiden enthält sie nur die Keime. Rüttelt und schüttelt aber eine fremde Hand an dem glimmenden Baume, so lodert er auf in hellen Flammen, und dann läßt sich auch immer annehmen, daß die Nachtseite solchen Thuns sich von selbst herauskehren werde. Schweigen dagegen die Zuschauer, so findet die Kraft der Natur immer den sichersten Ausweg, der gefährliche Begleiter wird znm Lehrer, er bildet den Gefesselten, und welches Ende ihm auch bevorstehen mag, er wird es weder zu fürchten noch zu bereuen haben.

Was wir hier aussprechen, das hatte Byron schon oftmals in sich durchgelebt, sich heimlich gestanden

und wieder mit Sorgfalt verschleiert. Er fühlte sich gerettet, glücklich und grade in diesem Verhältniß vollkommen rein, wie es die Liebe immer ist. Deshalb verdroß ihn die Mißbilligung, die man ihm erst merken ließ, dann heimlich, endlich unverhohlen bekannte.

„Sie haben sich bisher so gut gehalten, so musterhaft betragen," sagte eines Abends Dame Benzoni zu ihm, indem sie ihn in ein entfernteres Zimmer führte. „Ich bitte Sie um Alles in der Welt, Mylord, lassen Sie ab von diesem beispiellosen Verhältniß! Ihr Leben steht auf dem Spiele, der Ruf der Gräfin ist befleckt für ewige Zeiten!"

„Bei meiner Seele, Madame," fuhr Byron auf „ich weiß nicht, wer von uns Beiden närrisch geworden ist! Ich soll mich früher musterhaft betragen haben und nun ein entsetzlicher Sünder sein! Sie könnten eben so gut einem Schornsteinfeger einreden wollen, daß er weiß, wie ein Müller sei."

„Bedenken Sie nur," versetzte die Gräfin, „daß Therese eine verheirathete Dame ist!"

„War Mariane denn unverheirathet? Oder Fornarina, oder die blonde, niedliche Giovanna? Und wie viele „Oder" Sie sonst noch begehren."

„Das waren Liebschaften," sagte Dame Benzoni.

„Und nun ich liebe, wirklich liebe, leidenschaftlich, ewig, mit der Beharrlichkeit eines ausbündigen Tugendmenschen liebe," rief Byron, „nun sollte ich ein Verbrecher sein? Madame, ich begreife Sie nicht, noch verstehe ich Ihre Sitten. Liebe ist eine Heiligung zweier Herzen; sie schließen und werden Ehen schließen, so lange die Sonne am Himmel steht und Eure Gesetze, Pfuschereien und Verordnungen werden das ewige Gute nicht schlecht machen. Ich bin ein Verehrer der Ehe, Madame, das weiß Gott und mein Schicksal, daß aber Ehe nothwendig sei zu keuscher, heiliger Liebe, und zwar zu einer Liebe, wie die Vernunft und die gesunde Moral sie gestatten, das versuchen Sie mir nicht einzureden. Lösen Sie das entehrende, sündhafte Band dieser unseligen Ehe, und Sie selbst sollen mich mit Therese zum Altare begleiten."

„Die Ehe, mein Freund, iſt ein Sacrament!“

„Ich wünſchte dieſe Lagunen wären Weihwaſſer, ſo wollte ich“ —

„Sie ſind aufgeregt, leidenſchaftlich,“ fiel die Gräfin ein. „Nehmen Sie Alles einfach, wie es ſich Ihnen darbietet. Thereſe wohnt bei Ihnen, ſie begleitet Sie überall hin, Sie machen Gondelfahrten mit einander, kurz leben vertraut, wie Ehegatten. Das iſt verpönt, mein Freund, und eine traurige Verletzung der noblen Geſetze des Cicisbeat's.“

„Ich frage nur, ob es die Geſetze des Herzens verletzt, und dies antwortet: nein! Soll ich denn zurückſtürzen in den Schlamm, dem ich mühſam entkommen bin? Und gewiß und wahrhaftig, ich werde ein ſataniſcher Menſch, wenn Ihre Herkommen mir Thereſen rauben.“

„Es würde Ihnen nicht ſo viel üble Nachrede bringen, als Ihre Verbindung mit der Gräfin. Sie müſſen wenigſtens eine Aenderung eintreten laſſen. Schicken Sie die Gräfin auf eins der Güter ihres Gatten, die Begleitung wird man Ihnen gern zugeſtehen.“

„Und das nennt man eine gesittete Welt!“ rief Byron aus. Er warf sich auf den Divan, sein Haupt sank auf die Brust, er schwieg lange. „Liebe Freundin, fuhr er ruhiger fort, „verkennen Sie mich nicht! Ihr Herz selbst muß Ihnen sagen, daß mein gegenwärtiges Leben nicht strafbar ist! Das unselige Band nur, das Therese mit dem Grafen verknüpft, gibt ihm einen Schein des Unrechts.“

Dame Benzoni zuckte die Achseln und ging unruhig durch's Zimmer. „O, daß wir uns doch immer selbst so gefliſſentlich verschlechtern!“ sprach Byron weiter. „Wäre es denn ein Wunder, wenn bitterer, unauslöschlicher Haß gegen die menschliche Gesellschaft uns erfüllte? Nicht einmal den Engel will man dem Gefallenen gönnen, wenn sich ihm einer zugesellt!“

„Lieber Freund,“ versetzte die Dame, „wir halten gar Vieles für gut und erlaubt, was doch, näher besehen, nur eine Verlockung zum Bösen ist. Eine verbotene Neigung erscheint uns wie ein Schmuck, wie ein goldener Ring. Wir tragen ihn länger und

länger, bis er uns drückt, und wenn wir ihn dann entfernen wollen, bemerken wir zu unſerm Entſetzen, daß er mit unſerm Fleiſch verwachſen iſt und keine Trennung ohne gänzliche Vernichtung mehr denkbar."

„Verbotene Neigungen gibt es nicht," verſetzte Byron, „denn es neigt ſich blos Verwandtes zu einander, und was Ihr Gleichniß betrifft, ſo erleidet es auf mich keine Anwendung."

„Es iſt wirklich zu verwundern, wie ein ſo kluger Mann ſich ſelbſt ſo täuſchen, ſo verkennen mag!"

„Wäre ich klug, Madame, ſo bedürfte ich nicht Ihrer gütigen Vorleſung. Ich haſſe die klugen Menſchen, denn ſie allein ſind ſchlecht. Umſchanzt mich mit Barbaren und Halbwilden, und ich will ſie ſanft machen, wie Lämmer. Einem klugen Mann aber iſt nicht beizukommen; er tyranniſirt Euch mit Lächeln und Complimenten und ſchmiedet mit jedem Wort einen neuen Sclavenring um Euch. Die Klugheit iſt das verabſcheuungswürdigſte Laſter, und wäre ich ein König, ſo ſollte mir das Gezücht bald hoch genug erhoben werden!"

Die Gräfin hielt es nichts desto weniger für klug, jetzt zu schweigen und dem Dichter sich selbst zu überlassen. Er vermied nun die Gesellschaften, besuchte keine Theater mehr. La Mira, wo Therese waltete, war sein liebster Aufenthaltsort. Nur in der Nähe der Geliebten, der Liebenden, befand er sich wohl, da vergaß er die Welt mit ihrem Neid, ihren Schmähungen, ihren geachteten Scheintugenden. Vereint mit Theresen gab er seiner Tochter Allegra den ersten Unterricht, in dieser Beschäftigung gegen seine Art sanft und geduldig. Das liebende Weib kümmerte sich eben so wenig als Byron um das Urtheil der Welt, die es überhaupt nur aus der Vogelperspective kannte. Es vergingen Wochen im reinsten Glück, man glaubte sich für immer vereint.

Da traf plötzlich ein Brief von dem Grafen ein und zu Byron's Schrecken erfolgte jetzt der vernichtende Schlag, den Dame Benzoni ihm dunkel hatte ahnen lassen. Der Graf verlangte seine Gattin von unserm Freunde zurück, forderte gänzliche Trennung Beider von einander und Aufhebung jedes Brief-

wechſels. Unter Erfüllung dieſer Bedingungen wollte er Thereſen volle Freiheit über ihre Perſon geſtatten und alles Vergangene vergeſſen.

Byron kämpfte lange mit ſich ſelbſt, er wußte nicht, ob er einwilligen, ob er gewaltſam einer Verbindung ſich widerſetzen ſollte, die eine der edelſten Frauen für ihr ganzes Leben dem tiefſten Elende Preis geben mußte. Auch Thereſe war unſchlüſſig, keines Gedankens fähig. Sie liebte, und die Liebe der Frauen ſieht immer nur auf das Nächſte. Dies zu erlangen, dies ganz zu beſitzen, iſt ihr Streben, worüber ſie das entſetzlichſte Unglück vergeſſen können.

Der Graf ward jedoch immer dringender, auch Thereſens Vater rieth zur Trennung, obwohl in bedauernden Ausdrücken. Beide hohe Familien wünſchten öffentliches Aufſehen zu vermeiden, und ſo willigte denn endlich auch Byron in das Unabwendbare. Er war ſo muthlos und niedergeſchlagen, daß ihm jetzt jeder Ausgang völlig gleichgültig erſchien. Mit Thereſe nahm man ihm ſeine Seele, ſeinen Engel. Wo-

zu bedurfte er jetzt noch viel des Nachdenkens, was er nun anfangen solle?

Nach der leidenschaftlichsten Scene schied Therese von unserm Freunde. Byron selbst übergab sie ihrem greisen Gemahl; er sah sie erblassen, ohnmächtig in die Arme ihrer Dienerin sinken; dennoch besiegte er sein Herz und entfernte sich eiligst.

Gelübde jedoch, die ohne Mitwissen des Herzens blos mit dem Verstande gethan werden, pflegen in der Regel unerfüllt zu bleiben. Die Liebenden hatten versprochen, jede Correspondenz zu unterlassen, allein schon am fünften Tage erhielt Byron einige leidenschaftliche Zeilen von Theresen, die ihn mit neuen Hoffnungen erfüllten.

Müßig, trübselig verflossen ihm die Tage in Venedig. Er ging nicht aus, vermied die Menschen und unterhielt sich nur mit Fletcher. Daß ein solches Leben ihn aufreiben müsse, fühlte er, und so faßte er denn aus Verzweiflung über sich selbst und die Welt den Entschluß, in möglichst kurzer Zeit Italien, ja Europa zu verlassen, und nach Südamerika

zu Bolivar zu gehen, deſſen Stern damals heitere Strahlen über das Meer herüber warf. Er wollte England beſuchen und meldete nun in ſchnellen Briefen allen Bekannten ſeine Ankunft. Für ſeine Tochter Allegra war geſorgt. Sie ward nach italiſcher Sitte einem Kloſter zur Erziehung übergeben, was um ſo vortheilhafter für das Kind war, als es Byron in der katholiſchen Religion erzogen wünſchte.

So kam der Tag der Abreiſe näher und näher. Mit ihm wuchs die Unruhe unſeres Freundes, der nun abermals nur eine neue Flucht antreten ſollte. Jede Minute ward gewiſſenhaft zum Schreiben an Thereſe benutzt. Wie in Bologna durchſtreifte er wieder alle Zimmer, die ihr Fuß betreten, wo ſie geathmet, geliebt, gelitten hatte! Endlich erſchien der feſtgeſetzte Tag. Schon iſt die Gondel mit ſeinen Habſeligkeiten beladen, Koffer, Kiſten, Todtes und Lebendes, an Bord gebracht. Nur Byron kann ſich nicht trennen. Er läuft von Zimmer zu Zimmer, er tritt auf den Balkon. Unter ihm liegt die Stadt, der er flucht, die er ſegnet; denn dort in jener Ecke,

die eben ein Sonnenstrahl vergoldet, klang zum ersten Male Theresens schöne Stimme in seine Seele. „Benedetto te e la terra, che ti fara!“ ruft er aus, ergreift die Mütze, zieht die Handschuhe an und schwingt sein kleines Stöckchen mit dem goldenen Knopf, das er zu tragen pflegte, indem er langsam die Treppe herunter steigt.

Die Bootsleute mahnen zur Abfahrt, Fletcher hängt sich mit bittender Angst an seinen Herrn. „Sind meine Waffen an Bord?“ fragt Byron.

„Um Gottes Barmherzigkeit,“ ruft Fletcher, „die haben wir vergessen!“

„So hole sie,“ befiehlt Byron. „In zehn Minuten muß Alles geordnet sein. Meine Waffen sind meine Nahrung. Ist nach Verlauf von zehn Minuten jede Kleinigkeit in Ordnung gebracht und tritt sonst kein unerwarteter Zufall ein, so will ich reisen.“

Fletcher beeilt sich, den Auftrag zu vollziehen. Byron folgt ihm, die Uhr in der Hand, tritt ihm in

den Weg, stößt ihn an, wie es scheint, absichtslos. Dennoch wird der treue Diener noch vor Ablauf der festgesetzten Zeit fertig. Da entsteht unter den Bootsleuten ein Gemurmel, Byron's Name wird genannt, Fletcher stürzt dem Lord mit einem Briefe in der Hand entgegen.

Er kommt aus Ravenna! Zitternd reißt unser Freund das Siegel ab, Graf Gamba meldet ihm, daß Therese unaussprechlich leide, daß man in der größten Besorgniß um sie schwebe und ihr Gatte selbst jetzt abermals den Dichter ersuche, auf das Eiligste nach Ravenna zu kommen.

„Ich bleibe!" schreit Byron fast wahnsinnig vor Freude, „und nun soll keine Macht der Erde mich wieder von Dir reißen, Du einzige Geliebte meines Herzens."

Seine Effecten werden wieder ausgeladen. Byron sitzt schon am Schreibtisch. „Ich hatte nicht Kraft gnug," schrieb er an Therese, „das Land, wo-

rin Du lebſt, zu verlaſſen. Du ſelbſt haſt entſchieden, und ich werde kommen und Alles thun und ſein, was Du von mir verlangſt. Mehr kann ich nicht ſagen."

VII.

Byron als Carbonaro
und
Philhellene.

1.

In geringer Entfernung von der alten Stadt Ravenna breitet ſich ein Piniengehölz aus, das dem Auge in der ſonſt völlig kahlen und reizloſen Gegend einen angenehmen Ruhepunct gewährt. Die Ravennaten ſind ſtolz auf dieſes Wäldchen und verſäumen nie, den Fremden dahin zu geleiten oder ihn doch darauf aufmerkſam zu machen. Denn in den Schatten jener Pinien pflegte Dante nach ſeiner Verbannung aus Florenz, und als er gaſtliche Aufnahme bei dem Beherrſcher Ravenna's, Guido Novello da Polenta, gefunden hatte, täglich zu luſtwandeln.

Seit undenklicher Zeit indeß war jener hiſtoriſch intereſſante Ort nicht ſo häufig beſucht worden, als

neuerdings. Mit dem Ende des Jahres 1819 traf nämlich eines Abends eine wunderliche Reiſeequipage in Ravenna ein, die Aller Augen auf ſich zog. Ein Wagen, ſo groß, daß er für ein Häuschen gelten konnte, von vier raſchen, kräftigen Pferden gezogen, hielt vor dem Palaſte des Grafen Guiccioli. Sechs bis ſieben Bediente, die meiſten von rieſenhafter Größe, folgten gleich darauf, theils zu Pferde, theils auf mehreren Wagen, die außer mancherlei Geräthſchaften noch eine Art Menagerie enthielten. Zwei Affen machten die poſſierlichſten Sprünge auf den Ueberdachungen, drei ſchöne Zibetkatzen knurrten die Neugierigen an, eben ſo viele Pfauen ſtolzirten mit ausgeſpreiteten Federn ſehr anmuthig darauf herum, während zum großen Ergötzen der Jugend noch zwei ungeſchlachte Bullenbeißer mit mehreren Hühnern in einem komiſchen Kriege begriffen waren.

Der Beſitzer dieſer mannichfachen Utenſilien bezog den Palaſt des Grafen, und aufmerkſame Beobachter ſahen ihn ſchon am nächſten Tage nach der Pineta, wie man jenes Wäldchen nennt, reiten, es

nach allen Richtungen hin durchstreifen und fortan jeden Tag den gleichen Weg nehmen. Diese Vorliebe eines Fremden für den denkwürdigen Ort erweckte auch wieder bei verschiedenen Ravennaten eine Art von Interesse, und bald ward das stille Gehölz fleißig besucht, namentlich des Abends, wo Stadt, Land und das nahe Meer in schöner Beleuchtung erglühen.

Unser Freund Byron, dem Ravenna diese Wiederbelebung einer ehrwürdigen Erinnerung zu verdanken hatte, brachte Stunden lang unter den rauschenden Wipfeln jener Pinien zu, entweder mit Pistolenschießen beschäftigt, oder in dichterischem Träumen unter den schlanken Stämmen umherschreitend. Gewöhnlich begleitete ihn Fletcher oder sein ehemaliger Gondelier Tita, der aus Liebe zu Byron das Ruder von sich geworfen hatte, wiewohl er oftmals sein Mißvergnügen über den getroffenen Wechsel zu äußern pflegte. Damit verband sich meistentheils auch ein gewaltiges Lob Byron's, denn Tita unterließ nie in die betheuernden Worte auszubrechen:

„Mylord ist das beste Häuflein Staub, das je zusammengebacken wurde. Der Himmel weiß am besten, warum er ihn zum Lord und Poeten gemacht hat. Aber bei der heiligen Jungfrau Maria, er hat einen braven Gondelier damit beraubt!“ Oft auch ritt dem mildthätigen Lord der rüstige Graf Gamba zur Seite, und namentlich in später Abendzeit, wenn vom Meere herein und aus den sumpfigen Niederungen, feuchte, dünne Nebel über die Gegend strichen, schienen beide Männer unzertrennlich von einander.

An einem stillen Märzabende, als eben wieder ein silberner Nebelflor über das ganze Land aufwallte, ritten die beiden Freunde aus dem Pinienholz hervor und schlugen den Weg nach der Stadt ein. Eine Menge dunkler Gestalten sprengten nah und fern durch die Felder den zerstreut liegenden Ortschaften zu. Man hörte zuweilen einen Schuß, sah das Feuer blinken, und eine getroffene Möwe sank klagend mit sterbendem Flügelschlage zur Erde.

„Ein wilder, kräftiger Menschenschlag sind diese Bauern,“ sagte Byron zu seinem Begleiter, als ei-

ner mit der Flinte in der Hand nahe an ihm vorübergaloppirte. „Da sie aussehen, als wollten sie Jedermann über den Haufen rennen, so wundere ich mich nur, daß sie die vielen nächtlichen Citherspieler unter ihren Fenstern in Ruhe lassen; denn ohne alles Unheil mögen dergleichen Besuche doch nicht immer ablaufen."

„Die Italiener sind ein unachtsames Volk," versetzte der Graf, „aber dennoch tüchtig zu jeder bedeutenden That. Wenn man sie nur zusammenhalten könnte!"

„Dank sei ihrem gemeinsamen Stammvater!" rief Byron lachend. „Das tolle Blut des ungestümen Räubers mit ein wenig Wolfsmilch versetzt, treibt noch immer sein Wesen in ihnen. Und ich wollte es ihnen auch verdenken, wenn sie sich ruhig einhürden ließen, wie die zahmen Dummköpfe anderer Nationen."

„Wollte Gott, Sie sprächen die Wahrheit," erwiederte Graf Gamba, „so aber sind wir leider genugsam von unübersteiglichen Mauern umgeben, die

wir entweder nie oder nur in strenger Einigkeit ersteigen werden. Und der Druck ist wahrlich groß genug!"

„Warum schlagen Sie die Hunnen nicht vor den Kopf? Ich an Ihrer Stelle hätte schon längst die Geduld verloren, denn ich kann es Ihnen schwören bei allen christlichen, türkischen und heidnischen Gottheiten, daß ich außer den Engländern kein Volk mehr hasse, als die Hunnen. Es ist ein abscheuliches Gesindel."

„Wenn dies Ihre wahre Meinung ist, Mylord," versetzte Graf Ruggiero mit Wärme, „so möchte ich Ihnen Vorsicht anempfehlen. Wir leben im Kirchenstaate, und die Obmacht des Papstes dünkt mich zuweilen noch drückender als der Scepter Oestreichs."

„Mir spukt der Papst in allen Gliedern," sagte Byron, „obwohl ich den katholischen Cultus jedem andern vorziehe. Die Weiber wenigstens sollten allenthalben katholisch erzogen werden. Sie sind dann am sinnigsten, liebenswürdigsten, und ihre heimlich genährte Sinnlichkeit hat, von der wahren Andacht

niedergehalten, einen unnennbaren Zauber. Hat ein Mann jemals eine katholische Geliebte gehabt, so wird ihm jedes schönste Weib der ganzen übrigen Christenheit nüchtern und kalt erscheinen."

Der Graf mußte lächeln, im Herzen aber war er innigst erfreut über diese Aeußerungen Byron's, dem er Glauben zu schenken hinreichenden Grund hatte. Um indeß das Gespräch von dem Gegenstande abzulenken, worauf es unser Freund nach seiner Art sprungweise geführt hatte, lenkte er wieder ein, indem er sprach: „Es ist für jeden braven Italiener niederschlagend, an einem Orte, in einem Lande zu leben, wo so lange ein schöner Sinn für wahre Freiheit lebendig blieb, wo die edelsten, kühnsten Sänger der Freiheit aufstanden, und wenn auch kein ganz glückliches, doch ein im Allgemeinen beneidenswerthes Leben führten Wir Ravennaten vor Allen hätten wohl ein Recht uns zu rühren, da überall der ernste Schatten Dante's uns entgegen tritt, wir mögen nun die Natur verehren, oder in der Kirche, am Altar um glücklichere Zeiten flehen."

Byron gab seinem Pferde die Sporen, daß es im schnellsten Galopp der Stadt zusprengte. Der Graf konnte sich diese Flucht nicht erklären, rief ihm laut nach und suchte durch ein gleiches Manöver den Freund einzuholen. Es gelang ihm kurz vor dem Stadtthore. „Was fällt Ihnen ein, Mylord?" fragte Gamba.

„Ein prächtiger Gedanke," erwiederte Byron, „ich bitte Sie aber in Aller Narren Namen, die je ihre Verrücktheit mit eigener Feder an alle Welt verriethen, lassen Sie mich in Ruhe! Denn was mich alleweile beschäftigt, das kann gelegentlich eine vortreffliche Brandfackel abgeben, wenn man je deren einmal bedürfen sollte."

Kopfschüttelnd vernahm der Graf diese Worte, erfüllte aber den Wunsch des Lords und blieb zurück, mit seinen Plänen, seinen Gedanken ernst beschäftigt. Er wagte zu hoffen, ohne grade seinen Glauben zu verwetten, und als er in seinem Palast angekommen war, schrieb er schnell nur wenige Worte an mehrere höchst angesehene adlige Familienhäupter und über-

gab die Billets einem erprobten Diener zur schleunigsten Beförderung. —

Um dieselbe Zeit unterhielt sich die Gräfin Guiccioli angelegentlich mit einem jungen Manne, der eine auffallende Aehnlichkeit mit Theresen zeigte. Das Gespräch mußte nicht die erfreulichsten Dinge berühren, denn Theresens Augen schwammen in Thränen, und ihr ohnehin etwas leidendes Aussehen ward durch die Aufregung noch gesteigert, in der sie sich offenbar befand. Nach einer längeren Pause unterbrach sie den eifrig sprechenden jungen Mann.

„Du kennst ihn nicht, Pietro," sagte sie, „und bist eben auch wie die Andern. Lieber Himmel, wenn ich doch nur wüßte, warum ich die einzige Frau in Italien sein soll, der kein Amico zur Seite geduldet wird! Und ich liebe ihn doch so unaussprechlich!"

Therese sah den vor ihr stehenden Bruder so schwärmerisch-bittend an, ihre schönen tiefblauen Augen glänzten vor Sehnsucht nach dem Geliebten, daß Pietro im Augenblicke nichts zu erwiedern wußte.

„Dein Freund iſt ein zu wüſter Geſell," ſagte er endlich. Thereſe ſchüttelte ihre prachtvollen Locken und verſetzte: „Du nennſt ihn wüſt, weil Du ihn nicht kennſt, ſein Weſen nicht beurtheilen kannſt. Mein Freund hat viele und große Schwächen, aber wer ihm einmal in die Seele geſehen hat, die unverhüllt aus ſeinem Auge tritt, der allein verſteht dieſen außerordentlichen Menſchen zu faſſen. Und dann lebt er auch gar nicht ſo ausſchweifend, wie ihn das Gerücht ſchildert. Seit ich ihn kenne, ſeit er in mir ein Herz gefunden hat, das ihn ganz verſteht, kann ſein Leben jedem Manne zum Muſter aufgeſtellt werden. Er wird fromm, wie ein Kind, wenn ich ihn nur anſehe, ſeinen Zorn, der über alle Maßen ſchrecklich iſt, erdrückt die leiſeſte Berührung meiner Hand, und ſchlage ich gar den Arm um ihn, drücke ich ihn an mein Herz, wechſele ich ſanfte, liebevolle Worte mit ihm: dann iſt er mehr als ein Menſch! Und mag mich die ganze Welt verdammen, mag ich nach dem Tode längere Zeit die Qualen des Fegefeuers erdulden müſſen; ich will doch keine ſchöne

Stunde auf Erden verlieren, die mir die unaussprechlichsten Genüsse gewährt. Ich will und werde lieben, so lange ich athme, und werde nur Ihn lieben, der sicherlich ein gefallener Engel ist, aber einer, der sich an einen Stern gestoßen hat."

Sie nahm ein Buch auf und blätterte darin. Es war die Corinna der Frau von Staël. Pietro ging unruhig durch's Zimmer. „Wenn ich ihn nur erst kennen sollte," sprach der Italiener. „Ein Mann, der meine kluge, verständige Schwester so ganz mit seinen Liebesnetzen zu umstricken versteht, muß allerdings Vorzüge besitzen."

„Er weiß nur zu lieben," sagte Therese, recht schalkhaft lächelnd, „und das ist eine Tugend, die wir Frauen an Euch Männern jeder andern Eigenschaft vorziehen."

„Nun wahrhaftig," versetzte Pietro, „ich werde bald glauben müssen, daß ihr dann auch einen Verbrecher lieben könnt!"

„Wenn er's verdient, gewiß mit mehr Innigkeit, als einen soliden Tugendhelden! Was hat denn ein

armer, verſtoßener Mann außer einem liebenden Frauenherzen zu hoffen? Ach, und wer Verbrechen begehen kann, der, lieber Bruder, hat auch Anlagen zu den edelmüthigſten Handlungen! Gib ihm nur Liebe, recht wahre, dauernde, aufopfernde Liebe, und Du haſt ihn dem Himmel gewonnen!"

„O über Dich Schwärmerin!" rief Pietro. „Wie dankbar müſſen wir den Geſetzen ſein, die Euch nicht Theil nehmen laſſen an der Staatsverwaltung. Statt der Todesurtheile und anderer Strafen gäbe es dann nur unaufhörliche Liebeserklärungen, und würde ja ein ausbündiger Sünder auf die Galeeren geſchickt, ſo bändet ihr ihn blos mit Roſenketten an die Ruderbank feſt, damit er ja bei Zeiten entfliehen und Euch in die geöffneten Arme fallen könnte."

„Nun das wäre ſo weit ganz hübſch," verſetzte Thereſe, drehte das Buch um und hielt es dem Bruder vor die Augen. „Siehſt Du," ſprach ſie, auf das letzte beſchriebene Blatt zeigend, „das iſt ſeine Hand! Und ſo, Bruder, ſo wie ich jetzt dieſe Buch-

staben küsse, will ich ihn noch hundert tausend Mal küssen und wo möglich ersticken! Dann kann doch kein anderes Weib mehr diese Seligkeit genießen."

„Die Worte sind nicht italienisch," sagte Pietro, „verstehst Du sie denn?"

„Ich verstehe jeden Schriftzug meines Freundes," erwiederte Therese, „und wenn es chaldäisch wäre! Das hier ist englisch; es ist die Sprache seiner Poesie, und grade, wenn er oft im Zorn sich vergißt und ihm aus tiefstem Herzen die wunderlichen Worte hervorsprudeln, grade dann liebe ich ihn am meisten! Dann könnte ich ihn tödten, damit er mir minder schön, minder herrlich und liebenswürdiger erschiene!"

„Du bist eine vollkommene Närrin geworden," sagte Pietro mit sichtlichem Verdruß und wollte das Zimmer verlassen. Ein Geräusch vor der Thür hielt ihn zurück, sie ward geöffnet, Byron trat ein, eine Rolle in der Hand. Therese flog ihm zärtlich entgegen und setzte den Freund über ihr seltsames Be-

tragen in Beisein eines Dritten nicht wenig in Erstaunen.

„Mein Bruder, Pietro," sprach sie, den ängstlichen Unmuth des Dichters bemerkend. „Er kommt so eben von Rom zurück, ist ein Verehrer der Kunst und Poesie, wie auch der Freiheit, um aber ein Mensch zu werden, bedarf er zuvor der Liebe, die ihn bis jetzt noch nicht berührt hat. — Se. Herrlichkeit, Lord Byron!"

Pietro war überrascht, verdutzt. Er wußte kaum, was er zu Byron sagen, wie er ihm entgegen treten sollte; denn bisher war der junge Graf mit Theresens Wahl nicht einverstanden gewesen. Die übertriebenen Gerüchte von Byrons unwürdiger Lebensweise, durch schadenfrohe Engländer verbreitet, die von dem menschenfeindlichen Lord kalt abgewiesen worden waren, hatten den Grafen gänzlich gegen den Freund seiner Schwester eingenommen. Nun aber fand er einen schönen, ihm freundlich entgegenkommenden Mann, der ihn mit eben so großer Zuvorkommenheit, als Theresen mit zarter Aufmerksam-

keit behandelte. Er fragte ihn mit Theilnahme und Lebendigkeit nach den römischen Zuständen, nach Shelley, von dem er wußte, daß er sich jetzt dort aufhielt, und bald rißen ihn der Gegenstand des Gespräches, die Bemerkungen des jungen Grafen, so ganz hin, daß sein Geist Funken zu sprühen schien, und die überraschendsten Gedanken in überströmender Fülle, wie Leuchtkugeln, um den erstaunten Italiener aufblitzten. Die lebhafte Theilnahme Byron's an der politischen Lage Italiens, sein heller Geist, seine hohe Freiheitsliebe, sein unverhohlener Tyrannenhaß: dies Alles sprach sich in kecken Worten so unzweideutig aus, daß Pietro auf der Stelle dem Geliebten seiner Schwester herzlich befreundet ward.

Diese Entdeckung war Niemand angenehmer, als Theresen. Lebhaft und heiter ergriff sie die Hand des Bruders und legte sie in die ihres Freundes. „So," sprach sie mit lachendem, frohen Muthe, „gib meinem edlen Freunde gleich die Hand, Du böser, lieber Trotzkopf, und bitte ihm alles Unrecht ab, das Du ihm in Gedanken zugefügt hast. Ihr müßt noch

die besten Freunde werden und eben so gern Einer für den Andern sterben wollen, wie ich es für Euch möchte"

„Schwester, Schwester!" versetzte Pietro, „das ist wieder recht wie ein Frauenzimmer gesprochen. Aufopfern könnt ihr Euch, das ist wahr, solltet Ihr aber für den Bruder sterben, wenn Euer bester Freund neben Euch stünde, so weiß ich doch nicht, ob Ihr nicht durch irgend eine glückliche List die schwere Aufgabe möchtet zu beseitigen suchen."

Therese schlug den Bruder mit ihrem Fächer auf den Mund, bis er schwieg. „Was haben Sie denn für Papiere in der Hand?" fragte sie den Lord.

„Eine alte, fast verjährte Schuld," erwiederte Byron. „Erinnern Sie sich noch des Abends im Garten zu Bologna, wo uns die freundlichsten Sterne in der Orangenlaube vereinigten? Wir hatten im Dante gelesen, und begeistert von den Worten des unsterblichen Sängers baten Sie mich, irgend etwas über den großen Mann zu schreiben.

Lange trug ich den lieben Befehl, der von so schönem Munde kommend, mir immer heiß, wie ein Kuß am Herzen lag, mit mir herum. Allein es fehlten mir Stimmung, Ruhe, überhaupt eine günstige Veranlassung, die vieles unklar in mir Zerstreute hätte gestalten können. Nun besuche ich aber, wie Sie wissen, täglich auf meinem Spazierritt die Pineta, wo Dante so oft gewandelt sein mag. Und jüngst war ich auch in der Kirche der Minoriten bei dem prachtvollen Denkmale, das ihm der dankbare, patriotisch gesinnte Venetianer, Bernardo Bembo, errichten ließ. Schon dort in dem schweigenden Grabmale entstanden bedeutende Gedanken in mir, und als ich nun heute mit Ihrem Vater wieder nach dem Pinienholz ritt und ein würdiges Gespräch die Lage Ihres Vaterlandes berührte, ergriff mich plötzlich eine Art Begeisterung. Ich eilte wie ein Toller Ihrem Vater voraus und schrieb den Anfang eines Gedichtes nieder, das ich „die Prophezeihung des Dante" nennen werde und Ihnen hier zur Ansicht mitbringe. Könnte ich damit nur Ihre Landsleute

aufrufen und zu einer entscheidenden That hindrängen!"

Mehr liebkosend als dankend empfing Therese das Manuscript, das Gespräch verlief sich ins Allgemeinere und Byron verließ in sehr heiterer Stimmung die Geliebte, als ein leiser Wink ihm andeutete, daß die Ankunft ihres verhaßten Gatten nahe bevorstehe.

2.

„Der Herr Peter oder Pietro scheint auch ein rechter Hitzkopf zu sein," sprach Fletcher eines Tages zu unserm Freunde, der eine Geldbüchse in der Hand hielt und einzelne Bajocchi durch die schmale Oeffnung gleiten ließ. „Erst gestern galoppirte er wie ein Rasender durch die Straßen und ritt zwei arme Teufel über den Haufen. Da ist Gold! rief er den Schreienden zu, kauft Euch neue Wämser! warf ein Paar Goldstücke auf's Pflaster und fort ging's noch toller als zuvor."

„Es war sehr toll von dem Grafen, ein Paar zerlumpten Kerls Goldstücke zu geben," versetzte By-

ron. „Sonst machte ich auch ähnliche alberne Streiche, jetzt aber bin ich vernünftiger geworden. Man muß haushälterisch umgehen mit dem Gelde, sparen so viel als möglich! Denn ich versichere Dich, Fletcher, es geht kein Vergnügen über den Silberklang gesammelten Geldes in einer Sparbüchse! Hör' einmal! Wie das klingt! Wie das auffordert zu einem soliden Leben!" Und lächelnd schüttelte er die halbvolle Büchse vor den Ohren seines Dieners.

„Wenn doch Ew. Herrlichkeit immer so gedacht hätten oder nur jetzt endlich consequent so denken wollten!" erwiederte Fletcher, die Liebkosungen des Affen, der an ihn heransprang, mit Mühe abwehrend. „Aber bei Ihnen kommt mit Ew. Herrlichkeit Erlaubniß die regelmäßige Vernunft nur ruckweise, sie findet keine bleibende Stätte. Was Sie heute ersparen, das werfen Sie doch morgen hundertfältig wieder irgend einem Schelme, der sich recht kläglich gebehrden kann, mit unverhohlener Rührung in den Schooß. Glauben Sie mir auf's Wort, Mylord,

Ihre jährlichen Gaben an die wirkliche und eingebildete Armuth betragen nahe an tausend Pfund!

„Desto sparsamer muß ich selbst leben," erwiederte Byron und warf sogleich noch einige kleine Münzen in die Büchse. „Wenn ich täglich so fortfahre, Geld zurückzulegen, so muß jährlich schon eine recht hübsche Summe zusammen kommen. Wahrhaftig, es geht nichts über ein sparsames Leben! Wenn die Gold- und Silberrollen anwachsen, sich mehr und mehr aufschichten, wenn man seinen Reichthum, die klingenden Früchte eines wohl angewandten Lebens, täglich in der Hand wiegen, mit frohlockendem Auge mustern kann: dann weiß man doch, was man gethan, weshalb man gelebt hat! Schimpfe mir keiner mehr den Geiz! Was man auch dagegen sagen mag, es zeigt sich in ihm doch nur die Poesie des Besitzes in höchster Vollendung. Nicht, damit ich *verdiene*, beute ich die Stunden unter Mühen und Beschwerden aus, sondern, daß ich *habe*, und in Stunden der Ruhe mich an dem Erworbenen still erfreue!"

Fletcher ſchüttelte bedenklich den Kopf, Byron verſchloß ſeinen Schatz, ergriff den Affen und putzte und kämmte das Thier mit größter Sorgfalt.

„Mit dem Beeſt, Mylord, geben Sie ſich auch recht unnöthig viel Mühe,“ ſprach Fletcher, „das Thier bleibt doch in alle Ewigkeit uncultivirt, grade wie die Italiener.“

„Wie!“ rief Byron und ſtieß den Affen von ſich. „Die Italiener nennſt Du uncultivirt? Sie, die das gebildetſte, begabteſte Volk der Welt ſind?“

„Ach, Mylord, Sie kennen nur große Herrſchaften und die Frauenzimmer,“ verſetzte Fletcher, „und dieſen hängt ſich freilich immer ein bischen Bildung an; wenn Sie aber, wie ich, mit dem Pöbel hätten handgemein werden müſſen, dann würden Sie eine ganz andere Meinung von dieſem italieniſchen Geſindel hegen! Haben Sie ſchon einmal auf die meuchelmörderiſchen Phyſiognomien geachtet?“ fuhr er beſorgter, ſchüchtern um ſich blickend fort. „In dem Auge eines einzigen ſolchen Kerls blinken ein Dutzend Dolche. Und wenn man des Nachts einmal aus-

geht, so läuft das Gesindel vermummt durch die Straßen, schleicht sich in die Häuser, steigt durch die Fenster ein, und ich mag nicht wissen, was da Alles für Dinge verübt werden!"

Byron war aufmerksam geworden. Er fragte: „Hast Du das wirklich gesehen, William?"

„Leider, leider!" rief dieser aus, der froh war, seinem geängstigten Herzen einmal Luft machen zu können. „Und noch vielmehr dazu! Aber ich werde mich wohl hüten, davon zu sprechen."

„Mir kannst Du es immerhin sagen, ehrlicher William."

„Ja, das bin ich! Ehrlich dürfen Sie mich nennen, Mylord! Und Ew. Herrlichkeit mögen nun auch thun, was Sie wollen, heraus muß es! Dafür bin ich Ihr treuer Kammerdiener gewesen so viele Jahre; deshalb hab' ich mich Ihrem Dienst geweiht mit Leib und Leben!"

„Um des Himmels willen, was ist denn vorgefallen?" fragte Byron mit Heftigkeit.

„Ich glaube, Mylord," fuhr Fletcher fort, „es soll hier bald eine Teufelei geben. Alle Abende, die Gott werden läßt, schleichen sich viele Vermummte um alle Straßenecken — ich kann's von meinem Schlafzimmer aus ganz deutlich sehen — und wenn mich nicht Alles trügt, so verschwinden die meisten dieser zweideutigen Gestalten im Palast des Grafen Gamba. Mylord, Sie stehen in einem freundschaftlichen Verhältniß mit dieser Familie, Sie sind freigebig gegen die Armen, Sie haben es kein Hehl, daß Sie die Tyrannen hassen, daß Sie Alles opfern würden, könnten Sie einen bessern Zustand für alle Bedrückten herbeiführen: glauben Sie denn nicht, mein bester Herr, daß diese zweideutigen Italiener nur deshalb Ihre Hieherkunft gewünscht haben, um Ihnen Ihr Vermögen abzuschwatzen? Die Gräfin — Mylord verzeihen mir — die Gräfin gibt nur den Vorwand ab, den reizenden, festhaltenden Köder." —

Fletcher heftete sein Auge fest auf Byron, sprang aber sogleich mehrere Schritte schüchtern, zitternd zurück. Die Blicke unseres Freundes sprühten Flam-

men, sein ganzes Gesicht war verzogen. Es vergingen einige angstvolle Secunden, dann griff Byron mit beiden Händen in seine Locken und raufte sie mit solcher Gewalt, daß ein ganzes Büschel schwarzgrauer Haare darin zurückblieb. Nun ward er sanfter, die Brust arbeitete schwer, ein schmerzliches Lächeln spielte um seinen Mund. „Fort!“ rief er dem erschrockenen Diener mit dumpfer Stimme zu, und Fletcher, Gott dankend, daß der von ihm erregte Wuthanfall so glücklich vorübergegangen, versäumte nicht, dem Befehle schleunigst zu gehorchen.

Nun ging Byron mit raschen Schritten durch sein Zimmer. Er rief sich alles jüngst Vergangene zurück, ließ es prüfend an seinem Gedächtniß vorübergleiten. An Theresens Liebe konnte, durfte er nicht zweifeln. Sie war jedenfalls schuldlos, wenn überhaupt planvolle Heimlichkeiten ihn getäuscht hatten. Und bei sorgfältigerer Prüfung mußte er sich sogar gestehen, daß seine neuen Freunde nicht eben ungerecht handelten, wenn sie darauf bedacht

ſein ſollten, ſeine Mittel, in ſo fern er es geſtatte, ihren Zwecken gemäß zu verwenden.

Längſt ſchon hatte er vermuthet, daß irgend etwas im Werke ſein müſſe. Der alte Graf Ruggiero war ſchon geraume Zeit ſehr in ſich gekehrt, gegen ihn aber äußerſt zuvorkommend, herzlich, ja offen. Graf Pietro hatte ihm ſeine ganze Freundſchaft zugewendet, wußte ihn im Geſpräch ſtets auf politiſche Gegenſtände zu bringen, ſtimmte ihm bei, wenn er mit Ingrimm und lautem Zorn die Tyrannei verfluchte. Auch war er es, der ihm jederzeit zuerſt die neueſten Nachrichten aus Spanien und Frankreich mittheilte, wo neuerdings unruhige Bewegungen auf eine mögliche Umkehrung der politiſchen Verhältniſſe ſchließen ließen. In Italien ſelbſt fehlte es ebenfalls nicht an Zündſtoff, die bedenklichſten Nachrichten brachte jede Poſt aus Neapel. Und da er oft genug unverhohlen geäußert hatte, daß er für die Freiheit eines jeden Volkes mit freudiger Bereitwilligkeit Vermögen und Leben gern opfern würde, ſo durfte

er sich zuletzt nur geehrt fühlen, wenn Fremde ein so hohes Vertrauen in seine Person setzten.

Nun war Graf Pietro neuerdings durch die „Prophezeihung des Dante," die er dem Freunde frei ins Italienische übertragen hatte, vollständig für ihn begeistert worden. Konnte er es daher den Freunden der Freiheit verdenken, wenn sie jetzt mit auf ihn zählten, seine Mitwirkung erwarteten? —

Während Byron das Alles bei sich bedachte, war es Abend geworden. Schnell brach die Dämmerung über die Stadt herein, die Straßen wurden finster, obwohl ein eilendes Leben sich lärmend darin fortbewegte. Er saß längere Zeit am geöffneten Fenster, das Aufblitzen der Sterne am Himmel beobachtend. Eben wollte er Theresen besuchen, als Tita in's Zimmer trat und ihm meldete, daß ein Fremder, dessen Gestalt in einen langen Mantel, dessen Gesicht von einer Maske verhüllt sei, ihn zu sprechen begehre.

Byron erschrak, befahl aber entschlossen, den Fremden sogleich hereinzuführen. Tita entfernte sich,

Byron griff schnell nach seinen Pistolen und blieb nachlässig am Fenster stehen.

Der Fremde trat ein. „Benedetto te e la terra, che ti fara!“ grüßte ihn eine wohlklingende, männliche Stimme. Zugleich fiel die Maske und Byron sah, nicht ohne einiges Erstaunen, in das sprechende Gesicht des Grafen Pietro.

„Dieser glückverheißende Gruß von diesem Munde,“ sprach der Dichter, „bedarf keiner Abwehr durch Mordwaffen.“ Er legte die Pistolen bei Seite und hieß Pietro niedersitzen. „Sie sind mir wie immer willkommen,“ fuhr er fort, „dennoch bin ich verwundert über die Verhüllung, in der Sie mich heute besuchen. Und so gern ich den Gruß vernehme, der meinem Leben eine neue Wendung gab, so sehr muß ich besorgen, daß er diesmal nicht ohne eine finstere Hindeutung auf die Zukunft mir zugerufen wurde! Was bringen Sie mir, Gamba?“

„Wollen Sie mir ein eben so großes Vertrauen schenken, als ich in Sie setze,“ erwiederte der Italiener, „so folgen Sie mir ohne weitere Frage; in

wenig Minuten sollen Sie von Allem Kenntniß haben."

„Sind Waffen nöthig?" fragte Byron.

„Für jetzt noch nicht. Unter uns ist Friede."

Byron war schnell wie Pietro vermummt. Er folgte dem Freunde durch eine Hinterthür in den Garten des Palastes, ein Pförtchen brachte sie in's Freie, und bald erreichten sie ohne zu sprechen auf einem kleinem Umwege den Palast des Grafen Ruggiero Gamba.

In einem geräumigen Zimmer, dessen Fenster dicht verhangen waren, traf Byron eine große Anzahl edler, kühner Italiener. Es bedurfte nur eines Wortes, um ihm bei jedem Einzelnen die herzlichste Aufnahme zu bereiten. Nach vorhergegangener Begrüßung übernahm es Theresens Vater, dem erstaunten Dichter Zweck und Bedeutung dieser geheimen Zusammenkunft auseinander zu setzen. „Ihre Gesinnungen," sprach der Graf, „lassen uns hoffen, daß Sie ein thätiges Mitglied unserer Gesellschaft zu werden sich entschlossen zeigen. Was Sie bereits als Privatmann, als Fremder für unser Volk und Land

gethan haben, ist Jedem der hier Anwesenden vollkommen bekannt; welche weit bedeutsamere Wirksamkeit aber Ihr nie ruhender Geist durch Wort und Schrift unter uns gewonnen, das läßt sich in der Kürze nicht aussprechen. Wir Alle fühlen es und danken Ihnen dafür, und wenn es irgend in unserer Macht stände, Ihnen, Mylord, einen Beweis unserer Erkenntlichkeit dafür zu geben; so könnten wir diese nur durch die Aufforderung an den Tag legen, die ich hiermit im Namen der hier Versammelten an Sie ergehen lasse: werden Sie ein Mitglied unserer Verbindung."

„Wir nennen uns Köhler," sprach Gamba weiter, „weil wir durch den Zustand unseres bedrückten Vaterlandes genöthigt sind, wie Köhler nur des Nachts zu wirken und zu schaffen. Die Kohle ist unser Symbol, eine Kohle unser Erkennungszeichen! Und wie die Kohle, leicht entzündbar, eine intensive Gluth weit um sich her verbreitet, wenn sie einmal in Brand gerathen ist, so hoffen wir ganz Italien in eine Gluth zu versetzen, die mit verzehrender Lohe über die in-

nern und äußern Feinde zusammenschlagen und sie gänzlich vertilgen soll! Bald — wir denken es — ist die Zeit erschienen, wo die Kohle sich entzünden darf. In Spanien glimmt die Lunte des Aufruhrs, in dem benachtbarten Frankreich ruft das Volk laut und mürrisch nach einer neuen Gestaltung der Dinge. Piemont ist unruhig, die Brüder zu Neapel halten bereits ihre Fackel in's Feuer. Auch in Deutschland hat sich Zündstoff in Menge angehäuft. Der Name „Sand" ist Niemand unbekannt. Nur die Machthaber sind gegen uns. Ohne ihr eifersüchtiges Herrschen wäre die ganze Welt für und mit uns; denn Köhler sind Alle, die aus dem Volke entstammt zum Volke sich zählen. Darum viva gli Carbonari!"

Byron war entzückt, überrascht, hingerissen. Hatten seine Freunde beabsichtigt, ihn um jeden Preis für sich zu gewinnen, so war der gewählte Weg unstreitig der glücklichste. Sie hatten seiner Eitelkeit auf die edelste Art geschmeichelt; sie hatten ihm unbedingtes Vertrauen gezeigt und das seinige dadurch ohne Rückhalt gewonnen. Er sah sich geehrt, von

einem fremden Volke für ein bedeutendes Unternehmen fast an die Spitze berufen. Es galt außerdem Krieg der Willkür, eine Wiederbelebung Italiens war Wunsch und Ziel der Köhler, und er hätte feig sein oder seine ganze Natur verläugnen müssen, wenn er nicht mit jubelnder Entschlossenheit augenblicklich sich und sein Vermögen dem großen Zwecke hätte opfern wollen.

Mit wenigen Worten sprach er dies jetzt gegen die Versammelten aus, worauf ihm die geheimen Zeichen gegeben und er in den zweithöchsten Grad der Verbündeten aufgenommen wurde.

Zufrieden mit sich und einigermaßen mit so Manchem ausgesöhnt, was in naher und ferner Vergangenheit oft quälend auf seinem Gemüth lastete, trat er mit Pietro den Rückweg an. Er durfte nun ja hoffen, seinen frühesten Jugendwunsch in Erfüllung gehen, sich als einen der Freiheitshelden des neuen Jahrhunderts glänzen, seinen Namen, sein alt-ehrwürdiges Wappenschild von dem Doppelreis des Lorbeer- und Eichenlaubes umrankt zu sehen. —

3.

Ein schöner Traum ging über das Herz Thereſens und zauberte auf ihr reizendes, halb in die ſeidenen Kiſſen verſunkenes, Geſicht ein glückliches Lächeln. Die Lippen bewegten, ſpalteten ſich und hauchten einen theuren Namen leis, aber belebend, in die ſtille Luft.

Das Morgenroth lief farbig über die verhüllten Fenſter, die Flamme in der alabaſternen Schale, die von dem Gott der Liebe ſchwebend über das Lager der Gräfin gehalten wurde, flackerte mit erbleichendem Glanz in dem friedlichen Schlafgemache. Da erſcholl ein lauter, gellender Schrei auf der Straße und klang ſchrillend fort in den bebenden Fenſterſcheiben. Thereſe fuhr jäh empor aus ihrem entzückenden Traum, ihr ſchönes Haar hatte ſich aufgelöſt und umfloß ſie in glänzenden Ringeln, gleich einem verhüllenden Schleier. Draußen wiederholte ſich das Geſchrei, der Lärm wuchs, bald hörte man ein immer lauter werdendes Getümmel. Thereſe lauſchte

furchtſam den ungewohnten Klängen, bis eine ihrer Dienerinnen mit entſtellten Zügen eintrat und durch ihre unzuſammenhängenden Ausrufungen des Schreckens die Gräfin eben ſo beunruhigte, als zu ſchneller Faſſung veranlaßte. Sie verließ das Lager, eilte ans Fenſter und ſchlug die ſeidenen Vorhänge haſtig zurück. Viele Menſchen, meiſt aus der niedrigſten Volksklaſſe, ſtanden lebhaft geſtikulirend an den verſchiedenen Straßenecken. Aus ihren Mienen ſprach die größte Aufregung, Einzelne ſchrieen laut auf, Andere zogen ihre verſteckten Dolche und fochten mit den gefährlichen Waffen auf höchſt bedenkliche Weiſe in der Luft herum.

Thereſe bemühte ſich vergebens, den Grund dieſer allgemeinen Bewegung zu erfahren. Die Zofe wußte nichts und war ohnehin ſo erſchrocken, daß ſie ſich zitternd an ihre Gebieterin ſchmiegte. Endlich ward der bärtige Tita vor den Stufen des Palaſtes ſichtbar, ein Paar andere Bediente Byron's folgten, drängten ſich durch die verſammelten Haufen und kehrten mit freudefunkelnden Augen nach einiger Zeit

wieder zurück. Die Gräfin winkte den treu ergebenen Menschen und forschte nach der Ursache des Lärmens.

„Ach, Signora," sprach Tita, „der Vesuv ist in Brand gerathen und da sind den Ravennaten ein Paar glühende Steine auf die Köpfe gefallen. Der Schmerz darüber hat sie munter gemacht und wird sie so lange schreien lassen, bis auch der brennende Lavastrom sich der Stadt näherwälzt und Alles in Brand setzt."

Unruhig über diese ihr nur halb verständlichen Worte trat die Gräfin wieder zurück in ihr Zimmer. Ihre Besorgniß wuchs, als sich der Graf Guiccioli zu so ungewohnter Stunde bei ihr anmelden ließ. Sein Aussehen weissagte nichts Gutes, er war mißmuthig, finster, abstoßend, gefühllos.

„Haben Sie den Lärm gehört, Madame?" redete er mit scharfer, kreischender Stimme seine Gattin an. „Diesen Auflauf verdanken wir Ihrem so leidenschaftlich protegirten Lord."

„Lord Byron? Wo denken Sie hin, Graf Guic-

cioli! Wie kann Lord Byron die Ravennaten zu einem Aufſtande bewegen?"

„Engliſches Gold vermag Alles, Madame! Guineen reden in allen Sprachen, verführen aller Orten Gute und Böſe, ſtören den Frieden im Hauſe und Staate. Pah! darum ſind mir alle Engländer unangenehm."

„Sie werden ungerecht, Graf," fiel Thereſe ein. „Bedenken Sie, daß Sie der ſorgſamen Pflege des edelmüthigen Lord Byron meine Wiederherſtellung verdanken."

„Wahrhaftig, Madame? Nun freilich, dafür ſind wir ihm großen Dank ſchuldig!" — Er ging mit ſchwankenden Schritten durch das Zimmer und trat ans Fenſter. „Verdammte Canaille!" murmelte er durch die Zähne, „man wird dich ſchon noch zeitig genug wieder an die Kette legen. — Warum empfangen Sie jetzt ſo ſelten des Abends Beſuche von unſerm Gaſte?"

„Lord Byron iſt beſchäftigt," erwiederte die Gräfin.

„Ist er? Ja, ja, er ist sehr beschäftigt, sehr! Wissen Sie, Madame, was er treibt, was er anstiftet?"

„Sie wissen recht wohl, mein Gemahl, daß ich nie das Talent besessen habe, inquisitorische Fragen an irgend Jemand zu thun, am wenigsten an Personen, die meinem Herzen theuer sind."

„Theuer sind? Ja, theuer, sehr theuer! — Ich aber weiß es, Madame," fuhr der Graf fort, „Lord Byron zettelt Verschwörungen an, hält Reden, haranguirt den Pöbel! Er ist ein Revolutionär, Ihr Lord, und dieser Gassenscandal da unten ist sein Werk, ja, sein Werk."

„Wenn mein großmüthiger Beschützer revolutionirt," versetzte Therese, „so ist der Zweck gewiß sehr edel, nnd mich dünkt, Sie sollten sich des guten Erfolges freuen."

„Madame sind also auch mit im Complott? Es wäre nicht zu verwundern, da Sie des alten Gamba Tochter sind."

„Mein Vater ist noch ein sehr rüstiger Mann,"

ſagte etwas piquirt die Gräfin; „was aber das Complott anlangt, ſo bekenne ich mich nur bei ſolchen zu lebhafter Theilnahme, wo das Herz mit ſprechen darf. Hat jedoch Lord Byron, wie ich es hoffe, wirklich Theil an dieſem Volksjubel, dann mögen Sie ſich jedenfalls auf einen Abfall von Ihren Meinungen gefaßt machen, wenn ſie denen des Lords und aller edlen Italiener entgegengeſetzt bleiben."

Betroffen von dieſer Aeußerung wußte Graf Guiccioli nicht augenblicklich etwas Schickliches zu erwiedern, nur ſchien ſie ſeine Muthmaßungen mehr als alles Frühere zu beſtätigen. Seinen Unmuth noch zu vergrößern, und dem Gefühle, das in ſeinem Herzen die gewaltſameren Regungen der Eiferſucht erſetzte, angehäuften Giftſtoff zuzuführen, trat jetzt der Gegenſtand des Geſpräches unerwartet, unangemeldet ein. Byron war ſo aufgeregt, daß er die Anweſenheit des Grafen nicht ſogleich bemerkte. Freudige Hoffnung leuchtete auf ſeiner Stirn, Begeiſterung glänzte im blitzenden Auge. Er eilte auf Thereſen zu, umfing die ungern Widerſtrebende mit

nervigem Arm und würde ſie ſtürmiſch an ſeine Bruſt gedrückt haben, wäre ihm die geängſtigte Gräfin nicht durch eine ſchnelle Bemerkung zuvorgekommen.

„Sie kommen ja wie gerufen, lieber Byron,“ ſprach ſie mit möglichſter Unbefangenheit. „Schnell, beeilen Sie ſich, meinen Gemahl von der Nothwendigkeit deſſen zu überzeugen, was ſo eben in Italien geſchehen will.“ Und ehe Byron Zeit hatte, durch unzeitiges Staunen ſich noch mehr zu verrathen, ergriff die vorſichtige Frau ſeine Hand, bat ihn durch einen Druck, ſich zu zähmen und führte ihn dem noch immer verdutzten Grafen zu.

Beide grüßten ſich durch eine ſteife, kalte Verbeugung. „Wahrſcheinlich“ ſprach unſer Freund, „ſind Ihnen die Nachrichten aus Neapel noch unbekannt, und daher Ihre Beſtürzung, Ihr Unmuth, der in der Beſorgniß, Ihr rechtmäßiges Eigenthum möge gefährdet ſein, eine hinreichende Erklärung findet. Erfahren Sie alſo, daß Neapel gänzlich aufgeſtanden, daß Blut gefloſſen iſt und allen Anzeichen zufolge die Freiheit einen glänzenden Triumphzug

durch ganz Italien halten wird. Die Vorboten des großen Völkerfestes sind bereits gestern Abend in Ravenna angekommen, und dies hat zur Folge gehabt, daß die Göttin der Freiheit, der Oeffentlichkeit hold, noch im Laufe der Nacht ihre Visitenkarten an den Straßenecken angeschlagen. Kommen Sie, kommen Sie, bester Graf! Das lustige Kind ist noch immer bei gutem Humor. Sehen Sie dort an jenem Eckhause den nagelneuen, verständlichen Gruß an die treuen Ravennaten? „Nieder mit dem Papste!" — „Zu den Waffen!" — Auf zur Freiheit!" — Vivat die Republik!" — „Tod dem Papste und den Pfaffen!" So heißen die verschiedenen Variationen, in welche das einfache Wort „Freiheit" sich von Neapel bis hieher vervielfältigt hat. Ueberall gab sie andere Lettern aus, und da die freundliche Dirne es von jeher mit dem Volke gehalten, so war sie nicht spröde. Sie rief, wie es Ort und Umstände erheischten, ohne doch je ihrer Gesinnung untreu zu werden. Aber was seh' ich? Bewundern Sie doch die vortreffliche Laune des niedlichen Schalkes! Hier an Ihren ei-

genen Palaſt hat ſie ein zierliches Kärtchen geſteckt, das „Herunter mit dem Adel!“ lautet. Das nenn' ich doch liebenswürdig keck, obwohl ich es überflüſſig und malitiös finde, denn was das Heruntersein anbelangt, ſo iſt der italieniſche Adel damit bereits hinlänglich bekannt. Meinen Sie nicht, Graf Guiccioli?“

Der ſchwärmeriſch ausgelaſſene Byron nahm ſeine Lieblingskatze, die ihm nachgelaufen war, auf den Arm, liebkoſte ſie und drohte Thereſen, das ſchmucke Thier ihr zuzuwerfen. Der Graf fand vor Aerger und Ingrimm keine Worte, nur ein unverſtändliches Murmeln drängte ſich über die Lippen und verſtummte in einigen grauenvollen Flüchen. Auf den Straßen entſtand auf's neue ein heftiger Lärm, in den ſich Stockſchläge, Geheul und Schmerzenstöne miſchten. Byron trat wieder an's Fenſter.

„Bei der Eſſe Vulkan's,“ rief er mit zurückgehaltenem Lachen, „meine Kerls ſind ſchon mit den Päpſtlern an einander gerathen! Holla, Tita, Moretto, Battiſta, laßt Euch nicht werfen! Schlagt die Lümmel zuſammen, daß ſie denken, der heilige Ja-

nuarius habe einen Blutsturz gekriegt! Ich stehe für Alles, und wären es selbst ein Paar zusammengeschnürte Gurgeln."

Es ist nothwendig, unsern Lesern die Veranlassung der entstandenen Prügelei jetzt mitzutheilen. Tita, immer vorwitzig, kampflustig und händelsüchtig, hatte schon längst den päpstlichen Carabiniers eine Lection zu geben gewünscht. Es fehlte bisher nur an einer schicklichen Gelegenheit, die sich nun plötzlich zur erwünschten Stunde fand. Sobald nämlich die revolutionären Anschläge bekannt geworden, sendete die Polizei Bewaffnete aus, um die frevelhaften Aufrufungen zu vernichten. Byron's Diener, deren Livreen zufällig den Uniformen der Carabiniere sehr ähnelten, wollten eben einen jener Anschläge lesen, als der Soldat die Hand zu dessen Vernichtung erhob. Tita widersetzte sich, es fielen Schimpf- und Drohworte, die Päpstler wollten Hand an die Livreen legen, und so begann augenblicklich eine Schlägerei, wobei die Carabiniere den

Kürzern zogen, da alles Volk auf Seiten der Byron'schen Leute war.

Zwar wurden die Diener bis an den Palast des Grafen verfolgt, allein die blinkenden Dolche der erhitzten Italiener verhinderten jede neue Thätlichkeit, bis endlich ein Abgeordneter der Behörde auftrat und laut gegen Byron Beschwerde führte, weil er sich unterstanden habe, seine Leute in Livreen zu stecken, die aussähen, als seien sie eine Parodie auf die Röcke der Päpstler.

Das war aber gerade ein Thema, das unsern übermüthigen Freund über die Maßen in Harnisch brachte. Unverweilt rief er dem Abgeordneten aus dem Fenster des Palastes zu: „Was die Uniform meiner Leute betrifft, so wißt, daß ich an dieser nicht eine Naht ändern lasse, denn diese Farben sind in meiner Familie einheimisch schon seit dem Jahre 1066, und das ist ein ganz respectables Alter. Sollte trotz dem irgend Jemand es wagen, einem meiner Diener auch nur ein Haar zu krümmen, so stehe ich für nichts. Denn ich sag's Euch als ein ehrlicher

Altengländer hiermit voraus, daß ich von Stund' an meine bärbeißigen Kerls bewaffnen werde, damit sie sich im Fall der Noth ihrer Haut wehren können."

Kaum hatte Byron ausgeredet, als ein jubelndes Viva! von Seiten des versammelten Volkes erscholl. Es ward um die Diener des Lords ein dichter Kreis geschlossen, und die Carabiniere mußten unter erhobenen Fäusten, gezückten Dolchen, gespannten Pistolen und wieherndem Hohngelächter schimpflich abziehen. —

Biedere Offenherzigkeit hat zwar Jedermann gern, nur versteht man sie selten zu achten und noch weniger nach Verdienst zu lohnen. Eine schmerzliche Erfahrung dieser Art mußte bald genug unser lebhafter Freund machen, der allerdings durch frühere Lebensbegegnisse die Unduldsamkeit der Gesinnungen Anderer hinlänglich hätte kennen sollen, um sie fernerhin nicht anzugreifen und durch rücksichtsloses Aussprechen der eigensten Herzensmeinung herauszufordern. Daß Graf Guiccioli seinen politischen Ansichten feindlich gegenüberstand, war ihm nicht verborgen geblie-

den, ſeinen Widerwillen gegen allen Liberalismus ließ er oft genug blicken, und wenn Byron ſich dadurch mehr als Andere beläſtigt, gereizt fand, ſo lag der Grund nahe genug in dem vertrauten Verhältniſſe, das ihn an die jugendliche Gräfin feſſelte. Dem liebenden Dichter aber gewährte es ein unausſprechliches Vergnügen, wenn ihm die Gelegenheit recht unerwartet einen Stachel heimlich in die Hand drückte, mit dem er den verhaßten Gatten der angebeteten Thereſe verwunden, ja bis zur ohnmächtigen Wuth reizen konnte. Denn das Gelüſt der Schadenfreude iſt mit leidenſchaftlichen Menſchen weit inniger verwoben, als mit ruhigen Naturen, nur zeigt es ſich harmlos und mehr als Scherz, denn als gefliſſentlich ätzende Malice.

In ähnlicher Weiſe verliefen auch die Angriffe Byron's auf den alten Grafen, deſſen Oppoſition, deſſen ganze Sinnesweiſe ihm nur langweilig war, nie eigentlich verletzte. Er wunderte ſich deshalb, als er nach der aus dem Stegreif gehaltenen Rede den Grafen nicht mehr im Zimmer traf, das verſtörte

Ausſehen Thereſens beunruhigte, erſchreckte ihn dagegen.

„Was iſt denn geſchehen, theure Geliebte?“ wandte er ſich mit Theilnahme an die Gräfin. „Hat Dich der Lärm erſchreckt oder ſind meine ungewählten Redensarten Dir widerlich geworden? Dann wiſſe, reizende Piccinina, daß mich allemal ein Barthaar Kain's kitzelt, ſo oft ich einen päpſtlichen Lanzenknecht ſehe.“

„Mein Gemahl!“ bedeutete leis flüſternd und furchtſam um ſich blickend die Gräfin. „Hätteſt Du ſeinen Blick geſehen, Byron, ſein Mienenſpiel beobachtet, Du würdeſt zittern, wie ich!“

„Nie, nie, geliebte Seele!“ rief Byron lachend und drückte die weichen Haare Thereſens an ſeine Lippen. „Ich fürchte keinen Apollo, keinen Herkules, wie magſt Du glauben, daß mir ein gebrechlicher Greis nur zwei Minuten beſorglich werden könne?“

„O Du kennſt meine Landsleute nicht, wenn man den Fanatismus in ihnen weckt!“

„Sei unbesorgt. Ihr letztes Mittel ist immer nur ein bezahlter Dolch! Und ein Bösewicht, liebes Herz, ist stets auch feig! Solchen Fährnissen weiß ich auszuweichen.“

Die Gräfin machte noch mancherlei triftige Einwendungen, endlich aber beruhigten sie die Zärtlichkeiten und Liebkosungen des theuren Mannes, und im steigenden Rausch des Glückes zerrann jeder Schatten der Angst. Denn bei Frauen ist es immer der Sonnenblitz eines liebenden Auges, der an die dunkle Wand eines drohenden Wetters den flammenden Irisbogen der Freude, der Hoffnung, der Versöhnung lehnt.

4.

Bei dem Gouverneur von Ravenna, Marchese Ramiro, war eine der zahlreichsten Abendgesellschaften versammelt. Der ganze Adel Ravenna's war eingeladen, die politischen Feinde drängten sich unerkannt rachedürstend durch und neben einander fort. Geschmückte Frauen, strahlend von Schönheit und

Anmuth durchſtreiften, wie die italiſche Sitte dies heiſcht, am Arm ihres cavalier' servente die Reihen der Bewunderer und Neider, unbekümmert um die finſtern Stirnen der Gatten, die der einmal angenommenen Gewohnheit nicht ſteuern konnten.

Auch Byron fehlte nicht, und noch bei keiner ähnlichen Gelegenheit, ſelbſt nicht in dem ſittlich lockerer denkenden Venedig, hatte die Gräfin Guiccioli, die ſchönſte und jüngſte aller Frauen in der Romagna, ſo offenbare Schauſtellung mit ihrem Freunde getrieben. Sie kam ihm nicht von der Seite, ihre Blicke ruhten ſtets da, wo der größte Zuſammenlauf war, und dorthin zog ſie den Geliebten, um geſehen, ihrer Wahl halber geprieſen, beneidet, verwünſcht und angefeindet zu werden. Denn nur in einer Vereinigung dieſer verſchiedenartigſten Aeußerungen des Gefühls findet ein leidenſchaftliches Frauengemüth das vollkommenſte Glück einer Liebe, deren Genuß bürgerliche und kirchliche Geſetze zu erſchweren, wo nicht zu hindern ſuchen. Die liebende Frau will mit ihrem Geliebten auch glänzen. Des-

halb ſteht ein öffentlicher Triumphzug dem verſchwiegenen Glück in ihrem ſchalkhaft-naiven Eigenſinn wenig nach.

Die große Verſammlung hatte nächſt der Erheiterung auch noch einen beſondern bedeutungsvollen Zweck. Durch die jüngſten Ereigniſſe, das raſche Umſichgreifen der neapolitaniſchen Revolution, die immer häufiger werdenden Ausbrüche der Unzufriedenheit in Piemont und ganz Oberitalien, hatte die Behörde zu Maßregeln der Gewalt gegriffen, die bedrohlich für die Verbündeten werden oder den Ausbruch der weitverzweigten Verſchwörung beſchleunigen mußten. Nach den erwähnten Anſchlägen an den Straßen Ravenna's erfolgten Hausſuchungen in den Häuſern faſt aller Adligen, einzelne Verhaftungen wurden vorgenommen, und wo ſich nur immer der Verdacht einſchleichen konnte, da ſuchte er ſich auch feſt zu ſetzen, um aus Schein und Dunſt ein Traumbild ungeheurer Verbrechen ſich zuſammenzuſtellen.

Das Geſchlecht der Gamba, gefürchtet und ver-

haßt bei der Regierung, wurde beſonders hart behandelt. Vorſicht rettete indeß die Bedrängten, indem ſie noch zeitig genug bei nächtlicher Weile ihre Waffen und Pulvervorräthe in die Wohnung Byron's ſchafften, die ſchon deshalb keiner Hausſuchung unterworfen ward, weil Graf Guiccioli überall als ingrimmiger Feind der Patrioten bekannt war. Begünſtigt wurde dies Unternehmen noch durch die plötzliche Abreiſe des Grafen, von der Niemand etwas erfahren hatte, die aber auch Keiner ſich erklären konnte. Man wußte nicht, wohin er ſich gewendet, bis nach Verlauf einiger Zeit aus Rom kommende Freunde ihn dort geſehen haben wollten.

Dieſe Nachricht beunruhigte die Carbonari ernſtlich. Man befürchtete heimliche Umtriebe, Verrath, und, da die Eifrigſten und Kühnſten den Wankelmuth des italieniſchen Volkscharakters richtig zu würdigen wußten, auch einen möglichen Abfall bedeutender eingeweihter Mitglieder. Auf's ſchleunigſte wurden deshalb die geheimen Erkennungszeichen gewechſelt, die thatkräftigen Gemüther riethen zu ſchnel-

ter That, und unter diesen war Byron der Ungeduldigste. Er lebte und webte überhaupt nur noch in dem Gedanken einer Befreiung Italiens, las gegen seine Gewohnheit alle möglichen Zeitungen, studirte Politik und beschäftigte sich beinahe so anhaltend mit diesen Dingen, wie früher mit Liebe und galanten Abenteuern. Thereſe mit ihrem sanften Reiz, ihrer südlich-schwärmerischen Gluth, ihrer Begeisterung für Poesie und Freiheit, trug nicht das Wenigste bei zu dieser aufopfernden Umwandlung des wunderbaren Dichters, und so schien sich denn Alles ganz trefflich fügen zu wollen, sobald es den Carbonari gelang, ihren nicht mehr zu verheimlichenden Zusammenkünften den Schein heiterer Geselligkeit, ja eines sorglosen Schwelgens zu geben.

Zur Ausführung dieses Planes mußte ihnen der Gouverneur dienen. Marchese Ramiro del Pinto war ein gebildeter Mann, der gern Gesellschaft um sich sah, und so frei, verständig, ja mit einem gewissen Anflug von Begeisterung über Volksrechte und Volksfreiheit zu sprechen wußte, daß viele Patrioten in ihm einen

Verbündeten ſahen, in ſeinen Geſprächen eine indirecte Aufforderung zu gewünſchter Aufnahme in den Bund zu erblicken glaubten. So ſehr die Bedächtigeren ſich auch dagegen ſträubten, die Mehrzahl drang durch und der Gouverneur ward Mitglied des Bundes.

Byron hielt ſich von Stund' an viel zu dieſem neuen Jünger der Freiheit. Marcheſe Ramiro liebte das Reiten, ſchoß gern nach dem Ziele und war ein guter Geſellſchafter. Es verging daher nur ſelten ein Tag, wo Byron nicht in Begleitung des freundlichen Mannes nach dem Pinienwäldchen ritt, um dort ſeine gewohnten Uebungen fortzuſetzen.

Dieſer häufige Verkehr mit einem anerkannten Liberalen, wie Byron es war, mußte den Feinden der Patrioten verdächtig erſcheinen, obgleich andrerſeits dem Marcheſe die große Kunſt zu Gebote ſtand, ſich den Anſchein zu geben, als ſei er der abſoluteſte Päpſtler. Leider fiel durch dieſe Verſtellungskunſt ein ſo zweideutiges Licht auf den Charakter des

Mannes, daß die Argwöhnischen beider Parteien einen Verräther in ihm erblicken konnten.

Wir kehren jetzt zurück in die Wohnung des Marchese. Die Carbonari drängten sich gesprächsweise an einander, ein Händedruck ward gewechselt und die neuen Losungsworte für den nächsten Monat waren ausgetauscht. Als Byron die seinigen im Gewirr erhielt, so daß er, eben mit mehreren Damen in eifrigem Gespräch begriffen, nur am Händedruck einen Freund erkennen konnte, bemerkte er beim Ueberfliegen der Papiere, daß eine auf ihn bezügliche Warnung sich mit unter den Worten befand. In kurzen Ausrufungen, wie sie einst den zaudernden Brutus zum Morde Cäsars aufstachelten, ward der Dichter ernstlich vor jedem ferneren Spazierritt mit dem Gouverneur gewarnt. Andere riethen ihm, Waffen zu tragen, des Nachts nie seine Wohnung zu verlassen, ja eines baldigen, betrübenden Schlages gewiß zu sein!

Byron wußte nicht, was er denken, was er thun sollte. War der Gouverneur wirklich ein Ver-

räther, oder hatte ein Feind die Geheimniſſe der Patrioten erlauſcht und ſuchte ihn nun in's Verderben zu locken? — Zerſtreut, mißmuthig floh er das Getümmel, bis die ſuchende Geliebte mit azurblauem Auge ſich über ihn beugte und durch ein einziges Lächeln einen Kranz von Sternen auf ſein Haupt, in ſein Herz drückte.

Dennoch wünſchte er wenigſtens über einen Punct Gewißheit zu erlangen. Sein Argwohn haftete auf dem Gouverneur; er wollte ihn prüfen und ſuchte ihn deshalb auf der Stelle habhaft zu werden. In einem Kreis patriotiſch Geſinnter traf er ihn, lebhaft ſprechend, voll Geiſt, Humor und ſüdlich-einſchmeichelnder Lebendigkeit. Ein Wink brachte ihn in ſeine Nähe.

„Signor Marcheſe," ſprach Byron lächelnd, ſeinen durchdringenden Blick aber feſt auf Ramiro's Augen heftend, „was haben Sie doch davon, wenn Sie nun einen armen Verſemacher erdolchen?" Zugleich hielt er dem Gouverneur das empfangene Pa-

pier vor die Augen, daß er leicht die Worte lesen konnte.

Das Gesicht des Marchese blieb aber ruhig, nur der Zug eines ungekünstelten Staunens malte sich darauf. „Was soll das, Mylord?“ sprach er, den Dichter auf die Seite führend. „Ihnen kann es nicht gelten, sonst würde man Sie nicht warnen; und mir? — Hm, bin ich von Feinden umgeben, wo ich nur Freunde zu erblicken glaube? Wie dem auch sei, Mylord, ich ersuche Sie um völliges Stillschweigen, und sollten Sie meinem Händedruck noch einmal Glauben schenken, so verspreche ich Ihnen morgen das Nähere mit Ihnen zu verabreden, wenn ich Sie nämlich auf Ihrem Spazierritt begleiten darf.“

Byron schüttelte dem Marchese bejahend die Hand und der Rest des Abends verging ohne die geringste, auch nur geheime, Störung. —

Desto stürmischer brach der Morgen für ihn und all' seine nächsten Freunde an. Es traf eine Estafette von Rom ein, die Briefe vom Grafen Guiccioli an Gamba und Byron überbrachte. Sie enthielten

die bestürzende Nachricht, daß der Graf die Einwilligung des Papstes zur Scheidung von seiner Gemahlin erhalten habe, nach deren Vollziehung Thereſe entweder den Schleier nehmen oder in die Wohnung ihres Vaters zurückkehren und jeden Umgang mit ihrem bisherigen Geliebten abbrechen ſolle.

Thereſe, obwohl mit einer gänzlichen Trennung von ihrem Gemahl zufrieden, erſchrak doch über die harten Bedingungen, und war in der erſten Qual der Beſtürzung völlig untröſtlich. Dagegen fand ſie in der faſt ungetheilten Theilnahme aller Ravennaten bald eine erhebende Beruhigung; denn nur kurze Zeit blieb dieſer außerordentliche Schritt ein Geheimniß. Die Frauen ſchmähten den greiſen Mann, die Männer verachteten ſeine heimlichen, feigen Kniffe, und die Theilnahme Aller ward ſo allgemein, daß ſelbſt die politiſchen Intereſſen auf mehrere Tage in den Hintergrund traten, und es nur zwei Perſonen in ganz Ravenna gab, über die man zu ſprechen würdig erachtete. Hatte Byron früher Bewunderer gehabt, ſo fielen ihm jetzt vollends alle Frauenherzen

zu. Er ward angebetet, ſein ritterlicher Sinn, ſeine zarte Beſcheidenheit, die Anmuth im Umgange mit der Gräfin, wurden geprieſen, empfohlen, unnachahmlich gefunden. —

Dieſe unvermuthete Störung verſetzte jedoch Byron ſelbſt in ſo große Unruhe, daß ſeine ganze Lebensordnung eine Zeit lang unterbrochen wurde. Der verabredete Spazierritt mußte verſchoben werden, um wo möglich geeignete Schritte zu thun, die zu einer annehmbaren Vergleichung mit dem Grafen führen konnten. Nach vielfachem Hin- und Herſchreiben, Drohen und Schimpfen kam endlich ein Vergleich zu Stande. Die Scheidung Thereſens von dem Grafen Guiccioli ward vollzogen, Thereſe bezog das Haus ihres Vaters und erhielt von ihrem ehemaligen Gatten ein dürftiges Jahrgeld. Des Verhältniſſes mit unſerm Freunde geſchah ferner keine Erwähnung, und hatten die Liebenden nach ungeſtörtem Glück geſchmachtet, ſo konnten ſie jetzt mehr als früher dieſen Wunſch als erfüllt betrachten. —

Nach heftigen Erſchütterungen, mögen ſie nun

von außen hereinbrechen oder im eigenen Innern sich vorbereiten und ausbilden, pflegt der Mensch stets wieder zu alten Gewohnheiten zurückzukehren. Liegt doch im Festhalten des einmal Gewonnenen immer eine dauernde Beruhigung auch für die stürmischsten Gemüther; denn das Oberflächliche, Bedeutungslose gibt meistentheils den sichersten Anhalt für das Tiefe und Große. Es ist jener Punct, den das Auge des Denkers festhalten muß, sollen seine Ideen in anschaubare, dauernde Gestalten zusammenschießen.

Byron begann wieder seine Besuche im Piniengehölz fortzusetzen, mit Pistolen zu schießen, seine Katzen zu zähmen, mit den Pfauen zu spielen. Das dem Gouverneur gegebene Versprechen hatte er im Drange der Noth vergessen. Es bedurfte einer Anfrage von Seiten des Marchese, ehe er sich wieder daran erinnerte, und freundlich sich entschuldigend lud der Dichter den Gouverneur für den nächsten Abend zu einem gemeinschaftlichen Spazierritt nach dem Holz ein.

Schon ſteht Byron's Pferd gezäumt vor dem Palaſt, er ſieht den Gouverneur über den Platz reiten und eilt nach der Treppe. Da erſchüttert ein Schuß die Luft ſo heftig, daß die Fenſterſcheiben klirren, ein unterdrückter Schrei, ein Sturz und der heftige Hufſchlag eines durchgehenden Pferdes werden hörbar. Erſchrocken, bleich und verſtört ſtürzt Fletcher dem Lord entgegen, unter Händeringen ſchreiend: „Ein Mord, Ew. Herrlichkeit, ein ſchauderhafter Mord!“

„Wer, was iſt ermordet?“ ruft Byron, ſelbſt erſchrocken und von dem Durcheinanderrennen der Diener ganz betäubt. Doch Niemand gibt ihm Antwort, Alle fliehen, es iſt, als drohe jedem Einzelnen ein gleiches Schickſal!

Nun eilt unſer Freund nach der Thür des Palaſtes und ſieht mit Schaudern den zuckenden Körper des Marcheſe dicht an den Stufen des Portales liegen. Stücke gehackten Blei's hatten dem Unglücklichen die Bruſt zerriſſen, das Rückgrat zerſchmettert. Er konnte keine Antwort mehr auf Byron's Fragen

geben, der sich mildthätig um ihn beschäftigte. Die Lider fielen ihm zu, heiseres Röcheln drang aus der blutenden Brust, und bevor noch der zerschmetterte Körper von Byron's Dienern in den Palast getragen werden konnte, war das Auge gebrochen und der Gouverneur eine Leiche.

Dieser beispiellos freche Mord brachte über ganz Ravenna ein lautloses Schrecken. Niemand war seines Lebens mehr sicher, Jeder sah sich von Mördern bedroht, und die Angst stieg, da sich nicht die geringste Spur zur Habhaftwerdung des Verbrechers zeigen wollte.

Jetzt erst begriff Byron die empfangene Warnung, und die Art, wie sie ihm gegeben worden war, veranlaßte ihn nicht ohne Grund, den Mörder unter den Carbonari zu suchen. Dagegen aber zeigte sich die Behörde wieder so lässig in der Untersuchung und setzte die Ergriffenen, auf denen einiger Verdacht ruhte, ohne Verhör sogleich wieder in Freiheit, daß Jedermann in dem gräßlichen Morde eine inquisito-

rische Handhabung verwerflicher Gesetze, tyrannischer Regierungsmarimen erblicken mußte.

5.

Um das Denken und Thun eines so complicirten Charakters, wie Byron es ist, vorurtheilsfrei auffassen zu können, ist es nothwendig, daß ein ruhiger Beobachter gerade in den aufgeregtesten Lebensperioden eines solchen Individuums die Werkstätte seines Denkens selbst in unmittelbarer Nähe belausche. Da erst enthüllt sich der Geist in seiner Größe, in seiner Kleinheit, und die sonst kaum sichtbaren Fäden, mit denen das unvereinbar Scheinende verknüpft ist, treten als kunstreiches Gewebe dem unbelauschten Auge entgegen. Schon früher gaben wir an geeigneter Stelle einige kurze Bruchstücke aus den Denkbüchern unseres seltsamen Freundes, und jetzt scheint uns abermals ein Zeitpunct eingetreten zu sein, wo eine längere Auswahl seiner Bekenntnisse ihn uns entschleiert in der ganzen Riesengröße seines Gedankenlebens, in der rührenden Kindheit seines gläubig- abergläubigen

Herzens, ſeiner naiven Liebe, ſeiner ſich ſelbſt verſpottenden Eitelkeit. Wir wählen die folgenden Fragmente, weil ſie in kurzen, doch beſtimmten Umriſſen den Verlauf der Carbonari-Verſchwörung, bei der wir Byron ſo ſehr betheiligt ſehen, ſchildern, die Träume ſeines Herzens, die bittere Qual ſeines Denkens uns erzählen, und weil unter melancholiſchem Brüten dem ſchaudernden Dichter ſelbſt ein Vorgefühl ſeines nahen Todes ergreift, vor dem er zurückbebt, den er in ewig bewegtem Widerſpruche lebensſatt wiederholt herbeiwünſcht.

Tagebuchblätter aus dem Jahre 1821.

Den 5. Januar.

„Seit ich mich in diesem Lande niedergelassen habe, wo seit Jahrhunderten Sclaverei herrscht, erinnere ich mich täglich an die Hausinschrift des Generals Ludlow: „omne solum forti patria!“ Aber es gibt keine Freiheit unter Sclaven, nicht einmal für die Herren. Das Blut kocht mir, wenn ich es sehe. Zuweilen möchte ich ganz Afrika besitzen, um auf einmal zu vollenden, was Wilberforce mit der Zeit thun wird, nämlich die Sclaverei aus den dortigen Wüsteneien wegzufegen und den ersten Tanz ihrer Freiheit mit anzusehen. — Was aber die allgemein verbreitete politische Sclaverei betrifft, so

ſind die Menſchen ſelbſt daran Schuld; wollen ſie Sclaven ſein, ſo laſſe man ſie dabei! Doch koſtet es nur ein Wort und einen Schwertſtreich. Es gibt kein einziges Beiſpiel eines langen Kampfes, in welchem die Menſchen nicht über die Syſteme geſiegt hätten. Wenn die Tyrannei das erſte Mal fehl ſpringt, ſo iſt ſie feig, wie ein Tiger, und läuft davon, um ſich hetzen zu laſſen."

„Der Erſte ſein — (nicht ein Dictator), nicht ein Sulla, ſondern ein Waſhington oder Ariſtides, der oberſte Führer in Geiſteskraft und Wahrheit — das heißt der Gottheit ſelbſt am nächſten ſtehen."

„Ich ſtand ſpät auf, mürriſch und niedergeſchlagen — das Wetter feucht und trüb, auf dem Boden Schnee und oben in der Luft Sirocco. Ungefähr in einer halben Stunde ſchrieb ich fünf Briefe kurz und grob, an alle meine ſchuftigen Correſpondenten. Dann las ich zum funfzigſten Male den Schluß der dritten Folge von den „Erzählungen meines Wirths," — ein prächtiges Werk — ein ſchottiſcher Fielding und großer engliſcher Dichter zugleich — ein Wun-

der von einem Manne! Wie gern möcht' ich mich einmal mit ihm betrinken!"

„Ich höre den Wagen, bestelle mir Pistolen und Ueberrock, wie gewöhnlich — nothwendige Artikel. Kaltes Wetter — der Wagen offen und die Einwohner heut' etwas massiv — ziemlich hämisch dabei und von der Politik gewaltig in Athem gesetzt. Indessen doch wackere Bursche — ein guter Fonds für eine Nation. Aus dem Chaos hat Gott eine Welt gemacht und aus gewaltigen Leidenschaften geht ein Volk hervor."

Eilf uhr neun Minuten. — „Ich besuchte die Grässin G. und fand sie dabei, als sie eben mein Antwortschreiben auf den Dankbrief des Herrn Alessio del Pinto zu Rom wegen des seinem Bruder, weiland Commandanten, in seinen letzten Augenblicken geleisteten Beistandes aufzusetzen anfing, da ich sie ersucht hatte, für den reinern Italiener ein Paar Zeilen der Erwiederung statt meiner niederzuschreiben, weil ich ein Ultramontaner und in der Sprache der Toskaner wenig bewandert war. Ich hieß sie im

Briefe abbrechen, um ihn ein andermal zu vollenden. Wir sprachen von Italien, Vaterlandsliebe, Alfieri ꝛc. Auch Sallust's Verschwörung des Catilina und der Krieg mit Jugurtha kamen an die Reihe. Um neun Uhr kam ihr Bruder herein, der Graf Pietro, um zehn Uhr ihr Vater, Graf Ruggiero. — Wir sprachen nun von mancherlei Arten der Kriegführung — von der ungarischen und bergschottischen Manier den Säbel zu handhaben, in welchen beiden ich ehemals ein erträglicher Fechtmeister war. Nach der Abrede sollte die Revolution den 7. oder 8. März ausbrechen, welcher Berechnung ich Glauben beimessen würde, wenn es nicht ausgemacht worden wäre, daß es im October 1820 losgehen sollte. Aber die Bologneser ließen die Romagnolen im Stich. — Indessen muß man es so genau nicht nehmen, sondern die Rebellion aufgreifen, wenn sie einem in den Weg kommt."

Den 6. Januar.

„Heute dacht' ich über den Zustand der Frauenzimmer unter den alten Griechen nach, er war b:-

haglich genug. Ihr gegenwärtiger Zuſtand, ein Ueberreſt von der Barbarei des Ritterthums und den Feudalzeiten, iſt ein künſtlicher und unnatürlicher. Sie ſollten ſich um ihr Hausweſen kümmern, und ſich gut herausfüttern und kleiden, aber in die Societät nicht hineinmengen. In der Religion müßten ſie auch gut unterrichtet werden, aber Gedichte oder politiſche Schriften ſollte man ſie nicht leſen laſſen — nichts weiter als Bücher frommen Inhalts und über die Kochkunſt. Muſik, Zeichnen, Tanzen, auch ein wenig Gartenbau und Pflugarbeit dann und wann kann nichts ſchaden. Ich habe ſie mit gutem Erfolge die Heerſtraße in Epirus ausbeſſern ſehen. Warum ſollten ſie das auch nicht eben ſo gut können, als Melken und Heumachen?"

„Abends im Theater am Schluſſe des Stücks mußte ein Fürſt auf ſeinem Throne erſcheinen — das Publikum lachte und verlangte von ihm eine Conſtitution. Dies zeigt, wie hier die öffentliche Stimmung beſchaffen iſt, desgleichen die Ermordungen.

Es geht so nicht mehr. Es muß zu einer General-Republik kommen, und das von Rechts wegen."

„Was mag wohl der Grund davon sein, daß ich mein ganzes Leben lang mehr oder weniger Langeweile gehabt habe? Und daß ich, wenn irgend eine Verschiedenheit statt findet, jetzt fast weniger daran leide, als in einem Alter von zwanzig Jahren, falls mich mein Gedächtniß nicht trügt? Ich weiß die Frage nicht zu beantworten, glaube aber, daß dabei etwas Körperliches im Spiele ist, eben so wie bei dem verdrießlichen Aufwachen, das viele Jahre hindurch Regel bei mir gewesen ist. Mäßigkeit und Leibesbewegung, die ich mir zu Zeiten und anhaltend gemacht habe, wollten nicht fruchten. Heftige Leidenschaften thaten es; wenn ich mich unter ihrem unmittelbaren Einflusse befand, war ich aufgeregt, aber nie unmuthig. — Eine Dosis flüchtigen Salzes berauscht mich, wie leichter Champagner, Wein dagegen und spirituöse Getränke machen mich finster und bis zur Wildheit heftig — wenn man mich aber nicht anredet, schweige ich still und ziehe mich ohne

zu ſtreiten zurück. Das Schwimmen macht mich auch lebendiger; im Allgemeinen aber iſt wenig Leben mehr in mir und wird täglich noch weniger. Das iſt ein unheilbares Uebel."

„Es iſt halb zwölf und regnet — wie Gibbet ſagt: „eine treffliche Nacht für ihr Unternehmen, ſchwarz wie die Hölle, und ein Sturm wie der Teufel" — Geht das Spectakel jetzt nicht los, ſo muß es doch bald der Fall ſein. Ich dachte, ihre Maxime, die Leute todt zu ſchießen, würde bald eine Reaction nach ſich ziehen, und nun ſcheint ſo etwas im Werke zu ſein. Ich will im Kampfe thun, was ich kann, ob ich gleich etwas aus der Uebung gekommen bin. Die Sache, der es gilt, iſt gerecht und gut. — — Alle Augenblicke bin ich darauf gefaßt, Trommelſchlag und Musketenfeuer zu hören, aber ich vernehme nur das Geplätſcher des Regens und das Brauſen des Windes. Zu Bett mag ich mich nicht legen, weil ich das Wiedererwecken haſſe; lieber will ich aufbleiben und den Tumult abwarten, wenn es einen geben ſoll.

„Ich habe mir das Feuer nachgeschürt, meine Waffen zur Hand gelegt und ein Paar Bücher dazu, in denen ich blättern will. Ich weiß nicht genau, wie stark sie sein mögen, aber ich halte die Carbonari für zahlreich genug, die Truppen zu schlagen, selbst hier in der Stadt. Mit zwanzig Mann kann man dies Haus 24 Stunden lang gegen jede Macht vertheidigen, die jetzt binnen derselben Zeit hier aufgeboten werden könnte; unterdessen würde aber das platte Land davon benachrichtigt werden und sich erheben — wenn es ihnen je damit Ernst sein wird, was freilich zu bezweifeln steht."

Den 8. Januar.

„Ich bin doch neugierig, was diese Italiener bei einem ordentlichen Aufstande für eine Rolle spielen werden. Zuweilen kommt es mir so vor, als ob sie wie des Irländers Flinte (es hatte ihm Jemand eine mit krumm gewordenem Laufe verkauft) nur dazu taugen würden, „um die Ecke zu schießen;" wenigstens ist diese letztere Art zu feuern in neuester Zeit der Charakter ihrer Heldenthaten gewesen. Und doch ist

ein Fonds in diesem Volke und eine edle Energie, wenn es gut geleitet wird. Aber wer will es leiten? Doch das macht nichts. In solchen Zeiten tauchen die Helden von selbst auf. Schwierigkeiten sind die Treibhäuser großer Köpfe, und die Freiheit ist die Mutter der wenigen Tugenden, deren die menschliche Natur fähig ist."

Den 9. Januar.

„Dies sollte man festhalten, um vernünftig zu bleiben: Der Umlauf der Zeiten ändert Alles — Zeiten, Sprache — die Erde — die Gränzen des Meeres — die Sterne des Himmels und jedes Ding „um und über und unter den Menschen," nur den Menschen selbst nicht, der immer nur ein unglückseliges Mißgeschöpf gewesen ist und bleiben wird. Die unendliche Mannichfaltigkeit der Lebensweisen führt nur zum Tode und die zahllose Menge der Wünsche nur zu vereitelten Hoffnungen. Alle bis jetzt gemachten Entdeckungen haben wenig mehr, als das leere Dasein vervielfältigt. Wird irgendwo eine Krankheit ausgerottet, so folgt ihr eine neue Pest;

und die Auffindung der neuen Welt hat der alten wenig mehr eingetragen, als zuerst die Syphilis und nachher die Freiheit — letztere eine schöne Sache, besonders, da man sie Europa zum Tausche für die Sclaverei gegeben hat. Aber es bleibt zweifelhaft, ob nicht die Machthaber das erste von beiden Geschenken für das beste hielten, was ihre Unterthanen davon trugen.

„Ich habe Musik gehört — dann Besuche, Neuigkeiten, Krieg oder Kriegsgerüchte, und berathschlagte später mit Pietro und Andern. Sie wollen hier insurgiren und mir die Ehre erweisen, mich auch dabei auftreten zu lassen. Ich werde nicht zurückbleiben, nur glaub' ich nicht, daß sie an Kraft oder Muth genug bedeuten, um viel auf sie rechnen zu können. Jedoch vorwärts! — Es ist jetzt die Zeit zum handeln, und was will das eigene Ich sagen, wenn man einen einzigen Funken von dem, was der Vergangenheit würdig sein würde, unausgelöscht auf die Nachwelt vererben kann? Es ist nicht ein einzelner Mann, noch eine Million Menschen, um die es

ſich handelt, ſondern der Geiſt der Freiheit iſt es, der ausgebreitet werden muß. Die Wellen, die an die Küſte ſchlagen, werden eine nach der andern zerſchellt, der Ocean ſiegt aber doch bei alledem. Er verſenkt eine Armada, er ſchleift den Felſen aus, und wenn man den Neptunianern glauben darf, hat er eine Welt nicht allein zerſtört, ſondern auch geſchaffen. Auf ähnliche Weiſe wird, wie groß auch das Opfer ſein mag, das Individuen bringen, die große Sache Kraft gewinnen, alle Unebenheiten wegzuſpülen und das urbare Erdreich zu befruchten. Und daher darf denn eine blos eigennützige Berechnung bei ſolchen Gelegenheiten gar nicht gemacht werden. Ich wenigſtens werde ſie mir nicht erlauben. Ich habe mich auf die Arithmetik des Wahrſcheinlichen nie ſonderlich verſtanden, und will nicht jetzt erſt damit anfangen."

Den 12. Januar.

„Ich las die italieniſche Ueberſetzung des deutſchen Grillparzer von Guido Sorelli — wahrhaftig ein verteufelter Name für die Nachwelt; aber ſie

müſſen ihn ausſprechen lernen! Sein Trauerſpiel Sappho iſt ſelbſt bei den Mängeln einer mißlungenen Ueberſetzung noch groß und erhaben. Und wer iſt der Mann? Ich kenne ihn nicht, aber die Jahrhunderte werden ihn kennen. Es iſt ein hoher Geiſt. — Ich muß indeß im voraus geſtehen, daß ich von Adolph Müllner gar nichts, und von Goethe, Schiller und Wieland weit weniger geleſen habe, als mir lieb iſt. Ich kenne ſie nur durch Vermittelung engliſcher, franzöſiſcher und italieniſcher Ueberſetzungen. Von der eigentlichen Sprache verſtehe ich durchaus gar nichts — einige Flüche ausgenommen, die ich von Poſtillionen und Offizieren bei Gelegenheit von Wortwechſeln und Zänken gelernt habe. Ich kann recht ordentlich auf Deutſch fluchen, wenn mir's beliebt — „Sacramenter — Verfluchter — Hundsfott," und ſo weiter; aber die minder kräftige Converſationsſprache iſt mir weit weniger geläufig. —

„Indeſſen mag ich ihre Frauenzimmer wohl leiden (ich war einmal auf das Sterblichſte in ein deutſches Frauenzimmer, Conſtanze verliebt); auch

Alles, was ich in Ueberſetzungen von ihren Schriften geleſen habe, ſo wie Alles, was ich auf der Rheinfahrt von Land und Volk ſah, Alles, nur die Hunnen nicht, die ich verabſcheue, vor denen ich mich entſetze, und — ich kann keine Worte finden, meinen Haß gegen ſie auszudrücken, und es ſollte mir leid thun, wenn's mit mir zu Thaten käme, die meinem Haſſe entſprächen. — —

Den 13. Januar. Sonnabends.

„Ich habe den Umriß und das Perſonenverzeichniß einer beabſichtigten Tragödie „Sardanapal" betitelt, ſkizzirt, mit der ich mich ſeit einiger Zeit herumtrage. — Mittags kamen Neuigkeiten an — die Mächte wollen mit den Völkern Krieg führen! Die Nachricht ſcheint ſicher — mag's ſein — am Ende werden ſie doch geſchlagen! Die Zeiten für die Könige gehen ſchnell zu Ende. Es wird Blut vergoſſen werden wie Waſſer, und vor Thränen wird man nicht ſehen können, aber die Völker werden am Ende doch ſiegen. Erleben werd' ich's nicht, aber ich ſehe es vorher.

„Ich habe Thereſen die italieniſche Ueberſetzung von Grillparzer's Sappho gebracht, die ſie zu leſen verſpricht. Sie zankte mit mir darüber, daß ich behauptet hatte, Liebe wäre nicht der erhabenſte Gegenſtand für die wahre Tragödie; und da ſie den Vortheil, in ihrer eigenen Mutterſprache zu reden, und die natürliche Beredſamkeit des Weibes auf ihrer Seite hatte, ſo warf ſie meine ſchwächern Beweisgründe über den Haufen. Ich glaube, ſie hatte auch Recht; ich muß mehr Liebe in den Sardanapal hineinbringen, als ich anfangs thun wollte.“

Den 21. Januar.

„In dieſem Augenblicke bin ich ſo ſchwermüthig geſtimmt, wie der beſte komiſche Schriftſteller. Morgen iſt ja mein Geburtstag — das heißt, um zwölf Uhr Mitternachts, alſo in zwölf Minuten, werde ich drei und dreißig Lebensjahre zurückgelegt haben!!! — und mit ſchwerem Herzen gehe ich zu Bett, daß ich ſo lange gelebt und doch ſo wenig vor mich gebracht habe. — —

Es iſt drei Minuten vor zwölf. — „Es iſt Mit-

ternacht nach der Schloßuhr," und nun bin ich drei und dreißig Jahre alt. Aber ich bedaure die Zeit nicht so wohl wegen dessen, was ich gethan habe, als wegen dessen, was ich hätte thun können!

Durch das Leben kahl und baar,
Kroch ich drei und dreißig Jahr.
Das allein ist mein Gewinn,
Daß ich drei und dreißig bin.

Den 22. Januar, 1821. Grabschrift.

„Hier liegt begraben in der Ewigkeit vergangener Zeiten, von wo nimmer sein wird Auferstehung für die Tage — wenn sie auch eintritt für den Staub — das drei und dreißigste Jahr eines schlecht verwandten Lebens, welches nach einer abzehrenden Krankheit von vielen Monaten in Schlafsucht versank, und verschied den 22. Januar 1821 A. D. hinterlassend einen Erben, der untröstlich ist über den Verlust, der Ursach ward zu seinem Dasein." —

Den 25. Januar.

„Ich las — faullenzte — kritzelte dieses Supplementblatt zum Tagebuche des Lebens. Wieder ein

Tag mehr darin, ein Tag mehr für mich verloren! Aber „was das Beſte iſt, ob Leben oder Tod, das können nur die Götter wiſſen," wie Socrates zu ſeinen Richtern ſagte, als die Sitzung endete. Zwei tauſend Jahre, die ſeit der Zeit, daß dieſer Philoſoph ſeine Unwiſſenheit eingeſtanden, verfloſſen ſind, haben uns über dieſen wichtigen Punct nicht mehr Licht gegeben; denn nach der chriſtlichen Heilsordnung kann Niemand wiſſen, ob er ſeiner Seligkeit ſicher iſt — auch der Rechtſchaffenſte nicht — weil ihn ein einziger Fehltritt im Glauben rücklings überwerfen kann, gerade wie einen Schlittſchuhläufer, während er im beſten Schuſſe iſt, auf glatter Bahn ins Paradies zu fahren. Wie unbezweifelt alſo auch die Gewißheit des Glaubens in Hinſicht der Thatſachen ſein mag, unſere perſönliche Gewißheit oder Verdammniß iſt nicht größer geworden, als ſie unter Jupiters Herrſchaft war! — — Man hat geſagt, die Unſterblichkeit der Seele ſei ein „grand peut-être" — aber ein großes Vielleicht bleibt ſie immer. Jedermann hält daran feſt -- der Blödſinnigſte,

Dümmſte und Laſterhafteſte, deſſen zwei Beine nur einen Menſchenkörper tragen, glaubt noch immer, daß er unſterblich iſt." —

Den 26. Januar.

„Ausgeritten — mit Piſtolen geſchoſſen — das Schießen ging gut. Als ich zurückritt, begegnete mir ein alter Mann. Ein Act der Mildthätigkeit — für einen Schilling ewige Seligkeit gekauft! Könnte man die einhandeln, ſo habe ich in dieſem Leben mehr an meine Mitmenſchen gegeben — zuweilen für ſchlechte Streiche — aber wenn auch nicht öfter, doch wenigſtens anſehnlicher, für das Gute, — als ich jetzt im Vermögen habe. In meinem ganzen Leben habe ich nie ſo viel einer Geliebten geſchenkt, als mehrmals einem unverſchuldet unglücklichen Armen — doch das macht nichts. Die Ruchloſen, die mich immerfort verfolgt haben, werden triumphiren, und Gerechtigkeit wird man mir erſt widerfahren laſſen, wenn dieſe meine Hand, die dies niederſchreibt, ſo kalt iſt wie die Herzen, die mich verwundet haben."

Den 28. Januar.

„Die Zeitung von Lugano iſt nicht angekommen. Wie es ſcheint, hat man meine drei bis vier Pfund engliſches Schießpulver weggenommen. Die Schlingel! — Ich hoffe ſie noch mit Kugeln für dieſes Pulver zu bezahlen. Ritt ſpazieren, bis es dunkel ward."

„Ich habe über die Sujets von vier Trauerſpielen, die ich ſchreiben will, nachgeſonnen (d. h. ſofern Leben und Umſtände es mir erlauben werden), nämlich: Sardanapal, bereits angefangen; Cain, ein metaphyſiſches Sujet, ſo ziemlich im Style des Manfred, aber in fünf Acten, vielleicht mit einem Chor; Francisca von Rimini in fünf Acten; auch bin ich nicht ganz abgeneigt, einen Tiberius zu verſuchen. Ich ſollte denken, ich könnte etwas Tragiſches, wenigſtens in meiner Manier, aus dem düſtern Eremitenleben und Greiſenalter des Tyrannen, ja ſelbſt aus ſeinem Aufenthalte zu Capreä ſchöpfen, wenn ich das Detail mildere und die Verzweiflung darſtelle, die zu dieſen laſterhaften Lüſten führte. Denn

nichts anders, als die Zerrüttung eines gewaltigen und finstern Geistes konnte zu solchen einsamen Gräueln ihre Zuflucht nehmen, indem er zu gleicher Zeit alt und der Herr der Welt war."

Behaltenswerthes: „Was ist die Poesie? — Das Gefühl von einer vergangenen und einer zukünftigen Welt."

„Warum mischt sich doch gerade auf dem höchsten Gipfel der Wünsche und aller menschlichen Freuden — derer des Weltsinnes, der Geselligkeit, der Liebe, des Ehrgeizes, ja selbst der Habsucht — eine Furcht vor den Dingen mit ein, die da kommen sollen — ein Mißtrauen in die Gegenwart — ein Rückblick in die Vergangenheit, der zu einer Vorahnung des Folgenden führt? (Die erste Seherin der Zukunft ist die Vergangenheit.) Woher dies Alles? — Ich weiß es nicht, ausgenommen, daß wir auf der Kuppe einer Anhöhe am leichtesten schwindlig werden, und uns nie vor dem Falle fürchten, außer am Rande eines steilen Abhanges — je höher er, desto

schauerlicher und erhabener! Daher möchte ich fast behaupten, daß die Furcht ein angenehmes Gefühl sei, wenigstens ist es die Hoffnung, und welche Hoffnung gibt es wohl, die nicht stark vom Sauerteige der Furcht durchdrungen wäre? Und welch ein Gefühl ist wohl so entzückend, wie die Hoffnung? Und ohne Hoffnung, wo bliebe da die Zukunft? — In der Hölle! Es ist unnütz zu sagen, wo die Gegenwart ist, denn das wissen die Meisten von uns; und was die Vergangenheit anbetrifft, was hat im Gedächtniß die Oberhand? — Die vereitelte Hoffnung. Ergo in allen menschlichen Angelegenheiten heißt es Hoffnung, Hoffnung, Hoffnung! Ich rechne sechzehn Minuten, ob ich sie gleich nie gezählt habe, auf jeden zugefallenen oder vermeintlichen Besitz. Von welchem Puncte wir auch anfangen mögen, wir wissen doch, worauf Alles hinauslaufen muß. Und doch, was haben wir davon, daß wir es wissen? Kein Mensch wird darum besser oder klüger. Während der größten Gräuel, der größten Pestilenzen, waren die Menschen grausamer und verwilderter, als

je. - Das ist alles ein Geheimniß. Ich fühle das Meiste, aber ich weiß nichts, außer daß — — — —"

Den 30. Januar.

„Der Graf Pietro G. hat mir diesen Abend im Auftrag der Carbonari die neuen Losungsworte für die nächsten sechs Monate mitgetheilt. *** und *** Das neue heilige Wort ist *** Antwort und Rückruf ***. Die Sachen scheinen schnell zu einer Krisis zu kommen — ça ira!"

Den 2. Februar.

„Ich habe eben darüber nachgedacht, woher es wohl kommen möge, daß ich immer zu einer bestimmten Stunde des Morgens aufwache, und immer so übel gelaunt, — ich kann wohl sagen, in jeder Hinsicht in wirklicher Verzweiflung und Entmuthigung und Unlust — selbst zu dem, was mir den Abend vorher noch Vergnügen machte. In ein Paar Stunden ist das wieder vorübergegangen, und ich sammle mich wieder in so weit, daß ich noch einmal einschlafen oder wenigstens ruhig liegen kann. — Ich glaube, es ist alles Hypochondrie.

„Was meinem Gefühle nach immer weiter bei mir um ſich greift, iſt Trägheit und ein gewiſſes Mißbehagen, das noch gewaltiger wirkt, als ſtumpfſinnige Gleichgültigkeit. Kommt es bei mir zu einer Aufregung, ſo geht ſie gleich in Wuth über. Ich fürchte, daß ich wie Swift enden werde, indem ich von oben herunter ſterbe. Ich geſtehe, daß ich nicht mit ſolchem Entſetzen an ſo etwas denke, wie er offenbar ſchon einige Jahre vorher gethan hat, ehe es dazu kam. Aber Swift hatte gerade in dem Zeitpuncte das Leben kaum erſt angefangen, in welchem ich mich ſchon halb abgeſtorben fühle.

„Ach, da wird eine Orgel auf der Straße geſpielt — ein Walzer noch dazu! Ich muß abbrechen, um zuzuhören. Sie ſpielen da einen Walzer, den ich auf den Bällen zu London zwiſchen 1812 und 1815 zehntauſendmal gehört habe. Es iſt doch ein ſonderbares Ding mit der Muſik."

Den 5. Februar.

„Endlich „„iſt der Ofen in der Gluth."" Die Deutſchen haben Marſchordre erhalten, und Italien

wird zum zehntausendsten Male ein Schlachtfeld werden. Wir ritten zusammen aus. Sie haben zu den C. geschickt, um Verhaftungsbefehle einzuholen. Morgen soll die Entscheidung einlaufen, und dann wird etwas geschehen. Ich kaufte Waffen, und bestellte einiges Geschirr und die erforderlichen Mantelsäcke für die Pferde."

Den 18. Februar.

„Heute habe ich mit meinen carbonarischen Kumpanen keine Gemeinschaft gehabt; unterdessen sind aber meine Zimmer im untern Stock ganz voll von ihren Bajonetten, Gewehren, Patronen und was dergleichen mehr ist. Ich glaube, sie betrachten mich als ein Depot, das im Falle der Noth aufgeopfert werden muß. Doch wenn Italien nur befreit werden könnte, so würde nicht viel daran gelegen sein, wer oder was dabei als Opfer fiele. Es ist ein großer Zweck, die wahre Poesie der Politik. Man denke nur — Italien frei!!! Wahrlich seit August's Tagen wäre nichts Aehnliches vorgekommen."

Den 19. Januar.

„Ich kam solus nach Hauſe — der Wind blies heftig — Blitz, Mondſchein — einſam zerſtreute Umzügler in Mäntel gehüllt — Weiber mit Masken. Die weißen Häuſer — die Wolken fuhren ſchnell über den Himmel hinweg, wie Ströme Milch aus dem Eimer gegoſſen — das Ganze wahrhaft poetiſch! Es ſtürmt noch immer gewaltig, die Ziegel fliegen umher und das Haus bebt. Der Regen ſtrömt, die Blitze zucken — ein prächtiger Abend wie in den Schweizer Alpen — daß Meer toſt in der Ferne. — Die Frauenzimmer in der conversazione alle angſt und bange bei dem Donnerwetter. Sie wollen nicht auf die Maskerade gehen, weil es blitzt — o fromme Einfalt!“

„Der Krieg kommt uns immer näher. O, die Schurken von Potentaten! Könnten wir ſie doch aus dem Felde ſchlagen ſehen! — Wenn nur die Neapolitaner ſo viel Herz hätten, wie die alten Niederländer, oder die jetzigen Spanier, oder die deutſchen Proteſtanten, die ſchottiſchen Presbyterianer, die

Schweizer zu Tell's Zeiten, die Griechen unter Themistokles — alles kleine und auf sich selbst beschränkte Völkchen (die Spanier und die deutschen Lutheraner ausgenommen), so wäre noch eine Auferstehung von Italien zu erwarten und die Welt dürfte hoffen."

Den 24. Februar.

„Die geheime Kunde, die diesen Morgen den Carbonari von der Gränze zugegangen ist, lautet so schlecht wie möglich. Der Plan ist fehlgeschlagen — die Häupter, sowohl militärische als bürgerliche, sind verrathen — und die Neapolitaner haben sich nicht allein nicht in Bewegung gesetzt, sondern der päpstlichen Regierung und den Barbaren erklärt, daß sie nichts von der Sache wissen!!

„So geht es in der Welt, und so sind die Italiener aus Mangel an Einheit unter einander jedes Mal verloren. Was nun hier zu thun ist zwischen zwei Feuern und von der neapolitanischen Gränze abgeschnitten, ist noch nicht entschieden. Meine Meinung war, besser loszuschlagen, als sich einzeln überfallen zu lassen; aber wie die Sache nun abge-

macht werden soll, weiß ich nicht zu sagen. — Ich habe den ganzen Tag weder gelesen, noch geschrieben, noch etwas gedacht, sondern nur vegetirt."

Den 25. Februar.

„Vorige Nacht habe ich entsetzlich ausgestanden, in Folge des Aergers, des Verdrusses, stiller Wuth und einer Unverdaulichkeit. Ich befand mich so unwohl, daß ich den völligen Stillstand, die gänzliche Unthätigkeit und Vernichtung meiner vornehmsten Geisteskräfte fühlte. Ich versuchte es, sie aufzuregen, und doch konnte ich es nicht — und das ist nun die Seele! Ich würde glauben, sie wäre an den Körper verheirathet, wenn sie nicht so sehr mit einander sympathisirten. Wenn eins stiege, indem das andre fiele, so wäre das ein Zeichen, daß sie sich nach dem Naturprocesse der Ehescheidung sehnten. Allein, wie es einmal steht, scheinen sie wie Postpferde an einem Strange zu ziehen.

„Wir woll'n das Beste hoffen, es ist Alles aus."

7.

In der That, es war auch Alles vorbei. Auf das herausfordernde Lärmen kühner Erwartung folgte jetzt eine schauerliche Stille. Wer offen oder heimlich Wünsche der Befreiung gehegt hatte, zog sich zurück in sein Haus und schwebte in beständiger Angst, er möge von irgend einem Feigling verrathen werden. Daß Niemand dem Andern trauen mochte oder konnte, daß ein allgemein herrschender Edelmuth, ein Sinn der Aufopferung nirgends unter den Italienern sich herrschend erklärte, stürzte all' ihre Hoffnungen zusammen und schmälerte nicht wenig die Theilnahme an ihrem Unglück bei andern Nationen. Denn nur die starke Ausdauer achtet, bewundert der Mensch, für sie kann er sich begeistern, sie wirbt sich schon Freunde und Genossen durch ihren tugendhaften Stolz, der zermalmt sein will, nicht aber langsam zerrieben. Dagegen verliert die beste Sache den guten Schein des Werthes, wenn sie selbst sich auf-

gibt, und es ist thöricht, für ein freiwillig verloren Gegebenes noch Theilnahme verlangen zu wollen.

Wie viel aber auch die Italiener durch Uneinigkeit, auflösendes Zaudern und falsche Berechnung verschuldet haben mochten, ihre Lage war tief zu beklagen und die nächsten Folgen der mißlungenen Befreiung erweckten selbst bei den Gleichgültigsten ein lautes Mitgefühl. Nach kurzer banger Ruhe brach der Rachesturm über die verrathenen Häupter der Verschwörung herein. Zahllose Verhaftungen erfolgten, die edelsten Geschlechter wurden eingekerkert, und es stand Jedem ein schimpflicher Tod bevor, der nicht entschlossen früh genug die Flucht ergriff.

Dieser gewaltsame Umsturz berührte unsern thätigen Freund nahe und schmerzlich, denn seine vertrautesten Freunde, Vater und Bruder seiner geliebten Therese, traf gleich zuerst der Strahl des „schwarzen Spruches," und er hatte nur zu viel Grund, glauben zu müssen, daß seine Persönlichkeit, sein Ansehen, seine Mittel und seine grade auf das Ziel losgehende Rücksichtslosigkeit die Vollziehung des gespro-

chenen Urtheils beſchleunigt haben mochten. Auch er ſelbſt ſchwebte in augenſcheinlicher Gefahr; da jedoch die Regierung ihn der Theilnahme an der Verſchwörung nicht überführen konnte und gegen einen Fremden jede Gewaltthat unterlaſſen mußte, ſo hatte er ſich nur gegen heimtückiſche Angriffe ſicher zu ſtellen.

Er ließ daher ſeine Diener ſtets um ſich ſein, ohne äußerlich die geringſte Beſorgniß zu zeigen, heimlich aber trug ſowohl er ſelbſt, als Jeder von ſeinen Leuten Waffen. Aber die fortwährende dumpfe Unruhe in Ravenna, deren Bewohner in die troſtloſeſten Parteien zerriſſen waren, von denen jede die andere aufzureiben, wo nicht gänzlich zu vernichten ſtrebte, machten den Aufenthalt daſelbſt peinlich und qualvoll. Ein geſellſchaftliches Zuſammenleben war nicht mehr denkbar, kaum durften ſich Freunde beſuchen, Blick und Wort mit einander wechſeln.

Byron verlebte in dieſer Verworrenheit öde, traurige Tage. Der böſe Geiſt drohte wieder über ihn zu kommen, er begann ſchon, ſich anzuklagen und

seine Theilnahme an dem Werk der Befreiung zu verwünschen. Wenig fehlte, so hätte er das Mißlingen des ganzen Unternehmens seiner Unwürdigkeit zugeschrieben, die er allerwärts Unheil stiften sah, selbst, wenn die Zwecke edel und groß waren.

Zu dieser Verstimmung trug noch bedeutend die nothgezwungene Vereinsamung bei, in der er jetzt leben mußte. Das Haus der Gamba war für ihn ein gefahrvoller Ort, den unser Freund zu betreten nicht scheute, hätte Therese nicht so liebevoll bittend ihn davon abgemahnt, wenigstens auf kurze Zeit. Ein brieflicher Verkehr mit der Geliebten mußte den innigeren persönlichen Umgang ersetzen helfen. Es war aber selten ein Genuß dabei, denn Sorge um den Vater, zärtliche Schwesterliebe zu dem Bruder sprachen aus jeder Zeile und vervollständigten den Kummer des liebenden Weibes, den es um den Geliebten zartfühlend im Herzen trug.

Mittlerweile erfolgte der gefürchtete Schlag. Die Gamba's, als vermuthliche Häupter der Carbonari, wurden mit ihrem ganzen Anhange verbannt. Die

kürzeste Zeit zur Entweichung ward ihnen gestattet, ohne die geringste Rücksichtnahme auf die Verhältnisse. Byron konnte sie nicht mehr sprechen, er fand bei seiner Ankunft im Palast nur die trostlose Geliebte allein, weinend und zu jedem Entschluß unfähig. Die Nähe des Herzensfreundes gewährte zwar augenblicklichen Trost, hätte nur nicht ein anderes Unheil schon wieder in furchtbarer Nähe gedroht.

Theresens Gemahl hoffte nämlich durch die neue Gestaltung der Dinge die geschiedene Gattin abermals in seine Gewalt zu bekommen, und man war nicht abgeneigt zu glauben, daß der feindlich gesinnte Graf selbst, dessen längerer Aufenthalt in Rom Verdacht erwecken mußte, einer der Hauptverräther gewesen sein möchte. Er sollte bereits unterwegs nach Ravenna sein, um Theresen durch List oder Gewalt wieder zu gewinnen.

So vergingen einige Tage in trüber Besorgniß. Byron zog heimlich Erkundigungen ein, die zu keinem Resultate führten. Die Nachrichten schienen falsch zu sein, vielleicht gar von feindlich Gesinnten

verbreitet. Schon gab man sich neuen Hoffnungen hin, da auch von den geflohenen beiden Grafen Gamba tröstlich lautende Briefe ankamen und den Zurückgebliebenen Muth einsprachen. Thereſe, obwohl von Beſorgniſſen ins Ungewiſſe hingehalten, hatte doch wieder freudig belebte Stunden, in denen die Liebenden ihr Glück in die unerforſchliche Zukunft hinein ſchwärmeriſch-leichtgläubig bauten.

Eines Abends war Byron ſpät in ſeine Wohnung zurückgekehrt. Aufregungen mancherlei Art hielten den Schlaf von ihm fern; er las bis tief in die Nacht hinein und griff zuletzt ſogar wieder einmal zur Feder, um an dem „Sardanapal" fortzuarbeiten, der in der letzten unruhvollen Zeit ganz war vernachläſſigt worden. Da ſtürmte es plötzlich heftig an der Thür des Palaſtes, der Dichter ſchrak auf und griff zuvörderſt nach ſeinen Waffen. Er weckte Fletcher'n, rief ſeine übrige Bedienung und befahl dem beherzten Tita, die Thür zu öffnen. Allein ſeine Beſorgniß verwandelte ſich in zagende Angſt, als ein Diener Thereſens mit einem Briefe von der

Geliebten erschien. Zitternd riß der Dichter das Couvert auf und überflog mit blitzendem Auge die theuren Züge. Die Gräfin schrieb:

„Helfen Sie mir, Lieber! denn ich bin in der schauderhaftesten Lage und ohne Sie kann ich mich zu nichts entschließen. *** ist so eben bei mir gewesen, um mir im Auftrage von ** zu sagen, daß ich vor nächstem Dienstage von Ravenna abreisen muß, da sich mein Gemahl wirklich nach Rom gewandt hat, in der Absicht, mich entweder zur Rückkehr zu ihm zu nöthigen, oder im Fall meiner Weigerung mich in ein Kloster bringen zu lassen. — — Ich darf mit Niemand davon sprechen, ich muß in der Nacht entfliehen. Denn sollte man mein Vorhaben entdecken, so würde es verhindert und mir mein Paß — den ich mir, der Himmel weiß wie, noch glücklich habe auswirken können! — wieder abgenommen werden. Byron, ich bin in Verzweiflung! — Wenn ich Sie hier zurücklassen muß, ohne zu wissen, wann ich Sie wiedersehen werde, und wenn es Ihr Wille ist, daß ich so unaussprechlich

leiden soll, so bin ich entschlossen, hier zu bleiben. Mögen sie mich in ein Kloster bringen, ich werde sterben — aber — aber dann können Sie mir nicht helfen, und ich kann Ihnen keine Vorwürfe machen. Ich weiß nicht, was mir die Leute sagen, denn die Bewegung meines Gemüthes überwältigt mich. Und warum? Nicht weil ich meine gegenwärtige Gefahr fürchte, sondern einzig, Gott ist mein Zeuge, einzig und allein, weil ich Sie verlassen muß!"

Die Dringlichkeit dieses Schreibens erforderte das schnellste, augenblicklichste Handeln. Byron antwortete und versprach mit Tagesanbruch Theresen zu besuchen. Der Rest der Nacht verging unter verschiedenen Entwürfen, die sich in der Seele des Freundes drängten; denn nicht jeder war ausführbar, noch weniger rathsam. Bevor jedoch der Tag graute, war Byron mit sich einig. Er eilte zur Geliebten, die ihn mit ängstlicher Hast empfing. Sie lächelte unter Thränen, da sie die heitere Stirn des Freundes erblickte und darauf ihr Schicksal lesen konnte.

„Du bringst Hilfe," sprach sie, ihren Arm um

seinen Nacken schlingend, „möge sie nur auch unsern Wünschen entsprechend sein!"

„Unser Hauptzweck muß Sicherung Deiner Freiheit sein," versetzte Byron ruhig und entschieden, „daran werden sich dann die Wünsche der Herzen knüpfen lassen. Sei muthig, meine geliebte Piccinina, und zeige Dich in der Ausdauer eben so heldenmüthig, wie in der Liebe. Heut' Nacht werd' ich Dich aus Ravenna bringen und Dich von meinen Getreuen bis Bologna begleiten lassen. Ich muß noch einige Zeit hier bleiben, um meinen Feinden zu beweisen, daß ich ihre Drohungen verachte. Fliehen mag ich nicht, das hieße nach meiner Ueberzeugung und in meiner Stellung die Idee der Freiheit verrathen. Mögen sie ihre Dolche schleifen, ihre Schergen dingen, ich verlache all' ihre Anstalten. Die Liebe zu Dir — mir sagt's mein weissagender Geist — wird den Mördern die Hände fesseln! Sei also hoffnungsvoll und bereit, sobald ich erscheine."

Therese, durch die Zuversicht des Geliebten erhoben, erwartete nun obwohl bang, doch ruhig den

Abend. Denn dem weiblichen Gemüth ist es gegeben, unter den zerschmetterndsten Schicksalsschlägen noch stark zu bleiben, wenn nur ihr Herz glücklichen Empfindungen geöffnet wird. Das Weib duldet Alles, hat es sich nur den Geliebten gerettet, und vom Munde des theuren Herzensfreundes würde selbst die Nachricht des unabwendbar drohenden Todes eine Regung seliger Wonne noch in ihm erwecken.

Der Abend kam heran, die Dämmerung deckte schnell ihre schwarzen Schleier über die Erde. Byron trat in Theresens Zimmer. Er war unruhig, sein Blick unstätt, sein ganzes Wesen beinahe verstört. Die Geliebte sank ihm an die Brust; sie hatte keine Worte. Nur das heftige Wogen ihres Busens that die gewaltsame Erschütterung kund, der sie beinahe erlag. Dann schlug sie die himmlisch schönen Augen wieder auf zu dem theuren Freunde, und als wollte sie nochmals sein geliebtes Bild ganz in sich aufnehmen, sah sie ihn unverwandt, in glücklichem Vergessen an, bis eine Thräne die hellen Sterne umschleierte.

„Nun komm! Komm und geleite mich, liebster

aller Menſchen," ſprach ſie mit gebrochener Stimme. „Ich habe in Deinen Augen geleſen, daß ich Dich wiederſehen werde."

Geräuſchlos verließ Thereſe, auf Byron's Arm gelehnt, den Palaſt. Man ging durch den Garten, um jedem Späher zu entweichen. Dennoch mußte Byron's Wachſamkeit noch überwacht worden ſein; man hörte Stimmen rufen, ein Paar dunkle Geſtalten glitten zur Seite über das ebene Land. Mit ſtarkem Arm hob der Dichter die theure Laſt in den bereit ſtehenden Wagen, ſie umſchlang ihn, von ihm getragen, noch einmal, nochmals berührten ſich ihre Lippen, und ihr ſchönes Haar legte ſich ſanft und weich um Byron's Stirn.

Plötzlich vernahm man Hufſchlag in der Nähe, Byron's Name ward genannt, Stimmen riefen, Flüche ſchollen. Verwirrt, entſetzt drückte unſer Freund die Geliebte faſt gewaltſam in den Wagen, warf die Thür zu, ſchwang ſich auf's Pferd und jagte neben dem fortrollenden Wagen her.

Es blieb kein Zweifel, ſie wurden verfolgt. Byron

glaubte sogar die heisere Stimme Guiccioli's selbst zu hören. Noch einige Minuten und die Nacheilenden feuerten ein Paar Pistolen ab. Nichts desto weniger gewannen die Fliehenden doch bald einen bedeutenden Vorsprung, die Verfolger blieben zurück, man sah sich geborgen.

Byron ritt nun dem Wagen dicht zur Seite. Die Liebenden wechselten Blicke und Worte, und als endlich unser Freund genöthigt ward, umzukehren, wehte ihm noch eine Zeit lang durch die sternhelle Nacht ein weißes flatterndes Tuch Küsse und Grüße Theresens nach.

7.

Wir sind gern geneigt, nach einer recht empfindlichen Täuschung sogleich mit allen Hoffnungen des Lebensertrages kurz abzuschließen, ohne zu bedenken, daß ja eine Umwendung der Dinge ganz naturgemäß sei. Denn da ein Stillstand unmöglich, so haben wir jede solche im Leben der Menschheit wie einzelner Personen eintretende Pause nur als ein Aus-

ruhen, als ein Athemholen der allgemeinen Seelenthätigkeit zu betrachten, die über Völkern waltet und Individuen bewegt.

Unser Freund ist uns bereits als ein Mensch bekannt, der in rascher Wechselfolge die unglaublichsten Hoffnungen hegt, und dann wieder gänzlich verzweifelt. Eine solche unglückliche Epoche war jetzt für ihn eingetreten. Denn ob er auch in fortwährender Verbindung mit Theresen blieb, der Halt war ihm doch wieder entzogen, an den er sein inneres Leben anlehnen, zu einem glücklichen Gedeihen es emporziehen konnte. Seine Befreiungspläne für Italien sah er auf ungewisse Zeiten hinaus völlig zerstört, und nach andern Seiten hin seine Thätigkeit zu verwenden, gab es keinen Anlaß, da die politische Witterung wenig Gutes hoffen ließ. Und außerdem mußte der so vielfach Getäuschte jetzt auch noch eine Abnahme seines Ruhmes als Dichter befürchten.

Die Bekenntnisse nämlich, mit denen er im „Don Juan" vor sich selbst und vor der Welt gewissermaßen Buße gethan hatte, machten auf seine prüden Lands-

leute einen ganz entgegengesetzten Eindruck. Man nahm diese wunderbar rührende Beichte nicht als eine Büßung, als Selbstanklage und in ihr bittende Vergebung auf, sondern erfaßte die Aeußerlichkeit der barocken Form allein, um mit ihr den Inhalt und dessen Schöpfer unbarmherzig zu verdammen.

Sich verkannt zu sehen ist immer schmerzlich, hat man aber ein gutes Recht, für eine treu gemeinte Handlung, wenn nicht Dank, doch Anerkennung zu erwarten, und sieht nun einen Strom von Schmähungen über sich hereinbrechen; so mag ein zurückbleibendes Gefühl von Erbitterung vollkommen gerechtfertigt erscheinen.

Bei unserm Freunde wirkte aber diese abermalige Verkennung seiner Absichten nachhaltiger, als bei den meisten Menschen. Er ward von neuem irre an sich, an der Welt, an Gott. Es fehlte wenig, so hätte er sich abermals mit jauchzender Wuth in dieselben Verirrungen gestürzt, denen er seit einiger Zeit entflohen war, und die er eben in dem mißverstandenen Gedicht unter Lächeln, Spott und betender Andacht

bereut hatte. Sein ohnehin schon fest gewurzelter Glaube: daß die Menschen an dem hervorragenden Einzelnen nur das Beklagenswerthe zu erfassen und äußerst geschickt, ja satanisch listig zum Allerschlimmsten zu verkehren wüßten, alles Gute und Große dagegen entweder gleichgültig verschwiegen oder mißdeutend ebenfalls in den Schmutz herabzuziehen suchten, ward nunmehr bei ihm zur unumstößlichen Ueberzeugung. Hätte ihm Therese mit dem ausdauernden Edelmuth ihrer Gesinnung nicht so nahe gestanden, ihn nicht wiederholt durch fleißige Briefe voll der reinsten hingebendsten Liebe von seinen Grübeleien abgezogen, so würde es traurig um den vielfach Gekränkten ausgesehen haben.

Doch auch die innigsten Worte der Liebe bändigten den finstern Geist immer nur auf Stunden und Tage, dann kehrte er mit verstärkter Kraft wieder zurück, und wühlte um so ungestörter in dem Lebensmarke des Dichters, je entfernter die sanfte Hand war, die ihn allein verscheuchen, den Sturm beschwichtigen konnte. Da erschollen auf einmal dunkle Ge-

rüchte von aufrührerischen Bewegungen in Griechenland. Blut sollte geflossen, mehrere kühne Häuptlinge gegen ihre türkischen Unterdrücker zusammengetreten sein. Das Volk, hieß es, hoffe mit Zuversicht auf gewisse, baldige Befreiung. —

Ein Wort, ein bloßer Schall aus jenem Lande genügte, Byron's Gedanken von allen andern Dingen abzuziehen und ihn mit neuen, schwärmerischen Hoffnungen zu erfüllen. Er meldete das unsichere Gerücht der Geliebten und deren nächsten Verwandten, und als nun von dieser Seite ausführlichere Berichte über die Vorgänge in Griechenland ihn erreichten, die Theilnahme der vertriebenen Patrioten laut bekannten, und Pisa, wo die Verbannten eine sichere Zuflucht gefunden hatten, als ein nicht unbedeutender Sammelplatz aller Griechenfreunde genannt ward: da konnte den Einsamen Ravenna nicht mehr fesseln. Er packte in ungestümer Hast seine Habseligkeiten mit all dem barocken Zubehör, an dem er nun einmal hing, zusammen, und reiste über Bologna und Florenz, ohne bedeutenden Auf-

enthalt nach Pisa, vor dessen Thor ihm die Geliebte wie ein glückbringender Schutzgeist mit freudigem Entzücken begrüßte. —

Auf der schönsten Straße jener Stadt, dem Lung' Arno, erhebt sich der in alterthümlicher Pracht und riesenhaften Dimensionen erbaute Palast der Lanfranchi. Das Geschlecht seiner ehemaligen Besitzer ist längst erloschen, sagenhaft nur lebt es noch fort in der Tradition unter den Bewohnern Pisa's, aber selbst das Wenige, was sich von den ehemals Gewaltigen erhalten hat, trägt einen düstern, beinahe verbrecherischen Charakter. Und wer die tönenden Hallen des einsamen Palastes betritt, die vielen Nischen in dem Gemäuer sieht, die finstern, von der Zeit geschwärzten Ahnenbilder der Lanfranchi, die noch die Wände einiger Zimmer schmücken, der kann sich eines unheimlichen Schauer's nicht erwehren. Ein Zimmer zeichnet sich vor andern in dem Palaste aus, theils durch seine überraschende Aussicht auf einen Theil der Stadt und die goldenen Wellen des Arno, theils durch die auffallend trübe Färbung im Innern. Aus

den Fenstern kann man den hängenden Thurm der Stadt und einen Theil des verhängnißvollen Gebäudes erblicken, das noch heutigen Tages den Namen des Ugolinothurmes führt. Das Innere des Zimmers enthält das Gemälde des berüchtigten Lanfranchi, auf dessen Betrieb der verfolgte Ugolino dem Hungertode Preis gegeben wurde. Mit finsterm, menschenfeindlichen Auge überblickt er das weite Gemach, besonders aber scheint es auf einer Stelle des Gemäuers zu haften, wo untrüglichen Spuren zufolge in früherer Zeit Jemand eingemauert worden sein muß.

Diesen weitschichtigen Palast, und in ihm wieder das beschriebene unheimliche Zimmer, wählte sich unser Freund zur Wohnung. Es blieb ungewiß, was von meisten die Wahl seiner Wohnungen bestimmte, ob solche Orte, die aufreizend sein Nervenleben ergriffen, seine Phantasie mit den widersprechendsten Bildern lockten und täuschten, oder der strahlende Glanz eines ehemals hochberühmten Namens. Daß ihm der letztere nicht gleichgültig war, haben wir

schon oft bemerkt, ja zuweilen schien es sogar, als sei er auf der Stelle bereit, seinen unvergänglichen Dichterruhm gänzlich dem hohen Alterthume seiner ruhmvollen Abstammung zu opfern; und es wird immer ein seltenes Beispiel von der Vielseitigkeit menschlicher Charakterbildung bleiben, daß Byron ein eben so entschiedener, von Herzen warmer Republikaner und daneben wieder ein vollkommen in sein Adelthum verliebter, auf sein Wappen stolzer Aristokrat war.

Da unser Freund die Absicht hatte, längere Zeit in Pisa zu bleiben, so unterließ er nicht, sich mit all dem seltsamen Hausrath auch hier wieder zu umgeben, der sein bloßes Erscheinen schon bei Jedermann zu einem Ereigniß machen mußte. Es gab Hühner, Pfauen, Affen, selbst Krähen in Byron's Wohnung, und den Eingang zu seinem Zimmer bewachte abermals eine riesengroße Dogge, die jedem Ungeweihten den Eintritt verweigerte.

So behäbig und ganz in seinem Elemente der Dichter sich nun befand, so unangenehm berührte der

neue Zufluchtsort ſeinen Kammerdiener. Fletcher war ein abgeſagter Feind alles romantiſch Anziehenden, am meiſten aber haßte er alte, wüſte Gebäude, mochten ſie ſonſt auch noch ſo berühmt und hiſtoriſch intereſſant ſein. Es vergingen daher auch nur wenige Tage, und Fletchers Mienen nahmen jenen komiſch niedergeſchlagenen Ausdruck an, der ſeinen Herrn jederzeit in luſtige Stimmung verſetzte.

„Was iſt Dir begegnet, mein tapferer William?“ fragte ihn Byron, als er den Betrübten eines Abends ſchweigend vor dem Bilde des erwähnten Lanfranchi ſtehen und ſeine Augen furchtſam nach der unheimlichen Stelle in der Mauer hinüberſchweifen ſah.

„Ich denke an meinen Tod, Mylord,“ erwiederte Fletcher.

„An den Tod! Was Dir doch einfällt! Siehſt ja ſo geſund und wohlgenährt aus, wie ein Hammel aus Northamptonſhire. Gedanken ſolcher Art überlaſſe lieber Deinem Herrn. Dem ſtehen ſie beſſer an, obwohl er jünger iſt, als Du. Wächſt ihm doch ſchon ein ſo grauer Schnurrbart, als hätte ihm eine

der häßlichen Heren geküßt, die den edlen Makbeth zum Than von Cawdor ernannten."

„O das iſt Alles möglich!" ſeufzte Fletcher.

„Was?" rief lachend der Dichter. „Es wäre möglich, daß das ſchönſte, herrlichſte, glühendſte, ſinnenreizendſte und ſeelenverführeriſchſte Weib der Welt eine alte Here ſei? Nun das ſollſt Du mir büßen, hab' ich nur erſt die Unterwelt betreten!"

„Je nun," verſetzte Fletcher, „wenn die edle Gräfin im Stande geweſen iſt, Sie in dieſen ſchauerlichen Steinhaufen zu locken — hu! — ſo meine ich nur, mit Ew. Herrlichkeit Erlaubniß, der Meinung ſein zu dürfen, daß Alles, was ſonſt noch auf Erden nur von fern an das Mögliche ſtreift, ſich in ein Wirkliches verwandeln könne."

„Bei Gott, eine treffliche Beweisführung!" lachte Byron. „Doch jetzt ſprich ernſthaft, guter Lehrling der Trübſal: was haſt Du auf dem Herzen?" Was drückt, was beängſtigt Dich?"

„Haben Sie einen geſunden Schlaf in dieſen Gewölben?"

„Rum und Waſſer ſind zwei vortreffliche abſolvirende Beichtväter. Sie ſingen die wildeſten Gedanken ein und ſpeiſen das hungrige Gewiſſen mit dem ſeligſten Gähnen ab, das ſich ein ſolches Zinkenthier, wie der Menſch, nur wünſchen kann.“

„Gut, ſo will ich Rum ſaufen, bis mir die Zunge zum Halſe heraustanzt,“ ſprach Fletcher zornig, „ſonſt hole der — nein, verſündigen will ich mich nicht, aber ſterben werd' ich, Mylord, und zwar in den nächſten Tagen. Und dann will ich doch ſehen, was aus Ew. Herrlichkeit werden wird.“

„Das iſt wahr, lieber William. Wenn Du ſterben ſollteſt, bin ich verloren zeitlich und ewig! Darum ſollſt Du auch leben, trotz Deines Aergers, und alle guten Geiſter ſollen Dich bewachen.“

„Du mein Herz, gute Geiſter!“ rief Fletcher mit einem mitleidigen Blick gen Himmel. „An Geiſtern oder Geſpenſtern, meinetwegen auch an Geſcheechen, wie die Walliſer ſagen, iſt in dieſem vermaledeiten Steinhaufen kein Mangel, die guten hab' ich nur leider bis jetzt noch nicht entdecken können. Gott im

Himmel, Mylord, ich begreife Sie nicht! Denn wenn Sie ruhig schlafen können, so sind Sie entweder über schon ein Geist, oder alles Geisterhafte muß längst schon von Ihnen gewichen sein. Nein, Mylord, in diesen Gewölben ist ein Heidenlärm! Das knistert, das rauschelt, das seufzt, schlürft, knarrt, kracht und rummelpufft alle Nächte zum Entsetzen! Und wo Sie nur hinsehen, überall begegnen Sie der schmalbäckigen Fratze, die da vor Ihnen hängt. Und nun komme mir Einer und lobe die Italiener; ich möcht' es ihm eintränken. Solche Kerls, solche Blicke! I nun, wenn sich der Teufel einmal die Augen in der Hölle verbrennen sollte, hier in dem „gesegneten Italien" kann er sich bald ein Paar neue holen. Ich mag sie nicht sehen, weder todt noch lebendig! Die Augen bind' ich mir zu, und das noch heutigen Tages, und sollt' ich ein ganz neues Leben deshalb anfangen müssen."

Byron brach in ein unmäßiges Gelächter aus, das aber so komisch klang und in so gutmüthigem Tone erscholl, daß Fletcher zuletzt selbst mit einstim-

men mußte, seine Angst über der Herzlichkeit seines geliebten Herrn vergaß, und unaufgefordert Blut und Leben für ihn zu lassen versprach.

„Ich weiß, ich weiß," erwiederte Byron. „Du bist der treueste Mensch auf Erden und sollst schon deshalb von keinem Gespenst mehr geplagt werden. Künftig magst Du dicht vor meiner Thür schlafen. Da bist Du sicher vor jedem unheimlichen Gaste; denn in meine Nähe wagt sich kein Geist, wenn er nicht sehr schönes Fleisch und einen starken Knochenbau hat, und solche Nachtgeister weiß ich so zärtlich zu behandeln, daß sie Niemand durch überlautes Seufzen stören. Halte Dich nur brav, mein guter Rummelpuff."

„Signor Mylord," sprach eine tiefe Baßstimme an der Thür, die dem riesigen Tita angehörte, „'s ist eine martialische Person draußen, die Sie zu sprechen wünscht; der Mensch hat ein Gesicht, wie ein Gauner."

„Gewiß ärgert Dich seine Aehnlichkeit mit Dir," sprach unser Freund, „und dafür willst Du ihn bei

mir anschwärzen. Geh, Unhold, und laß ihn eintreten, wenn er nur irgend einen menschlichen Zug noch an sich trägt."

Tita trat zurück, die Dogge brummte und bäumte sich rasselnd an der Kette gegen den Fremden. Bald darauf trat der Unbekannte in das dämmrige Zimmer.

Es war ein breitschultriger, hoch gewachsener Mann, mit sonnengebräuntem Gesicht, das ein dunkler, starker Bart umwallte. Sein Blick hatte etwas Mildes, doch schien es durch lange Gewohnheit oder ein wüstes Leben in roher Verwilderung großentheils untergegangen zu sein. Seine Tracht verrieth den Kenner des Morgenlandes und brachte ihn unserm wunderlichen Freunde schnell ungewöhnlich nahe.

Der Fremde blieb eine Zeit lang ruhig, ohne zu sprechen, an der Thür stehen. Byron lehnte am Tisch und spielte mit seinem Dolch, indem er ihn in die Luft warf und wieder auffing. So sehr ihn auch die Neugier plagte, sein Stolz und seine Eitelkeit waren mächtiger. Er wartete geduldig auf den Gruß des Fremden.

Endlich trat dieſer näher. „Sie ſind alſo Lord Byron?“ ſprach er mit kräftiger, etwas rauher Stimme. „Ungefähr ſo hab' ich Sie mir gedacht, nur ein wenig rabuſter, und etwas auch äußerlich verteufelter. Thut aber nichts, Sie ſind doch ein ganzer Giaur, und ſo fein Sie denn bedankt, weil Sie mich ſo gut getroffen haben.“

Er ergriff die Hand unſeres Freundes, die wie ein Kinderhändchen in der Seinen ruhte, und preßte ſie im Gefühl der Freude ſo ſtark zwiſchen ſeinen Fingern, daß der Dichter beinahe laut aufgeſchrieen hätte. Fletcher ſchüttelte den Kopf und murmelte leis vor ſich hin: „Wieder eine neue Pflanze aus dem Genus „„verrückte Seeungeheuer,““ Species „„exotiſches Tollkraut.““

„Sehr verbunden,“ ſprach Byron, die ſchmerzende Hand ſchüttelnd. „Indeß muß ich die Ehre, Sie je gezeichnet zu haben, durchaus ablehnen.“

„Wozu die Flauſen, Mylord!“ fiel der Fremde mit gewaltiger Stimme ein. „Ich haſſe alle Complimente, und meine, Sie halten es eben ſo, da Ihre

Worte just nicht sehr nach Moschusblüthen duften. Halten Sie mir also meine Derbheit zu Gute, wenn sie Ihnen unbequem ist. Ich fand Meeresdonner in Ihren Gedichten, ich fühlte ein Herz schlagen in Ihren Worten, das mir von orientalischer Gluth erfüllt schien, und Leidenschaften brannten auf Ihrer Seele. Da dachte ich bei mir selbst: der ist ein Mensch, dem die abendländischen Banditen in Frack und Halsbinde die Haut noch nicht geritzt haben. Gut. Sind Sie aber anders beschaffen in Herz und Mienen, als sie geschrieben haben; so wollte ich, das Papier wäre Ihnen unter den Händen zu krummen malayischen Dolchen geworden und hätte jede Faser Ihres Herzens in unsichtbare dünne Fädchen zerschnitten. Adieu dann auf Nimmerwiedersehen!"

„Halt, halt!" rief Byron, die Hand des sonderbaren Gastes erfassend. „So schnell kommen Sie nicht aus den Klauen des „Satanischen" wie meine lieben Landsleute mich nennen, Sie müßten denn der erste Wirrkopf sein wollen, der den tollen Byron

vollkommen unumgänglich fände. Wie heißen Sie, Herr Sonderbar?"

„Trelawney, Mylord, bin meines Zeichens ein ehrlicher Seeräuber, hab' Ihren Corsaren gelesen und dabei gefunden, daß Sie Menschen zeichnen können, obschon ich jetzt auf den Gedanken komme, daß Sie selbst mehr Aehnlichkeit mit ihrem Corsaren haben, als ich."

Ein stolzes Lächeln spielte um die Lippen des Dichters. „Also ein Mann, der die Papierbündel zerschnitten hat, die man bei civilisirten Völkern Gesetze nennt?" sprach Byron, „ein Verbrecher, vielleicht zur Galeere reif, und doch ein Mensch, dem ein Fingerdruck auf sein Herz in allen Nerven erbeben machen kann? So sein Sie mir gegrüßt, Mr. Trelawney. Unter Menschen bin ich immer gern Mensch, nur da, wo man gestissentlich sein bischen Gottähnlichkeit mit Bonmot's wirft, mit fader Heuchelei ohrfeigt, stecke ich die Larve des respectirten Titels vor."

Das Gespräch ward nun offener und bedeuten-

der. Bald trat auch Shelley ein, der seit kurzem aus Neapel und Rom nach Oberitalien zurückgekehrt war, und nun nach den wunderbarsten, zum Theil an das Grausenhafte streifenden Lebensereignissen, im Umgange mit Byron Erheiterung, in dessen Nähe ein Asyl für den Rest seiner Tage suchte.

Es möchte schwer sein, drei originellere und in jeder Weise verschiedenere Menschen wieder aufzufinden, als es Byron, Shelley und Trelawney waren. Alle drei hatten vielleicht ursprünglich nichts mit einander gemein, als ein ähnliches Jugendleben. Dies hatte sie frühzeitig der stabilen Gesellschaft entfremdet, sie dem allgemein gültigen Sittengesetz, der herkömmlichen Civilisation, jeder geachteten Gewohnheit, jedem Brauch feindselig gegenüber gestellt. Bei Keinem aber war die Opposition gegen Geist und Leib abendländischer Cultur und Sitte so bis zur gebietenden Wildheit ausgeartet, wie bei Trelawney. Ihm war Alles durch ein eisernes Schicksal genommen, nur sein edles Herz nicht, das noch immer heiß, aber auch stolz für alles Große schlug, ob es

auch tausend Wunden zerrissen, zahllose Ungerechtigkeiten gegen manche Gefühle verhärtet hatten. Er erzählte den neuen Freunden seine Geschichte, von der wir in der Kürze die wichtigsten Begebenheiten den seltenen Mann selbst im Folgenden wiederholen lassen.

„Die tückische Grausamkeit der Lehrer in unsern Kostschulen hat mich zu dem gemacht, was ich bin," sprach Trelawney. „Ich war ein toller Junge, der ein bloßes Gesetz deshalb, weil es weiter nichts, als eben Gesetz war, schon als Kind nicht besonders achtete. Diese Sonderbarkeit brachte mich frühzeitig mit dem Willen meines Vaters, eines strengen, kalten, oft sogar liebtosen Mannes, in Conflict. Da er kein Freund von vielen Worten war, die Erziehung seiner Kinder langweilig fand und meinen Unabhängigkeitssinn gern gebrochen wünschte, that er mich in eine jener systematischen Marteranstalten, die man in England Kostschulen nennt, deren Vorsteher aber herzlose, speculative Teufel sind, die blos Geld und nichts als Geld verdienen wollen, und dabei die

zarten Herzen von vielen hundert unschuldigen Kindern entweder frühzeitig brechen oder sie mit so übersprudelndem Gift füllen, daß es unter die größten Wunder gehört, wenn solche Zöglinge dem Galgen entgehen.

„Ruthe und Stock machten sehr bald vertrauliche Bekanntschaft mit meinen Gliedmaßen, indeß, da ich ein derber, robuster Junge und viel zu stolz war, um mich einer Schwäche zu überlassen, so wußte ich allen Mißhandlungen, jedem Schmerz durch ein wildes Hohngelächter zu entgehen. Die Prügel härteten mich nur ab, anstatt mich zu demüthigen, und als ich dies bemerkte, war es mir ganz recht, daß meine Handlungsweise mir täglich eine hübsche Tracht Stockschläge eintrug. Ich fühlte sie wenig, sie stachelten nur mein Rachegefühl, schärften meinen Trotz, meine List. All mein Bestreben aber zweckte darauf ab, an dem grausamen Lehrer die empfindlichste Rache zu nehmen; denn an's Lernen dachte ich nicht mehr. Ich wollte nichts lernen aus Wuth gegen eine so niederträchtige Anstalt.

„Eines Tages, als uns der Lehrer wie Schafe durch die Felder spazieren hetzte, trat ich mit einigen der Beherztesten von meinen Mitgeprügelten hinter einen Haselnußbusch. Schnell schnitten wir uns schlanke Stäbchen ab, fielen damit über den Lehrer her und zerschlugen seinen vermaledeiten Körper, daß eine ganze Schiffsmannschaft davon mit Karbonade hätte gefüttert werden können. Ich glaube, die arme Seele ist an den Folgen dieses genialen Schülerstreiches einige Zeit darauf gestorben. Mir nun trug meine Rache grade auch keine Rosen. Denn nachdem ich zuvor empfinden mußte, daß ich noch immer zu viel Gefühl im Körper behalten hatte, schickte mich mein verdrießlicher Vater auf ein Kriegsschiff, wo ich von unten auf zu dienen begann. Auch hier gab es harte Nüsse zu knacken, Püffe auszuhalten, Stöße zu ertragen. Das aber störte mich Alles nicht mehr. Ich machte mich Untergegebenen und Vorgesetzten durch meine Wuth, meine Körperkraft furchtbar, und war ihnen meist auch an Geist und Muth überlegen. So trieb ich's denn toll genug, bis un-

ser Schiff in Ostindien Anker warf. Hier bediente ich mich der Freiheit des Orients, rächte mich zuerst mit schwerer Hand an meinen neuen Feinden und razionirte mich dann selbst. Kurz darauf nahm ich Dienste bei einem freisinnigen, heldenmüthigen und edelherzigen Manne, der bei den Engländern ein verbrecherischer Freibeuter hieß. Bei ihm fing ich erst an zu leben, van Ruyter lehrte mich die Freiheit kennen, die Tugenden und Laster der Menschen verstehen und die Leidenschaften als diejenigen Eigenschaften achten, die uns zu den Göttern der Erde erheben.

„Zehn Jahre war ich mit ihm verbündet und vollbrachte manche That, die unter dem Schilde der Civilisation, unter der Flagge irgend einer königlichen Machtvollkommenheit mich auf ewige Zeiten groß gemacht, mit Reichthümern und Würden mich überhäuft haben würde. So aber lebte ich nur meinem Gesetz, nur der dunkelblaue Himmel, das purpurglühende Meer Indiens sahen meine Heldenthaten, und die Geschichte wird davon schweigen. Was kümmert's mich! Ich führte ein unvergeßlich schönes,

glückliches Leben, bis die Liebe, dieser Dolchstoß des Glückes, in mein Herz drang. Zolos, einem wunderbaren, zarten Geschöpfe, schlank und leicht gebaut, wie eine Gazelle, liebeglühend, wie die Sonne auf den glückseligen Inseln, rettete ich das Leben bei einer blutigen Affaire, die wir gegen die Marhatten ausführten. Zolos liebte mich, wie ein Engel einen Gott oder einen Dämon lieben muß. Was ich ihr war, ich weiß es nicht, mir aber war Zolos mein Christus. Sie ward mein Weib unter dem Gesang der Geisterstimme, die von Ceylon's blühendem Eilande über die rollenden Wogen klingt. Die Sterne waren die Weihetropfen, die Segen herabträuften auf unsere Häupter, des Himmels wunderbares Rauschen segnete uns ein, aber kein Pfaffe betete, keine alten Weiber plärrten zu unserm Ehebunde ihre geistlosen Liederverse. Soll ich betheuern, daß unsere Ehe, auf freiem Meere frei und ungebunden geschlossen, glücklich war? Meine Thaten müßten es bezeugen, wenn man sie beachtet hätte. Nie kämpfte ich muthiger, nie siegte ich öfterer, als seit

Zoloë's Kuß mich ſegnete, ihre Umarmung mich ſelig machte. Der tückiſche Malaye weiß Vieles davon zu erzählen, denn gar Mancher fühlte mein Meſſer zwiſchen ſeinen Rippen.

„Doch bald ſtiegen drohende Wolken an meinem Lebenshimmel auf. Das Glück macht neidiſch, und wir ſind alleſammt nicht ſo gut und großmüthig, um die Seligkeit Anderer lange ertragen zu können. Man ſtellte Zoloë nach, man ſuchte ihre Liebe zu mir zu untergraben, da aber ein ſolches Unternehmen an Wahnſinn gränzte, ſo ging man zuletzt ſicherer. Ein feines Gift ward ihr beigebracht, an dem ſie langſam verwelkte. Mit ſüßem Liebeshauch verſchied ſie in meinen Armen. Ich war außer mir. Mein Schmerz war ſo furchtbar, meine Wuth ſo tobend, daß mich meine Freunde feſſeln mußten, um mich vor einem blinden Morden, „einem Tollmorden-Rennen," wie die Malayen ſagen, zu ſchützen.

„Als ich abgeſpannt endlich wieder zu mir kam, hatte van Ruyter bereits Anſtalt zur Beſtattung Zoloë's getroffen. An dem Geſtade einer zauberhaften

Insel war ein Holzstoß aufgeschichtet, dessen Flammen die liebliche Hülle der Todten verzehren sollten. In einer kupfernen Schale, mit duftenden Blumen bekränzt, von Gewürz überschüttet, ruhte der schöne Leichnam. Die Flammen schlugen prasselnd über ihn zusammen, eine kurze Frist und Zolos war in duftender Asche verglüht. Mich faßte ein verzehrendes Fieber, meine Freunde pflegten mich mit treuer Aufmerksamkeit. Als ich genesen war, überreichte mir van Ruyter ein zierliches Mahagonykästchen — es enthielt die Ueberreste meines Weibes. —

„Nun ward mir der Orient mit all' seiner Pracht, seinem sonnigen Aether, mit dem Glanz seiner poetischen Nächte, mit seinen ungebändigten, aber erhabenen Menschen zuwider. Es zog mich zurück nach dem Abendlande, nach Europa, um dort schlaff und matt zu werden und zum Tode eines Christen mich würdig vorzubereiten. Der S[illegible]lawney, der mit zwanzig Heldentha[illegible] Europa Morde nennt, prangen konnte, v[illegible] Lust zur Mönche-rei! — Ich schiffte mich ein, die Langeweile ließ mich

nach Büchern greifen; denn ich wollte, der Heimath näher kommend, doch auch wissen, was man in England seither gethan, geschrieben und gefaselt habe. Zwei Gedichte zogen mich an. Sie hießen „der Giaur" und „der Corsar." Als Verfasser nannte sich Lord Byron, und da ich in diesen Gedichten theils mich selbst wiederfand, in jeder Zeile aber ein ungezähmtes leidenschaftliches Herz, erfüllt von Groll und Haß gegen unsere zahm gepeitschten Sitten; so nahm ich mir vor, dem Verfasser die Hand zu drücken. So bin ich hieher gekommen, Mylord, und wenn Sie mich nach diesen etwas durcheinander geworfenen Bekenntnissen noch achten können, wünschte ich so lange mit Ihnen und Ihren Freunden zu verkehren, bis mich die Unruhe meines Geistes und Herzens wieder fortjagt, vielleicht nach Griechenland, wo es jetzt Schädel zu spalten und weidlich viel Hälse abzuschneiden gibt."

Die Freunde hatten mit steigender Aufmerksamkeit dem seltsamen Manne zugehört. Seine romantische Keckheit, sein abenteuerliches Räuberleben, die

Schmerzen und Täuſchungen, die der Fremdling erlitten hatte, verbunden mit der friſchen Herzenswärme, die Zeuge einer ſchönen, tiefen Menſchlichkeit war, erwarben ihm ſchnell Byron's Zuneigung. Und um dieſe noch inniger ſich ausſprechen zu laſſen, hatte Trelawney, ohne es zu wiſſen und zu wollen, die ſchwächſte Seite des Dichters berührt, indem er durch die gethanenen Aeußerungen der Eitelkeit Byron's auf die ungeſuchteſte Weiſe ſchmeichelte.

Schnell war ein inniger Bund geſchloſſen, den Shelley's ausgleichende Milde bald zu ergänzen, bald auch durch beiſſende Bemerkungen zu rechter Zeit wieder zu lockern verſtand, wenn Byron's heftiges Gemüth die Gränzen der neuen Freundſchaft übereilt zu eng ziehen wollte.

Trelawney ſprach nun viel auch über Griechenland, das er kürzlich erſt beſucht hatte, und dieſe oft wiederholten Geſpräche, an denen die beiden Grafen Gamba, nicht ſelten auch Thereſe Theil nahmen, verſetzte unſern Freund in eine ſeltſame, wechſelvolle Stimmung. Wie früher mit dem Thun und Trach-

ten der Carbonari, beschäftigte er sich jetzt mit dem immer lebhafter ertönenden Kampfe der Griechen. Mit Ungeduld bemächtigte er sich jeder Nachricht, sprach mit der lebhaftesten Theilnahme Fremde, welche Pisa berührten, um nach Livorno zu eilen und von dort aus nach Griechenland zu gehen. Seine Tage waren fast einzig und allein dem Gespräch über das Wohl und Wehe der Hellenen gewidmet, nur der späte Abend hatte für ihn eine Stunde, die er an Theresens liebevollem Herzen verträumte, bis ihn der Zauber der Nacht und die Gluth seines viel bewegten Innern in das knisternde Gemach seines Palastes zurückführte, und dort zu neuen Schöpfungen, voll Lust und Schmerz, voll Leidenschaft, voll gläubiger Liebe und zweifelnder, wildfrivoler Spötterei trieben.

Unterdeß war der Aufstand der Griechen zur vollkommensten, blutigsten Revolution geworden. Alle Nationen nahmen Theil an dem Heldenkampfe des kleinen Völkchens, reiche Privatleute unterstützten die christlichen Brüder durch Geldsendungen, begeisterte Jünglinge aus allen Nationen eilten nach dem klas-

ſiſchen Lande des Alterthums, um unter den Enkeln Miltiades' und Leonidas' für die Freiheit zu fechten.

Dieſe ununterbrochenen Wanderungen Fremder, die vielen Nachrichten von begründeten Griechenvereinen, die jetzt von allen Seiten einliefen, beunruhigten und entzückten den für Hellas von jeher ſchwärmenden Byron. Und doch ſahen ihn ſeine Freunde nie heiter, nie aufgelegt zu Scherzen und Geſprächen, die er doch ſo ſehr liebte. Er ging in ſich vertieft durch die Straßen, nur wenn ein Grieche, deren es mehrere in Piſa gab, oder der greiſe griechiſche Biſchof ihm begegnete, der täglich auf dem Lung' Arno ſeinen Spaziergang hielt, ward er lebendig und kehrte mit verklärten Zügen in ſeine Wohnung zurück.

Nach längerer Zeit endlich übernahm es Thereſe, den geliebten Freund um den Grund dieſes ſich widerſprechenden Benehmens zu fragen. Sie benutzte dazu einen ſtillen, paradieſiſchen Abend, wie deren das glückliche Italien ſo viele hat, wo Liebe und Poeſie auf den flüſternden Wellen der blauen Luft

ſich wiegen und den Schmerz, den Kummer von jeder Stirne fächeln.

Byron hatte die Geliebte ſchon ſeit einigen Tagen zu ſich geladen, damit ſie ſeine Büſte ſähe, an der ſeit längerer Zeit der Bildhauer Bartollini arbeitete. Es dämmerte, als Thereſe, von ihrem Bruder begleitet, in den Palaſt Lanfranchi trat. Pietro verließ die Schweſter der getroffenen Abrede gemäß und die Gräfin betrat, von Fletcher ſicher durch die Fährniſſe des von der Dogge bewachten Ganges geleitet, das Zimmer des Freundes.

Ein gedämpfter Strahl des ſchnell verlöſchenden Tageslichtes erhellte noch das große, prachtvolle Gemach und fiel mit grellem Geiſterſchein auf das bleiche Geſicht des Dichters, der in gedrückter Stellung auf einem Stuhle ſaß, ſein Kinn trotzig auf die geballte Fauſt ſtützend. Unverwandt, mit einem Blick des Entſetzens, betrachtete er einen Gegenſtand, der den Augen der Gräfin durch verhüllende grünſeidene Vorhänge verborgen blieb.

Leis näherte ſich Thereſe dem Freunde, und jetzt

als ſie bald hinter ihm ſtand, erblickte ſie die Marmorbüſte des Dichters, die, eben vollendet, ihrem lebenden Originale gegenüber aufgeſtellt war.

„Warum ſo traurig, mein theurer Freund? ſprach ſie flüſternd, mit ſanfter Lippe die Stirn des Dichters ſtreifend. „Du biſt ſeit einiger Zeit ſo betrübt," fuhr ſie fort, „daß ich fürchten muß, Deine Liebe zu mir iſt verſchwunden, Dein Herz fühlt nichts mehr für mich, Du möchteſt mich lieber nicht mehr ſehen, nicht mehr ſprechen! Hab' ich das wohl verdient, Du böſer, ſtolzer, geliebter Mann?"

„Du nicht, geliebte, himmliſche Thereſe," erwiederte Byron, indem er die Gräfin liebkoſend umſchlang. „Du biſt die Madonna, zu der ich bete; in Dein blaues Auge ſenke ich meine Seele, daß ſie da von Deinen perlenden Thränen die Weihe für alles Schöne und Große empfange; aber was hilft mir das Alles! Ich bin einmal verdammt und verflucht, an hohlen Wünſchen mich abzumartern. Die milde Vorſehung zeigt mir immer das Futter in der goldenen Krippe, ſobald ich aber nur die Zunge ſpitze,

ſtoße ich mir die Lippen wund am rohen Geſtein, und das verlockende Bild iſt verſchwunden. Ha, ha, ha, ha, das iſt Dichterſeligkeit, das heißt Dichterwonne, Dichterlohn! Ich ſage: der iſt ein Hund, ein zottiger Köter, der je noch einen Vers ſchreibt und nicht bei der erſten Sylbe ſchon erſtickt!"

„Ich begreife Dich nicht!" ſprach Thereſe erſchrocken. „Was iſt Dir denn begegnet?"

„Begegnet, fragſt Du? Reizendes Weſen, ich bitte Dich um meiner grauen Haare willen, ſieh doch nur da hinüber, und Du wirſt mich verſtehen."

Thereſens Augen ruhten forſchend, von Thränen überfließend, auf der Büſte des Dichters. Es verging eine Weile in tiefem Schweigen. Fletcher brachte brennende Kerzen in's Zimmer.

„Mir ſcheint, Bartolini hat Dich gut getroffen," ſprach die Gräfin.

„Weiß es Gott!" rief Byron, „die Büſte gleicht einem bejahrten Jeſuiten auf das Treffendſte. Aber ich habe die ſchauerliche Ahnung, daß ich ganz fürchterlich getroffen bin. Iſt dies der Fall, ſo wird's

mit mir für dieſe Welt bald vorbei ſein; denn ich ſehe da aus, wie ein Siebenziger. Und das eben iſt's, was mich ſo traurig macht, Geliebte! So nahe dem Grabe, mit einem verknorpelten Schädel, der den knöchernen Fingerdruck des nahenden Todes fühlt, jetzt, wo die Griechen um ihre Freiheit ringen und ich noch etwas thun könnte, um meine tauſend Thorheiten durch eine einzige ruhmeswerthe That vergeſſen zu machen! O es iſt zum Verzweifeln! Ich möchte die Hörner des Mondes faſſen, mich hinaufſchwingen in die wüſten Räume und wieder zurückſtürzen, damit ich im Falle ſchon in Atome zerſtäubte, und Niemand eine Spur mehr von mir entdecken könnte!"

„Wäre es denn nicht ſchöner," verſetzte Thereſe mit unſicherer Stimme, „Du unternähmeſt als Lebender etwas für die Griechen? Sollte es dazu keinen Weg, keinen Anknüpfungspunct geben?"

„Hm," erwiederte Byron und ſein Auge ruhte forſchend auf den Zügen der Geliebten, „der Wege, die mich zum Ziele führten, gäbe es viele, aber —"

er ſtockte, ſeine Hand preßte zitternd den Arm der Gräfin.

„Was willſt Du mir verſchweigen, mein theurer, geliebter Freund?“ fragte ruhig, ſänft bittend Thereſe. „Sprich es unverhohlen aus, vertraue Dich mir ganz, und ſei überzeugt, daß ich Dich ruhig hören, Dich immer verſtehen werde! Wie möchte ich mich ſonſt Deiner Liebe werth achten?“

„Die ganze Weltordnung iſt eine verpfuſchte Lumperei,“ rief der Dichter in heftiger Aufregung, „und doch wird verlangt, man ſolle jederzeit fein ruhig bleiben. Unſinn über Unſinn! Wie kann ein Menſch von heißem Blut ſich in das ſogenannte Schickſal des trotzköpfigen Panduren Zufall fügen, wenn zwei gleich bedeutſame Wünſche ſich in ſeiner Bruſt kreuzen! Ich kann's nicht, und ſollte mir der himmliſche Purificationsact, an den ich ſtark glaube, Hände und Ohren wegbrennen! Geh mit mir, ſei mein Weib, Thereſe, und meine Kräfte, meine Habe opfere ich für die Befreiung Griechenlands!“

Er beugte ſich bittend, mit glühendem Liebesblick

über die schöne Frau, faßte ihre Hand, berührte im Kuß ihren Mund, ihre Augen. Therese zitterte vor innerer Bewegung, eine lange, bängliche Pause trat ein; dann schloß sie den Geliebten in stürmischer Umarmung an ihren Busen und lispelte unter fallenden Thränen die leisen Worte: „Nicht jetzt, edelste Seele, Morgen, in einigen Tagen sollst Du Antwort haben."

Sie riß sich aus den Armen des Dichters, eine gebietende Handbewegung der Scheidenden hielt den Ungestümen zurück. Er hörte die Stimme Pietro's und bald darauf das Rollen eines Wagens, der ihm die Geliebte entführte. Die gewaltige Aufregung ließ ihn nicht schlafen. Er wachte die ganze Nacht durch, ämsig beschäftigt, ein Verzeichniß der Mittel aufzusetzen, die er im Fall eines schnellen Entschlusses der griechischen Sache opfern könnte.

8.

Während nun so unser Dichter durch seinen unruhigen Geist von einem Vorsatze zum andern getrieben wurde, ohne doch einen festen Entschluß fassen

zu können, hatte sein erprobter Freund Shelley nach vielen betrübenden Lebenserfahrungen eine zufriedene Häuslichkeit gefunden. Die Villa Magni, an der schönen Bucht von Spezzia reizend gelegen, war seit einigen Monaten sein steter Aufenthalt. Dort störte ihn Niemand mehr in seinen Träumen, seinen weltumfassenden Phantasien. Er konnte unbeachtet Tage und Nächte sich im leichten Kahne auf der schimmernden Fluth schaukeln, und wie er dies oft zu thun pflegte, stundenlang in einer der versteckten Ufergrotten seine Gedanken und Empfindungen in wunderbaren Gedichten niederschreiben.

Mary, seine jugendliche Gattin, war fast das einzige Wesen, das den schwärmerischen Einsiedler unablässig umgab, denn wenn er auch mit bedeutenden und vorzüglichen Menschen in Verbindung blieb, so vermied er doch gern dauernde Annäherungen, da ihm mehrmals die empfindlichsten Kränkungen dadurch verursacht worden waren. Nur Byron machte eine Ausnahme. Wie dieser in Shelley den genialsten Dichter und Denker seines Volkes verehrte,

so bewunderte Shelley an Byron die meteorgleiche Beweglichkeit seines gewandten, sprühenden, unbegreiflichen Geistes. Und hatte er früher schon die düstere Erhabenheit seiner Dichtungen als unerreichbar anerkannt; so wurden jetzt alle seine Erwartungen übertroffen, seine größten Anforderungen noch überflügelt durch die majestätische Schöpfung „Kain." In diesem metaphysischen Gedicht witterte der tiefdenkende, fein fühlende Shelley die geistige Don Juans-Natur seines Freundes wieder heraus, die jetzt nach abgeworfener Schellenkappe in der düstern Tracht des zürnenden Sünders erscheint, der gern weinen, gern beten, gern bereuen möchte, wenn es dazu nur nicht des fatalen Kniefalles bedürfte. Dieser zähneknirschende Stolz des Genius imponirte dem schwärmerisch-poetischen Skeptiker. Und wie laut auch in England die orthodoxen Bischöfe donnern und lärmen mochten, wie furchtsam die schönen Töchter Englands dem dämonischen Gedicht aus dem Wege gingen; in Beiden regte sich doch ein lüsternes Zucken nach der verbotenen, verketzerten Speise, und

Alle verſchlangen es zuletzt, ob auch ſchimpfend, mit gleichem Behagen.

Shelley hatte ſchon manche Unterredung mit dem Freunde über dieſes großartige Gedicht gehabt. Beide lebten dabei nochmals die ſtill vergnügten Stunden durch, die ſie vor mehrern Jahren am genfer See zuſammen genoſſen, und mußten ſie ſich ſelbſt geſtehen, daß jene nächtlichen Seefahrten, jenes Schwelgen in eigenen und fremden Gedanken, die erſte Veranlaſſung zur Schöpfung des Kain gegeben; ſo konnte doch auch Keiner läugnen, daß die ſpätere leichtfertige, ja verworfene Lebensart des Dichters in Venedig die Dichtung ſelbſt gezeitigt und ihrer glänzenden Vollendung entgegengeführt habe. Im Verein mit dem Seeräuber-Capitän Trelawney wurden darüber oft die tollſten Scherze gemacht, und mehr aus geiſtigem Uebermuth als des Spottes wegen, die Sünde als Gott der Dichtung hingeſtellt. Da man aber nicht Anſtand nahm, auch vor Fremden ähnliche Meinungen auszuſprechen, ſich in paradoxen Sätzen und wild-genialen Bemerkungen zu überbieten; ſo

verbreitete sich bald in England das Gerücht, die Dichter Byron und Shelley hätten im Verein mit einem blutdürstigen Seeräuber eine neue poetische Schule gestiftet, die am passendsten mit dem Namen „die satanische" bezeichnet würde.

So lange die Freunde in Pisa zusammenlebten, ergötzten sie sich vereint an diesen mährchenhaften Gerüchten, nach erfolgter Trennung aber suchten sie wenigstens in fortwährender Verbindung mit einander zu bleiben, und da Byron der Beweglichere war, und die Entfernung von Pisa bis Lerici nicht gar groß; so führte ein Spazierritt die Freunde je zuweilen wieder zusammen.

Es war gegen Ende Juni im Jahre 1822, als Shelley ein Besuch von Byron angekündigt wurde. Der arme Freund hatte eine abermalige, schmerzhafte Prüfung erdulden müssen, die ihn so heftig erschütterte, daß ihm Zerstreuung Noth that. Jenes kleine Mädchen, Allegra, für das er mit väterlicher Zärtlichkeit Sorge trug, war ihm plötzlich vom Tode entrissen worden. Er hatte nun kein Kind mehr, denn

seine Tochter Ada war für ihn nicht vorhanden. Dies schmerzte, dies drückte ihn nieder und ward Ursache, daß er eine längere Zeit seine begeisterten Pläne für die Befreiung Griechenlands gänzlich vergaß. Er ließ die todte Hülle des Kindes nach England einschiffen und gab in einem rührenden Briefe einigen Vertrauten den Auftrag, dies Kind der Liebe wo möglich auf dem Kirchhofe zu Harrow beizusetzen. „Ich kenne dort ein Plätzchen," schrieb der trauernde Vater, „wo ich oft als Schulknabe saß und meine Träume an die Zukunft hing. Es ist dies ein Grabstein, von zwei alten Ulmen beschattet, der auf der Höhe des Kirchhofes sich befindet und von meinen Schulkameraden im Scherz „Byrons Grab" genannt wurde. Dort wünschte ich Allegra begraben, wär' es auch nur, um der dunklen Macht ihren Willen zu lassen, die einem Wesen meines Stammes in der prophetischen Stimme der Jugend auf jener Stelle ein Grab anwies."

Als der trauernde Dichter den ersten Schmerz überwunden hatte, suchte er durch Zerstreuung und

Wechsel seinem Geiste wieder Spannkraft zu geben. Ein Gespräch mit dem Freunde hielt er für diesen Zweck am geeignetsten. Er machte sich deshalb, nur von Fletcher und Trelawney begleitet, auf den Weg nach der Bucht von Spezzia.

Schon sahen die drei Reisenden den blauen Wasserspiegel in der Ferne aufblitzen, als Byron plötzlich sein Pferd anhielt und nach einem kleinen Olivenwäldchen deutend zu Trelawney sprach: „Geht dort nicht unser Freund?"

„Gott verdamme meine Augen, er ist's!" rief der Kapitän. „Soll ich ihn rufen?"

„Bis dort hinüber dringt Ihre Stimme nicht."

„Oho," lachte Trelawney, „ich überschreie den Sturm der indischen Meere, und wenn hier über uns nicht eine colossale Luftpumpe hängt, so sollen's die Fischer auf dem Golf dort hören!"

„Halt, Sir! die Hand vom Munde!" fiel Fletcher ängstlich ein und erfaßte den Arm des Kapitäns. Trelawney runzelte die Stirn. „Warum, Hans Zitteraal?" fragte er verächtlich. „Habt Ihr Angst,

es möchte Euch den Hirnkasten zersprengen? Laßt's immer geschehen. Ihr könnt dabei nicht viel verlieren."

„Mit Verlaub," entgegnete Fletcher, „abgesehen von der Möglichkeit, daß mein Gehirn eine unangenehme Contusion von dem Wiederhall Ihrer geschätzten Stimme kriegen könnte, wünschte ich Ihre Schreierei blos deshalb eingestellt, weil ich die furchtsame Meinung hege, daß jener Mann dort kein Mann sei."

„Im Namen aller Weisen der Erde," sprach Byron, „was soll es denn sonst sein, wenn kein Mann, wenn's nicht Shelley ist?"

„Wenn's Ew. Herrlichkeit erlauben, so halt' ich's für 'nen Dunst, ein Gespenst, ein Gescheeche, wie Die aus Wales sagen, just für ein solch Ding, an denen wir in Pisa einen gesegneten Ueberfluß haben."

Die beiden Freunde brachen in ein schallendes Gelächter aus, allein als sie sich wieder nach dem fern Wandelnden umsahen, war die Gestalt unter den Bäumen verschwunden. Sie ritten daher weiter,

nicht ohne den armen Fletcher mit seiner Furchtsamkeit vielfach zu foppen.

Ein leichtes Segelboot glitt grade über die Bucht, als die Reisenden in der Nähe der Villa abstiegen. Mary hatte sie bemerkt und eilte ihnen rasch entgegen. An der Thür der Villa empfing sie die Freunde mit herzlichem Gruß.

„Ist die Schlange schon wieder in ihre Höhle gekrochen?" fragte Byron.

„Ich sehe Percy eben zurückkehren. In ein Paar Minuten wird er anlanden," sprach Mary. „Er hat guten Wind."

„Wer? Ihr Mann?" fragte Byron und sah verwundert auf Trelawney, der sich über das triumphirende Lächeln Fletchers ärgerte. Indem legte das Boot an und Shelley trat lächelnd den Freunden entgegen. „Seid herzlich gegrüßt," sprach er, „tretet ein und betrachtet Euch, wie zu Hause. Ich und meine Mary sind, unsere Paar Diener ausgenommen, ganz allein, und hätte ich nicht zuweilen eini-

gen überirdischen Besuch, so wäre unser Leben bei allem Reiz doch etwas einförmig."

„Gottloser Spötter!" sagte Mary und drohte dem Gatten scherzend mit dem Finger.

„Aber sagen Sie mir nur, lieber Shelley," nahm Byron wieder das Wort, „gingen Sie denn nicht vor einer halben Stunde in das Olivenwäldchen seitwärts Lerici? Oder hat irgend ein Gauner Ihnen Kleider und Gang gestohlen? Wir alle Drei haben Sie dort ganz tiefsinnig, gebückt, wie gewöhnlich, wandeln sehen und —"

„Erlauben Sie, Mylord," fiel Fletcher ein, „ich gehöre nicht mit zu den Dreien, denn ich sah blos Dunst, blustrigen Dunst, weiter nichts. Keinen Mann, keinen Mr. Shelley, nur so ein Bissel fahrigen Menschenschatten."

„Sagt mir nur," sprach Shelley, „ob Ihr aus dem Tollhause kommt? Seit drei Stunden bin ich hier auf dem Golf herumgesegelt, habe in der Grotte drüben gesonnen, ein Paar Verse geschrieben und später nur

recht lebhaft und sehnsuchtsvoll Eurer gedacht. Was soll denn nun dies Geschwätz?"

Die Freunde waren in das Wohnzimmer getreten, über Byron's Stirn schwebten die Schatten düsterer Gedanken. „Nun dann sind Sie ein Doppelgänger," sprach er schwer aufseufzend, „eine schillernde Schlange oder sonst ein ähnliches, verwandlungssüchtiges Ungethüm."

„So hätte ich mich nach Ihnen gebildet" erwiederte unbefangen der Freund. „Denn als Sie in Griechenland waren, sah man Sie eines Tages im Regentpark und später fand sich sogar von dem nämlichen Datum Ihr Name unter der Zahl der Besuchenden in Carlton-House von Ihrer eigenen Hand geschrieben."

„Gott behüte!" sagte Fletcher, „das wäre ja ein wahrhaftiges Umgehen noch bei lebendigem Leibe."

„Es ist wunderbar," versetzte Byron, „aber ich selbst habe es von den glaubwürdigsten Männern damals erzählen hören; ob das Gerücht blos erdichtet war, kann ich nicht sagen, denkbar aber scheint es

mir, daß Jemand aus Sehnſucht nach einem ihm innig Verbundenen, einem Bruder, einer Geliebten, einem treuen Freunde, ſeine Seele nebſt einer körperhaften Schattenhülle auf wenige Minuten ſelbſt in die entfernteſten Länder ſenden könne, um den Gegenſtand ſeiner Wünſche auch mit den Augen des Leibes zu ſehen. Daß aber ein Menſch wie ich, der ich damals wie auch noch jetzt England und alles Engliſche von Herzen haßte, ſich blos zum Scherz ſolle verdoppeln können, um ſeine unleſerliche Pfote in ein Complimentirbuch zu kritzeln, das ſcheint mir die Galanterie des Körpers gegen die Seele etwas zu weit getrieben."

So ſpielten die Freunde das ſonderbare Erlebniß ins Scherzhafte, bis der dunkelnde Abend zu ernſteren Geſprächen Anlaß gab. Shelley trug einige Stellen aus ſeinem eben vollendeten Gedicht „die Zauberin des Atlas" vor, das er größtentheils im offenen Segelboot, oder hingelagert an die Küſte unter dem melodiſchen Surren der Brandung ausgearbeitet hatte. Auch ſein erſt begonnener „Triumph

des Lebens" kam zur Sprache und so knüpfte sich Gedanke an Gedanke, bis die kleine Gesellschaft endlich auf das geheimnißvolle Thema des Todes und der Unsterblichkeit gekommen war.

„Weiß Gott," sprach Byron, „ich fürchte mich nicht vor dem Tode, „nur das Dunkel, das hinter dem herabfallenden Vorhange dieses Lebens unheimlich treibt und fluthet, macht mich schaudern."

„Wären Sie ein gläubiger Mensch," bemerkte Mary, „so würde Sie dies gar nicht anfechten. Ihre Furcht ist blos eine Folge Ihres Zweifels."

„Gott bewahre!" fiel Trelawney ein. „Weder der Zweifel noch das dunkle und Geheimnißvolle der Zukunft setzen uns in Furcht, die Art unserer Bestattung ist es, dies widerliche Einscharren in die feuchte Erde, aus der gar kein Aufschwung denkbar. Ich kann es heute noch nicht begreifen, wie die Christen diese abgeschmackte, unästhetische Beerdigungsart von den Juden entlehnen konnten, während sie es doch so bequem hatten, sich an die heitern Griechen zu halten."

„Dem ſtimme ich bei," ſagte Shelley. „Die Verbrennung der Körper hat etwas wunderbar Erhebendes. Die Zurückbleibenden ſehen in der aufwärts flammenden Lohe eine Läuterung der irdiſchen Elemente des Todten. Selbſt das Kniſtern der Flamme, das thätige Leben in dieſem wunderbarſten aller Elemente, dies Singen und Tönen, dies Schmeicheln und Züngeln der Flammenſpitzen gibt dem ſinnigen Menſchen ſo viel zu denken, daß es ihm leicht wird, in all' den tauſend ſprühenden Funken verwandelte Genien zu erblicken, die bereit ſind, die losgebundene Seele nach ätheriſcheren Regionen emporzutragen. Und dann, wie ſchön iſt es für die Zurückbleibenden, die Aſche ihrer Lieben ſtets um ſich zu haben! Wahrhaftig, dürfte ich mir eine Beſtattung wählen, ich würde unbedingt die der Alten jeder andern vorziehen."

„Vielleicht entſchied ich mich ebenfalls dafür," ſprach Byron, „die Furcht vor der Zukunft nach dem Tode aber fühle ich dadurch nicht gemindert. Deshalb iſt es am ſchönſten, wenn der unheimliche

Gaſt recht unerwartet erſcheint, in der Feldſchlacht, auf offenem Meer, oder, was ich für die poetiſchſte Todesart halte, durch den Blitz. Wem der Himmel ſein Feuer ſendet, ihn von der Erde abzurufen, der muß gut angeſchrieben ſtehen im Gedenkbuche des Schöpfers."

Dieſe und ähnliche Geſpräche wiederholten ſich alle Abende, und zerſtreuten und erhoben den gedrückten Byron ſo ſehr, daß er nach einigen Tagen ſichtbar erheitert den Rückweg nach Piſa wieder antreten konnte. Shelley ſagte ſeinen baldigen Gegenbeſuch mit einem Freunde zu, deſſen Eintreffen er in den nächſten Tagen erwartete, und als die Freunde ſchieden, ſprach Byron lachend: „Ich bitte mir aus, daß ſie ſich heute wieder an jenem Wäldchen ſehen laſſen, ſonſt glaub' ich, Ihre irdiſche Laufbahn iſt bald beendigt."

„Was ich vermag, ſoll geſchehen," erwiederte Shelley. „Mein Geiſt ſoll den ganzen Himmelsraum durchreiſen und Ihnen begegnen als „„Geſcheeche.""

Alle lachten auf Kosten Fletcher's, der unverständliche Worte murmelte und den fortgaloppirenden Freunden nicht ohne Mühe folgen konnte.

9.

Theresens Selbstüberwindung hatte inzwischen die Richtung Byrons für die Zukunft entschieden. Was sie versprochen, hatte sie endlich gehalten, und weil sie das Herz des Geliebten genau kannte und im voraus wußte, daß er sich einer Bitte von ihr gern unterwerfen werde, so drang sie beharrlich auf einen Anschluß an die griechische Sache. Anfangs beabsichtigte die Gräfin selbst den Dichter zu begleiten, da aber die Verhältnisse immer verwickelter wurden und Byron das zarte Weib den Gefahren und Strapatzen in einem kriegerisch bewegten Lande nicht aussetzen wollte, stand sie freiwillig ab von ihrem Entschlusse.

Indeß verzögerte sich die Ausführung des Planes von Monat zu Monat, da Verbindungen der verschiedensten Art zu knüpfen, Unterhandlungen einzu-

leiten und vor Allem die nöthigen Summen aufzutreiben waren. Byron trat mit den Häuptern des Aufstandes in vorläufige Correspondenz, um das Terrain zu sondiren und einer freundlichen Aufnahme gewiß zu sein. Dazwischen nun fiel der Tod seiner Tochter und das betrübende Ereigniß, zu dem wir jetzt übergehen müssen.

Die festgesetzte Zeit nämlich, in welcher Shelley nach Pisa kommen wollte, war längst schon verstrichen, und doch hatten früher eingegangene Nachrichten seinen Besuch nochmals angemeldet. Nun verbreiteten sich unsichere Gerüchte von stattgefundenen Schiffbrüchen, die in Folge eines plötzlich entstandenen Gewittersturmes sich ereignet haben sollten. Byron ward dadurch mehr und mehr beunruhigt, und als weder Briefe noch anderweitige Nachrichten einliefen, so eilte er mit Trelawney nach dem nahen Livorno, um wo möglich selbst über die Vorfälle der letzten Tage etwas Sicheres zu erfahren.

Die Freunde hatten die Seestadt noch nicht erreicht, als ein Haufen Menschen am Gestade ihre

Aufmerksamkeit erregte. Sie ritten schnell auf die Versammelten zu und erfuhren schon auf die erste Frage, daß die Brandung so eben einen Leichnam ausgeworfen habe, den Niemand kenne, der aber seiner Kleidung nach ein Ausländer zu sein scheine. Mit klopfendem Herzen drängte sich Byron durch das schreiende und lebhaft gestikulirende Gesindel. Der Todte lag dicht am Meere, sein Gesicht war entstellt, aber die Form der Stirn, die feine Haut und das schöne braune Haar gaben ihn nur zu schnell als den vermißten Freund zu erkennen. Der Dichter beugte sich schaudernd über den Todten, dann wendete er sich zu den seitwärts stehenden Trelawney und sprach mit vor Schrecken und innerm Entsetzen entstellten Mienen: „Vor zwölf Tagen ging dieser Mann als Schatten in das Gehölz von Lerici! Nun läugne man noch Erscheinungen ab, wenn man kann."

Während hierauf Trelawney für die Bewachung des Leichnams Sorge trug, ritt Byron nach Livorno, und erwirkte dort, eingedenk der letzten Aeußerungen des Dichters, von der Behörde die Erlaubniß, den

Ertrunkenen in antiker Weiſe beſtatten zu dürfen. Unterdeß fand man auch den Leichnam ſeines Gefährten. Ein heftiger Sturm hatte Beide in offenem Seegelboot überraſcht, und die Gewalt der Wogen beinahe im Angeſicht der Küſte den Nachen umgeſtürzt.

Nach den getroffenen nöthigen Vorkehrungen ſchritt man zur Verbrennung der Leichname. Unweit von Via Reggio dicht am Geſtade erheben ſich in beſtimmten Entfernungen viereckte Thürme, deren düſtere Zinnen zur Abhaltung der Schmuggler dienen. Zwiſchen zwei derſelben auf dürrem Sande errichtete man den Scheiterhaufen. Der Tag war heiß und ſtill. Zur Rechten lag der blaue Golf von Spezzia, links das prächtige Livorno und grade vor blitzte die ſpiegelglatte Fluth des Mittelmeeres in unabſehbarer Ausdehnung auf, nur durch die Inſeln Elba und Gorgona begränzt. Auf den trägen Wellen ſchwankte der dunkle Körper von Byrons Jacht an ihrem Anker. Das Land umher war öde, ſandig, unbewohnt, und hinterließ den Eindruck einer gränzenloſen Wildniß. Nur hin und wieder ſproßte dürres Geſträuch,

vom Seewinde niedergedrückt, aus dem unfruchtbaren Erdreich. Den Horizont aber begränzte der unermeßliche Zug der italiſchen Alpen, deren weiße Marmorhäupter im Sonnenlicht gleich beeiſ'ten Gletſchern funkelten.

Nahe am Meere ſtanden Lord Byron, Trelawney und mehrere Soldaten, in weiterer Entfernung ſammelte ſich das Landvolk, neugierig der ſchauerlichen Beſtattung zuſehend. Byron und Trelawney trugen Trauerkleider und waren beſchäftigt der Flamme ihr Werk zu erleichtern. Die Scheiterhaufen loderten in praſſelnder Gluth hoch auf, Salz, Weihrauch und Myrrhen verliehen dem Feuer eine eigenthümlich glänzende Färbung. Ein einſamer Regenvogel ſchwebte klagend in engen, niedrigen Kreiſen um den glühenden Holzſtoß, und weder Geſchrei noch andere Mittel konnten ihn vertreiben.

Byron ſah in finſterm Schweigen dieſen antiken Obſequien zu. Schon ſtürzte das Holz praſſelnd zuſammen, Shelley's Körper war bereits zu Aſche zerfallen, nur ſein ſchwarzſeidenes Halstuch wollte nicht

Feuer fangen. Es flatterte hin und her im Luftzug der Flamme, während alles Uebrige, das Herz des Dichters ausgenommen, schon verglommen war.

„Nun, da sieht man's," sprach Byron, „wie schwer ein Herz zu vertilgen ist! Die gehässige Welt hat immer behauptet, Du besäßest kein Herz, armer Freund, und unterließ nichts, es frühzeitig zu zerreiben, und nun ist nicht einmal diese Gluth im Stande, es zu zerstören! So bleibe es denn der Nachwelt aufbewahrt zum ewigen Gedächtniß."

Nachdem der Holzstoß zusammengestürzt war, sammelten die Freunde des Dichters Asche in eine Urne, um sie auf dem Kirchhofe der Protestanten in Rom an der Pyramide des Cestius beisetzen zu lassen. Denn Shelley hatte mehrere Male ausgesprochen, daß er dort ruhen möchte. Das Herz bewahrten sie in Weingeist auf und überlieferten es später seiner trauernden Mary.

„Da ist nun wieder, sagte Byron, nachdem das Feuer ausgelöscht und Alles besorgt war, zu Trelawney, „da ist nun wieder ein Mensch gestorben,

den die Welt schmählich, boshaft und brutal verkannt hat. Shelley war der beste und am wenigsten Selbstsüchtige von allen Menschen, die ich je gekannt habe, ein Mann, der all' sein Glück und Vermögen für Andere aufgeopfert hat."

Er trat an's Meer und sah hinaus auf die ruhige Fläche, dann warf er schnell seine Kleider ab, stürzte sich in die See und schwamm bis dicht an die Jacht, gleichsam, als müsse er das Element prüfen, das ihm tückisch den Freund entrissen. Als er wieder an's Land stieg, fühlte er sich von Fieberschauern durchrieselt. „Wir wollen eilen," sprach er, „sonst glaube ich, der Tod hat sich mit mir geneckt." Und im schnellsten Ritt kehrten Beide nach Pisa zurück. —

10.

Mehrere Monate waren seitdem vergangen und die angeknüpften Unterhandlungen des Dichters mit den bedeutendsten Häuptern des griechischen Aufstandes hatten erfreuliche Folgen gehabt. Namen wie Kolokotroni, Odysseus und andere erhielten von Tage

zu Tage mehr Klang; wo man sie nannte, verbreiteten sie Schrecken unter ihren Feinden und pflanzten das Kreuz über dem Halbmonde auf. Mit diesen nun war Byron in nähere Verbindung getreten, ihnen hatte er seine Pläne eröffnet und durch ihre Vermittelung den bedrängten Hellenen seine Unterstützung antragen lassen.

Während nun diese Unterhandlungen noch hin und wieder schwankten, sprangen auch Andere auf das Kräftigste den griechischen Brüdern bei, es fehlte nur an einer geordneten Coalition und an einem sichern, entschiedenen Zusammenwirken der vielen vereinzelten Kräfte, um so edle Begeisterung, so würdige Theilnahme nicht früher oder später ohne bedeutenden Erfolg sich verlieren zu sehen. Und unser Freund that hier alles Mögliche, damit ein kräftiger Einklang die verschiedenen thätigen Mitglieder der Hellenenvereine leite und fortwährend begeistere.

Um ihn selbst sammelte sich aus aller Herren Länder eine Anzahl edler Männer. Namentlich waren es Amerikaner, die seit kurzem dem Entschlusse

des Dichters eine hochherzige Beachtung widmeten. Begeiſtert von ſeinen gewaltigen Liedern kamen Viele anfangs nur deshalb zu ihm, um den ihnen ſo ſonderbar und menſchenfeindlich geſchilderten Lord perſönlich kennen zu lernen, Wenige aber konnten ihn wieder verlaſſen, ohne ein Gefühl wahrer Freundſchaft für ihn mit hinwegzunehmen. Die meiſten ſchloſſen ſich ihm an und lebten, geſtatteten es anders ihre Verhältniſſe, in offenem, traulichen Umgange mit ihm. Byron ſelbſt ward dadurch gegen die Menſchen, die er im Allgemeinen doch fortwährend nur obenhin behandelte, gerechter geſtimmt. Seine Scheu, ſein Haß milderte ſich, es ſchien, als könne er wieder für Mehrere Freundſchaft fühlen, nicht nur dem Einzelnen, ſondern auch der Menge vertrauen, und wie der äußere Menſch durch Anſchluß und Umgang mit den verſchiedenartigſten Perſönlichkeiten an ſeiner Sitte gewinnt, ſo glätten Vertrauen und Glauben die ſchroffen Seiten des Gemüthes, und bilden und veredeln den harten Trotz zur gewinnenden Sanftmuth. Unſer hartſchaliger Freund empfand

dies jetzt tief. Eine wohlthuende Wärme, eine theilnehmende Innigkeit des Gefühls, wie er sie früher nie empfunden, begleiteten ihn und trugen viel zu der ausdauernden Thätigkeit bei, die er fortan nach so vielen Seiten hin entfaltete.

Bei so erfreulichen Aussichten würde er glücklich gewesen sein, hätte nicht ein unheilvolles Gespenst, das dem Dichter von jeher auf allen Pfaden nachgeschlichen war und von ihm der Fluch seines Geschlechtes genannt wurde, auch jetzt wieder trübend seine Bahn gekreuzt. Er hatte sich gewöhnt, jeden Tag einen Ritt in die Umgegend zu machen, um an irgend einem passenden Orte seine beliebte Uebung im Pistolenschießen vorzunehmen. Seit einigen Wochen begleitete ihn oft eine ganze Schaar Bekannter auf diesen Spazierritten, theils Engländer, theils Amerikaner, und hatte der Lord Glück gehabt, so daß er ein Frankenstück mit der Kugel traf, so ward er bei der Rückkehr gewöhnlich sehr heiter, scherzte und erzählte seiner Umgebung die ergötzlichsten Dinge, während seine Begleiter ihn dicht umringten. Da-

durch kam es, daß sein Trupp zuweilen die ganze Landstraße einnahm.

Eines Tages nun bildeten die Rückkehrenden wieder eine geschlossene Reihe, in deren Mitte der heitere Dichter lebhaft erzählend sich befand. Der Trupp ritt sehr langsam, und da jeder Einzelne aufmerksam dem Freunde zuhörte, hatte Niemand den Zuruf eines Fremden vernommen, der in schnellem Trabe sie überholend, einen Durchgang für sich forderte. Aergerlich und in der Meinung, die Unachtsamen, Lachenden verspotteten ihn, gibt er seinem Thiere die Sporen, sprengt mit Hast und Fluchen auf den Trupp ein, durchbricht ihn und schlägt rechts und links die Nächsten mit seiner Gerte. Diese unbegreifliche Beleidigung zu rächen, zogen die Freunde dem Forteilenden nach, Byron ereilt ihn, fordert Genugthuung und reicht ihm seine Karte. Der Fremde aber schlägt sie aus, nennt blos seinen Namen und stößt fortwährend beleidigende Worte aus. So kommt denn die ganze Schaar im vollen Jagen am Thore der Stadt an, der Fremde, ein Wacht-

meiſter, zuerſt. Er ruft die Wache und befiehlt, die ihn Verfolgenden zu arretiren. Auf der Stelle entſpinnt ſich ein Streit, der bald in Gerten- und Säbelhiebe übergeht, wobei einige von Byron's Leuten verwundet werden. Endlich indeß gewinnen Alle die Stadt, allein der Anſtifter des Unheils iſt verſchwunden.

Dennoch hatte der Lärm die Bevölkerung aufgeregt, und während das Volk hin und wieder rennt, und der ſchimpfende Wachtmeiſter ſich wieder blicken läßt, ſtürzt ein wilder Menſch auf ihn zu und bringt ihm einen lebensgefährlichen Dolchſtich bei. Darauf Geſchrei, Getümmel, wildes Jauchzen, drohendes Fluchen! Man will einen Diener Byrons in dem Angreifenden erkannt haben, und da man den Getroffenen für todt aufhebt, ſo ſchreit der Pöbel nach Rache, rottet ſich zuſammen und zieht mit drohenden Gebehrden und gezückten Dolchen vor die Wohnung des Dichters. Nur das Einſchreiten der bewaffneten Macht kann weiteres Blutvergießen verhindern.

Obwohl nun Byron ſich vollkommen rechtferti-

gen und selbst darthun konnte, daß keiner seiner Diener um die Zeit, wo der Mordanfall geschah, sich außer dem Hause befand, glaubte man dennoch an ein Mitwissen des Dichters um die That. Der Verdacht ließ sich nicht niederhalten, die Behörden witterten neue politische Umtriebe, und da der häufige Courierwechsel, das Kommen und Gehen einer Unzahl Fremder, das Erscheinen mehrerer Griechen einen erwünschten Vorwand zur Verfolgung abgab; so erhielten Byron und seine Freunde, vor Allen aber die Grafen Gamba, den Befehl, Pisa zu verlassen, ein Bescheid, wogegen freilich jede Appellation völlig nutzlos, wo nicht gefährlich gewesen sein würde.

Die Vertriebenen wandten sich nach Genua, und hier auf der prachtvoll gelegenen Villa Albaro, dem ehemaligen Aufenthaltsorte des Dogen Andrea Doria, finden wir unsern Freund wieder, lebhaft beschäftigt, seine Abreise nach Griechenland zu betreiben. Das Zimmer des Dichters ist kriegerisch ausgeschmückt mit türckischen Waffen und einer großen Anzahl außerordentlich schön gearbeiteter Pistolen, die

eben aus England angekommen ſind. Byron beſichtigt ſie mit Kennerblicken und geht, als die letzte in ſeiner prüfenden Hand geruht, nach einer Ecke des Gemaches. Ein blauſeidener Vorhang hängt von der Decke herab, der Dichter ſchlägt ihn aus einander und drei Helme, von wunderbarer Arbeit, blinken von einem Marmortiſchchen uns entgegen. Darüber erblicken wir durch ein von Weinreben überwobenes Fenſter die Kuppeln und Thürme Genuas, die Maſten zahlloſer Schiffe und den unermeßlichen Spiegel des blauen Meeres, vom Sonnenglanz beſtrahlt, in ſeiner ganzen, unnennbaren Majeſtät. Die Thür öffnet ſich, Trelawney tritt ein.

„Sie bringen gute Kunde," rief Byron ihm zu, während er einen der Helme mit begeiſtertem Blick aufſetzte. Er trug das Wappen ſeines Hauſes, anſtatt des Helmbuſches erhob ein Adler ſeine Schwingen darauf. „Lauten die neueſten Nachrichten aus Griechenland günſtig für unſer Unternehmen?"

„Aller Orten iſt der Halbmond im Abnehmen begriffen," erwiederte Trelawney. „Neuerdings erſt

haben die Sulioten unter ihrem tapfern Häuptlinge die Türken tüchtig zusammengehauen. Die Bucht von Lepanto ist in Folge dieser Siege fast ganz von Feinden gesäubert, alle festen Plätze, bis auf einige unbedeutende, haben die Griechen besetzt, die Zufuhr ist frei, und wenn die Kerls irgend zusammenhalten, so muß in kurzem ganz Morea in ihren Händen sein. Einen tolleren Menschen, als diesen Marko Bozzaris, kann es nirgends geben. Mit ihm getraue ich mir die Malayen zu zähmen und das ist doch ein Gesindel, giftig und wild, wie eine Freibeuterseele in der Hölle."

„Wen nannten Sie da?" fragte Byron erbleichend und mit sichtbarer Bewegung.

„Nun erschrecken Sie nur nicht," fuhr Trelawney in seiner Weise fort. „Bozzaris scheint ein ganz braver Mann zu sein, obwohl er von höflicher Sitte, von zierlichen Verbeugungen, modischen Kratzfüßen und anderen Galanterien der menschenbändigenden Civilisation nicht eben viel wissen mag. Der gute Mann soll ein freies Leben geführt, etwas

Schmuggelei, etwas Banditenthum getrieben haben, die Lage der Rippen, den Sitz des Herzens, überhaupt die gesammte Anatomie nur aus einer langjährigen Praxis kennen und noch heute ein außerordentlich sicheres Feuerrohr führen. Den Handel mit kurzen Waaren hat er seinen Untergebenen übertragen. Kurz der Mann ist nach den Begriffen eines griechischen Klephten ein vollkommener Gentleman."

„Also er lebt und ich bin kein Mörder!" rief Byron mit jauchzender Seele. „Und Theakita?" fuhr er fort, „wissen Sie nichts von der ätherischen Sylphide, die mich beseligt und eine so lange, finstere, herzzerreissende Trübsal über mich gebracht hat? Doch sie sank ja, von seiner Kugel durchbohrt, und der Stern der Freiheit, der Völker erweckt, ruft keinen Todten in's Leben. Möge Sie ruhen, bin ich ja doch kein Mörder! Aber beim rettenden Gott, dies Studium, die Verarbeitung dieser furchtbaren Gefühle, haben mir Jahre und Freuden gekostet!"

„Nun das heiße ich doch phantasiren," sprach

Trelawney, der verwundert das Selbſtgeſpräch des Freundes belauſcht hatte. „Bozzaris, Mord, Theakita, Sylphide — hm, da könnte man beinahe hinter die Scenerie des Corſaren kommen.“

„Freund,“ fiel Byron dem Kapitän in's Wort, „keinen Scherz, wollen Sie nicht ein Tollmorden mit mir rennen! Was Sie gehört haben, vergeſſen Sie es, kommen wir aber zuſammen nach Griechenland, umarmen wir den heldenmüthigen Sulioten-häuptling; dann ſei es Ihnen unverwehrt, entweder mich oder Marko nach den abenteuerlichen Tagen einer ſtürmiſch bewegten Jugend zu fragen.“

Endlich waren alle Angelegenheiten geordnet, die Fregatte „Herkules,“ für die Ueberfahrt gemiethet, lag im Hafen von Genua, und der Kapitän hatte beſchloſſen mit Einbruch der Nacht die Anker zu lichten.

Auf der Villa ſah es leer und wüſt aus. Alles, was dem Herzen des Dichters theuer war, hatte an Bord geſchafft werden müſſen. Einſam durchwan-

derte er die glänzenden Gemächer, noch einzelne Papiere zuſammenbindend und ordnend. Da fiel ihm ein unſcheinbares Büchlein in die Hände, in dem er frühere Haushaltungsrechnungen aus der kurzen Zeit ſeiner verhängnißvollen Ehe fand. Mit wehmüthigen Empfindungen durchblätterte er die Seiten; die Fernen, ihm ſonſt ſo Lieben, traten näher an ihn heran, Annabella und Ada, ſein Kind, ſein einziges Kind, das er ſeit ſieben Jahren nicht mehr geſehen, drängten ſich an ſein unruhig klopfendes Herz. Er ſchlug das Buch zu, das Titelblatt fiel ihm in's Auge, und die Hände über ſein Geſicht breitend, ſank er in einen Stuhl und überließ ſich laut ſchluchzend den ſchmerzlichſten Gefühlen.

Er hatte nicht bemerkt, daß unterdeß Jemand eingetreten war. Auch, als er ſich wieder ermannte, ein kleines Einſchlagmeſſer hervorholte und das Titelblatt von den übrigen Papieren ablöſte, bemerkte er noch immer nicht die Anweſenheit eines Andern. Die freundliche, weiche und zitternde Stimme Thereſens weckte den Dichter aus ſeinen Heimwehträumen.

Er drückte eben das Blatt an seine Lippen und verbarg es dann sorgsam in sein Notizbuch, als Therese ihn anredete: „Was bewegt, was ergreift Dich so, Geliebter?"

Byron umfaßte das schöne zitternde Weib: „Lieber Gott sprach er, „der Mensch ist ein wunderliches, thörichtes, ich möchte sagen, ein albernes Geschöpf. Gefühl ist Alles in und an ihm, und wem es mangelt, der sollte ausscheiden aus dem Bunde, der alle Menschen zu Brüdern macht! Theure Therese," fuhr er, heftig bewegt, fort, „so wie ich Dich jetzt umfasse, wie Deine sammtene Wange an meinem Herzen ruht, Dein goldbraunes Seidengelock beglückend um mich spielt, so lag vor Jahren auch mein rechtmäßiges Weib an meiner Brust! Und ich liebte Sie, bei dem lebendigen Gott, ich liebte Sie! Doch, fort, hinab ihr quälenden Schatten der Erinnerung! — — Bella verstieß mich, weil ich heftig und wild war, ach und ich hätte ihr das nicht übel deuten mögen — daß sie mir aber Alles, auch mein Kind nahm, das war nicht edel! Doch hat Sie es

gewiß nicht gewollt, ſie handelte nach Fremder Begehr. Denke Dir nun meine Freude," fuhr er heiterer, faſt jubelnd fort, „als ich jetzt eben ein Wirthſchaftsbuch finde mit Annabella's Namen, von ihrer eigenen Hand geſchrieben! Ich habe mir das Blatt herausgeſchnitten und will es mir aufbewahren, denn es ſind die einzigen Schriftzüge, die ich von ihr beſitze. Der verdammte, malitiöſe Trotzkopf ließ mir bei unſerer Scheidung auch nicht einen Brief!"

Thereſe ſchloß den Geliebten mit Rührung in ihre Arme. War ihr doch das ſchönſte Zeugniß ſeines edlen Herzens mit dieſer Erzählung gegeben worden! Arm in Arm verließen ſie zuſammen die Wohnung, beſtiegen den Wagen und fuhren nach der Stadt, wo die Gräfin mit ihrem Vater nahe am Hafen eine angenehme Villa bewohnte. Hier war man übereingekommen, die letzten Stunden mit wenigen Freunden zu verleben. Außer dem Grafen Gamba und Trelawney waren mehrere befreundete Amerikaner zugegen, einige Frauen und die Gräfin Bleſſington, die erſt vor kurzem den Dichter kennen gelernt

hatte und ihm besonders gewogen war. Byron trug im Knopfloch seines Rockes eine Rosenknospe, wie er denn selten ohne eine Blume sich zeigte, da er sie leidenschaftlich liebte.

Der Abend war wunderbar still und klar. Die südliche Cither klang allerwärts, Liedestöne schwirrten bald in klagendem Wehlaut, bald in übermüthiger Lust fern und nah.

Byron war bleich und tief erschüttert, als er am Arm der Geliebten in den kleinen Freundeszirkel trat. Er grüßte die Anwesenden mit einem Lächeln und nahm dann seinen Platz neben Theresen. Jedermann schwieg, da Alle die Bedeutung der nahen Trennung tief fühlten. Das Haupt des Dichters sank, überwältigt von Schmerzgefühl, auf die Lehne des Sopha's, man hörte ihn still schluchzen. Nach einer längeren Pause richtete er sich wieder auf, ein Freudenblick blitzte durch seine Thränen, und indem er Theresens Hand ergriff und sein Auge liebeheiß in dem ihrigen sich spiegelte, sagte er schwermuthsvoll: „Da wären wir nun Alle beisammen, aber

wann und wo werden wir uns wiederſehen? Ich habe eine Art von Ahnung davon, daß wir einander zum letzten Male ſehen, indem mir ganz ſo zu Muthe iſt, als ob ich aus Griechenland nie mehr zurückkehren würde."

So viel auch die Freunde ihn jetzt zu erheitern ſuchten, die trübe Stimmung wollte nicht verſchwinden. Man ſprach in banger Erwartung, bis die Nacht heraufzog mit dem Glanz ihrer Sterne, der Mond auf den goldenen Spitzen, den weißen Marmorkuppeln der Kirchen flimmerte, und Land und Meer mit ſtillen, kalten Flammen rings beleuchtete.

Ein Kanonenſchuß rollte dumpf dröhnend über die Stadt. Byron ſtand auf. „Das Zeichen iſt gegeben und geſchieden muß es einmal ſein," ſprach er, „und ſo leben Sie denn Alle wohl, und denken Sie meiner mit liebevollem Herzen. Der Scheidende hat Ihnen nichts zu geben als ſeine ganze Liebe und dieſe kleinen Angedenken."

So ſprechend drückte er Allen die Hand und gab jedem Einzelnen eine Kleinigkeit, Dieſem einen Ring,

Jenem eine Tuchnadel, einem Dritten eine Kette. Eben wollte er eine inniger befreundete Amerikanerin beſchenken, als dieſe die dargereichte Gabe zart ablehnte und zu ihm ſprach: „Mylord, wenn Sie mir ein Geſchenk beſtimmt haben, ſo bitte ich, laſſen Sie mich es ſelbſt wählen. Wollen Sie?“

Byron gab nickend ſeine Zuſtimmung.

„Geben Sie mir die Roſe,“ ſprach die Tochter des freien Amerika. Byron reichte ſie ihr mit triumphirendem Lächeln. „Dies Blümchen,“ fuhr ſie fort, „wird mir ewig theuer bleiben. Es ſoll ein Vermächtniß werden in meiner Familie, und kehre ich zurück in mein Vaterland, ſo ſoll es Jeder erfahren, daß Lord Byron dieſe Roſe am Tage vor ſeiner Abreiſe nach Griechenland getragen hat.“

Thereſe begleitete den Geliebten bis an den Garten, die Uebrigen folgten in beſcheidener Entfernung. „Reiſe glücklich und kehre zurück als Sieger,“ liſpelte ſie. Noch einmal ſank ſie dem theuren Mann in die Arme, Byron riß ſich los und ſchritt von Trelawney und Pietro Gamba gefolgt, die ihn nach

Griechenland begleiteten, dem Hafen zu. Hier wartete schon das Boot mit seinen acht Dienern auf die Kommenden. Zaudernd bestieg es der Dichter, und nochmals das stolze Auge auf die Stadt, auf die Villa heftend, wo das treueste Herz, das ihn ganz verstanden, für ihn schlug, sprach er mit sonderbarem Ausdruck in Wort und Mienen: „Wo werd' ich heut' über's Jahr sein? Gott allein weiß es!"

Das Boot schwankte auf den Wellen, es war der 16. Juli, 1823.

VIII.

Missolonghi.

1.

Ein schnell segelnder Mistiko gewann mit frischem Winde den Golf von Patras. Die Mannschaft säuberte das Verdeck, räumte Taue und Aexte bei Seite, die unordentlich aller Orten umherlagen. Ein Theil der Matrosen hing im Takelwerk mit Ausbesserung der Segel beschäftigt, Andere standen arbeitend an den Pumpen, während aus dem Raume herauf das Hämmern und Pochen des Zimmermanns deutlich genug den üblen Zustand des Fahrzeuges bekundete. Wer sich rückwärts wendete und das Kielwasser des Schnellseglers verfolgte, der konnte leicht errathen, daß die weißumschäumte Klippenreihe

der Skrosen, die einige Faden hinter dem Schiffe lag, es nicht unbeschädigt vorübergelassen hatte.

Am Heck, von allen Uebrigen geschieden, lagerte eine Anzahl Krieger. Ihre geschmackvolle, ja prächtige Kleidung, die gold- und silbergestickten Westen, das weiße, von blinkendem Gürtel zusammen gehaltene Untergewand, und das lange, wallende Lockenhaar gaben sie als kräftige Söhne von Sulion's Felsenhöhen zu erkennen. Mitten unter ihnen, ein rothes griechisches Käppchen auf dem Haar, stand ein schwarz gekleideter Mann, dessen Blicke mit heiterm Wohlgefallen auf den kräftigen Gestalten ruhten. Er hielt einen Brief in der Hand, den er wieder und wieder las, und dazwischen ungeduldige Fragen an den Jüngsten der Sulioten richtete, die dieser kurz und freundlich beantwortete.

„Und ein solcher Mann, ein so kühner Held mußte sterben!“ rief er jetzt aus. „Gott im Himmel, was sind wir doch für jämmerliche Geschöpfe, wir, die wir auf unsere Kraft, auf unsern Geist pochen, uns vermessen, den Himmel zu stürmen und

doch von einer elenden Bleikugel zur Ruhe gebracht werden können! Du meinſt alſo, Miltiades, Bozzaris habe früher meinen Namen nicht gekannt?"

„Er hörte von Ihnen, Mylord, und bedauerte immer, daß ſeine Unwiſſenheit ihn verhinderte, Ihre Gedichte zu leſen."

„Wirklich?" ſprach Byron und ein ſelbſtgefälliges Lächeln flog über ſeine Züge. „Was doch ein Paar düſtere Verſe wirken können! Zuletzt werd' ich noch annehmen müſſen, mein Ruf als Dichter verhelfe mir zum Namen eines Helden."

Der junge Grieche antwortete nicht auf dieſe Bemerkung und Byron, den Brief nochmals durchfliegend, lehnte ſich allein an die Gallerie. Wir benutzen dieſen Augenblick, um ein klares Bild von dem jüngſt Vergangenen und nun zunächſt Folgenden zu gewinnen und uns in die gegenwärtige Lage unſeres Freundes zu verſetzen.

Eine ziemlich glückliche Fahrt hatte den Dichter in die Nähe Griechenland's gebracht, deſſen blauen Himmel, deſſen dämmernde Höhen er mit begeiſter-

tem Auge aus der Ferne begrüßte. Um durch eine unerwartete Ankunft keine Unordnungen zu verursachen, hielt er es für klug, zuvörderst im Hafen einer nahe liegenden Insel Anker zu werfen, von da aus sein Erscheinen den verschiedenen Häuptern der Griechen zu melden und ihre Antwort ruhig abzuwarten. Er wählte Cephalonia, dessen Lage ihm am vortheilhaftesten erschien. Von dort aus schrieb er Briefe an die Fürsten Maurokordato und Kolokotroni, an die kühnen Häuptlinge Odysseus und Bozzaris, und der Letztgenannte war es besonders, den er zu sehen, zu sprechen, ja zu umarmen wünschte, denn er konnte sich nicht eher ganz glücklich fühlen, bevor er nicht dem tapfern Helden sein ihm zugefügtes Unrecht durch einen Händedruck abgebeten hatte. Daß dabei in dämmerndem Hintergrunde auch die holde Gestalt Theakita's stand, die ihm so verhängnißvoll entrissen und nun so spurlos verschwunden war, wollte er sich selbst nicht gestehen. Allein dem bewegten Herzen entschlüpften in dem Briefe an den Sulioten innigere Worte, und die Folge davon war

eine ſchleunige, obwohl lakoniſche Antwort, die nach einigen Tagen von Marko mit einer ehrenvollen Einladung Maurokordato's, auf's ſchnellſte nach Miſſolonghi zu kommen, dem Dichter überſendet wurde. Bozzaris ſchrieb:

„Ihr Brief hat mich mit Freuden erfüllt. Ew. Herrlichkeit ſind grade der Mann, den wir brauchen. Laſſen Sie ſich nichts abhalten, nach dieſem Theile von Griechenland zu kommen. Der Feind bedroht uns in großer Zahl, aber mit Gottes und Ew. Herrlichkeit Hilfe ſoll er ſchon gehörigen Widerſtand finden. Ich werde mich dieſen Abend noch mit einem Corps von ſechs- bis ſiebentauſend Albaneſern herumſchlagen, die dicht neben uns im Lager ſtehen. Uebermorgen werde ich mit einigen auserleſenen Begleitern aufbrechen, Ew. Herrlichkeit entgegen zu gehen. Zögern Sie ja nicht! Ich danke Ihnen für die gute Meinung, die Sie von meinen Landsleuten hegen, Gott gebe nur, daß Sie ſie gegründet finden mögen! Noch mehr bin ich Ihnen für die thätige

Theilnahme verbunden, weil Sie so freundlich für sie gesorgt haben."

Dieses Schreiben trieb den leicht erregbaren Dichter schnell in See. Um dem Sulioten wo möglich noch zuvorzukommen, bestieg er einen so genannten Mistiko, Fahrzeuge, deren leichte Bauart sie schnell und sicher über die Wellen trägt. Sein Freund Gamba schiffte sich auf einem andern Fahrzeuge ein, blieb aber bald hinter dem Schnellsegler zurück und fiel einer türkischen Fregatte beinahe im Angesicht des Freundes in die Hände. Um dem gleichen Schicksale zu entgehen, sah sich nun Byron genöthigt, an der nahen Küste eine sichere Zuflucht zu suchen, und hier war es, wo ihm die Schreckenskunde von dem Tode Bozzaris' ereilte. Jener beabsichtigte Kampf, dessen in seinem Briefe Erwähnung geschieht, hatte ihm das Leben gekostet. Bei Karpenissi starb er den Heldentod.

Diese unheilvolle Nachricht traf Byron schwer und schmerzlich und erfüllte ihn mit trüben Ahnungen. Pietro war in Gefangenschaft gerathen, Tre-

lawney als Unterhändler und Bevollmächtigter nach Ostgriechenland gegangen, und er selbst mußte nun, von einer Windstille aufgehalten, müßig liegen bleiben, ohne zu erfahren, wie die Sachen in Missolonghi ständen, welche Folgen der unvermuthete Tod des kühnsten Führers für die Sache der Freiheit haben möchte. Erst nach einigen Tagen erlaubten Wind und Wetter die Weiterfahrt. Aber auch jetzt sollte der ungeduldige Dichter noch nicht ohne abermalige Säumniß dem Ziel seiner Reise zusegeln. Das Schiff stieß auf die Skrofen, jenes furchtbare Felsenriff, das von der Küste Livadiens schräg in das Meer hineinläuft, und nur Byron's Entschlossenheit hatte die Mannschaft es zu danken, daß man nach vieler Mühe den gefährlichen Klippen, wiewohl mit Verlust von einigem Tau- und Segelwerk und einem starken Leck, noch glücklich genug entging. —

Gegen Sonnenuntergang stiegen die Zinnen Missolonghi's aus der glänzenden Fluth empor. Vom Abendschein vergoldet, wie vor funfzehn Jahren, lag die hohe Feste vor dem Auge des Dichters. Auf der

Kapitale wehte das Kreuz, und als das Schiff signalisirt wurde, da hallte feierliches Glockengeläut durch die stille Luft, wie von einer christlich befreundeten Stadt des Abendlandes.

Byron's Augen füllten sich mit einer Thräne. Eine Welt voll der seltsamsten Ereignisse zog wirr und bunt an seinem Blick vorüber. Ruhte er doch wieder auf dem Land seiner Jugendträume! Dort erhoben sich Höhen, die er schon einmal betreten, hier rauschte der Olivenhain, wo er bewundernd still gestanden, als er von Ali Pascha's prunkender Feste zuerst Missolonghi berührte. Rings umher aber hatte sich Alles geändert. Die Fischerhütten waren verschwunden, das Land verwüstet; nur im Hafen der Festung zeigte sich ein fröhliches Gewimmel. Und als nun der Mistiko dem Lande entgegenflog, da zogen alle Schiffe die Flaggen auf, die Kanonen donnerten und darein scholl der Weiheton der Glocken, das Jauchzen der dicht gedrängten Menschen. Die ganze Bevölkerung strömte an dem Hafen zusammen, Männer, Weiber, Kinder, Greise schrieen ein tausendstimmiges

χαιρε! dem Dichter entgegen, und Krieger aller Art, aller Stämme stürzten unter wildem Jubelgeschrei, unter klirrendem Wirbeln ihrer Waffen, die sie über die Köpfe emporschwangen, ihm entgegen, um den lang Ersehnten mit alt gewohntem Klange zu begrüßen.

Byron winkte dankend mit der Hand und schwang ebenfalls seinen Säbel, bis die Behörden der Stadt, Fürst Maurokordato an ihrer Spitze, ihn friedlich am Kai empfingen. Im Triumphzuge ward er nach seiner Wohnung begleitet, Knaben und Mädchen warfen ihm frische Palmzweige zu, bestreuten mit Olivenblättern den Weg, den er zu überschreiten hatte, und während er, so von allen Seiten mit treuherziger Lust begrüßt, weiter schritt, drängten sich sogar einzelne Krieger mit Gewalt durch die Menge, um ihn deutlich zu sehen, ja wo möglich sein Kleid, seine Waffen, seine Hand zu berühren.

Es war der glücklichste Abend seines Lebens. Ihn, den seine eigene Nation beschimpft, verbannt hatte, begrüßte feierlich ein fremdes, uncultivirtes Volk

nannte ihn mit jauchzendem Zuruf seinen Erretter! Er bedurfte lange Zeit, ehe er die ihn bestürmenden Gefühle bewältigen konnte, als er aber in die ihm bereitete Wohnung getreten war, und das Jubeln und Rufen nur aus der Ferne noch zu ihm drang wie die Stimme seines ihm lächelnden Genius; da rief er, an's Fenster tretend und den Blick auf das dunkle Meer heftend aus: „Endlich bin ich glücklich, endlich sind all' meine Irrthümmer gesühnt, denn ich habe etwas für die Menschheit gethan!"

2.

Nachdem nun der erste Begeisterungsrausch der Bevölkerung verflogen war und Byron sich in seiner Wohnung, dem sogenannten Seraglio, häuslich eingerichtet hatte, ließ er es seine erste Sorge sein, mit den vornehmsten Häuptlingen in ein eben so freundliches als entschiedenes Verhältniß zu treten. Welche Hilfsquellen den Griechen zu Gebote standen, wessen Stimme das Meiste galt, was er selbst in seiner Eigenschaft als Freiwilliger, der bedeutende Vor-

räthe an Geld und Kriegsbedarf mit ſich führte, für Antheil an der Kriegsführung haben ſolle; dies Alles wußte er mit Umſicht und Klugheit baldigſt zu ermitteln. Da ergab es ſich aber leider, daß nirgends ein ſicherer Halt, nirgends ein das Ganze beherrſchender und leitender Geiſt zu finden ſei. Es waren immer nur einzelne Parteien, die, wenn auch ſcheinbar unter ſich verbunden, eigentlich doch nur auf eigene Fauſt einen ungeregelten, obgleich verzweifelten, Kampf gegen die Türken führten. Drang man in die Tiefe, ſo entdeckte man hinter der freundlichen Larve nicht allein Gleichgültigkeit, ſondern ſogar Haß und Todfeindſchaft; und hier zeigte ſich der verrufene Charakter der Neugriechen von der abſchreckendſten Seite. Jeder Einzelne wollte das meiſte, ja das alleinige Recht des Gebietens haben. Jeder wollte herrſchen, Keiner dem Andern einen Vortheil, eine ruhmwürdige That gönnen. Es fehlte daher weder an Liſten noch Intriguen, den Gegnern zu ſchaden, und ſo gab es bei einem allgemeinen Kampfe gegen die Türken einen nicht minder aufreibenden

Krieg Aller gegen Alle auch unter den einzelnen Griechenhäuptern selbſt.

Am feindſeligſten ſtanden einander die Fürſten Maurokordato und Kolokotroni gegenüber, von denen der Erſtere Weſtgriechenland ſo ziemlich beherrſchte, während der Andere die öſtliche Hälfte ſich zinsbar zu machen ſuchte. Zwiſchen Beiden mitteninne kokettirte mit ausgeſuchter Schlauheit herüber und hinüber der in Athen befehligende Odyſſeus, ein würdiger Namensbruder ſeines berühmten Ahnherrn. Daß alle Drei den vielvermögenden Lord für ſich zu gewinnen, zu ſich zu ziehen ſuchten, war natürlich, für unſern Freund aber nichts weniger als angenehm, da ſein Erſcheinen die lockern Bande der einzelnen Häupter feſt verknüpfen, nicht aber ſie vollends zerreiſſen und den heimlich genährten Haß zu offener Fehde treiben ſollte.

Ein ſchneller Entſchluß ſchien ihm unter ſolchen Verhältniſſen von großer Bedeutung. Er ließ eine Umſtimmung der einzelnen Parteien hoffen und zeigte eine gänzliche Vereinigung aller in unmittelbarer

Nähe. Die höchst günstige Lage Missolonghi's an der Bucht von Patras, die Macht der Griechen auf diesem Landstriche, wo fast alle festen Plätze in ihren Händen waren, das Andenken des glorreich gefallenen Helden Bozzaris und die ansprechende Persönlichkeit Maurokordato's, bewogen dem Dichter, für Diesen sich in sofern zu erklären, als er mit dem Fürsten Kriegsrath hielt, das Wohl des Landes berieth und die vorgeschlagenen Unternehmungen durch seine Mittel zu unterstützen versprach. Damit es aber nicht den Anschein habe, als sei er nur ein Diener des Fürsten, so nahm er gleich in den ersten Tagen eine eigene Leibwache für sich in Sold, die stets um ihn sein und jeden Wink befolgen mußte. Diese auserwählte Schaar wählte er sich aus den Trümmern der Sulioten, die seit Bozzaris' Tode herrenlos sich umhertrieben. Mit lautem Jubelruf begrüßten sie ihren neuen Führer, der nunmehr nicht unterließ, sein auserwähltes Corps auf das Prächtigste in die Nationaltracht zu kleiden. Die schönsten Waffen wurden ihm gegeben, hinlänglicher Sold ausgesetzt,

und was sonst noch erforderlich war, bereitwillig und freigebig verabreicht.

Auf solche Weise schien Alles den besten Fortgang zu haben. Jedermann war zufrieden, thätig und zuvorkommend. Nur eine gewisse emsige Geschäftigkeit, die ohne Folgen blieb, hinderte Vieles und erregte Byron's Ungeduld. Doch verbarg er sorgfältig den Unmuth, der ihn darüber beschlich, um nicht Veranlassung zu Mißtrauen zu geben.

Während nun diese ersten Anstalten zu einer nothdürftigen Organisirung der innern und äußern Verhältnisse getroffen wurden, sann Byron alles Ernstes darauf, dem Feinde sich durch eine Handlung der Großmuth zu verbinden. Denn es lag seinem menschenfreundlichen Sinn Alles daran, der gegenseitigen Grausamkeit der Feinde Gränzen zu setzen, wo möglich sie gänzlich abzuschaffen. Eine günstige Gelegenheit bot sich ihm unerwartet dar, sie zu ergreifen schien ihm klug und nothwendig.

Wir wissen, daß sein Freund, Graf Pietro Gamba, während der Ueberfahrt von Cephalonia nach Misso-

longhi den Türken in die Hände fiel, wie groß aber war das Erſtaunen des Dichters, als ihm bei ſeiner Ankunft in Miſſolonghi der Freund in blühender Geſundheit entgegentrat. Juſſuff Paſcha, zu dem man die Gefangenen nebſt der Beute gebracht, hatte nämlich, ſei es aus Furcht vor den möglichen Folgen, ſei es aus einer ungewöhnlichen Regung von Menſchlichkeit, den Grafen mit all ſeinen Begleitern ohne Löſegeld in Freiheit geſetzt und ſie nach Miſſolonghi geſendet. Ein ſolcher, wenigſtens ſcheinbarer Edelmuth, war eines Dankes wohl werth, und Byron glaubte dieſen dem menſchlich geſinnten Paſcha nicht beſſer an den Tag, ja an's Herz legen zu können, als wenn er ihm eine große Anzahl meiſt gefangener Frauen und Kinder reich beſchenkt in ſein Lager ſchicke. Die Griechen billigten den Vorſchlag des Dichters und die Gefangenen wurden entlaſſen, nachdem ſie zuvor ihrem Befreier perſönlich gedankt, den reichſten Segen auf ſein Haupt, auf ſein Herz herabgefleht hatten.

Nach Beſeitigung dieſer allgemeinen Sorgen,

ward es ihm jetzt Bedürfniß, auch wieder an sich selbst zu denken, und seine Umgebungen so zu wählen, daß sie seinen Geschmack entsprachen und zugleich durch einen Reiz des Grotesk-Romantischen ihn fortwährend begeisterten. Das Seraglio war geräumig genug, um es in eine kleine Veste umzuwandeln. Eine große Halle im Erdgeschoß, die ihn an die mittelalterlichen Burgen seiner Heimath erinnerte, wieß er den funfzig Sulioten zum Aufenthalt an, die seine Leibwache bildeten. Darüber befanden sich seine eigenen Zimmer, die er nach alter Weise ausschmückte. Sogar die Schädel durften nicht fehlen. Ein schöner Hund, Lyon, war immer um ihn und erheiterte ihn durch seine treue Anhänglichkeit.

Des Abends nun, wenn die Geschäfte des Tages abgethan waren und das naßkalte, neblige Wetter, das in diesem Winter mehr als andere Jahre die Umgegend Missolonghi's unangenehm und ungesund machte, war er meist mit Gamba, dem Oberingenieur Parry, einigen andern Engländern, zuweilen auch mit Maurokordato zusammen, und dann unter-

hielt seine scherzhafte Laune die Anwesenden so, daß sie Zeit und Ort vergaßen und die halbe Nacht oft unter heitern Gesprächen verstrich. War er aber allein, so fühlte er sich nirgends glücklicher, als unter seinen halbwilden Kriegern. Er stieg dann hinunter in die Halle, deren Wände von Musketen und Säbeln im Dämmerlicht blitzten. Hier putzten die Sulioten ihre Dolche, Andere schwangen sich in kriegerischem Tanz durch den Raum, Kriegslieder hallten von Munde zu Munde.

Drei Männer unter den Sulioten waren es besonders, mit denen er sich fortwährend unterhielt, obwohl sie nicht von Suli's Bergen stammten. Zografso, sein Diener und Begleiter durch Griechenland, hatte unter Marko Bozzaris gefochten, und daß auch dessen Söhne, Miltiades und Alkibiades, nicht fehlten, konnte man dem kriegerischen Sinne des Vaters wohl zutrauen. Die Knaben waren zu schlanken, behenden Jünglingen aufgeschossen, ihre Narben bewiesen, daß sie dem Feinde schon oftmals in's Auge geschaut, daß sie tapfer gekämpft hatten. Zografso

selbst war ein rüstiger, gegen jede Unbill unempfindlicher Mann, noch immer so barock, wie vor funfzehn Jahren, und ein unversöhnlicher Feind der Türken.

Von ihm erfuhr Byron manche Einzelnheiten über den gefallenen Helden, dessen Grabmal in der Nikolaikirche zu Missolonghi er bereits mehrmals besucht hatte. Eines Abends lenkte sich das Gespräch wieder auf Bozzaris, und nachdem der gesprächige Grieche alle Großthaten des Todten abermals wiederholt, seinen Ruhm, seine Schlauheit, seinen Edelmuth gepriesen hatte, brach er zuletzt noch in den Ausruf aus: „Ja er war ein Held, ein neuer Leonidas und verdiente wohl ein so liebevolles Weib, wie es ihm geworden!"

„Er war verheirathet?" sprach Byron. „Warum muß ich das erst jetzt erfahren, jetzt, wo es doch wahrhaftig sehr spät ist, der Wittwe des Helden einen Besuch abzustatten! Und doch muß es geschehen. Marko's Weib muß Lord Byron kennen lernen. Ist die Frau schön?"

„Wer sie sah, wußte immer nicht genug Rühmens von ihrer schlanken Gestalt, ihrer edlen, zarten Gesichtsbildung zu machen, obwohl sie blos die Tochter eines Räubers sein soll."

„Wie heißt sie?" fragte Byron. — „Wie dumm daß ich das erst jetzt erfahren muß! Nun, ihr Name?"

Zograffo zuckte die Achseln. „Euphrosyne heißt sie nicht," sprach er, „Melpomene auch nicht, und wollte ich Ew. Herrlichkeit auch noch eine ganze Menge anderer berühmter Namen aufzählen, ich könnt' es doch nicht beschwören, daß sich der rechte darunter befände. Ich kenne sie nicht, ich sprach sie nie, aber mein Alkibiades, der Wetterjunge, hat oft genug mit ihr gesprochen."

„Gut," unterbrach ihn Byron. „Alkibiades soll mein Führer sein. Morgen schon muß ich die Wittwe Bozzaris sprechen, denn vielleicht," setzte er dumpfer hinzu „vielleicht kann ich aus ihrem Munde etwas über Theakita erfahren."

Indem ließ sich Graf Pietro melden. Es waren Briefe aus Genua angekommen, die ersten, seit er die

griechiſche Erde betreten, und daß ſich auch ein zärtliches Schreiben von Thereſe an den Geliebten darunter befand, ſtand zu erwarten.

Der Dichter erhielt mit zitternder Hand den Brief. Er las, er verſchlang ihn, er küßte die Züge der geliebten Hand und ein ſchwärmeriſches Glück ſpiegelte ſich in ſeinem glänzenden Auge. Man ſprach die halbe Nacht von Italien, und das Andenken von Theakita war in dem ſchnell Erregbaren ſpur- und ſchmerzlos verſchwunden.

3.

Bozzaris' Wittwe war eine noch jugendliche, ſchöne Frau. Ein langer, weiter Schleier von ſchwarzem Kreppflor umfloß von Kopf zu Fuß ihre ſchlanke Geſtalt und ließ das geſchmackvolle, höchſt kleidſame Coſtüm der Griechin reizend durch die dünne Verhüllung ſchimmern. Das Zimmer der Wittwe, mit vielen Blumen ausgeſchmückt, ſah über niedrige Häuſer hinaus auf den Golf, über welchen dampfende Nebel rollten, und nur ſelten hin und wieder die zer-

ſtreuten Segel der türkiſchen Flotte durchblinken lieſſen, die in weit gezogenem Halbkreiſe Miſſolonghi einſchloß.

Ihr zu Füßen auf einem werthvollen Teppich ruhte in türkiſcher Art ein ſehr hübſches Mädchen, die Cither im Arm, zu deren Spiel es mit leiſer Stimme ein naives griechiſches Liebeslied ſang. Jetzt legte ſie das Inſtrument weg, und ſprach, indem ſie die Füße ihrer Gebieterin umſchlang: „Ach Du ſeufzſt auch immer und ewig! Wenn Dich dies Liedchen nicht mehr fröhlich machen kann, welcher Geſang, welche Zerſtreuung ſoll dann Deine Munterkeit zurückrufen?“

„Ich bin nicht traurig, Liebe,“ verſetzte die Wittwe, „wenn ich ſeufze, ſo geſchieht es um Griechenland. Denn wer ſoll es retten, nun Marko todt iſt und die andern Helden ſich im Geheim ſelbſt befeinden!“

„Haſt Du vergeſſen,“ fiel die Dienerin ein, „daß der reiche Engländer vor einigen Tagen zu uns ge-

kommen ist? Er soll tapfer und unerschrocken sein, und alles Volk vertraut ihm."

„Du meinst Lord Byron, hast Du ihn schon gesehen? Er soll ein eben so schöner, als wunderlicher Mann sein."

Die Dienerin wollte antworten, als der Wittwe ein Besuch des Lords angemeldet wurde. Ueberrascht schickte sie die Dienerin fort und erwartete mit banger Neugier den Fremdling. Byron trat ein. Mit forschendem Blick musterte er ein Paar Secunden lang die vor ihm stehende Frau, dann trat er hastig auf sie zu, seine Hände, seine Knie zitterten, er breitete die Arme aus, und halb sinkend, halb herabgezogen, fiel er nieder zu den Füßen der Griechin, die ihre Hände auf sein Haupt legte. Die Lippen beider bewegten sich und: Theakita! Gordon! waren die einzigen Laute, die wie im Liebesgeflüster im Zimmer verhallten. Beide bemerkten nicht, daß die neugierige Dienerin durch die Tapete lauschte, die Hände über ihr Gesicht schlug und sich schnell wieder zurückzog.

Theakita, überwältigt von ihren Gefühlen, war einer Ohnmacht nahe. Der Freund umfängt die holde Gestalt und trägt sie nach der Ottomane. Er ergreift und drückt ihre weiche, erkaltende Hand, seine heiße, zitternde Lippe berührt ihren Mund, und von dem Athem der Liebe magnetisch berührt, schlägt sie wieder die schönen Augen auf und entwindet sich mit sanfter Gewalt den Armen des bewegten Dichters.

Nun fanden Beide endlich Worte, um einander gegenseitig ihre Verwunderung, ihre Freude kund zu geben. Sie sieht sich, obwohl wiederstrebend, zu einer Erzählung ihrer Schicksale genöthigt. So erfährt nun Byron, daß nach jener schrecklichen Nacht, nach der empfangenen, gefährlichen, aber nicht tödtlichen Schußwunde, ihr Erwachen in Marko's Armen nicht eben das glücklichste gewesen sei. Ihren Fragen, ihren Bitten, was aus dem verschwundenen Freunde geworden? setzt der Suliot ein finsteres Schweigen entgegen, und so muß sie denn endlich seinen Tod, wofür Alles zu sprechen scheint, für gewiß annehmen.

Langsam genes't sie unter stiller Trauer von ihrer Wunde, ihrem Schmerze. Marko verläßt sie nicht mehr, vielmehr pflegt er sie mit einer Sorgfalt und Aufmerksamkeit, der sie ihren Dank nicht versagen kann. Ein gleiches Benehmen beobachtet er nach ihrer Wiederherstellung, so daß sie wohl an die Betheuerungen seiner aufrichtigen Liebe endlich glauben muß. Wiederholt trägt ihr Bozzaris seine Hand an, Theakita weis't ihn sanft, doch entschieden eben so oft zurück. Ausdauer aber besiegt auch das widerstrebendste Frauenherz, der Geliebte ist todt, wenigstens verschwunden und ihr jedenfalls für immer verloren. Marko wird dringender. Sie liebt ihn zwar nicht, doch achtet sie ihn hoch und fühlt tief, daß sie seine Freundschaft, vielleicht seinen Umgang nicht mehr entbehren könne. Und so wird sie endlich seine Gattin.

Von dieser Mittheilung ward Byron nicht wenig ergriffen. Es erschien ihm Alles so wunderbar, es klang Alles so ahnungsvoll-harmonisch, so mährchenhaft-bedeutungsvoll zusammen, daß er am Schlusse seines

ereignißreichen Lebens zu ſtehen glaubte. Denn wie er jetzt auch Vergangenes und Gegenwärtiges neben und gegen einander halten mochte; er ſah einen vollendeten Abſchluß, und ein tiefer Friede lag ſegnend darüber gebreitet. Das Feindſeligſte, das Widerſtreitendſte ſchien ſich in eine allgemeine Verſöhnung für ihn auflöſen zu wollen, nun ihn Bozzaris, der edelſte Held, die Freundeshand, obwohl ohne ihn zu kennen gereicht, und in Theakita ihm einen ſchirmenden Genius ſelbſt aus ſeiner Gruft heraufgeſendet hatte.

Zwiſchen Liebenden, trennt ſie ein unerforſchliches Schickſal auf lange Zeit, tritt bei einem ſpäteren Wiederbegegnen gewöhnlich an die Stelle früherer Leidenſchaftlichkeit ein inniges Freundſchaftsverhältniß, das alsdann oft höchſt beglückend Beide hebt und trägt, und in reichem Maße die ungeſtümen und ſo unbeſtändigen Freuden der Liebe erſetzt. Unſer Freund wenigſtens genoß in ſeinem ferneren Umgange mit Theakita dieſes Glück, und die Griechin

ſchien ebenfalls nichts, als die Freundſchaft des Dichters zu wünſchen.

Dies heitere Zuſammenleben gab eine erwünſchte Zerſtreuung unter den vielen Wirrniſſen, die nun immermehr ſichtbar wurden. Die Griechen vertrödelten die Zeit, ohne ſich viel um die Feinde zu bekümmern. Die Matroſen, die Soldaten, ſelbſt die Offiziere lagen unthätig am Hafen neben und in den Schiffen, rauchten ſorglos ihre Pfeifen und ſahen gleichgültig die Segel der türkiſchen Flotte am Horizont herausblitzen, die in immer engerem Kreiſe Miſſolonghi zu blokiren begann.

Solche Unachtſamkeit ärgerte Byron unſagbar. Er drang deshalb alles Ernſtes in Maurokordato, mit Strenge gegen die Läſſigen zu verfahren, die Mittel, die er mitgebracht hatte, weiſe und ſchnell zum Beſten Griechenlands zu verwenden, und Schritte zu thun, um bei dem Congreſſe auf Salamis die Oberhand zu gewinnen, die Uebrigen zu kräftiger That mit fortzureißen. Der Fürſt verſprach es, dennoch blieb Alles beim Alten, und da beiſpiellos wi-

drige Witterung einfiel, ſo hatte man den beſten Vorwand, ſich bei dem heftig drängenden Lord zu entſchuldigen.

Bei ſolcher Trägheit konnte der Einzelne wenig helfen. Ohnedies war Zurückhaltung und Klugheit unerläſſlich, um nicht den Argwohn der Griechen zu wecken und Alles gänzlich zu verderben. Byron begnügte ſich daher, durch ununterbrochene Correſpondenz für ſeine Zwecke zu wirken. Am meiſten baute er auf Trelawney, der ſich noch immer im öſtlichen Griechenland aufhielt, und von deſſen entſchiedenem Auftreten er Alles erwartete.

Unterdeß übte er ſich und ſeine fünfhundert Sulioten in den Waffen, verkehrte mit ſeinen Freunden und vertrauten Dienern, wo er dann oft ſeinem Zorne freien Lauf ließ und die Griechen nicht mit den ſchönſten Ehrentiteln beſchenkte.

Da ihm die ſumpfige Umgebung Miſſolonghi's nicht zuſagte, und er ohehin ſeit dem Meerbade nach Shelley's Beſtattung fortwährend leidend war; ſo pflegte er jeden Abend etwa eine Stunde weit nach

dem ſchon erwähnten Olivenwäldchen zu reiten. Seine funfzig Sulioten begleiteten ihn jederzeit auf dieſen Ausflügen und liefen auf beiden Seiten im ſchnellſten Trabe neben ſeinem Pferde her, oft unter lautem Huſſah ihre Carabiner ſchwingend.

Der Abend des einundzwanzigſten Januars, mild und ſtill, hatte unſern Freund abermals den gewohnten Weg nach dem Olivenwäldchen geführt. Er war heiter und ſcherzte mit dem Oberingenieur Parry, der ſich über die Kälte und Näſſe des Klima's beſchwerte.

„Ja," ſprach Byron auf eine längere Lamentation des ſonſt tüchtigen Mannes, „die Lage Miſſolonghi's muß allen Amphibien höchſt zuträglich ſein. Ein holländiſcher Deichbruch iſt, was die Trockenheit betrifft, noch eine arabiſche Sandwüſte dagegen."

„Das mag Gott wiſſen!" verſetzte Parry. „Ein ehrlicher Mann hat ein perennirendes kaltes Fieber weg, bevor er eine Patrone abbeißt. Und was ganz verteufelt iſt, Mylord, das ſind die fehlenden Kamine.

Ich wundere mich, daß Ew. Herrlichkeit so wenig davon empfinden."

„Und ich wundere mich," sprach Byron in luſtigem Tone, „wie ein Ingenieur und Oberfeuerwerker an ſo etwas auch nur denken kann. Ich dachte, Ihre bloße Annäherung ſchon würde Alles umher in Flammen ſetzen, derweilen klagen Sie über die Luft! Eher hätte ich erwartet, den Veſuv nieſen, als Sie über die Atmoſphäre räſonniren zu hören! Nun warten Sie nur, Himmel und Erde werden Ihnen ſchon einheizen, wenn es nicht Griechen und Türken zuſammen thun! Die Luft riecht ganz nach Erdbeben."

Parry konnte eine abwehrende Bewegung nicht unterlaſſen, die Byron zu einer weitern Ausſpinnung des Geſpräches bewog. Darüber ward es Abend und die Sonne ging eben unter, als die Freunde aus dem Wäldchen in's Freie hervorſprengten. Miſſolonghi lag vor ihnen, von glühendem Sonnengold überſtrömt. Fernab glänzte und funkelte der Golf, viele Möwen ſchoſſen wie fliegende Flammen durch

die Luft, über dem Domthurme der Feſtung aber ſchwebten in bewegtem Kreiſe einige ungleich größere Vögel.

Byron riß ſo heftig an dem Zügel ſeines Pferdes, daß es ſich bäumte. „Gott, Gott!“ rief er aus, ſeine Hand gegen die Stirn drückend und unverwandt auf Miſſolonghi die Blicke heftend. Beſorgt näherte ſich Pietro dem Freunde, auch Tita ritt heran, mehrere Sulioten hielten achtſam nahe bei ihm. Er erkannte den treuen Zograffo zu ſeiner Linken. „Ach, Zograffo,“ ſprach er zu dem Griechen, „Du weißt es, Du warſt ja dabei! Im Jahre 1809, als ich eine Nacht in Deiner Hütte zugebracht, Dich in Dienſt genommen hatte, und wir dann früh am Morgen unſern Weg nach dem Parnaß einſchlugen, flammte Miſſolonghi, wie heut', und täuſcht mich nicht Alles, ſo zeigte ſich damals auch jene Vogelgattung, die ich eben ſehe. Erkennſt Du ſie auch wieder?“

Zograffo blickte nach der Stadt, Aller Augen richteten ſich eben dahin, man konnte aber nur noch

einen einzigen großen Vogel deutlich im goldenen Duft auf- und niedersteigen sehen. Dann verlor sich der Glanz langsam, das Thier schien zu sinken, es flatterte noch einmal lebhaft auf und schoß nun schnell empor in die höhere, noch lichte Atmosphäre, und darin verschwand es wie ein feuriger, von zwei brennenden Fittigen getragener Vogel.

„Das war ein Adler," sagte Zograffo, „ein schönes Thier und größer, als ich je einen sah."

„Ein einziger!" sprach Byron, „und er verschwand, entfloh, Gott weiß es, wohin?"

Er spornte sein Pferd und ritt so schnell der Stadt zu, daß die Sulioten ihm kaum folgen konnten. Er blieb den ganzen Abend allein auf seinem Zimmer, nur eh' er zu Bett ging, ließ er Tita und Fletcher noch zu sich, um Beiden einige Befehle für den nächsten Morgen zu geben.

„Ich will nicht gestört sein," sprach er, „Ihr wißt es, warum." — Er stand auf, ging durch's Zimmer und warf sich dann wieder auf den Divan. Seine Mienen zeigten, daß er eigenthümlich aufge-

regt war, daß eine weiche Melancholie ſeine Seele verdüſterte. Endlich rief er aus: „Andere mögen es machen, wie ſie wollen — ſie mögen wieder gehen — ich bleibe hier, das iſt ausgemacht! — Möchteſt Du wieder nach Italien zurück, Tita?“

„Ja, wenn Ew. Herrlichkeit gehen, ſo gehe ich auch.“ Byron lächelte. „Nein,“ ſprach er „ich werde aus Griechenland nie mehr zurückkehren! Ich weiß es, ſeit heut' Abend weiß ich es!“

Fletcher ergriff ſeine Hand, Byron fühlte ſie benetzt von einer Thräne, die aus des Dieners Auge fiel. „Gute Nacht, William,“ ſagte er, ſich vertraulich auf die Schulter des treuen Mannes ſtützend. „Schlafe wohl und träume von einer heitern Zukunft. Für Dich iſt geſorgt.“ Er drängte die Harrenden, Widerſtrebenden ſanft aus dem Zimmer und begab ſich, Mary's Bild, eine Locke von Thereſe und Ada ſorgſamer denn je an ſeiner Bruſt verbergend, zur Ruhe.

Am andern Morgen blieb des Dichters Zimmer ungewöhnlich lange verſchloſſen. Man wollte ihn

nicht ſtören, da er ausdrücklich um Ruhe gebeten hatte. Indeß waren ſchon frühzeitig ſeine Freunde in das Seraglio gekommen, um heut' am ſiebenunddreißigſten Geburtstage des Gefeierten, ihn mit frohem Gruß zu empfangen. Die Sulioten ſtanden, prächtig geſchmückt, in der Vorhalle.

Endlich öffnete ſich das Cabinet des Lords, ein wildes Lebehoch der Krieger empfing ihn, klirrend ſchwangen ſie ihre Carabiner über den Köpfen und führten einen jener maleriſchen Tänze aus, die ſo geeignet ſind, die Schönheit der Formen, die behende Geſchmeidigkeit der Glieder auf das Vortheilhafteſte zu zeigen. Byron war erfreut und dankte mit militäriſchem Gruß.

Weniger geräuſchvoll empfingen ihn die Freunde. Pietro überreichte ihm Briefe von Thereſen, die in treuer Anhänglichkeit noch immer jeden Schritt des theuren Mannes verfolgte. Auch andere politiſche Nachrichten lauteten erfreulich, und man hätte den bedeutungsvollen Tag in heiterer Aufgeweckheit feiern können, wäre Byron ſelbſt nicht ſo ernſt, ſo

ahnungsvoll ernſt geſtimmt geweſen. Er hielt ein Blatt Papier in der Hand, und nachdem er die Glückwünſche Aller angenommen, ſprach er zu ihnen:

„Sie machten mir neulich Vorwürfe, daß ich nicht mehr dichte. Wenn ich nun auch feſt überzeugt bin, daß ein Menſch, ſo lange er noch etwas Geſcheidteres thun kann, das Verſemachen bleiben laſſen ſollte; ſo will ich doch nicht läugnen, daß ein kluges Benutzen poetiſcher Stimmungen ihm ſelbſt und Andern ganz vortheilhaft ſein mag. Heut' iſt mein Geburtstag, und da hab' ich denn zwiſchen Nacht und Tag ein Ding beendigt, das ich für beſſer halte, als was ich gewöhnlich ſchreibe. Ich hoffe, es ſoll mein letztes ſein. Wollen Sie es einmal durchleſen?"

Pietro nahm die Verſe. Sie waren überſchrieben „Heute vollende ich mein ſechsunddreißigſtes Jahr," und da eine auffallend prophetiſche Stimme in dieſem letzten Gedicht des großen Sängers geheimnißvoll flüſtert, ſo können wir uns die Mittheilung deſſelben nicht verſagen. Hier iſt es:

„Zeit iſt's, daß Liebe mir entſchwinde,
Seit Niemand ſtillt der Liebe Schmerz;
Doch wenn auch nirgends Lieb' ich finde,
Stets liebt mein Herz.

„Mein Leben welkt gleich dürrem Laube,
Der Liebe Blüth' und Frucht entwich;
Von Harm und Gram gebeugt zum Staube,
Nun rühr' ich mich.

„Der Brand, der mir im Buſen gähret,
Brennt wie in Vergesſchlund allein;
Wie ſchwarze Leichengluth verzehret
Er ohne Schein.

„Der Liebe fürchtend, hoffend Weben,
Der Liebe Wonn- und Thränenſpur
Verging, ſie ließ mir nun im Leben
Die Kette nur!

„Doch hier iſt all ihr Klagen eitel,
Nicht dieſer Zeit, nicht dieſer Luft,
Wo Ruhm umgrünt der Helden Scheitel
Und ihre Gruft.

„Das Banner weht, durch Blutgefilde
Blitzt Hellas' Schwert mir in's Geſicht;
Der Sparter einſt, todt auf dem Schilde,
War freier nicht.

„Wach' auf! (Nicht Hellas, Du erstandest!)
Wach' auf, mein Geist, und blick' hinauf
Zu ihm, deß Blut Du in Dir fandest,
Und dann schlag' drauf!

„Tilg' aus, nicht mehr der Liebe fröhnend,
Dein Weltgelüst; nicht ruf's zurück!
Nicht kümmre Dich, ob hold, ob höhnend
Der Schönheit Blick.

„Du trau'rst ob hingeschwund'ner Jugend,
Das Land, wo man mit Ehren stirbt,
Hier ist's, wo Tod der Heldentugend
Den Preis erwirbt.

„Was Wen'ge suchen, Viele finden,
O such' es Dir, des Kriegers Grab!
Such' Dir's in heil'ger Erde Gründen
Und sink' hinab!"

Durch Mittheilung dieses Gedichts, das den verdienten Beifall Aller davon trug, wenn auch Keiner der ahnungsvoll-trüben Stimmung, die es geboren, sich freuen konnte, ward die Unterhaltung wie von selbst auf Kunst und Poesie geleitet. Dies war ein Gegenstand, den man lange nicht mehr berührt hatte, da Byron geflissentlich jede Erinnerung daran

zu fliehen ſchien. Allein einmal in Fluß gebracht, ging er ſchnell mit gewohnter Lebhaftigkeit auf das angeſchlagene Thema ein und enthüllte nun eine Menge von Plänen, mit denen er ſich in geheimer Stille trug, die er pflegte und raſtlos in ſich ausbildete. Mit dem größten Behagen ließ er ſich über die endliche Geſtaltung des „Don Juan" aus, den er noch durch die widerſprechendſten Lebensphaſen geleiten wollte.

„Es geht mir über die Maßen wunderlich mit dieſem Gedicht," ſprach er. „Zuerſt verketzerten es die Pfaffen, nachher errötheten die Weiber über die liebenswürdige Ungenirtheit meines Helden, über ſeine luſtigen Schwänke, ſeine Schlafrocksphiloſophie, und keine Frau war ungehaltener darüber, keine hat mir mit anmuthigerer Grazie die Leviten geleſen, als ihre Schweſter, Graf Pietro. Sie ließ nicht ab, bis ich den Faden der Dichtung abzuſchneiden verſprach, denn ſie meinte, das wäre ſo ohne Schmerzen in's Werk zu ſetzen, wie die Abkürzung eines Paternoſters. Später, als ſie ein wenig heiterer vom Leben denken

lernte und einſah, daß Kurzweil mit Sünde nichts gemein habe, nahm ſie ihr Verbot zurück, und ich konnte nun wieder drauf los Liebesabenteuer anknüpfen und Haremsgeheimniſſe enthüllen nach Herzensluſt. Das iſt aber Alles nichts gegen das, was ich noch zu geben gedachte, hätten mich die Orthodoxen nicht ärgerlich gemacht. Dieſe Herren denken immer, ſobald ſie nur ein nacktes Bein ſehen, es komme Niemand mit ihnen in den Himmel, wo ſie Beichte ſitzen. Und nun muß ich lachen, wenn ich ſehe, wie ſie jetzt nicht wiſſen, wohin ſie die Ohren halten ſollen, um nur kein lobendes Wort über den verruchten Lord Byron zu hören. Ihnen zum Verdruß aber will ich gerade jetzt erſt mein Lebensepos hier zu einer ſchwindelnden Höhe emporheben. Dann ſollen ſie mich oben ſtehen ſehen von Sonnengluth umſprüht, und ich will ihnen zurufen, daß ich mich, ſo mutterallein, äußerſt wohl befinde. Erlebe ich dies, dann menge ich Alles mit in die Fortſetzung meines „Don Juan," und das ſoll denn das erſte Epos der Welt geben."

Fletcher trat ein, ihm folgte Trelawney auf dem Fuße. „Sie hier?“ rief Byron dem Freunde entgegen. „Nun dann will ich hoffen, daß unsere Wünsche der Erfüllung nahe sind!“

„Das können Sie, Mylord,“ sprach Maurokordato, der jetzt ebenfalls zu den Versammelten kam. „Mr. Trelawney bringt die günstigsten Nachrichten von dem Congresse zu Salamis. Die Regierung übersendet Ihnen hier das Patent als Befehlshaber jeder Expedition, die wir zu unternehmen beschließen. Dies wird Sie ermuthigen und Ihnen Vertrauen zu unsern Landsleuten einflößen, das in letzter Zeit gesunken schien.“

Byron wollte antworten, als Trelawney ihm zuvor kam. „Das wäre auch beim Teufel kein Wunder, Herr Fürst,“ sprach er, „denn was die Ehrlichkeit Ihrer Landsleute betrifft, so will ich eben so gern einem Juden meine Seligkeit verpfänden, als eines Griechen freundlichem Blicke trauen. Aus dem Religionsunterrichte weiß ich mich noch zu erinnern, daß in der Bibel alle Verheißungen immer mit der flauf-

rigen Phraſe „vornehmlich den Juden und auch den Griechen“ ſchließen, und, Gott verdamme meine Augen, dieſe beiden Nationen paſſen, was das Ehrlichſein betrifft, zuſammen, wie Dolch und Scheide! Haben mir dieſe Götterkerle doch vorgeflunkert, daß ich nahe daran war, Alles kurz und klein zu ſchlagen! Hilft die Liſt nicht mehr aus, ſo ſoll's der Ehrgeiz thun, und iſt man auch von dieſer Seite unangreifbar, ſo gibt's noch hundert andere Mittelchen, jedem redlichen Kerl auf hübſche Manier ſein gutes Gewiſſen herauszupreſſen. Allen Reſpect vor Ihren Helden, Herr Fürſt, aber Gott verdamm' mich, der wildeſte Seeräuber iſt noch ein Quäker gegen dieſe ehemaligen Klephten!“

„Sie kennen leider blos meine Feinde,“ ſagte der Fürſt. „Der Parteihaß macht ſie blind und toll, und ſo wird man gegen ſeinen Willen genöthigt, Verſprechungen zu thun, ohne je an das Halten ſolcher Gelöbniſſe zu denken. Man muß Sie betrügen, um die heilige Sache zu retten.“

„Mag ſein,“ verſetzte Trelawney, „doch bleibt

es immer ein Kampf, als ob Mäuse mit Krokodillen Krieg führen wollten. Ein Paar Dutzend malayische Krummdolche wären das gesundeste Futter für diese Banditen."

Graf Gamba und Parry brachen jetzt mit Gewalt dies Gespräch ab, da Trelawney's seemännische Rücksichtslosigkeit den Zorn Maurokordato's entzünden wollte. Sie zogen Byron, der das erhaltene Patent mit leuchtenden Blicken durchlas, in die Unterhaltung und dieser gab, da er auf den Disput wenig geachtet, der ganzen Sachlage eine andere Wendung. Er drückte dem Fürsten, dann Trelawney die Hand und sprach, indem er vor dem Grafen das Patent entrollte: „Da sehen Sie nun, wie weise es von mir gehandelt war, daß ich mir in Genua ein Paar Helme mit meinem Wappen machen ließ. Ich, Sie und der Seeräuber, wir Drei mit diesen Helmen an der Spitze meiner Sulioten, schlagen den Halbmond in tausend Stücke! So ist's," fuhr er mit bewegter Stimme, mit schwärmerischen Blicken fort, „sogar der erste, glücklichste Wunsch meiner Knaben-

jahre soll mir nun noch gewährt werden vom Schicksal, oder wie sonst wir diese Macht nennen wollen. Ich werde Anführer einer wilden Reiterschaar sein, und wenn sie auch nicht gerade Alle schwarze Pferde reiten können, „Byrons Schwarze" sollen sie dennoch heißen. — Möchte man nun nicht glauben, die Kindheit sei nur ein Schlaf, während dem in hellen Traumbildern das Mannesalter mit seinen Thaten an uns vorüberrauscht?"

Diese Wendung brachte das Gespräch auf das Kapitel der Träume und Wahrsagungen, und da auch die Griechen an Aberglauben keinen Mangel leiden, so wurde unter den versammelten Männern Vieles herüber und hinübergesprochen, bis endlich Byron durch die Bemerkung, sein heut' begonnenes Lebensjahr müsse laut der Williams'schen Prophezeihung eine neue Epoche für ihn begründen, die Andern zum Schweigen brachte.

„Ich bin neugierig," sagte er, „ob die wunderliche Hexe so weit in die Zukunft sehen konnte. Nur wünschte ich, das Resultat wäre ein erfreulicheres

als beim siebenundzwanzigsten Jahre. Sonst müßt' ich wahrhaftig bitten, daß mich die heiligen Erzengel als Ergänzung ihrer Dreiheit unter sich aufnähmen."

4.

Unterdeß hatte sich zwischen dem Dichter und Theakita ein inniges Freundschaftsverhältniß entsponnen, das von beiden Betheiligten mit scheuer Sorgfalt gehegt und behütet ward. Für Byron war dies besonders ersprießlich, denn da es ihm zum Bedürfniß geworden, immer mit einem befreundeten weiblichen Wesen in lebhaftem Gefühlsaustausch zu bleiben; so schöpfte der Freund aus Theakita's Erzählungen, in Theakita's Unterhaltung Muth zur Ausführung der verwegensten Pläne. Ihr theilte er seine Sorgen, seine Bekümmernisse mit, ließ sie Theil nehmen an den Freuden, die ihn erhoben. Daß ihr solchergestalt seine Ernennung zum Befehlshaber einer griechischen Truppenabtheilung nicht verborgen blieb, ließ sich denken, eben so sehr aber lag es auch in dem Charakter der Griechin, daß sie nunmehr den

Muth des Freundes zu befeuern, seine Luſt zu kriegeriſchen Unternehmungen möglichſt zu reizen ſuchte.

Lepanto, das alte Naupaktos, war damals der einzige feſte Platz in ganz Weſtgriechenland, der ſich noch in den Händen der Türken befand. Die Entfernung von Miſſolonghi war nicht zu bedeutend, die Beſchwerlichkeiten des Weges mußten ſich überwinden laſſen, und die Beſitznahme dieſes Platzes wäre ein bedeutender Fortſchritt der griechiſchen Waffen geweſen, in ſo fern alsdann dem Feinde in dieſer Gegend jeder Fuß breit Erde entriſſen war. Dies ſahen die einzelnen Parteihäupter eben ſo wohl ein, wie Byron, doch hätte vielleicht der Letztere ohne Theakita's Drängen den Hellenen nicht ſo lebhaft beigepflichtet. Dieſe Frau ſetzte ihm aber täglich mit Bitten zu, doch ja einen Kriegszug nach Lepanto zu unternehmen, und ihre natürliche Beredtſamkeit, ihre Vaterlandsliebe, vereint mit der Anmuth weiblicher Freundſchaft, beſtimmten den Dichter bald genug, die nöthigen Anſtalten zu dieſer Expedition zu treffen.

Er freute ſich lebhaft, daß ſein Antrag im Kriegs-

rath ungetheilten Beifall fand, was freilich nicht viel bedeuten konnte, da unſer Freund die Koſten der Ausrüſtung ganz allein zu tragen hatte. So wurde denn nun ein Operationsplan entworfen, woran Byron nach Kräften Theil nahm, ein kleiner Artillerie-Park ward angeſchafft, die Truppen auf das Prächtigſte ausgerüſtet, vor Allen die Schaar der fünfhundert Sulioten, die vorzugsweiſe im Solde des Dichters und unter ſeinem ſpeciellen Commando ſtanden. Sie bekamen doppelte Löhnung, die raſcheſten, kräftigſten Pferde, die koſtbarſten Waffen.

Damit bezeugten ſich die Sulioten ganz wohl zufrieden, nur ließen ſie in kurzem den Wunſch nach höherem Solde laut werden, indem ſie im Fall ihres Todes ihren Wittwen einen Sparpfennig hinterlaſſen wollten. Unſer Freund, ſtets mildthätig bis zur Verſchwendung, gewährte dieſe Bitte ohne Widerrede. Nun dauerte es aber nicht lange, ſo trat man mit neuen Anforderungen hervor, und diesmal zwar ungeſtümer, brutaler. Die Sulioten wollten ſich ſelbſt beſehligen und begehrten deshalb ſo viele Offi-

ziere, daß, hätte Byron ihrem Verlangen willfahren wollen, die Hälfte der Schaar aus lauter Befehlenden beſtanden haben würde. Er proteſtirte daher heftig dagegen, ſprach ſeinen Unwillen aus, drohte mit Beſtrafung und führte den Unverſchämten ihre Pflicht zu Gemüthe, ohne jedoch den geringſten Eindruck auf ſie zu machen. Die trotzigen Krieger murrten, zerſtreuten ſich, und ehe noch eine Stunde vergangen war, hatte ein nicht unbeträchtlicher Theil die Waffen niedergelegt!

Solche Erfahrungen konnten ihn nicht ermuthigen. Ueberall ſah er nur den Egoismus lebhaft thätig, nur den eigenen Vortheil ſcheinbar dem Vaterlande dienſtbar, während doch im Grunde das allgemeine Wohl oder Wehe, das Heil des Landes einem Jedem höchſt gleichgültig war.

Zu dieſer bedauernswerthen Noth geſellte ſich als größtes Störniß jetzt noch ein unerträglich widerwärtiges Wetter, das um ſo ärger ward, je näher der Frühling herankam. Unaufhörliche Regengüſſe bei meiſt ſchwüler Luft ſetzten die Gegend faſt ganz un-

ter Waſſer und verwandelten Miſſolonzhi, das ohnehin auf ſchlammigem, brüchigem Boden lag, in einen vollkommenen Sumpf. Die ſchwülen Nebel, die ſtechenden Sonnenblicke, die zuweilen den Regen unterbrachen, erzeugten Fieber, und verwandelten Stadt und Umgegend in ein wahres Peſttreibhaus. Ueberall wurden ernſthafte Beſorgniſſe laut, die Mißmuthigen, die widerhaarigen, einander feindgeſinnten Parteihäupter glaubten dies benutzen zu müſſen und ſo hieß es denn ſehr bald, in Miſſolonghi ſei die Peſt ausgebrochen, neu angekommene Freiwillige aus dem Auslande hätten ſie mitgebracht! —

Ein ſolches Gerücht konnte bei den ſo leicht reizbaren Gemüthern der Griechen nicht ſpurlos vorübergehen. Die Sulioten, unthätig, aber ſtreitluſtig; unzufrieden, daß Byron ihre Forderungen nicht beachtet, und beleidigt, weil er, der Fremdling, mit Strafe gedroht hatte, ſuchten ſich zu rächen. —

Es war gegen die Mitte des März, als zwiſchen einigen engliſchen Freiwilligen und ein Paar Sulioten, die von Wein und Spiel erhitzt waren, ein Zwiſt

ausbrach, der ſchnell zum Aufruhr anwuchs. Die Sulioten erhoben ſich in Maſſe gegen die Freiwilligen, und es mußte irgend wie ein Verſtändniß mit Uebelwollenden in der Umgegend ſtatt gefunden haben, denn kaum war es zu blutigen Thätlichkeiten gekommen, als auch von Außen her ein Haufen wilder Krieger gegen die Veſte anſtürmte.

Byron übte ſeine Leibwache ruhig in den Waffen, als das Lärmen und Schreien der Aufrührer zu ihm drang. Umgeben von ſeinen Getreuen wagte er ſich kaltblütig unter die tobende Rotte, die blindlings um ſich ſchlug und gegen ihr eigenes Fleiſch und Blut wüthete. Worte der Beſonnenheit wollten nicht fruchten, die Uebermacht war zu groß, die Erbitterung, obwohl grundlos, zu hoch geſtiegen, und ſo konnten nur Gewaltmaßregeln größerem Unheile vorbeugen. Die wüthenden Sulioten machten Anſtalt, das Seraglio zu ſtürmen, man mußte Kanonen aufpflanzen und mit dem ſchonungsloſeſten Blutbade drohen, wenn die Empörer nicht augenblicklich zur Ruhe, zum Gehorſam zurückkehren würden.

Obwohl nun durch so entschlossenes Einschreiten die Empörung erstickt wurde, die nachtheiligen Folgen blieben nicht aus. Byron, seit längerer Zeit kränkelnd, von jeher reizbar jetzt durch climatische Einflüsse, durch Sorgen auer Art bis zur entschiedensten Krankhaftigkeit empfindlich, fühlte sich unmittelbar nach diesem Auftritt unwohl. Er saß mit wenigen Freunden schwermüthig auf seinem Zimmer, vertieft in Gespräche um Griechenlands Wohl; da flirrte es ihm vor den Augen, seine Stimme zitterte, er wechselte auffallend schnell die Farbe, die Gesichtsmuskeln zuckten krampfhaft zusammen, und wie er sich auch anstrengen mochte, er konnte nicht widerstehen. Laut aufschreiend stürzte er zwischen die Freunde, wilde Zuckungen schüttelten seine Glieder, der Mund schäumte und es vergingen mehrere Minuten, bevor seine Umgebungen den hin und wieder Geworfenen gegen jede Beschädigung schützen konnten.

Zwar kehrte die Besinnung bald wieder zurück, allein der unnatürlichen Anstrengung folgte eine gleich heftige Ermattung. Der erschütterte Dichter sah

seine Hoffnungen, seine Pläne, seine Träume, für die er ja sein Alles dahin gegeben, selbst seine Liebe, den einzigen Halt und Reiz seines Lebens geopfert hatte, auf einmal zertrümmert und verschwunden. Körperlich erschöpft, geistig gequält, wäre ihm Ruhe und Schonung nöthig gewesen. Missolonghi war aber jetzt nicht mehr der Ort dazu. Es fehlte an jeder durchgreifenden, ordnenden Gewalt, und konnte auch auf Augenblicke Ruhe erzwungen werden, sie, zu erhalten war man nicht im Stande, um so weniger, je schwieriger es ist, ein nur halb civilisirtes Volk durch vernünftige Vorstellungen im Zaume zu halten.

Unter Schmerzen und banger Besorgniß verging die Nacht, und kaum brach der Tag in trüber Schwüle an, als Byron durch ein wohlbekanntes Toben und Drohen aus unruhigem Schlummer aufgeschreckt wurde. Entsetzt und bleich stürzte Fletcher herein und stellte sich, ein Paar Pistolen des Dichters ergreifend, vor das Lager seines Herrn, während Tita an die Thür trat und mit gewichtigen Hieben

einer vordrängenden Macht zu begegnen ſuchte. Um Blutvergießen zu vermeiden, ließ Byron die Ungeſtümen ein. Er ſah ſich im Augenblick von einer lärmenden Schaar halb trunkener Sulioten umringt, die Drohungen ausſtießen und verſchiedene Male ihre Carabiner auf den Kranken anſchlugen. Sie verlangten in wirrem Geſchrei doppelten Sold, Vertreibung der Fremden, neue Anzüge. Denn ihre prachtvolle Kleidung war von Koth beſpritzt, mit Schmutz und Blut überzogen. Byron aber ließ die Unbändigen toben; ruhig, mit vorwurfsvollem Auge blickte er ſie lange Zeit an, bis ſie von ſelbſt ſchwiegen, um ſeine Antwort zu hören.

„Unwürdige Söhne Griechenlands," ſprach nun der Dichter, „geht, Ihr Ehrenſchänder des tapfern Helden, Marko Bdzzaris. Ihr verdient es nicht, daß Ihr für das Vaterland fechtet. Hellas will, daß ſeine Krieger edle Männer, keine kleinliche, räuberiſche Feiglinge ſeien. Ihr habt mein Vertrauen gemißbraucht und deshalb ſeid Ihr meines Dienſtes entlaſſen."

Die entſchloſſene Würde, der ſchmerzvolle Ton der Stimme und die von Begeiſterung und Fiebergluth glänzenden Augen des Dichters bändigten die tobende Schaar. Sie wagten nicht zu widerſprechen, nicht aufzublicken. Läſſig ihre Waffen in den Arm nehmend, ſchlichen ſie ſich beſchämt aus dem Krankenzimmer, und unſer Freund hatte nun wenigſtens Zeit, ſich von ſeinem Grame zu erholen.

Durch dieſe traurigen Vorfälle mußte der Plan Lepanto zu erobern, auf's Ungewiſſe hinausgeſchoben werden. Byron beſſerte ſich zwar wieder, allein jene bedenklichen Krampfanfälle kehrten von Zeit zu Zeit zurück, und mit der Abnahme ſeiner Körperkräfte litt ſein Gemüth, verdüſterte ſich ſein Geiſt. Unter ſo mannichfachen innern und äußern Stürmen war ihm die liebevolle Pflege Theakita's wahrhaft erfreulich. Dieſe ſeltene Frau ließ ſich nach erhaltener Kunde von dem Erkranken des Freundes nicht abhalten, für ihn zu ſorgen und alle jene kleinen Bequemlichkeiten herbeizuſchaffen, auf die nur ein liebendes Frauengemüth verfällt.

So nahte ſich unter bangen Ahnungen das Oſterfeſt. Ringsum tiefe Stille, nirgends Waffengeräuſch, nirgends kriegeriſcher, begeiſternder Lärm. Byron beginnt ſeine gewohnten Spazierritte wieder, begleitet von den Freunden und ſeiner Leibwache. Die Bewegung in der freien Luft heitert ihn etwas auf, Briefe aus Italien von der Geliebten, aus England von ſeiner Halbſchweſter und ſeiner Tochter Ada, geben ihm neue Lebensluſt, und mit neuen Hoffnungen unterzieht er ſich wieder den Geſchäften, ſchließt neue politiſche Verbindungen und bringt ſelbſt eine Anleihe zu Gunſten der griechiſchen Sache durch ſeine raſtloſe Vermittelung zu Stande. Mit den Parteihäuptern weiß man ſich auch günſtig zu ſtellen und ſie, wo nicht zum Anſchluß, doch zur Ruhe zu bewegen. Die Expedition nach Lepanto kommt abermals zur Sprache, der Weg, den man einzuſchlagen hat, wird von Byron angedeutet, allein die Griechen behaupten, ein ſolcher Zug ſei nicht möglich, wenigſtens ſehr gefahrvoll. Man zieht die Charte zu Rathe, da aber auch dieſe zu keiner Vereinigung führt, ver-

liert Byron in seiner krankhaften Heftigkeit die Geduld, wirft Instrumente, Charten, Pläne durch einander und verlangt gebieterisch nach seinem Pferde. Er glaubt sich verrathen, von den zaudernden Griechen getäuscht.

„Wohin, Mylord?" fragt der Fürst. „Die Pferde werden Ihnen schwerlich Auskunft geben können."

„Zeigen will ich's Ihnen," versetzt Byron, „daß der beabsichtigte Zug nach Lepanto möglich ist! Mit eigenen Augen sollen Sie's sehen und zwar sogleich. Denn wenn man warten wollte, bis griechische Vorsicht und englischer Ungestüm mit einander einig würden, so könnte man eben so gut schon Morgen früh Chocolade aus dem todten Meere trinken."

„Bedenken Sie Ihren Gesundheitszustand," erwiederte der Fürst. „Die Gegend kenne ich, unser Ausflug wäre unnöthig, und Sie würden von Nebel und Regen durchnäßt offenbar Ihrer Gesundheit schaden."

„Meinetwegen!" sprach Byron. „Genug, ich will nun heut' einmal zu einem Resultate kommen,

und soll ich Lepanto nicht erobern, so will ich in Gottes Namen je eher, je lieber sterben. Dann würde Griechenland wohl einsehen, daß ich es redlich gemeint habe mit seiner Freiheit."

Alles Zureden und Vorstellen half nichts. Der eigensinnige, unmuthige Dichter beharrte auf seinem Vorsatze, und um ihn nicht noch mehr zu erbittern, ihn nicht mißtrauischer zu machen, mußten die Uebrigen ihm folgen. Mit seiner gewöhnlichen Begleitung verließ er Missolonghi und sprengte nun aus Eifer und Ungeduld ziemlich rasch dem Olivenwäldchen zu, um von dort aus den Weg nach dem offenen Lande zu gewinnen. Ein schwüler Wind trieb dunkle Regenwolken am Horizonte zusammen, die Sonne blinkte zuweilen brennend heiß durch die rollenden Nebel, und doch war die Atmosphäre von dem sumpfigen Boden umher feucht und kältend. Bald begann es heftig zu regnen, die kleine Caravane mußte umkehren. Auch Byron fügte sich der Nothwendigkeit schweigend, doch voll Aerger. Er war erhitzt, der Regen durchnäßte ihn gänzlich, und um eher seine

Wohnung zu erreichen, bestieg er, wieder an der Küste angekommen, einen offenen Nachen, was er oft that, wenn er den Umweg durch die morastigen Niederungen vermeiden wollte.

So kam er nun zwar schnell, aber doch ganz durchkältet und beinahe steif am ganzen Körper, nach Hause. Er fühlt, daß ihm Ruhe nöthig ist, aber er will sich einmal heut' nicht fügen; und da nun den Abend ein heiterer Himmel überwölbt, die Sonne wieder einmal leuchtend in's Meer hinabtaucht und Citherklänge sich hier und dort hören lassen, so bleibt er noch lange am offenen Fenster sitzen.

Der nächste Morgen findet ihn matt, unruhig, äußerst empfindlich. Fletcher bemerkt, daß er zuweilen phantasirt. Er schickt nach den Aerzten und dringt mit bittenden Worten in den Dichter, er möge sich dem Unvermeidlichen fügen und einen Aderlaß gestatten. Allein Byron, von jeher aller ärztlichen Behandlung abhold, weigert sich mit entschiedenem Widerwillen. „Macht, was Ihr wollt," ruft er den forteilenden Freunden zu, „aber zur Ader lassen sollt

Ihr mir nicht! Ich bin reizbar, leide an den Nerven und Euer Blutzapfen vermindert ſolche Uebel jederzeit. Ueberdies iſt die Lanzette das grauſamſte Mordwerkzeug, das ich kenne. Sie hat mehr Menſchen getödtet, als die Guillotine; alſo packt Euch, ich will's drauf ankommen laſſen!"

So muß man dem Eigenwilligen mit traurigen Ahnungen leiden, ſeinen Zuſtand täglich bedenklicher werden ſehen. Seine Diener weichen nicht von dem Lager des Kranken; ſie verſuchen all' ihre Ueberredungskunſt, doch immer ohne Erfolg. Endlich dämmert Fletchern ein Hoffnungsſtrahl. Was die treue Anhänglichkeit der Freunde nicht erlangt, ſoll dem Liebreiz eines Weibes, dem flehenden Auge einer früheren Geliebten möglich werden. „Ich habe noch immer gefunden, daß Se. Herrlichkeit von jedem Weibe beherrſcht wurde, nur von Mylady nicht," ſagt der Kammerdiener, und Theakita ſoll ihre Bitten mit denen der Freunde vereinigen.

Die Griechin hatte ſchon ſeit einigen Tagen das Seraglio bezogen. Hier, nur durch eine dünne Wand

von dem Lager des Kranken geschieden, wacht, lauscht und schlummert sie. Dort vernimmt sie jeden Seufzer, hört sein irres Reden, sein Haschen nach Worten, sein angstvolles Stöhnen. Es ist ihr, als vernähme sie die Stimme ihres Vaterlandes, das sterbend auf seinem Heldenschilde ruht.

Nun kniet sie an dem Bett des Leidenden nieder, sie erhascht mit furchtsamer Hast einen lichten Augenblick, und bewegt ihn endlich durch Bitten und Liebkosungen, daß er den Verordnungen der Aerzte voll Zorn sich fügt. Erbittert streckt er ihnen den Arm entgegen, indem er ausruft: „Da! Ich sehe wohl, Ihr seid eine verfluchte Fleischerbande; nehmt mir also so viel Blut, als Ihr wollt, aber dann laßt's gut sein!"

Die Ader springt, der Kranke wird ruhiger, aber auch matter. Nur selten noch kehrt das Bewußtsein zurück, aber in den Fieberparoxismen glänzt des Dichters Auge von Bildern heiterer Tage. Er richtet sich hoch auf im Bett, begehrt Schwert und Helm, und ruft zu Kampf und Sturm seine Ge-

treuen. Dann ſinkt er wieder zuſammen und ein tiefer Schlaf überfällt ihn, aus dem er erſt nach vielen Stunden völlig entkräftet erwacht.

Mühſam richtet er ſich auf, eine dunkle Todesahnung ergreift ihn, er fühlt, daß ſeine Stunden gezählt ſind und will nicht ſcheiden, ohne zuvor mit dem Irdiſchen abgeſchloſſen zu haben. Er winkt Fletchern zu ſich. „William," ſpricht er und erfaßt ſeine Hand, „geh zu meiner Schweſter — ſag' ihr — geh' zu Lady Byron, Du ſtehſt ja gut bei ihr — — Geſchwind laß Dich ihr vorſtellen und ſag ihr — — oh, questa è una bella scena! — Vowärts! Vorwärts! heran die Kanonen, Parry! Nur muthig heran! Folgt meinem Beiſpiel! Crede Byron — Byron!"

Nun ſinkt er erſchöpft wieder zurück, kalter Schweiß tritt auf ſeine Stirn, er greift mit der Hand in der leeren Luft umher und berührt Theakita's ſeidenes Haar, die an ſeinem Bett kniet. Sein treuer Hund ſpringt an ihn hinan und leckt ihm die feuchten kalten Hände. „O," fährt er fort im Halbbe-

wußtſein zu ſprechen, „Auguſte — Ada — Thereſe — nun hab' ich Euch Alles geſagt! — Fletcher, Fletcher, daß Du nichts vergißt, ſonſt will ich Dich nach meinem Tode quälen, wenn ich kann!“ —

Es trat wieder eine tiefe, bange Pauſe ein, dann hörte man ihn unverſtändlich murmeln. Nur die Worte: „Armes Griechenland! Arme Stadt! Hellas Befreiung oder den Tod!“ konnt: man verſtehen. Endlich öffnete er nochmals die Augen und ſprach zu den Umſtehenden: „Nun will ich ſchlafen gehen.“ .

Sein Haupt ſinkt zurück in die Kiſſen, im Hauſe, auf den Straßen herrſcht eine ſchauerliche Ruhe. Nur die Elemente drohen mit einem Aufruhr. Der Himmel bedeckt ſich immer dichter mit ſchwarzem Gewölk, Blitze zucken und reißen es aufflammend aus einander, das Meer brauſt dumpf in der Tiefe. So vergeht der Morgen, der Nachmittag. Abends gegen 6 Uhr erhebt ſich ein Wirbelwind, grelle Blitze zerſpalten die Wolken, Donnerſchläge krachen, die Erde bebt, daß die Mauern zittern. Hunderte von abergläubigen Griechen, die nun ſchon Tag und

Nacht das Seraglio umlagerten, ſchreien laut auf und brennen ihre Büchſen ab, um das Unwetter zu vertreiben. Die Trommeln werden gerührt, Viele laufen händeringend durch die Straßen und rufen laut: „Der große Mann iſt nicht mehr! Lord Byron iſt geſtorben!“

Genau um dieſe Zeit öffnete der kranke Dichter nochmals die Augen, ein langes tiefes Röcheln hob ſeine Bruſt. Nun ward es wieder ſtill. Die Sulioten hatten die Thür geöffnet; ſie lagen, ihre Waffen in den Armen haltend, betend auf den Knieen. Fletcher beugte ſich über Byron. Man hörte keinen Athemzug mehr, ein ſanftes, etwas ſchmerzliches Lächeln ſtand noch auf ſeiner Lippe. Die linke Hand hatte er gegen die Bruſt gedrückt, ſie hielt Mary's Bildniß und die Haarlocken von Thereſe und Ada. Byron war todt.

Am nächſten Morgen, dem Oſtertage, verkündigten ſiebenunddreißig Kanonenſchüſſe den Bewohnern Miſſolonghi's und der Umgegend die Zahl der Jahre,

welche der Dichter erreicht hatte. In den Kirchen lag das Volk auf den Knieen, über den unerſetzlichen Verluſt trauernd und wehklagend, den Griechenland, ja die Welt erlitten. Am dritten Tage nach ſeinem Tode ward eine feierliche Seelenmeſſe im Dome gehalten. Die Offiziere ſeiner Leibwache trugen die Ueberreſte des Dichters nach der Kirche. Junge Mädchen mit aufgelöſtem Haar, in ſchwarzen Crepp gekleidet, ſchritten voran, die Leichenhymne ſingend. Prieſter, Officiere, alle Beamteten und eine große Anzahl Krieger, Cypreſſenzweige tragend, folgten dem Sarge.

Am Grabe des Sulioten Marko Bozzaris ward der Todte niedergelaſſen, eine Urne, auf dem Sarge ſtehend, der mit einem Lorbeerkranze und mit des Dichters Schwert und Helm geziert war, herabgenommen, und zu Häupten des griechiſchen Helden in geweihte Erde verſenkt. Sie enthielt das Herz Byron's, das Griechenland nicht von ſich laſſen wollte, da es ja dieſem zum Heil in Miſſolonghi aufgehört hatte zu ſchlagen. Nun trat ein Grieche, Spiridion

Trikupis, an den Sarg und sprach folgende Worte:

„Das ganze Heer, gerüstet gegen den Feind der Christenheit, umsteht den Sarg des unsterblichen Dichters und Kriegers, des Wohlthäters von Griechenland. Es schwört über seinem Leichname, niemals die Opfer dieses großen Mannes zu vergessen und nie zu dulden, daß die Barbaren mit ihren Fußtritten den Ort entweihen, wo sein Herz ruht. Wir beten für die glückliche Ankunft seiner sterblichen Reste in seinem Vaterlande; wir beten, daß seine Seele zur Ruhe eingehe mit allen großen Seelen, den Wohlthätern der Menschheit und den Rechtschaffenen in allen Kreisen."

Hierauf wallfahrtete das Volk an dem von seinen eigenen Truppen bewachten Sarge vorüber und jeder Einzelne küßte dem erhabenen Todten die Hand. Dies dauerte bis tief in die Nacht, wo dann gegen Mitternacht der Sarg geschlossen wurde. — Einige Tage später donnerte das Geschütz von den Wällen Missolonghi's, ein Schiff schwankte auf den trägen Wogen des Golfs und trug die Leiche Lord Byrons dem fernen Vaterlande entgegen. Wieder drängten sich Tausende um den Hafen, aber kein Jauchzen erfüllte die Luft. Man sah nur Thränen in den Au-

gen der Griechen, die sich still zurück in ihre Wohnungen schlichen, als ein frischer Wind das Schiff schnell dem offenen Meere zutrieb. —

Zwei Monate später läuteten in Hucknall-Turkard die Glocken, die Kirchthür war geöffnet, ein Wagen mit sechs schwarzbehangenen Pferden hielt vor der Pforte des Kirchhofs. In einer Kapelle der Kirche standen vier Männer, eben beschäftigt, eine offene Gruft wieder zu schließen. Wir erkennen in ihnen Fletchern, den Griechen Zograffo, Tita, den Italiener und Joë Murray, den greisen Haushofmeister von Newstead-Abbey. Sie hatten die Ueberreste des Dichters in die Gruft seiner Väter versenkt. Man schrieb den 16. Juli 1824. Und dort lassen wir ihn nun ruhen und träumen von den Thaten seines reichen Lebens, wünschend, daß sein glänzender Geist mit den Flammen, die er verwegen Himmel und Hölle entriß, nicht vergebens gespielt und gedroht, nicht vergebens zahllose Herzen damit entzündet haben möge!

Druck von Bernh. Tauchnitz jun.

Sagen und Mährchen

aus der Oberlauſitz.

Nacherzählt

von

Ernſt Willkomm.

Mit Federzeichnungen von G. Oſterwald.

Mondbeglänzte Zaubernacht,
Die den Sinn gefangen hält,
Wundervolle Mährchenwelt,
Steig' auf in der alten Pracht!
Tieck.

Erſter Theil.

Hannover, 1843.
Verlag von C. F. Kius.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

Allen Lauſitzern

widmet dies Buch

der Verfaſſer.

Inhalt.

Einleitung . . . . . Seite 1
1. Der Zwergbrunnen . . . . . » 27
2. Die Tochter des Moores . . . . . » 95
3. Der Elfensabbath . . . . . » 161
4. Der Malzmönch . . . . . » 195
5. Das Aschenweibchen . . . . . » 253

Einleitung.

Seit Muſäus hat das Volksmährchen, die eigentliche poetiſch behandelte Sage, nicht allein im Publikum, ſondern auch in der deutſchen Literatur Platz ergriffen. Es iſt literariſch geworden. Das Verdienſt, welches ſich Muſäus durch ſeine Mährchenſammlung um das Volk erworben hat, iſt allgemein anerkannt, und Niemand wird es einfallen, ihm den wohlverdienten Lorbeerkranz rauben zu wollen. Vielleicht noch bedeutſamer als Muſäus ſteht der allverehrte Grimm als Sammler ſolcher Mährchen und Sagen da, die im Volke umlaufen, die es ſich ſelbſt am kniſternden Heerde erzählt; und es iſt dies jedenfalls die empfehlenswertheſte Erzählungsweiſe von Begebenheiten, welche mehr eine ideale, eine moraliſche, als eine reelle und praktiſche Wahrheit enthalten. Grimm gibt in ſeiner umfangreichen Sammlung den urſprünglichen Kern dieſer Volksdichtungen ohne verſchö-

nernde Ausschmückung. Die Beibehaltung des Volksdialectes, der kindliche naive Ton, der in den meisten dieser Mährchen fortklingt, verleiht ihnen einen unaussprechlichen Zauberreiz, gewinnt ihnen das Herz der Kinderwelt, wie die Bewunderung der Erwachsenen. In ähnlicher Weise hat L. Bechstein neuerdings auch die zahlreichen Sagen seines Vaterlandes, Thüringen, gesammelt.

Man sollte meinen, es müßte nach so zahlreichen und gewissenhaft veranstalteten Sammlungen der Brunnen ausgeschöpft sein, dem sie entquollen; allein es ist mit der Volkspoesie wie mit der fortzeugenden Kraft der Natur. Sie ergänzt sich immer wieder von Neuem, und so lange die Sprache eines Volkes nicht verklungen ist, so lange wird auch der letzte Mährchen- und Sagenton in den Wipfeln der Bäume, unter deren Schirm und Schutz es hauset, nicht verrauschen. Kein Volk ist wohl reicher an Sagen, als grade das deutsche. Seine Getheiltheit, seine zahlreiche Stammverschiedenheit macht dies leicht erklärlich. Der Bewohner des Rheins nährt seine Phantasie mit anderm Sagenbrod, als der Bewohner des Harzes, der deutsche Süden und der deutsche Norden trennen sich eben so scharf in den Gebilden des Sagenglaubens, wie ihr Temperament, ihr Charakter sich zum großen Theil schroff entgegengesetzt sind.

Schon aus diesem Grunde ist es interessant, die Sagen und Mährchen verschiedener Völkerstämme zu sammeln und der Nachwelt aufzubewahren, ja es dürfte sogar ein historisch nicht ganz unverdienstliches Unternehmen sein, wenn die charakteristischsten Sagen aller deutschen Stämme von den Alpen bis an den Belt, von den Grenzen Polens bis jenseits der Vogesen — denn Elsaß und Lothringen lass' ich von Deutschland nicht trennen, wenn sich's auch die deutschen Fürsten entreißen ließen, und ich hoffe, es kommt noch einmal die Zeit heran, wo wir's uns wiederholen — in Einem großen volksthümlichen Sagenwerk zusammengestellt würden. Mehr Verschiedenheit des deutschen Urcharakters bei größerem stammverwandten Einklang dürfte man nirgends in schärferer Prägung wiederfinden! Dies bleibt aber wohl nur ein Wunsch in unserer exclusiv politischen Zeit, wo die radicalsten Stimmführer, die sich um das Herzensleben ihres Volkes nicht im geringsten bekümmern, aller Poesie den Garaus zu machen gedenken, und am liebsten eine Guillotine nicht nur für die Poeten, sondern auch für die Poesie selbst aufrichteten.

Jedenfalls hat man sich zu beeilen, und so versuche ich denn, den großen deutschen Sagenwald durch einen kleinen Beitrag mit bereichern zu helfen. Ich nenne es einen Wunsch, weil ich überzeugt bin, daß

mehr als ein geringes Talent dazu gehört, im Volk von Mund zu Mund leis rauschende Sagen gleichsam wieder zu dichten. Denn als wieder gedichtete möchte ich diese Sagen und Mährchen angesehen wissen. Darüber bin ich dem Publikum eine nähere Erklärung schuldig, die ich in dem Folgenden, unbekümmert, ob man sie giltig und annehmbar finden wird, oder nicht, niederlege.

Der Landstrich, auf welchem die hier zusammengestellten Sagen heimisch sind, ist ein sehr eng begrenzter. Er wird kaum zehn Quadratmeilen betragen. Ich habe mir ihn aber ausgewählt, weil ich ihn genau kenne, weil mir der Charakter des Völkchens, das ihn bewohnt, bis ins Innerste vertraut ist, weil es kaum einen Weg und Steg gibt, den ich nicht in finsterster Nacht auf diesem Landstriche zu finden wüßte. Es ist ein interessantes, ein romantisches, ein prachtvolles Stück Land, das an den Grenzen Böhmens über Hügelrücken und Bergeshäupter am hohen Gebirge hinläuft. Noch interessanter aber, behaupte ich mit Zuversicht, ist sein Volksstamm.

Alle Welt weiß, daß die Oberlausitz weit größer ist, als das Stückchen Erde, auf welches ich das Publikum in diesen Sagen führe; allein man bedenke, daß weiter ins Flachland hinein das sorbenwendische Element in früherer Zeit sich vielfach geltend machte,

daß noch jetzt in einem großen Theile der Oberlausitz Sorbenwenden ihre Sitze haben, daß die wendische Sprache bis auf den heutigen Tag unter ihnen die übliche, das Idiom täglicher Mittheilung ist. In diesem Striche gelten zum Theil andere Sitten, andere Gebräuche neben dem ursprünglichen Typus des oberlausitzischen Volkscharakters. Auch die Welt des Aberglaubens ist für seine Bewohner eine andere. Sie hatten andere Götter, sie erzählen noch jetzt andere Sagen. Der Czernebog spukt noch immer unter ihnen.

Von alledem weiß der Abschnitt der Oberlausitz, in dem meine Sagen leben, nichts. Ich zweifle, daß in dieser Gegend jemals Wenden saßen. Das Volk hat nichts gemein mit wendischem Temperament, obwohl die Beimischung slavischen Blutes in ihnen nicht zu verkennen ist. Dies Blut aber ist altczechisch. An Böhmen, das alte Reich der Czechenherrschaft, lehnt sich das oberste Bergland der Oberlausitz, mit Böhmen ist es verwandt, Böhmen drückt es noch jetzt fest an's Herz, obwohl es alle Tage auf den Böhmen schimpft, sich an ihm reibt. Es ist das eigentliche Hochland der Oberlausitz, mit dem ich es hier zu thun habe, von den Einwohnern selbst »das Oberland« genannt, und die Sitte dieser starren, abgeschlossenen und grobkörnigen Hochländer volksgetreu

auch in Mährchen zu zeichnen, war mein Zweck. Macht sich die Derbheit, ja wenn man will, eine Dosis gesunder Grobheit hin und wieder darin etwas breit, so bedenke man, daß alles ächte Volk eine rauhe Hand hat, und daß der Berichterstatter von Geburt selbst ein solcher lausitzischer Hochländer ist.

Mir hat's von jeher weh gethan, daß die übrige Welt, die, wie die Lausitzer sagen, »hauß en« liegt, von diesem schönen Berglande so wenig Notiz genommen. Die Lausitz hat eine eigene Literatur, aber es kennt sie Niemand, sie hatte und hat zum Theil noch eine eigene, den Reichsstädten ähnliche, ungemein freie und kräftige Städteverfassung, aber Niemand kümmerte sich darum. Selbst berühmte Historiker wußten sehr wenig davon, wenn ich sie darum fragte, und waren doch sonst gar gelehrte Leute. Dies kann auffallen, wird aber, geht man näher auf den Charakter der Oberlausitzer ein, sehr bald erklärlich. Der Oberlausitzer ist, was ich auch schon anderswo, in meinen »Grenzern« ꝛc. (Leipzig 1842) ausgesprochen habe, sehr verschlossen. Ausländern traut er schon gar nicht und merkt er erst, daß man kommt, um ihn auszuhorchen, so kann man, wie er sich auszudrücken pflegt, »lange in die Pilze gehen, ehe man seinen Herrenpilz findet«. Er läßt von seinen Sitten und Gebräuchen wenig, von seinen abergläubischen Gewohnheiten, von

seinen heilig behüteten Sagen aber gar nichts gegen den Fremden verlauten oder — bindet dem Neugierigen etwas auf, denn er ist eben so pfiffig und schlau, als verschlossen. Darin finde ich großentheils den Grund, daß auch die fleißigsten Mährchensammler, wie Grimm, aus der Lausitz fast gar keinen Stoff zusammengetragen haben. Und doch gibt es kaum ein Ländchen, das so reich an wunderbaren, beziehungsreichen, sogar tief poetischen Sagen ist, wie eben die Lausitz. Aber still verborgen, wie das Volk, eingeengt in seine Bergthäler, mit untergestämmtem Arm hinter dem Ofen hockt, so hält sich flüsternd auch sein Sagengeist in der »heimlichen« Lausche seiner Berge und Thäler.

Außer der trotzigen Verschlossenheit, die man dem hochländischen Lausitzer durchaus als Charaktereigenthümlichkeit verwerfen muß, ist er auch noch über alle Begriffe bequem und phlegmatisch. Ich spreche hier natürlich von dem eigentlichen Volke und nehme daher den Städtebewohner zum Theil aus, der, wie alle der allgemeineren Bildung anheimgefallenen Menschen, schon abgeschliffener und dem Niveau der Zeit genäherter erscheint. Dies angeborene Phlegma, das man am ungetrübtesten bewundern kann, wenn der Bauer auf's Feld geht oder bereits in der Arbeit begriffen ist, oder etwa beschäftigt, ein »Brautfuder«, gemeinhin

»Gerülle« genannt, aufzupacken, hält ihn von jeder nicht unmittelbar nothwendigen Mittheilung ab, sobald er sie nämlich einem Fremden machen soll. Die Redensart: »er ist zu faul, um aufzuthun 's Maul« halte ich für eine Erfindung der Laußitzer. Unter sich, d. h. bei Lichtengängen, (s. meine Grenzer) in Schenken, an Hochzeiten und Bierabenden, wird er dagegen gern sehr lebhaft, und dann fließt es ihm nur so vom Munde. Man nehme sich aber in Acht! Denn wacht er erst auf, so ist die Hitze, die in ihm kocht, nicht mehr weit. Unversehens kommt sie zum Ausbruche und es hält schwer, den einmal Gereizten wieder zu besänftigen. Phlegmatisch und zäh, so lange er nicht gestachelt wird, ist der Oberlaußitzer nachhaltig wüthend und — ich muß es leider bekennen — auch nachtragend, ja wenn sich's thun läßt, nicht immer ohne heimlichen Anklang von Rachsucht. Er vergibt zwar, aber niemals gern, wenn es auch so scheinen mag, und zwar deswegen, weil er dabei immer etwas von seinem Recht zu verlieren fürchtet. Sein Recht aber geht ihm über Alles. Für's Recht läßt er sich todtschlagen, richtet er sich mit der größten Ruhe zu Grunde! Und dies ist wieder ein Grund seiner Zurückhaltung Fremden gegenüber, indem er besorgt, es könnte ihm dabei gelegentlich etwas abgezwackt, etwas entzogen werden. Bei ihm soll, wo möglich, Alles

bleiben, wie es ist, ausgenommen, wenn sein eigener Vortheil dabei in's Spiel kommt; denn er ist der pfiffigste Egoist unter der Sonne.

Dies Alles zusammengefaßt, erklärt wohl so ziemlich die durchaus abgeschlossene Stellung der Lausitzer, die außerdem noch durch ihre Lage zum übrigen deutschen Vaterlande bedingt wird. Je weniger nun aber von ihrem Völkchen bekannt ist, desto zeitgemäßer scheint mir zu sein, das, was sich etwa mittheilen läßt, dem Publikum nicht vorzuenthalten. Mit den gebildeten Ständen beschäftigt man sich viel, geben sich Viele ab, um das Volk kümmert sich kaum irgend Einer. Ich will nun einmal eine Ausnahme machen, und indem ich dem Charakter meines Stammes folge und mich dem Gebräuchlichen opponire, das Volk, wie es ist, schildere, jenes Volk in der Jacke und in bloßen Hemdärmeln, in Zwickenschuhen und Lederhosen, im Friesrock und im »Zipfelpelz«, und wer Lust hat von den Vornehmen, einmal etwas Neues, etwas recht Kräftiges zu hören, der setze sich zu mir. Er darf dabei nicht fürchten, daß Sitte und Anstand zur Thür hinausgeworfen werden. Behüte! Das Volk ist gar züchtig und keusch im Herzen, wenn auch etwas derb in Worten; es ist aber auch zart. Seine Phantasie schwingt sich eben so gern auf duftigen Goldfäden, wie sie herabsteigt zu den Mächten der Finsterniß,

unter Irrlichtertanz und grausigen Gespensterreigen. Es ist mit eins ein derber, ein guter, ein Urmenschenschlag, mit allen Vorzügen und Mängeln eines solchen.

Noch muß ich einige Worte über die Fassung meiner Sagen und Mährchen beifügen. Ich höre schon die Kritik darüber herfallen und fühle ihre Geißel, obwohl sie mich nicht ansieht. »Was kümmert mich die Fremd',« denk' ich mit meinen Landsleuten, »ich bin ein Lausitzer!« Was nun diese Fassung betrifft, so nehme der denkende Leser Folgendes mit Billigkeit hin.

Es gibt vielleicht Einige und es können deren Viele werden, die da sagen, ich hätte besser gethan, wenn ich das Volk in seinem Idiom redend eingeführt. Diese sind leicht zu beseitigen. Sie haben zwar Grimm mit seinen Volksmährchen für sich, sie können auch noch eine Menge Anderer zitiren, dennoch aber kommen sie gegen meinen Grund nicht auf. Er ist ein sehr einfacher: Der ächte oberlausitzische Volksdialect läßt sich in der Schriftsprache nicht wiedergeben, nicht einmal andeutungsweise. Nur einzelne Worte, einzelne Redensarten kann der Schriftsteller gebrauchen und selbst diese bedürfen schon eines Commentars! Das scheint sonderbar, es ist aber in der That nicht anders.

Die Sprache iſt der Ausdruck des Charakters eines Volks. Ich habe behauptet, der Lauſitzer ſei phlegmatiſch und grob, pfiffig und, gereizt, ſogar wüthend — eben ſo iſt ſeine Sprache. Man ſagt, der Pommer rede ſehr grob; ich gebe das zu, aber er iſt höflich gegen den Lauſitzer Bauer. Der Weſtphale iſt auch ſeiner Grobheit wegen berühmt, eben ſo der Frankfurter, der Baier und viele andere Stämme; wenn's der Lauſitzer Deutſchland gegenüber bis jetzt noch nicht zu einer gleichen Berühmtheit gebracht hat, an ſeiner Befähigung dazu liegt's wahrlich nicht! Es iſt wieder nur ſeine Verſchloſſenheit daran Schuld. Jedenfalls kann ihm Niemand ſeine Krone, nämlich das allerdenklich gröbſte Idiom unter ſämmtlichen deutſchen Volksſtämmen zu beſitzen, rauben. Nur der Schleſier, ſein unmittelbarſter Nachbar und Stammverwandter, reicht ihm mit brüderlicher Derbheit auch in ſprachlicher Hinſicht die Hand, übertreffen aber kann er ihn nicht.

Dies wird mich rechtfertigen, daß ich nicht erzählte, wie mir erzählt ward. Ich ſuchte nur das Charakteriſtiſche beizubehalten und glaube, daß ich in dieſer Beziehung das Möglichſte gethan und den beabſichtigten Zweck auch erreicht habe. — Damit aber ja kein radikaler Zweifler behaupten möge, ich ſcheue mich bloß, oder ich halte hinter dem Berge, weil ich

der Volkssprache nicht mächtig sei, dem will zu aller Welt Vergnügen das Gegentheil dadurch beweisen, daß ich ihm ein paar Verse eines Liedchens (in Hochdeutsch, in Schlesisch und in Oberlausitzisch) herseße. Ist er dann noch lüstern nach einer Mährchengabe in diesem Idiom, so soll sie ihm nicht vorenthalten bleiben. Ich wähle dazu eins der treffenden Volkslieder von Hoffmann, die weniger, als sie es verdienen, bekannt geworden sind. Es gibt dies zugleich einen Beleg ab für meine Behauptung, die auch auf den Schlesier anwendbar ist, nämlich, daß er phlegmatisch, ja faul sei.

Dies Lied heißt:

Hochdeutsch.

Auf der Ofenbank.

'ś Geht doch über die Ofenbank
Nichts auf der weiten Welt!
Man streckt sich d'rauf der Länge lang,
Und thut, was einem gefällt.

Da raucht man denn in guter Ruh
Sein Pfeifchen Krauštaback,
Halb macht man schon die Augen zu
Und überdenkt den Tag.

Die Mutter bringt ein volles Glas,
Gemächlich trinkt man's leer,
Dann simulirt man dies und das
Und endlich gar nichts mehr.

Wird einem schwer sein müdes Haupt,
Klopft man die Pfeife aus,
'ś ist Zeit, daß man zu Bette geht,
Gott schütze Hof und Haus!

Schlesisch.

Uf der Ufenbanke.

'ś Giht doch uber die Ufenbank
Nischt uf der weiten Welt!
Ma streckt sich druf der Länge lang
Un thutt, was e'm gefällt.

Da rocht ma halt in gutter Ruh
Sei Pfeffel Krauštoback,
Halb macht ma schun de Ogen zu
Und überdenkt e Tag.

De Mutter bringt a vulles Glas,
Gemächlich trinkt ma's leer,
Dann simulirt ma dies und das
Und endlich gar nischt mehr.

Wird e'm nu schwer sei mides Heed,
Kloppt ma de Pfeife aus,
'ś is Zeit, daß ma zu Bette geht,
Gott schütze Hof und Haus.

Oberlausitzisch.

Uf der Ufenbank.

'ś Giht dà über de Ufenbank
Nischt uf der weiten Walt!
Mer läht ih ak druf der Länge lang
Un' thutt, woas eing gefällt.

Do rocht mer su a guder Ruh
Sei Pfeiffel Krauštoback,
Halb macht mer schund de Ogen zu
Un' überschlätt 'n Tag.

De Mutter brengt a wuhles Gloas,
Gemoachlich zeigt mer's leer,
Darnoch simulirt mer ieff un' doas
Un' uf d'lezt goar nischt mih.

Wird eingn nu schwer sei mides Hiht,
Kloppt mer de Pfeiffe aus,
's is Zeit, doaß mer ei de Pocht*) nu giht
Der Harr schütz' Hof un' Haus.

* Kann auch heißen „as Maul“ Ein anderer, fast noch gebräuchlicherer Ausdruck läßt sich nicht schreiben. Er ist sehr derb und auch sehr bezeichnend. Wer Lust hat, mag ihn zu errathen suchen.

Es ist dies blos eine schwache Probe der ursprünglichen Derbheit, in der sich der Lausitzer wohl gefällt. Die Häufung möglichst vieler, ja wenn es sein kann, aller Vokale macht es beinahe unmöglich, die Worte so zu schreiben, wie sie der Mann des Volkes ausspricht. Es kommen die wunderbarsten Nasen- und Kehllaute dabei zum Vorschein, die nur der Eingeborene und von diesen wieder nur der im Umgange mit dem Landvolke groß Gewordene vollkommen richtig aussprechen kann. Ein einziges Beispiel diene für viele. Es will Jemand von einer Frau, die mit Backwaaren hausiren geht, Bretzeln kaufen. Dem Ansehen nach sind die Bretzeln nicht von gleicher Größe, er äußert dies gegen die Frau, worauf diese sehr ernsthaft betheuert, daß sie mit der Waage gewogen seien. Aber wie spricht sie das aus und wie klingen wieder ihre Worte! Sie sagt: »Woas? Wu deinkt ha hi! De doichten Bratzeln seien ju oalle uf der Luthwooge g'woaicht!« Man denke sich diese Worte sehr schnell gesprochen und man wird über ihren musikalischen Wohllaut erstaunen.

Ein anderer Vorwurf, den man mir vielleicht machen könnte, dürfte darin bestehen, daß man behauptete, ich habe mehr gegeben als die reine Sage, ich habe sie zu sehr ausgeschmückt, sie gleichsam modernisirt. Darauf habe ich Folgendes zu erwiedern:

So viel ich weiß, hat noch Niemand die hier gegebenen Sagen, nicht einmal den rohesten Umrissen nach, veröffentlicht, und zwar aus dem ganz einfachen Grunde, weil sie Niemand erfährt, als eben nur der Eingeborene. Werden sie etwa in einer Spinnstube, in der sogenannten »Hölle« des Bauers oder Webers von Jemand erzählt, so glaube man ja nicht, daß dies in irgend einem bestimmten Zusammenhange geschehe. Immer erfähret der Zuhörer nur Bruchstücke und selbst diese nicht einmal ganz, wenn er den Erzähler unvorsichtig unterbricht. Was ich in den mitgetheilten Sagen vom »Zwergbrunnen,« vom »Pfaffenborn,« von »Der Tochter des Moores,« vom »Schlangenkönig« ꝛc. zusammengestellt habe, das Alles ist aus solchen Erzählungsfragmenten nur nach und nach entstanden. Denn diese Sagen haben das Eigenthümliche, daß sie jeder Erzähler anders faßt, daß ein Einzelner die Erlebnisse Vieler, oder das von Andern Gehörte mit einer kleinen Zuthat eigener Erfindung verbrämt und nun von einem einzigen Orte zehn bis zwölf Begegnisse weiß, die, obwohl äußerlich verschieden aussehend, doch innerlich genau zusammenhängen und in ein Gesammtbild gefaßt erst zu dem werden, was wir im strengen, im literarischen Sinne eine Sage, ein Mährchen nennen. Ich wenigstens konnte nur bei solcher Auffassung dieser abgerissenen Sagenklänge

etwas zu Stande bringen, das mir genügte, indem ich den versteckten Tiefsinn der Volkspoesie heraus erkannte; und es war nun bloß mein Bestreben, diese einzelnen aus den Erzählungen des Volkes zusammengetragenen Sagenfragmente lausitzisch volksthümlich gefaßt, in ein Ganzes zu formen. Nur auf diese Weise war der poetische Gehalt der Mährchen wie das Charakterbild des Volksstammes zu retten und festzuhalten.

Der Kreis, welchen die nachstehenden Sagen beschreiben, umfaßt im weitern Sinne das Weichbild der Stadt Zittau. Es wäre nicht uninteressant, in gleicher Weise auch die Sagen der übrigen lausitzischen Städte zusammenzustellen, abgesehen von ihrer jetzigen staatlich getrennten Lage. Ich bin überzeugt, daß die Vergleichung unter einander ein eigenthümliches Resultat geben, daß in allen nicht allein der Charakter des von Grenzpfahl zu Grenzpfahl sich umwandelnden Volksstammes, sondern auch der Charakter des Landes, ja der Formation desselben sich ganz wesentlich ausprägen würde. Soweit ich die Lausitz kenne, habe ich dies bestätigt gefunden, es würde mich aber zu weit, es würde mich auf die sympathische Verwandtschaft des Menschen mit dem Boden, in dem er wurzelt, führen und auf andere, ganz unerklärbare Geheimnisse, wollte ich mich des Weiteren darüber auslassen. Ich

halte mich gegenwärtig nur an das Gegebene, an den Ton, der beinahe durch alle Sagen und Mährchen des eigentlichen lauſitziſchen Hochlandes fortklingt. Dieſer iſt ein, wenn man ſo ſagen darf, burlesk-dämoniſcher.

Wer die Landſchaft kennt, in der ſie heimiſch ſind, begreift dies. Es iſt eine eigenthümliche Erſcheinung, daß ſich die meiſten tiefſinnigeren Sagen dieſer Gegend an Örtlichkeiten knüpfen. Dieſe Örtlichkeiten haben unbeſtreitbar etwas entzückend Schauerliches, vornehmlich des Abends, in ſtillen Mondnächten. Die Brunnen ſind es vorzüglich, um deren Borde die Sage ihre geheimnißvollen Kreiſe zieht. Auch am Tage iſt die bloße Lage dieſer Brunnen ſchon frappant. Man wittert die Sage, noch ehe man ſie kennt. Oder es ſind weite, grüne Waldwieſen, von hohem Tannicht umgrenzt, auf einſamen Hochflächen gelegen, oder wüſte Torfmoore, hie und da mit finſtern Kieferwäldchen beſtreut, umgeben von ſandigen Höhen, von tiefen Hohlwegen durchſchnitten, oder endlich anmuthige Thalgründe, von Quellen durchrieſelt, über denen in warmen Nächten Irrlichter ihr verlockendes Spiel treiben.

Die Natur dieſer Örtlichkeiten, ſcheint es, hat den Sagen Gehalt und Färbung gegeben, und ſo kommt es, daß bei allem Zauber der Anmuth, bei

allem Reiz der Zartheit, der sie umfließt, doch wieder die schauerlichste Phantasie sich in sie eindrängt. Man kann dem Volk durchaus bedeutende Anlage zur Poesie nicht absprechen, seine eigenthümlich bezeichnenden, fast immer den Nagel auf den Kopf treffenden Ausdrücke beweisen dies, und so derb, ja ungeschlacht das Idiom ist, so malerisch muß man es nennen. Für die gewöhnlichsten Dinge, für die gemeinsten Verrichtungen hat es eine überraschende Fülle von Ausdrücken, die nicht minder von seiner scharfen Beobachtung, wie von seinem kräftigen Humor zeugen. Wie alle wahre Dichtung, lehnen sich diese immer genau an die Natur an und erreichen dadurch jedesmal ihren Zweck. Diese Bezeichnungen haben aber oft auch etwas unsagbar Komisches, das, wo sich der Mann des Volkes seiner Phantasie überläßt, bis ins Ungeheuerliche steigt und das Allerunmöglichste zusammenfügt. In diesen handgreiflichen Unmöglichkeiten läßt er am liebsten seine Sagen spielen, und wo Personen von Bedeutung handelnd darin auftreten, kann man sich darauf verlassen, daß ihr bloßes Ansehen oder wenigstens ihre Tracht in der abenteuerlichsten Komik gehalten ist. Darin gleicht der lausitzische Oberländer unverkennbar dem Iren. Wenn dieser in seiner barocken Phantasie einen Knecht mit weißer gestärkter Cravatte und Stulpenstiefeln auftreten läßt (S.

Grimm's Irische Elfenmährchen), so erfindet der Lausitzer einen Doctor Horn, der auf einem Beine über Felsensteige geht und statt des Hutes den eigenen Kopf grüßend abnimmt (Man sehe das Mährchen »Der Pfaffenborn« Bd. 2.). In diese Phantastik geht so weit, daß noch heut zu Tage lebende Personen von der Begegnung des genannten gespenstischen Doctors wie von einer ganz natürlichen Begebenheit sprechen. Ich habe wenigstens von mehreren, die ihm begegnet sind, sehr genaue Schilderungen entwerfen hören, und hätte man es verlangt, würden sie mit unerschütterlicher Glaubensfestigkeit einen Eid darauf abgelegt haben.

Hieraus ersieht man, daß der Oberlausitzer, wie die Bergvölker, sehr abergläubisch ist. Auch dies hängt großentheils mit der Natur des Landes zusammen; denn nicht nur ist es plötzlichen Witterungswechseln unterworfen, schnell an hellen Tagen entstehenden Nebelgebilden, die phantastisch über Berge und Thäler wirbeln, es hat auch eine auffallend große Anzahl von Orten, die des Nachts in sonderbarem Lichtglanz leuchten. Mit solchen fahlen Lichtscheinen verknüpft das Volk immer etwas Räthselhaftes, und so kommt es, daß der Glaube an vergrabene Schätze, die in geheiligten Nächten durch Zauberkraft und Springwurzel an das Tageslicht gehoben werden wollen, ein all-

gemein verbreiteter iſt. Die Furcht vor Hexerei iſt ungeachtet des ſorgfältigſten Unterrichts noch bis auf den heutigen Tag feſtgewurzelt im Volke, und die Mittel, deren es ſich gegen dieſelbe bedient, ſind ſo wunderlich und zahlreich, daß ſich damit allein ein Büchlein anfüllen ließe. Iſt es aber ſchon ſchwer, ihm ſeine Sagen abzulauſchen, ſo wird es faſt unmöglich, nur einigermaßen hinter die Heimlichkeiten zu kommen, die es an den ſogenannten Hexenabenden zur Sicherung namentlich des Viehes treibt.

Diebsſegen, Beſprechung des Feuers, das Feſtmachen und vornehmlich alle Arten des Bannens ſind dem Lauſitzer außerordentlich geläufig. Die letztere Kunſt iſt vorzugsweiſe den Jägern nach dem Volksglauben eigen, das »Verbannen« aber, worunter man das Vertreiben von Geiſtern und Geſpenſtern verſteht, legt er wieder ausnahmsweiſe in die Hände der Scharfrichter. Überhaupt ſpielt der Scharfrichter noch immer bei dieſem Volke eine große und einflußreiche Rolle, und ich glaube wohl, daß ein paar Menſchenalter dazu gehören, ehe es ſich auf die ſchon jetzt im Flachlande giltige Bildungshöhe hinaufſchwingt, wo man ohne Murren den Nachrichter an allen Geſellſchaften theilnehmen läßt.

Der Scharfrichter iſt ihm eine gleichermaßen furchtbare und geheimnißreiche, mit ungewöhnlichen

Kräften ausgerüstete Person, und — er befindet sich sehr wohl bei diesem Glauben. Zu ihm flüchtet der Bauer, wenn kein Mittel mehr verfangen will, ihm gehorcht er unbedingt, wo selbst der von ihm im Allgemeinen hochgeachtete Pfarrer umsonst reden und predigen würde. Aus dieser beinahe ehrfürchtig zu nennenden Scheu sind denn eine Menge Eingriffe des Scharfrichters in die Sagenwelt zu erklären. Das Volk hat mit Gespenstern, mit »Gescheechen,« wie es spricht, entsetzlich viel zu thun, und der Orte, wo dergleichen Spukgestalten umgehen, gibt es unzählige. Der Lausitz nämlich und den angrenzenden Ländern wohl eigenthümlich — anderer Länder Sitten in dieser Beziehung kenne ich nicht — ist der festgewurzelte Glaube, daß die Seele jedes freiwillig aus dem Leben Geschiedenen von dem Scharfrichter an einen gewissen Ort gebannt werden müsse, wenn die Lebenden vor ihm sicher sein sollen. So sonderbar es klingen mag, so ist es dennoch Thatsache, daß beinahe jeder größere Ort oder einige zusammen eine Gegend inne haben, wohin sie diejenigen, die auf ihrem Gebiete Hand an sich selbst gelegt, durch den Scharfrichter verbannen ließen — ich will nicht sagen: lassen, denn das jetzige Verbannen geschieht nur durch ein Hocuspocus und wohl meistentheils an dem Orte selbst, wo der Entleibte beerdigt wird. Früher ward diese Kunst

wirklich als Kunst, also äußerst solenn geübt. Der Scharfrichter schloß sich, war die That in einem Hause geschehen, ein, bewaffnet mit einem großen Sacke, und rumorte eine gute Stunde oder noch länger unter Ausstoßung allerhand seltsamer Töne in der Einsamkeit herum, bis er in Schweiß gebadet mit dem fest zugeschnürten Sacke unter das ängstlich harrende Volk trat. Hier schwang er sich mit dem Sacke, worin die Seele des zu Bannenden steckte, auf einen Klepper und jagte an den für solche »Gescheechе« bestimmten Ort, wo er dann, abermals unter tollen Grimassen und sonderbaren Toben den Sack öffnete und die Seele des Entleibten, Unseligen in bestimmte Grenzen festbannte, innerhalb deren sie von nun an nach Lust und Belieben spuken oder »scheechen« gehen konnte. Zwei solcher Orte sind noch jetzt bei aller Welt verrufen, der »Pfeffergraben« in Zittau und der »Schülerbusch,« eine Stunde von genannter Stadt belegen. Es ist derselbe, in dem noch bis heute der famose Doctor Horn sein Wesen treibt. An beiden Orten wimmelt es von gebannten Seelen, die, wenn sie alle auf einmal »scheechen« gingen, ein wohluniformirtes Gespensterheer abgeben würden.

Man erzählt sich die auffallendsten Geschichten von solchen Verbannungen, namentlich von mißglückten oder falschen. Wenn nämlich der bannende Scharf-

richter die Seele nur einen Augenblick unbeobachtet ließ während des Bannens, so bannte er sie falsch, d. h. an einen Ort, wo sie nicht hinkommen sollte. In Folge solcher verunglückter Bannungen laufen denn noch hie und da im lausitzischen Oberlande die wunderlichsten Gespenster herum und jagen zur Nachtzeit als weiße Hunde oder als aufspringende Kobolde die Wanderer in die Irre, wo nicht in den Tod. Der Name eines der berühmtesten Seelenbanner lebt noch jetzt im Volke und wird von alten Leuten häufig mit furchtsamen Umherschauen genannt. Er hieß Zipser und war bei Lebzeiten ein weitberühmter, in der schwarzen Kunst wohlerfahrener Scharfrichter zu Zittau, der, wenn er Lust hatte, sogar die Obrigkeit an der Nase herumführte und es nicht zugab, daß ein anderer Scharfrichter als er einen verurtheilten Verbrecher hinrichtete.

Bei so starrem Festhalten an allem Aberglauben darf es nicht auffallen, daß sich auch dem reineren Märchengebilde häufig der trübe Dunst des Gespenstischen anhängt. Er ist ein dem Charakter des Landes und Volkes wesentlicher Bestandtheil, der sich willkürlich nicht davon ablösen läßt. Wer das Volk ganz schildern will, muß es mit all' seinen Mängeln und Schwächen vorführen.

Daß dieser Hang zum Grausenhaften das Zarte und Anmuthige nicht ausschließt, beweisen die heitern Elfenscherze, in denen es sich mit Lust und Liebe wiegt. Hier ist seine Phantasie so lieblich und duftig, wie jene der Iren und Schotten. Selbst die Kleider, die es den Elfen gibt, ähneln der Tracht jener. Kristallene Schuhe, Gewänder von Mondschein, Feuerfliegen als Schmuck sind gewöhnliche Attribute der Elfen und Feen. Außerdem erkennt man sie an ihrem hellgoldenen Haar und ihrer durchsichtigen Hautfarbe. Sehen kann man sie nur in klaren Sommernächten, am ehesten in der Johannisnacht, wo sie ihre Reigen auf grünen Bergwiesen schlingen. Ihre Tanzplätze erkennt man an den frischgrünen Ringen, die sich durch ihre helle smaragdne Farbe von dem übrigen Graswuchs unterscheiden. Wer eine Nacht darin schlafend zubringt, erhält nach Einigen Eintritt in ihr Reich, wem aber dies Glück zu Theil geworden, darf es nicht verrathen bei der Strafe langsamen Verdorrens.

Wie in vielen anderen Gegenden treibt auch in der Lausitz der »Wassermann« sein Wesen oder vielmehr Unwesen. Eine bestimmt ausgeprägte Sage gibt es von ihm nicht, so viel ich weiß. Er ist ein durchaus heimtückischer, unheimlicher und gefährlicher Geist. Kinderwärterinnen pflegen dummer Weise ihre unartigen Zöglinge mit ihm zu schrecken. Er sitzt,

immer nur im ersten und letzten Mondviertel an den Ufern der Flüsse und zwar an Stellen, wo sie langsam fließen, tief sind und nicht rauschen. Sein Aussehen ist häßlich, sehr bleich von Gesicht, mit schwarzen langen bis auf die Schultern herabhängenden Haaren. Gekleidet ist er von Fuß zu Kopf in braungelbes Leder, das aus lauter kleinen Flecken zusammengesetzt ist. Diese pflegt er beim Mondschein laut zu zählen, wobei er sich mit den Händen klatschend auf die Beine schlägt. An diesem Ton erkennt man ihn. Neugierige und Vorwitzige, die, von dem Tone gelockt, sich ihm näherten, sahen ihn dicht am überhangenden Borde sitzen und suchten ihn durch einfallendes Mitzählen und Klatschen zu unterbrechen. Er stürzte sich überschlagend ins murmelnde Wasser, ohne daß ihnen etwas geschah, dafür aber hatten sie das unangenehme Vergnügen, daß sie nunmehr alle Nächte das Klatschen und Zählen vor ihrer Wohnung mit anhören mußten, bis es sich traf, daß sie vor Ärger und Angst wieder einmal mitzählend einfielen, worauf sie ein lautes Gelächter vernahmen und fortan nicht weiter in ihrer Ruhe gestört wurden.

Von Kobolden, vollends von solchen, die im Hause geschäftig sind, weiß die Lausitz wenig oder nichts, desto mehr hat sie mit den Zwergen zu schaffen. Ihrem Einflusse schreibt man das »Geldbren-

nen- zu, das häufig vorkommt und dem mancher Begünſtigte ſein Glück zu verdanken haben will. Das Verfahren dabei iſt in den Sagen ſelbſt genau angegeben.

Was ich hier im Allgemeinen über die Natur der oberlauſitziſchen Sage angedeutet habe, wie über ihr Fortleben im Volke, iſt, wenn nicht erſchöpfend, doch hinreichend zum Verſtändniß des Volksſtammes, dem ſie entlehnt ſind. Mich dünkt, die Behandlung kann die beſte Ergänzung des etwa noch Fehlenden abgeben. Ich nahm den Kern und umwob ihn mit einer anſprechenden Schale, die ihn ſchwerlich verunzieren wird. Es iſt das Kleid, das ihm gebührt, denn es ward aus dem Gefaſer der charakteriſtiſchſten Volksthümlichkeit geſponnen.

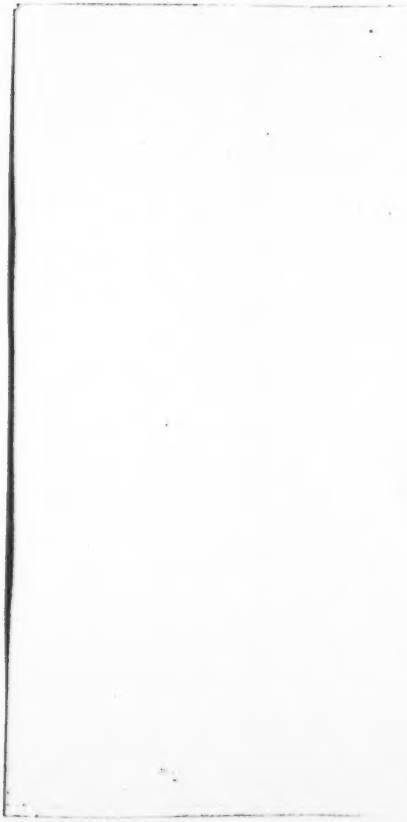
In dem gewünſchten und gehofften Falle, daß dieſe Proben, das lauſitziſche Volksmährchen zum deutſchen zu erheben, Beifall finden, werde ich nicht ermangeln, ſpäterhin noch mehrere folgen zu laſſen. Das Feld iſt groß und der Stoff beinah unerſchöpflich.

Leipzig, im Februar 1843.

E. W.

1.

Der Zwergbrunnen.



Klaus Saitenschlag war der beliebteste Bierfiedler wohl fünf Meilen in der Runde, und deshalb bei großen Kindelessen, auf Hochzeiten und Kirmessen ganz unentbehrlich. Weil nun Klaus dies gar wohl wußte, so suchte er allen möglichen Nutzen daraus zu ziehen, was er um so lieber that, als er sich gewöhnlich allerhand Neckereien gefallen lassen mußte. Saitenschlag war nämlich ein höchst possierlicher kleiner Kerl, mit säbelkrummen, dürren Beinchen, die einen gewaltigen vierschrötigen Körper zu tragen hatten, auf dem wieder ein dicker Kopf beinahe ohne eine sichtbare Spur von Hals hin und her wackelte. Das ganze Kerlchen maß genau drei Schuh fünf Zoll und anderthalb Linien, und wer den Klaus kannte, hieß ihn nur den Geigen- oder Pfeifenzwerg — denn der Bierfiedler rauchte für sein Leben gern Taback.

Dieſe verwachſene Geſtalt diente, wie ſich wohl denken läßt, allen Spottvögeln zur Zielſcheibe. Klaus machte ſich aber wenig daraus, wenn er ſonſt gut bezahlt wurde, ein ſchmackhaftes Gericht bekam, und vor Allem Taback die Hülle und Fülle. Denn machten es ihm die Necker gar zu arg, ſo fehlte es ihm, wie den meiſten verwachſenen Menſchen, weder an Witz noch giftigen Redensarten, womit er die Überluſtigen bei Zeiten vertrieb.

Um recht unabhängig zu leben und ſeine kleine Perſönlichkeit mit dem Reize des Geheimnißvollen zu umgeben, hatte er ſeinen Geburtsort verlaſſen und ſich etwa eine halbe Stunde davon in einem hübſchen Tannenwäldchen, bei der ſogenannten Bärenkirche, einem ſeltſam geformten Sandſteinfelſen, angeſiedelt. Hier lebte er ſtill vor ſich hin, nur mit Ausübung ſeiner Kunſt beſchäftigt. Wer ſpät in der Nacht bei ſtillem Wetter von Bertsdorf nach Hörnitz ging, oder über den Breitenberg nach Großſchönau, der hörte die bald klagenden, bald ſcherzenden Töne von Klaus Saitenſchlag's Geige, und blieb, bezaubert von der lockenden Nachtmuſik, oft länger ſtehen, als es ihm lieb war. Am Tage ward Niemand des kleinen Geigers anſichtig, des Nachts aber konnte man ihn oft genug aus dem Walde heraus über die Felder watſcheln ſehen, wenn er nach einem hellen Brunnen ging, um

Waſſer für ſeine Wirthſchaft zu ſchöpfen, die er ſelbſt eigenſinnig in Ordnung hielt. Dieſer Brunnen gehörte einem wohlhabenden Bauer in Bertsdorf, der dazumal Michael Simon hieß, von den Leuten aber nur Simon's Quirlmichel genannt wurde, weil er jährlich eine hübſche Anzahl junger Bäumchen aus ſeiner Waldung zu Quirlen verarbeiten ließ. Außer ſeinem Bauergute beſaß Simon auch noch die Schenke des Dorfes, und weil er alle Sonntage Tanzmuſik halten mußte, hatte er viel mit Saitenſchlag, dem Geiger, zu ſchaffen, indem die jungen Burſche und Mädel immer eine Stunde länger nach des Zwerges Fiedel zu tanzen pflegten. — Simon wußte gar wohl, daß Klaus, ohne erſt um Erlaubniß gefragt zu haben, ſeinen Brunnen benutzte, und oft zwar ſo ſtark, daß ihm fünf Minuten lang das Röhrwaſſer im Hofe ausblieb, welches er jenem Brunnen entnahm. Die Leute hießen deshalb den Quell nur den Zwergbrunnen. Simon aber neckte und drohte oft genug dem Kleinen, daß er ihn einmal recht tüchtig abſtrafen werde, wenn er nicht aufhöre, ihm das Waſſer zu ſtehlen. Allein Klaus lachte ſolchen Drohungen, ließ ſich aufs neue die Pfeife füllen und ſtrich munter ſeine Geige.

Einſtmals nun, als Quirlmichel ein Kindelefſen gab, hatte er den Zwerg nicht allein zu Gaſte gela-

den, sondern ihn sogar zu Gevatter gebeten. Klaus nahm die Ehre hoch auf, ließ sich nicht filzig finden, und band demnach seinem Pathchen, einem Jungen, der ihm zu Ehren Klaus getauft wurde, ein ansehnliches Geschenk ein.

Bis dahin war Jedermann zufrieden gewesen, als es nun aber an ein Essen, Trinken und Tanzen ging, gab's viele Scherz- und Stichelreden, von denen die meisten gegen Saitenschlag gerichtet waren. Der Geiger nahm sich eine Weile recht tüchtig zusammen, doch bald ward es ihm zu arg. Man tadelte seine Beine, seine langen dürren Arme; man sprach sogar wegwerfend von seinem Geigenspiel und wollte es unanständig finden, daß er während desselben immerfort rauchte.

»Klaus, Klaus,« sprach unter bauchschütterndem Lachen der Kindelvater, »wenn Du nicht gleich auf der Stelle das Rauchen verschwörst, so darf die Gevatterschaft nicht gelten! Ich geb's nicht zu, so gewiß ich Simon's Quirlmichel heiße! Und mein Junge wird Michel gerufen, wie sein Vater.«

Klaus lachte, rauchte fort und stimmte sein Geige.

»Hast Du's gehört, krummbeiniger Pfeifenzwerg!« fragte Simon nochmals.

Jetzt ſetzte Klaus ſeine Geige ab. »Gevatter,« ſprach er, »vermenagirt Euch, ich bitte, und zwingt mich nicht, Praktiken zu geigen. Ich bin Eures Jungen Pathe, und der Junge heißt Klaus, bei meinen Kindern!«

»Bei ſeinen Kindern!« ſchrie lachend die ganze Geſellſchaft.

»Wo haſt Du denn Deine ehrſame Ehehälfte gelaſſen?« fragte Simon. »Welch Mädel hat ſich Dir Zwirbelbein denn antrauen laſſen, und wo, ſag' mir's, Klaus, wo iſt denn der Pfarr ordinirt worden, der Dich mit einem vernünftigen Weibsbilde nach Sitte und Brauch zuſammengegeben?«

Der kleine Geiger rauchte, daß man ihn durch den Qualm hindurch kaum ſehen konnte. »Dummes Volk,« murmelte er halblaut, »als ob unſer eins wie das gemeine Menſchenvolk leben müßte!«

»Ei Du Heidenvogel,« verſetzte Simon, »wart', Dich zeig' ich an; Du ſollſt mir Kirchenbuße thun mit ſammt Deiner Fiedel!«

»Halt' ein, Gevatter!« ſagte der Zwerg mit zornigem Stirnrunzeln. »Macht mich nicht rapplig, oder meine Kinder ſollen Dir und Deinem Jungen noch grauenhaft zu ſchaffen machen! Gib mir lieber neuen Taback. Ich und mein Volk, wir rauchen nun einmal gern.«

»Er iſt verrückt! Der Hochmuth hat ihm ſeinen Wirrkopf vollends verdreht,« ſagte Simon. »Gott behüte mich vor einem verrückten Gevatter!«

»Beileibe, beileibe!« fiel ein alter Invalide ein. »Es wird ſchon ſo ſein, wie's die Krabbe ſagt. Darum iſt er auch 'nausgezogen zur Bärenkirche, die ſonſt kein rechtſchaffener Chriſtenmenſch beſucht.«

»Was ſoll denn ſein?« fragte Simon.

»Na,« fuhr der Invalide fort, »habt Ihr denn Euer Lebtage nichts von den Erdmänneln oder Zwergen gehört, die ſeit Jahrtauſenden unterirdiſch in Höhlen und Schlüften ihr unheimlich Weſen treiben? Das iſt gerade eine Sorte von ſchabernäckiſchen Halbgeiſtern, die einem Kerl, wie der Klaus iſt, recht zu paſſe kommen. Das Zwergenvolk hat es nämlich in der Art, ſich alle funfzig Jahre einen König zu wählen, und zwar einen wirklichen Menſchen. Daß ſolch eine Majeſtät zwergartig ausſtaffirt ſein muß, ſeht Ihr, das merkt Jeder Faſelhans. Wen aber die Zwerge nun juſt auf ihren Thron erheben, den begaben ſie auch zugleich mit allerhand wunderſamen Talenten, als da ſind: kunſtreiches, hocherquickliches Geigen-, Flöten- oder Clarinettenſpiel, die Kunſt, prächtige Uhren zu machen, Mond und Sonne zu verfinſtern und Ähnliches. Einſtmals hat es ſogar einen Zwergkönig gegeben, der war ein Schuſter ſon-

der Gleichen. Setzt sich die Fratze hin, läßt sich ein siebenzigtausend Felle von allerhand Vierfüßlern kommen und nun geht's: Schnipp Schnapp, Piff, Puff; eile Dich, stich mich nicht! und in reichlichen drittehalb Stunden ist der ganze Plunder verarbeitet, und Schuhe, Stiefletten, Gamaschen, Reiter- und Dragonerstiefeln für fünfmalhundert tausend Mann, für ihre Weiber und Kinder, sind alle fix und fertig; hat kein Mensch gesehen, wie er den Rummel zusammengeschmissen! Und nun gebt Acht, der Klaus Saitenschlag hat eine ähnliche Verbrüderung mit den Erdmänneln angezettelt! Darum thut er auch so patzig und bildet sich 'was ein auf sein Spiel, sein Rauchen und sein ganzes verfängliches Unwesen.«

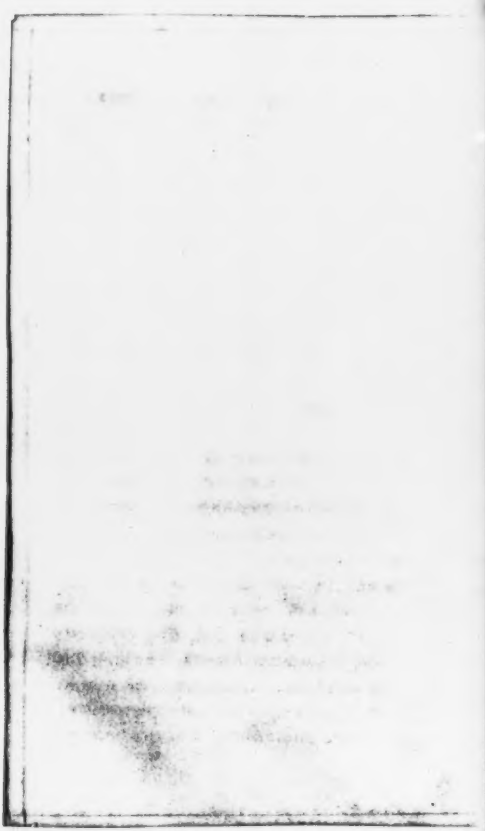
»Gut,« sagte Simon, »ist Klaus der Zwerge König geworden, so soll er mir auf der Stelle ein Kunststück machen. Und das sag' ich Euch Allen, Jung und Alt, es stopft ihm Keiner mehr seine Pfeife, es füllt ihm Keiner mehr sein Glas, bis er gezeigt hat, daß er ohnmächtig niederfällt, und Glas und Pfeife sich von selber füllen!«

Klaus wollte Einwendungen machen, die Gäste waren aber einmal in Lust und Schabernack so tief hineingerathen, daß sie sich jetzt an der Angst des von jeher verspotteten armen Schelms erst recht zu weiden gedachten. Der Zwerg bat, drohte, fluchte; er schlug

um sich wie ein Toller, schrie, tobte und wollte fortlaufen; allein man hielt lachend den Unbändigen, band ihn unter ausgelassenen Späßen an die große Säule in der Mitte des Zimmers, und gab ihm dann die Geige in die Hand. So gezwungen half weiter kein Widerstreben; der arme Zwerg mußte geigen.

Das that er nun auch, aber so fürchterlich herzbrechend, daß den Zuhörern mehr und mehr himmelseelenangst wurde. Die Augen des Zwerges rollten wie kleine Feuerkugeln in ihren Höhlen umher, sein Gesicht ward bleich und immer bleicher, und der kalte Schweiß lief ihm stromweis von der Stirn herab. Nichts desto weniger geigte er unablässig, jetzt lustig, jetzt wieder traurig, einmal langsam, das andremal wieder schnell, und wer sich verleiten ließ, ein Tänzchen zu versuchen, der hatte recht von Glück zu sagen, wenn er vom Plane kam, ohne sich die Schwindsucht geholt zu haben. Denn wer einmal anfing, konnte nicht eher wieder aufhören, bis es Klaus Saitenschlag gefiel, eine Pause zu machen.

Dieser grausame Scherz währte bis gegen Mitternacht. Da endlich bewilligte man dem Gepeinigten Trank und Speise, so wie eine Pfeife Taback. Man band den Geiger los; allein wie verwunderte sich die ganze Gesellschaft, als jetzt wirklich des Zwerges Pfeife schönstens gestopft war, sein Glas gefüllt vor ihm



ſtand, ohne daß einer von den Gäſten die Hand gerührt hatte! War man zuvor ausgelaſſen geweſen, ſo ward man jetzt mäuschenſtill und gar kleinlaut. Dagegen ſtimmte nun Klaus einen andern Ton an. Mit einer ſpöttiſchen Verbeugung leerte er das wunderbar gefüllte Glas, zündete ſich die friſch geſtopfte Pfeife an und ſprach, ſeine Geige unter den Arm nehmend:

»Schönſten Dank, Gevatter, für Euer Kindeleſſen! Es hat mir Alles ſonderlich gut geſchmeckt, Redensarten, Bier, Taback und Spiel, und ſeid verſichert, Gevatter, daß ich mich in Zeiten bei Euch abfinden werde. Was mein Pathchen anbelangt, ſo heißt Ihr den Jungen Klaus, wenn Ihr Eures Lebens nicht überdrüſſig ſeid! Euch ſelbſt betreffend, lieber Quirlmichel, ſo denk' ich Euch noch zu guter Stunde unter meinen lieben Kindern ganz gemächlich zu verrauchen. Bis dahin Gott befohlen!«

Nochmals machte der Kleine eine ſpöttiſche Verbeugung und trollte ab. Die Zurückbleibenden hörten ihn bald darauf luſtig ſeine Fiedel ſtreichen, und Einige, welche die Neugier ins Freie trieb, wollten behaupten, er ſei mit wunderbarer Schnelligkeit über die Felder fortgeſäbelt, rings um ihn aber habe ein heller Schein gezittert, in dem man zuweilen kleine Körperchen habe unterſcheiden können.

Was daran wahr, was blos eingebildet sein mochte, kam niemals recht an den Tag, und man hätte wohl auch nicht mehr davon gesprochen, wäre nicht gleich am andern Morgen das Geschrei im Dorfe entstanden, Pfeifenzwerg sei des Nachts im Felde verunglückt und liege nun mausetodt, die Geige unter sein breites Kinn geklemmt, den Fiedelbogen noch über den Saiten auf Quirlmichel's Grund und Boden.

Das halbe Dorf, die Gerichte*) an der Spitze, lief jetzt natürlich hinaus. Simon ließ auch nicht lange auf sich warten, und richtig, da lag der arme Zwerg todt auf dem Felde! Sein Kopf steckte zur Hälfte in dem Zwergbrunnen, den er wahrscheinlich in der Dunkelheit nicht bemerkt hatte. Genug, Klaus Saitenschlag war gestürzt und hatte sich zu Tode gefallen.

Quirlmichel'n gereute jetzt sein Übermuth. Die spöttischen Worte des Zwerges klangen ihm noch in den Ohren, und es war ihm nicht ganz wohl zu Muthe. Um aber doch noch etwas Gutes an dem Todten zu thun, ließ er ihn auf seine Kosten mit Leichenpredigt, Trauerepistel, Collecte und Segen prächtigst begraben, und ihm sogar einen zierlichen Leichenstein hauen, der in recht leserlicher Schrift die Vor-

*) Schöppen.

züge und Tugenden des ehemaligen Geigers zur Schau trug und auf die Nachwelt brachte.

Nun dauerte es aber gar nicht lange, so ziſchelten ſich die Nachbarn allerhand wunderliche Gerüchte in die Ohren. Es hieß, auf Quirlmichels Garten ſei es des Nachts nicht geheuer, auf ſeinem Feldwege ſpuke es, und komme man gar in die Gegend des Zwergbrunnens, ſo vergehe einem vollends Hören und Sehen! Erkundigte ſich Simon genauer nach dieſen verfänglichen Reden, ſo wollte Niemand etwas wiſſen, Einer entſchuldigte ſich mit dem Andern, es ward alles für bloße Verleumdung ausgegeben, und was man in ſolchen Fällen der Beruhigung wegen mehr zu ſagen pflegt. Verdroß nun Simon auch dies alberne Geſchwätz der Leute, ganz unterdrücken ließ es ſich doch nicht; denn es verſtrichen keine zwei Monate, ſo hatte Dieſer und Jener wirklich etwas geſehen. Kurz, das Ende des ganzen Heimlichthuns, Kopfſchüttelns und Ziſchelns war, daß ſich der verunglückte Klaus Saitenſchlag in hellen Mondnächten bei Quirlmichel's Hauſe, die Geige ſpielend, ſehen laſſe. — Töne hatte freilich Niemand gehört, aber die Geſtalt des Zwerges wollten Viele wiederholt vom Felde haben hereinſchweben, das Haus umkreiſen und alle Geſten eines Geigenſpielers dabei machen ſehen. Manche behaupteten auch, es folge dem Geiger ein

Schwarm kleiner »Gockellichter«, die ein eigenthümliches Geräusch verursachten, das noch am passendsten mit dem Geklapper kleiner Hämmerchen zu vergleichen sei. Begegne der Zwerg und sein Lichtgefolge einem Menschen, so raste er, bis dieser vorüber sei, und verfolge dann ruhig seinen Weg. Neugierige, welche der Erscheinung nachgeschlichen waren, betheuerten hoch und heilig, Zwerg und Lichter seien zischend in den Brunnen auf Quitlmichel's Felde gefahren, und sonst habe man nichts weiter von dem gespenstischen Zuge sehen können.

Von alle dem konnte Simon, so viel Mühe er sich auch gab, nichts entdecken, und da ihn die angebliche Erscheinung seines todten Gevatters nicht belästigte, so ließ er die Leute reden. Sein Schweigen brachte auch wirklich alle Gerüchte ziemlich in Vergessenheit, allein nun machte sich eine andere fühlbare Unbequemlichkeit in seinem eigenen Hause bemerkbar. Der junge Klaus nämlich konnte noch kaum laufen, als er auch schon eine höchst verdießliche Gabe zum Geistersehen zeigte. Diese steigerte sich mit den Jahren, und bald verging kein Tag, keine Nacht, wo Klaus nicht etwas Absonderliches zu erzählen hatte. Seine Erlebnisse waren aber meistentheils von der Art, daß schon ein recht stockgläubiges Christengemüth dazu gehörte, sie zu glauben. Da nun von Klaus'

Zuhörern keiner über die Maßen gläubig gesinnt war, so hielt Jedermann die Erzählungen des Knaben für rechtschaffene Aufschneidereien, und der arme Geisterseher bekam zu seines Vaters nicht geringem Ärger den Spitznamen »Quirlmichel's Lügenklaus.«

Jedem Nachdenkenden mußte es jedoch auffallen, daß alle Begegnisse des jungen Klaus jederzeit in enger Verbindung mit dem verrufenen Brunnen auf seines Vaters Felde standen. Dort sah er ungeheure Riesenflammen leuchten, Geld brennen, von seltsam gestalteten Leutchen Tänze aufführen. Erde, Sand, Glas, sogar Silberstücke flogen ihm an den Kopf, ohne daß er dadurch verletzt wurde, und fuhr er mit dem Leiterwagen an dem Brunnen vorüber, so mußten sich seine guten Pferde oft eine Viertelstunde lang abmartern, ehe sie den leeren Wagen von der Stelle bringen konnten. Die Räder waren wie gehemmt, und doch konnte man nirgends ein Hinderniß bemerken.

Auch an diese Vorfälle hätte sich wohl der alternde Simon nach und nach gewöhnt, aber nun mußte er mit Schrecken sehen, daß sein schönes Vermögen auf einmal immer mehr zusammenschmolz. Und doch lebte er sparsam, wie vordem, ja er knickerte sogar. Der Ertrag seiner Äcker, das Einkommen seines Quirlhandels vermehrte sich! Das konnte un-

möglich mit rechten Dingen zugehen. Simon klagte den Nachbarn ſeine Noth, fragte ſie um Rath, erzählte es dem Paſtor. Alle gaben auch ihre drei Heller zum Beſten, es fruchtete aber doch nichts. Der große Junge ward täglich mehr zum Geiſterſeher, und die Geſtalt des Zwerges, ſagte man, ſchwebe alle Nächte um Simon's Gehöfte. — Zuletzt, um doch einen Grund zu haben, behauptete der Alte, ſein eigener Sohn beſtehle ihn! Es kam zwiſchen Beiden zu heftigen Auftritten, zu Zank und Streit, und endlich ſogar zum Proceſſe, da Simon ſeinem »großen Jungen« die väterliche Einwilligung zur Verheirathung mit einem redlichen, etwas derben, aber armen Mädchen verweigerte.

Während nun Vater und Sohn weidlich mit einander rechteten, die Advocaten ſich darob die Hände rieben und aus Quirlmichel's Stalle mancher gute Braten in ihre Küchen flog, ſchmolz das Vermögen des Altbauers immer mehr zuſammen. Die Nachbarn, wohl einſehend, daß Simon den Sohn fälſchlich in Verdacht habe, halfen ſich, wie immer in ſolchen Fällen, durch Vermuthungen und Vorausſetzungen, und ſo ging denn bald das Gerücht: die Zwerge zernagten Quirlmichel's Vermögen, von Mund zu Munde.

Simon, dem alle dieſe Reden zu Ohren kamen, wurde zuletzt fuchswild. Er fluchte, lärmte, tobte und raiſonnirte, daß ſeine Dienſtleute beſorgt wurden um den Verſtand ihres Herrn. Der Ärger magerte ihn dabei gänzlich ab, und der Geiz, der ſich völlig ſeiner Seele bemächtigt hatte, trieb ihn ruhelos umher, um, was ihm noch übrig geblieben, ſorgſam zu hüten und zu verwahren. Da lief er denn des Nachts mit ſeinem düſter brennenden Lämpchen von Kammer zu Kammer, in beiden zitternden Händen lederne Geldbeute tragend, verſchloß ſich in den verſteckteſten Winkel, und zählte und zählte die Thaler mit einer Angſt und Haſt, daß ihm der kalte Schweiß von der Stirne troff. Wie oft er aber auch ſeine paar Grôten zuſammenaddiren mochte, ſie verminderten ſich mit jedem Male um einige Thaler. Es war nicht anders, als ob der Teufel ſein Spiel mit ihm habe, und das Geld, jedem menſchlichen Auge unerkennbar, in der puren Luft zerrinne!

Einſtmals brach Simon darüber voll Wuth in die gotteslâſterlichſten Reden aus. Er verſchwor ſich hoch und theuer, Leib und Seele dem Teufel und ſeinem Gevatter verſchreiben zu wollen, wenn ihm Einer oder der Andere nur-wieder zu ſeinem Gelde verhelfen könnte! —

Ein altes Sprichwort ſagt: »Gibſt Du dem Teufel den kleinen Finger, ſo nimmt er die ganze Hand,« und das ſollte Simon auf der Stelle erfahren. Denn kaum hatte er ſich ſatt gelüſtert, als auch mit einem Male die Geſtalt des Zwerges vor ihm ſtand, Geige und Fiedelbogen unter'm Arm und ſich zu einer Unterhandlung mit dem Bauer anſchickte.

»Gevatter,« ſprach der Geiſt des Zwerges ausnehmend leutſelig, »hier bin ich, um alle Deine Wünſche zu erfüllen, wenn Du mir nach dem Tode Deinen Kopf vermachſt.«

»Scher' Dich zum Teufel, krummbeinige Geſpenſtercreatur!« ſchrie Simon zornig, und fuhr dem Zwerge mit der Lampe unter den Bart, daß wenig fehlte, der ganze Dunſt hätte ſich lichterloh entzündet.

»Nicht ſo hitzig, Gevatter Quirlmichel,« erwiederte Klaus Saitenſchlag, ſetzte ſich auf eine Lade und fing an ſeine Geige zu ſtimmen. »Wie wär's denn, Gevatter,« fuhr er fort, »wenn wir eins geigten und Du eins tanzteſt? Ich kann ſagen, ſeit ich Urlaub aus dem Leben genommen habe, bin ich ein perfecter Geigenſpieler geworden, und wer nach meinem Striche tanzte, der hat's nicht genug loben können. Du wirſt nun freilich kein Liebhaber vom Tanze ſein in Deinen Jahren, wenn Du aber für jeden

Schritt einen Ducaten kriegſt und für einen Hopps etliche, ſtrengſt Du Dich wohl ein Bischen an? He?«

»Für jeden Schritt 'nen Ducaten!« rief Simon und raſchelte mit den leeren Beuteln. »Donnerwetter! Zahlſt Du Kremnitzer oder Holländer, lieber Klaus Saitenſchlag, oder fallen ſie untermengt?«

»Vollwichtige Kremnitzer,« ſagte der Zwerg und lachte, daß ihm der Bauch ſchütterte.

»Doch wie ſteht's mit Deinem Kopf? Krieg' ich ihn?«

»Laß mich ungeſchoren!« fuhr Simon auf.

»Ei, Gevatter, ich bin ja kein Türke,« ſprach der Zwerg. »Was Dir von Haaren noch übrig geblieben iſt, verſpreche ich Dir zu vergolden, den Kopf aber muß ich haben, ſonſt kann's nichts werden mit den Kremnitzern.«

»Und was willſt Du denn anfangen mit meinem Kopfe, lieber Ducatenklaus?« fragte Simon.

»Das iſt meine Sache! Genug, ich krümme Dir kein Haar und will Dir Dein Heetel *) ſchon warm halten; das verſpreche ich bei den Kremnitzern!«

Simon ſchwieg ein Weilchen. Er dachte: was thu' ich nach dem Tode mit dem Kopfe; es kann mir gleichgültig ſein, wer ihn hat. Ducaten aber

*) Provinzialismus für: Kopf.

ſind Ducaten und eine ſehr werthvolle Gottesgabe. Am beſten wird's alſo ſein, ich gehe den Handel ein. »Topp!« rief er, »Gevatter, es gilt! Du ſollſt meinen Kopf haben; dafür will ich einen Dreher tanzen zu Deinem Spiel. Nur zieh' ihn nicht zu lang aus und laß hübſch viel Ducaten fallen.«

Der Zwerg lachte wie ein Brummbär, ohne zu antworten. Mit Blitzesſchnelle faß ſeine Geige am Kinn — ein Paar Probeſtriche und der Tanz ging los. Klaus Saitenſchlag fiedelte, daß die Balken und Sparren im ganzen Hauſe zitterten, Simon aber mußte ſpringen und mit den Füßen Triller ſchlagen, die ein gelernter Groteskkänzer in ſeinem Leben nicht zu Stande gebracht hätte. Das abgemagerte Männchen hatte wohl an die zwanzig große leere Geldbeutel in den Händen, die es ſorgſam feſthielt. Wie es nun anfing zu tanzen und zu ſpringen, ſiehe, da fielen bei jedem Triller, jedem Fußgezappel wohl ein paar Dutzend und mehr echte Kremnitzer von ſeinem Kopfe herunter in die Beutel, daß dieſe ſich ſchnell füllten, und dem Tänzer es ſchwer wurde, die gewichtigen Geldſtücke zu halten. Er freuete ſich aber ſo über alle Maßen des zurückkehrenden Reichthums, daß er in ein jauchzendes Gelächter ausbrach, immer tollere Sprünge machte und mit gierigen Augen die blin-

kenden, klingelnden Goldstücke verschlang, die wie ein Jupiterregen sich rings um ihn her ergossen.

Noch war keine Viertelstunde vergangen und schon strotzten die Beutel in Simon's Händen. Immerfort geigte der Zwerg und der alte Bauer sprang bis hoch an die Decke. Aber die Gelenke knackten ihm unter der Last des Goldes, das er trug, und doch konnte er die Beutel nicht wegsetzen, denn sie blieben ihm in den Händen wie angewachsen. Seine Kräfte schwanden, die Gedanken vergingen ihm.

»Lie-lie-ber Ge-ge-vat-ter,« stotterte Simon, »i- ich ha- habe ge-ge-nug. Sei- seid so-o gu-gut, u-und höre au-auf zu spie-ie-len.«

Der Zwerg aber achtete nicht auf die Bitten des alten Bauers. Er lachte wieder wie ein Bär und strich jetzt erst recht seine Geige. Quirlmichel tanzte also weiter, stöhnend, mit matt auf die Brust herabsinkendem Haupte. Zum Trillerschlagen hatte er keine Kräfte mehr; er sprang nur noch wie ein Federball gerad' in die Höhe. Fort und fort klingelten die Ducaten, die Säcke wuchsen zusehends, und so dauerten Spiel und Tanz eine volle Stunde. Endlich rissen dem Bauer die Gelenke ab, mit sammt den Händen fielen die Geldsäcke zu Boden. Der Tänzer sprang noch einmal in die Höhe — da verstummte Klaus Saitenschlag's Spiel, und nun stürzte Simon todt

zu Boden. Jetzt ergab es sich, daß der hinterlistige Zwerg dem armen Teufel alle Haare in Gestalt von Ducaten vom Kopfe heruntergegeigt hatte. Simon's Schädel war glatt und sauber wie geschoren.

Nun packte auch der Geist seine Geige wieder zusammen, nahm die vollen Beutel auf und sprach zu dem Todten: »Dummer Narr! Da hätt' ich mir denn Deinen Spitzkopf prächtig präparirt; ich brauche nicht erst auf den langweiligen Todtenbarbier zu warten. Über acht Tage will ich mir Dich schmecken lassen, und dann wird's auf Dein Söhnel ankommen, ob sich mein Volk mit ihm vertragen und versöhnen kann.«

Am frühen Morgen fand man Simon todt am Boden liegen. Die ausgerauften und ringsum auf den Dielen verstreueten Haare des Unglücklichen bestätigten zum Theil die Aussage der Dienstboten: er habe sich mit dem Teufel herumgebalgt und sei von ihm überwunden worden! Der junge Klaus aber, von dem unerwarteten Anblick erschüttert, ahnte den wahren Hergang, denn ihn hatte ein nächtlicher Besuch bei seiner Braut gegen Mitternacht an dem väterlichen Gute vorübergeführt, und hier vernahm er nicht allein das Spiel des Zwerges, er sah auch durch einen Spalt der Dachkammer die Gestalt des Geistes,

hörte das Gelächter und die Sprünge seines armen Vaters. Im ersten Schmerz über dessen grausames Ende stieß Klaus harte drohende Worte gegen den rachsüchtigen Zwerg aus, vermaledeite zu wiederholten Malen den gespenstischen Pathen in die Hölle, fluchte sich selbst wegen seiner Gespenstersehergabe, und schwur zuletzt über der verstümmelten Leiche Simon's: begegne ihm noch ein einziges Mal des Zwerges Schemen, so wolle er ihn in einen Sack stecken und an den ersten besten Baum aufhängen!

Diese aufgeregte Stimmung hielt jedoch bei dem leichtsinnigen Jünglinge nicht lange an, denn im Grunde war es ihm sehr lieb, daß der zänkische alte Vater so plötzlich das Zeitliche gesegnet hatte. Hinderte ihn doch nun Niemand mehr, sein Mädchen zu freien und nach seinem Gutdünken ein lustiges Leben zu führen! Er legte also vorläufig nach Sitte und Brauch eine ernstliche Trauermiene an, ging im üblichen altväterischen »schwarzen Kleide,« den dreieckigen Hut tief in die Stirn gedrückt, langsamen Schrittes auf dem belebten »Kirchsteige« nach dem Pfarrhofe, und bestellte das solenne Begräbniß. »Herr Magister,« sprach er zum Pfarrer, »Gott hat meinen Vater lieb gehabt, er hat ihn hinte *) zu sich genommen, recht

*) Heut' Nacht

herzhaft, Herr Magiſter — tröſt'n der Herr! Künftigen Freitag, wenn's Ihnen gefährlich *) iſt, möcht' ich ihn begraben wiſſen mit Leichenpredigt und Parentation. »'S war a guder Mann deſſentwegen, und er wird mir fehlen an allen Ecken und Enden, Herr Magiſter! Aber Gott's Name ſei geprieſen, er ſchickt uns immer das Beſte!« Und Klaus wiſchte ſich die Thränen aus den Augen.

So kam denn der alte Simon unter die Erde, und die ſämmtlichen »Grabeleute« raiſonnirten weder über den Todten, noch über den Sohn, da Klaus ein reichliches Traueressen gab, das auch, ein paar blutig geſchlagene Köpfe abgerechnet, recht glücklich vorüber ging. Am Abende des Begräbnißtages wollte nun Klaus ſein rechtmäßiges Erbe in Augenſchein nehmen. Eingedenk des Geizes ſeines Vaters glaubte er nicht gewöhnliche Reichthümer zu finden, denn über die Klagen des Alten hatte er im Herzen immer gelacht. Allein Kiſten und Kaſten waren und blieben leer; nur halb zerriſſene Geldbeutel fanden ſich in Menge, und was wirklich an klingender Baarſchaft noch vorräthig war, das reichte lange nicht aus, die durch den Tod betrogenen Advocaten zu befriedigen, deren Rechnungen in Rückſichtnahme auf den Verluſt, den

*) für: gefällig.

ſie durch Quirlmichel's plötzliches Abſterben erlitten, verhältnißmäßig recht in die Augen leuchtend aus-fielen.

Dieſe Entdeckung trübte Klaus' Freude gar ſehr. Er hatte ſich ſchon darauf geſpitzt, ſeine Braut nach einigen Monaten in ein wohlgefülltes Beſitzthum einführen zu können, und nun ſah er ſich arm wie eine Kirchenmaus. Den Kopf verlor er aber nicht. Haus und Hof, Feld und Waldungen waren in ziemlich gutem Stande, Schulden laſteten ſeines Wiſſens auch nicht auf dem Grundſtücke, und ſo ließ ſich vorerſt bis auf beſſere Zeiten mit leichter Mühe eine Summe Geldes aufnehmen. Gedacht, gethan! Klaus ging nach Zittau, um ſich eintauſend blanke Thaler bei der Deputation zu den frommen und milden Stiftungen zu borgen. Stotternd trug er der Behörde ſein Anliegen vor, war es nun aber ſeine plumpe Art und Weiſe, ſein unſicherer Blick, oder hielt man ihn für überflüſſig reich, oder wollte man in Folge ſeines Spitznamens dem Jungbauer keinen Glauben ſchenken; genug, Klaus erhielt ſo ſchöne Worte, daß ihm die Taſchen hätten reißen mögen, aber nicht einen Thaler Geld!

Das war ein harter Schlag für den jungen Mann. Er dachte an den Zwerg, verfluchte ihn abermals im Herzen, wünſchte ihn aber doch auch

wiederzusehen, und ging wie betrunken nach Hause. Im Holz bei der »Kehlchen« oder Kuthelmühle« *) hörte er fortwährend ein spöttisches Lachen, das ihm zu gelten schien, er sah aber nichts und mußte den Ärger hinunterschlingen. Daheim durchstöberte er nochmals alle Kammern, Keller und Winkel, in der Hoffnung, doch wohl etwas zu entdecken, und wären es auch blos papierne Creditscheine, deren sein Vater viele besessen hatte. Sein Suchen nutzte ihm nichts. Die Kasten blieben leer, Geld fand sich jetzt schon gar keins mehr, und täuschten ihn nicht seine Sinne, so geriethen die Sparren des Hauses, das Holzgetäfel der Stuben in ein bedenkliches Schwanken und Krachen, daß es gefährlich schien, darin wohnen zu bleiben. Die Noth noch zu vergrößern, mahnten die Advocaten täglich und drohten in sehr kurzer Zeit mit Auspfändung. Klaus sah sich in der unerhörtesten Verlegenheit; er mußte, um nur einigermaßen Luft zu erhalten, die Schenke und ein hübsches Stück Land verkaufen. Mit der empfangenen Summe fand er die Blutsauger ab, den Rest wollte er zu einigen Reparaturen auf seinem baufälligen Gehöft verwenden.

Von Jugend auf gewohnt, immer nur aus dem vollen Topfe zu wirthschaften, kam ihm die sparsame

*) So genannt wegen der vielen Rothkehlchen, die sich in dem Wäldchen aufhalten.

Lebensweiſe, zu der er ſich nun bequemen mußte, gar ſauer an, noch mehr aber drückte und ärgerte ihn die täglich lauter ſich ausſprechende Geſinnung ſeiner Mitbauern. Hatte man ihn früher jederzeit als den Erſten im Dorfe reſpectirt und ihn mehr ſcherzweiſe, als um ihn zu kränken, Lügenklaus genannt, ſo machte ſich jetzt kein Menſch etwas aus ſeinem Umgange, und der Spitzname ward ihn mit bittern Bemerkungen über Gärten und Felder nachgerufen. Ging er nicht zu den Nachbarn, zu ihm kam Niemand, und wo er ſich auch ſehen ließ, daß er nicht willkommen war, konnte er Jedem anmerken. — Dabei wollte ihm die Arbeit nicht von den Händen gehen, oder er hatte doch Unglück dabei. Beim Pflügen zerbrach ihm entweder die Pflugſchaar, oder die Furchen überſchlugen ſich ſo oft, daß er nicht von der Stelle kam. Wenn er ſäete, erhob ſich regelmäßig der ärgſte Wirbelwind, hatte ſich auch vorher kein Lüftchen gerührt, und trieb alles Saatkorn dergeſtalt auf einen Ort zuſammen, daß es vollkommen weggeworfen war. Mehr als einmal begegnete es ihm ſogar, daß er bloß in die leeren Hülſen griff, und wollte er ſich darüber ſchier die Haare ausraufen, ſo ſah er wieder in den Hülſen hohnlachende Augen, oder ein geſpenſtiſches Gelächter jauchzte um ihn auf, daß er vor Entſetzen niederſtürzte und mit blutender Stirn wieder aufſtand.

Im Hauſe war das Unglück noch größer. Seine geſunden, kräftigen Pferde fielen ſchnell hinter einander bis auf eine alte dürre Mähre, das Bläſſel genannt. Unter ſeinem Viehſtande brach die Milzdarre aus, und ehe vier Wochen ins Land gingen, war der ganze Stall leer, eine alte Ziege und ein unerſättlicher Freſſer von Ferkel ausgenommen.

Auch ein ruhigerer Menſch als Klaus hätte bei ſo vielem Unglück aus der Haut fahren können. Es blieb ihm nichts übrig, als abermals zum Verkauf ſeine Zuflucht zu nehmen. Mit ſchwerem Herzen ward nun das ererbte Beſitzthum von Klaus ſelbſt ausgeboten, und mit zornigem Zagen empfing er die erſten Käufer. Als dieſe nun Haus und Hof näher beſichtigten, da ergab es ſich, daß alles Holzwerk gänzlich von den Würmern zernagt, im Erdgeſchoſſe aber der zerſtörende Schwamm eingeriſſen war. Kopfſchüttelnd entfernten ſich die Kauflustigen. In Zeit von vierundzwanzig Stunden wußte es die ganze Gemeinde, daß Lügenklaus ſo gut als banquerott ſei, daß ſein Haus eheſtens über ihm zuſammenbrechen und er ſelbſt genöthigt ſein werde, von Haus zu Haus zu gehen und ſich im »Gatterklopfen« *) zu üben. —

*) Die älteren Häuſer auf den Dörfern haben meiſtentheils vor der Hausthür noch ein Gatter, an welches die Bettler zu ſchlagen pflegen, um ſich bei den Bewohnern zu melden.

Das Gerücht hatte recht prophezeiht. Gegen Ausgang des Sommers ſtand Klaus' Gehöft vereinſamt, durch die zerbrochenen Fenſter pfiff der Wind, auf dem Firſten ſpielten Ratten und Marder Sparrenvermiethen, und Klaus mußte gar ſchön mit dem Ungeziefer thun, wenn es ihn nicht ganz aus ſeinem troſtloſen Obdach vertreiben ſollte.

Wenn ein Armer plötzlich reich wird, ſo laſſen es die Menſchen an unnützen Reden nicht fehlen, kommt aber ein Reicher durch ſeine oder fremde Schuld an den Bettelſtab, da freut ſich alles Volk und hat kein Mitleid mit dem Beklagenswerthen! — Klaus führte jetzt ein fürchterliches Leben. Wo er ſich ſehen ließ, wich man ihm aus, die junge Brut warf ihn mit Koth, ſchimpfte ihn verhöhnend Lügenklaus und zottelte hinter ihm drein, Gang und Gebehrden eines Zwerges nachaffend. Kam Klaus in die Schenke, ehemals ſein eigenes Beſitzthum, ſo rückten die Bauern von ihm fort, als ſei er ausſätzig, der Wirth ſchob ihm verdroſſen ein ſchmutziges Glas hin, und wendete das Geldſtück, das Klaus bezahlte, zehnmal um und um. Der verworfenſte Verbrecher, der zehn Jahre im Zuchthauſe zugebracht hat, konnte nicht ſchlimmer, nicht empörender behandelt werden. Hätte Klaus nicht in einem geiſtigen Taumel fortgelebt, er würde ſicher

Mord und Todtschlag begangen oder aus Desperation sich gar selbst ein Leids angethan haben.

Als nun endlich jede Hülfsquelle versiegt, jeder Nahrungszweig ihm abgeschnitten war, als man dem Bittenden auch das Brot der Armuth verweigerte, legte sich Klaus aufs Hausiren. Er hatte nämlich den Quirlhandel noch immer nebenbei fortgetrieben, ohne eben mehr damit als das Salz zum Brote zu verdienen. Ein Stück Land mit jungem Anflug war ihm noch geblieben, das dürre Bläſſel wollte er auch nicht umkommen lassen, und so fuhr er denn mit seinen Quirlen in die Fremde, wo ihm allein noch ein spärlicher Absatz gesichert blieb. Zu beißen und zu brechen gab es natürlich wenig, Klaus griff also zur Branntweinflasche und sog aus ihr seinen Trost. Denn fühlte er den Fusel im Kopfe, so vergaß er all' sein Unglück, und lebte singend und pfeifend sorglos in die Welt hinein.

Eines Abends kam Klaus von einer seiner weitern Quirlreisen zurück. Die Bläſſe konnte nicht mehr laufen, Klaus hatte den ganzen Tag nichts gegessen, der Durst peinigte ihn heftig, und so kehrte er, obwohl ungern, in der Herwigsdorfer Steinschenke ein. Die Schenkstube war voll Bauern, von denen Einer das Wochenblatt mit heiserer Stimme vorlas, während die Andern über das Gehörte politisirten. Klaus

drückte sich in eine Ecke, um nicht bemerkt zu werden, der Wirth brachte ihm für ein Zweigroschenstück ein leidliches Abendessen. Jetzt war die Lectüre zu Ende und der Spektakel ging erst recht los. In der Hitze des Disputirens schlugen die Bauern mit ihren Fäusten auf, daß die Tische zitterten, und riefen, da sie sich nicht vereinigen konnten, den Steigemüller, einen klugen Herrn, der eben eintrat, zur Entscheidung. Dabei entstand ein allgemeiner Aufstand, man entdeckte Klaus in seinem Winkel, und auf der Stelle hatte man Politik und Heil der Welt vergessen.

»Donner hol' mich! Da sitzt ja der Lügenklaus von Hungerburg,« rief Einer und drängte sich an ihn, worauf der ganze Haufe den Armen umringte und auf ihn hineinschrie, daß er vor Scham und Wuth lieber gleich hätte in die Erde versinken mögen.

»Seh' 'mal Einer, wie der reiche Klaus sparsam wird! — Der Kirchvater hat ihm vierzehn Wochen lang den Klingelbeutelpfennig geschenkt! — Na, wie steht's, Klaus von der Lügenbarake, gedeiht der Quirlhandel? Wirst Du Dir bald die Jacke von Deinem Verdienste können zusammenflicken lassen? — Heda! Wenn Du 'mal ein Achtgroschenstück über die Noth hast, könnten wir einen Handel mit einander machen. Ich habe noch vorjähriges Stroh, zwar etwas von den Mäusen zerfressen, ich denk' aber doch, 's müßte

Deinem Palaste zu Gute kommen. — Wo denkst Du hin, Pinkfriedel! Wenn Klaus Stroh braucht, oder Geld, oder einen ehrlichen Namen, da darf er nur auf seine verqueckten Stoppelfelder gehen, und dreimal ins Zwergbrunnel niesen; flugs hat er, was er sucht. — Richtig, richtig! Der Klaus hat ja einen Zwerg zum Pathen. Das war ein Kerl, drei Käse hoch, und die Geige wußt' er zu streichen, daß Euch die Seele nur so von selber in die Hölle walzte, und hätte sie der heilige Petrus auch dreimal an seinen Schlüsselbart gebunden gehabt! Nur Schade, daß Pfeifenzwerg Gold von den Köpfen, aber keines wieder hinaufgeigen will! — Werft ihn 'naus, den Quirlreiter! Er ist nicht ehrlich, er hat mit Gespenstern handthiert! — Zieht ihm die Ohren in die Höh', daß er einsehen lernt, wer eigentlich sein Pathe gewesen ist!« —

So schrien und tobten die Bauern durch einander, und Einige streckten schon ihre nervigen Arme aus, um den Wehrlosen zu ergreifen, der mit Zähneknirschen dem steigenden Tumult zugesehen hatte, im Herzen sich und alle Welt verfluchend. Da trat der Müller vor und rief den Bauern gutmüthig halt! zu. »Meinetwegen,« sagte er, »ist der Klaus Simon ein ehrliches Burschel, dem 's nur so ein Bissel trübselig geht, weil sein Vater meinetwegen dem Saiten-

schlag zu viel gethan hat. Und wißt, Ihr Großbauern, wen doch einmal so ein Erdgeist angeblickt, dem kann eine Menschenhand meinetwegen nichts anhaben! Wäre der Klaus nur klüger und verstünd' er ein heimliches Wort mit seinem Pathen zu reden, so würd' er sich seiner schon wieder annehmen. Denn wißt, Ihr Großbauern, Zwerge gibt's meinetwegen, ich habe selber einen in meiner Mühle. Der hämmert aller neun Nächte im ein und zwanzigsten Kamme des dritten Ganges, und wenn er losschlägt, muß ich ihm jedesmal drei Honigzellen auf den Mühlstein legen, damit er sich satt daran saugen kann. Unterlaß ich's einmal, seht, gleich steht meinetwegen die ganze Mühle still, mag es auch noch so viel Wasser geben, und in alles Getreide kommen die Würmer. Das ist so Zwergenschelmerei, und also laßt meinetwegen den Klaus ruhig seiner Wege ziehen. Ich wette, was Ihr wollt, kommt der Junge erst zu sich und bittet den Zwergen sein Unrecht ab, so nimmt's noch ein gutes Ende. Denn seht, Ihr Großbauern, die Zwerge müssen zuweilen solchen Schabernack anzetteln, damit sie mit den Menschen in Verbindung bleiben, ihnen später eine Gefälligkeit thun, und im Himmel meinetwegen wieder zu Gnaden angenommen werden.«

Diese Rede verblüffte die Bauern, wodurch Klaus Zeit gewann, sich fortzuschleichen. Ingrimmig spannte er seine Bläße an, bestieg sein Wägelchen und fuhr über Stock und Stein heimwärts. Sein Gemüth war aber so zerstört, seine Seele so verdüstert, daß er sich zehntausend Teufeln auf einmal hätte verschreiben können. Die Worte des Müllers klangen wieder in seinem Herzen, der Wunsch, auf irgend eine Weise abermals mit der Geisterwelt in Verbindung zu treten, die seit dem ausgestoßenen Fluche seinen Blicken völlig entrückt blieb, trat immer lebhafter in ihm hervor. Er sann und sann, was er wohl thun sollte, er gelobte erst still, dann in lautem Selbstgespräch, seinem Pathen Genugthuung zu geben, wenn er ihm einen Weg zeigen wollte, der ihn bei den Leuten wieder zu Achtung und Ansehen bringen könnte. —

Unter solchen Gedanken hatte er Hörnitz erreicht, der Breiteberg zeigte sich schon mit den Feldgeländen, die ihm zugehörten, nun aber aus Mangel an Leuten wüst lagen. Klaus ließ den Blick mürrisch darüber hingleiten, und siehe da, die Gestalt des Zwerges schwebte in nicht gar weiter Entfernung vor seinem Wagen her, umgeben von zahllosen auf- und absteigenden Funken. Klaus hielt still, die Erscheinung verwundert anstarrend. Töne wie von einer Geige schwirrten abgerissen durch die bewegte Luft, und wenn

die Erſcheinung den Fiedelbogen hob, dünkte es ihm, als mache ſie gegen ihn eine zuwinkende Bewegung. Nun trieb Klaus ſein Pferd wieder an, der Zwerg aber beugte an einem Feldwege ab und wurde pfeilſchnell nach der Gegend des Zwergbrunnen hin fortgeriſſen.

Dies auffallende Begegniß wollte dem verarmten Jungbauer die ganze Nacht nicht aus dem Sinn. Am Ende, dachte er, hatte der Steigemüller doch Recht! Es kam ja nur auf eine vernünftige Anfrage bei ſeinem geſpenſtiſchen Pathen an, um dieſen zu verſöhnen und ſich ſelbſt das Verlorene, wenn auch nur zum Theil, wieder zu gewinnen. Klaus entſchloß ſich alſo, am nächſten Nachmittage ſein Heil zu verſuchen und, wenn es ihm irgend paſſend erſcheine, mit heiterm Muthe eine Frage an ſeinen Pathen zu ſtellen. Er brauchte ohnehin friſches Holz zu Quirlen und dabei gab es die beſte Gelegenheit zu einem Geiſterverkehr.

Der Weg nach dem Wäldchen führte am Zwergbrunnen vorüber. Unwillkührlich hielt Klaus ſein Pferd an und betrachtete das Brunnel mit recht tiefſinnigen Augen. Es war klar und ruhig, hellperlend ſtiegen die Waſſer aus dem zerriſſenen Baſaltgrunde auf, und rieſelten als winziger Bach durch ſäuſelnde Binſen über Wieſen und Felder dem Dorfe zu.

»Ein närrischer Born,« sprach Klaus, den Kopf schüttelnd und die Tabacksasche aus seinem kurzen Pfeifenstummel klopfend, »verdammt närrisch! Immer brömmselt und sömmselt das Wasser, so oft ich vorbeihottoe, und wenn ich's Brunnel hinter mir habe, kommt mir's doch allemal vor, als hätt' ich ein sechzig Pfund mehr geladen. Das arme Vieh keucht ordentlich und stemmt den Huf ein, als müßt's Kirchen 'rumfahren. Na, jühä, Bläsle, jühä!«

Wie's Klaus beschrieben hatte, so kam's auch diesmal. Das Pferd schnaubte, keuchte und griff aus, ohne doch schnell von der Stelle zu kommen. Es war, als hätte der Teufel ein Haar um die Räder gelegt. Nach langer Marter erreichte es endlich den Wald. Hier machte sich Klaus rasch an die Arbeit, ein Schock junger Bäumchen fiel unter seiner Art. In der Eile des Fällens hieb er auch einiges Gesträuch mit zusammen, das zu Quirlen gerade nicht zu verarbeiten war. Als er nun für die nächsten acht Tage genug Vorrath zu haben glaubte, lud er das sperrige Kiefricht auf, stopfte sich aufs neue seine Pfeife und fuhr zurück.

Es war ein heiterer, warmer Herbstabend. Der Mond stand am wolkenlosen Himmel über den blauen Bergen und beleuchtete die reiche Gegend. Klaus stimmte ein unharmonisches Lied an und brummte es,

immér dazu rauchend, vor ſich hin. Es war reizend anzuhören. Links und rechts in den ſumpfigen Moorwieſen concertirten einige Fröſche, in den Thälern dampften die Flüſſe, ſilberne Nebel ſtreiften leuchtend an den Hügelgeländen, an Berg und Buſch hin.

»Jühü, Bläſſe!« brummte Klaus, als ſein Lieblingspferd ſchnaubend ein paar Capriolen machte. »Sperr' dich nich, Bläſſel, 's iſt ja nur der Höhrauch, dér a Biſſel zu brodeln anfängt. Wirſt dir die Knochen nich verbrennen. Jühü!« Und knallend ließ er dem ſtörrigen Thiere die Peitſche um die Ohren pfeifen. Da ſchlug dicht vor ihm eine helle Flamme empor, nur auf einen Augenblick, dann war Alles wieder ſtill, dämmerig, einſam. Der Mond blitzte durch den Nebel, man ſah in Hörnitz die Lichter ſchimmern.

»Haha,« dachte Klaus,« jetzt zündet ſich der Alte eine Pfeife an! Wollen doch ſehen, was es geben wird. »Heda, ſeid Ihr's, Pathe Saitenſchlag?« rief er und beugte ſich lachend über das Pferd. Hört 'mal, Pathe, wenn Ihr Euch wieder einmal ſehen laßt, ſo ſeid doch von der Güte und gebt mir 'nen guten Rath, wie ich meine leeren Geldſäcke geſchwind wieder voll kriege. Denn daß Ihr beim Ausbeuteln rechtſchaffen mit geholfen habt, will ich beſchwören bei Seel' und Seligkeit!«

Wie freundlich aber auch Klaus seinen unsichtbaren Pathen ansprach, kein Laut der Erwiederung war hörbar. Klaus wartete ein Weilchen, sprach nochmals in die Nebelluft hinein, wartete wieder und redete abermals. Allein es blieb still, nur das Wasser des Zwergbrunnens rieselte über das Steinig, die Binsen flüsterten, der Nebel dampfte dichter um das ungeduldige Thier. Klaus ward ärgerlich.

»Pathe,« schrie er von seinem Wagen herunter, während er die Bläße wieder antrieb, »Ihr seid ein dickmäuliger, krummbeiniger Grobian! Ein Erzlügenteufel und ein langfingriger Sakermenter! Und das sag' ich Euch Pathe Saitenschlag, kommt Ihr wieder einmal meinen vier Pfählen zu nahe, so blitz' ich Euch den krummen Gespensterbuckel mit meinem Peitschenstecken durch, daß Ihr denken sollt, die Blaumeisen haben sich darauf gemausert. Jede Frage ist einmal einer Antwort werth. Der Grund gilt bei Menschen und Vieh, warum nicht auch bei Gespenstern? Überdies habt Ihr mir gestern zugewinkt, und nun ich da bin, versteckt sich die Blitzkröte. Man könnte auf der Stelle vor Ärger die gelbe Sucht kriegen! — Soll aber nichts ausmachen, Pathe, bin ich Euch nun doch grob gekommen. Gute Nacht, Zwerggeiger! Da hast 'was, Störenfried, wenn Du etwa ärgerlich sein solltest. Schlag' Dir eine an, und wenn Du Durst

haſt, kauf' Dir 'nen Kümmel dazu bei Gunzel's Hanschriſteln. 's iſt der beſte itzunder.«

So ſprechend warf Klaus ein Taſchenmeſſer nach dem Brunnen, an dem er gerade vorüberfuhr. Das Meſſer fiel genau mitten ins Waſſer, eine Flamme ſchoß jählings empor und verloſch eben ſo ſchnell wieder. Klaus trieb ſein Pferd von neuem an, allein das arme Thier bäumte, ſchnaubte und riß ins Zeug, ohne den Wagen von der Stelle zu bringen. Während ſich nun Klaus alle erdenkliche Mühe gab, die erſchrockene Bläſſe wieder zu beruhigen, verzog ſich der Nebel ein wenig und der Mond beſchien wunderlieblich viele Äcker Landes. Klaus Pferd riß aber fort und fort ins Zeug, denn der Wagen ſtand feſt wie eingefroren.

»Na, da muß doch des Zwerges ſein Dickkopf zwiſchen den Felgen ſtecken,« ſprach er verdroſſen, und wendete ſich, halb neugierig, halb furchtſam, um. Da fehlte aber wenig, daß ihn nicht Schreck und Erſtaunen rücklings vom Wagen herabgeworfen hätten! Denn ein ſolcher Anblick war ſelbſt ihm, dem Geiſterſeher, bis jetzt noch nicht vorgekommen. So lang und breit nämlich ſein Wagen, es war Alles, jedes Äſtchen, jede Nadel der Kiefern, jede Stange, ſelbſt Räder und Radſpeichen bis auf die Nabe herab, mit Millionen Zwergen beſetzt. Und was trieb das Volk!

Die ganze Gesellschaft arbeitete mit beispielloser Geschäftigkeit an den zierlichsten Tanzschuhen, die sie, glänzend wie Spelt, in ihren winzigen braunen Händchen hin und wieder kehrten, mit kaum sichtbaren Hämmerchen und Ohrten daran herumhandthierten und war ein solches Meisterstück fertig, es an Spinnenfaden lustig aufknüpften, mit denen der Wagen bogenförmig überwoben war. Klaus behauptete später, er habe auf den ersten Blick gegen dreimalhunderttausend schon fertige Schuhe zählen können. — Ein Weilchen sah der verarmte Junghauer mit übergeschlagenen Armen dem Treiben der Kleinen stillschweigend zu. Die Kerls sahen gar zu schnurrig aus. Ein genaues halbes Zoll lang, mit dicken Köpfen, auf denen wohl noch sechsmal so große lederfarbene Hüte saßen, jeder vorn mit einem Johanniswürmchen als Agraffe ausgeputzt, hatten Alle die dünnsten und krümmsten Beine von der Welt, die aber wieder in die zartesten und schönstens geformten Füßchen ausgingen. Ihre mit hohen Schultern überreich gesegneten Körperchen waren mit feinen dunkelbraunen Sammetwämmsern bekleidet. Um die Hüfte schlang sich ein Gürtel von blitzendem Silber, und an diesem klapperte das nöthige Handwerkszeug. Sobald einer der Kleinen ein Söhlchen klopfen mußte, schlug er gar geschickt das linke Bein um, und

pochte nun auf ſeiner winzigen Ferſe das Fellchen zurecht.

»Dieſe Art Schuſterei muß' was einbringen,« ſagte jetzt Klaus, da es ihm am klügſten ſchien, mit den Breithüten ein Geſpräch anzufangen. Augenblicklich erhoben die emſig Arbeitenden ihre Köpfchen und glotzten den Jungbauer mit ſo komiſchen Augen an, daß dieſer in ein ſchallendes Gelächter ausbrach und gar nicht wieder zu ſich kommen konnte. Die Zwerge ergriff ebenfalls eine lebhafte Lachluſt; ſie lachten alſo mit, doch klangen ihre Stimmchen nur wie ein leiſes Wiſpern. Dazu rauchten alle ihre Quirlpfeifen ganz gemächlich; denn jetzt erſt ſah Klaus, daß jeder Zwerg einen unbeſchreiblich kleinen Quirl im Munde hielt, deſſen vier Ärmchen wie Pfeifenköpfe dampften. »Wenn's denn erlaubt iſt, Ihr kleinen Schwerenöther,« fuhr Klaus fort und zog ſeinen Hut, eine Reverenz, die von Seiten der Zwerge ſogleich erwiedert ward, »ſo möcht' ich eins mit Euch plaudern und zu allererſt fragen, für wen das Rieſenſchuhwerk iſt, das Ihr da ſo emſig, luſtig und wunderſam glänzend zuſammenwerft?«

Einer von den Schuſtern neſtelte den eben fertig gewordenen Schuh dicht vor des Jungbauers Augen an den Spinnenfaden, dann ſchlug er, wie Klaus,

die Arme über einander, glotzte ihn poſſierlich-ſchelmiſch an und erwiederte:

»'S ſind Tanzſchuhe für Deine Hochzeit, Klaus.«

»Für meine Hochzeit? Nun, die iſt wohl noch in weiten Feldern, denn meines Wiſſens hat Annlife keinen großen Drang, die Spinnen in meinem Stalle zu melken. Und dann ſag mir, Kleiner, wer hat denn das Geſchüht beſtellt? Habt Ihr auch richtig Maß genommen? Sonſt,« Klaus kratzte ſich im Kopfe, »ſonſt ſchwindelt mir, unſere Anneroſen und Marthliſen werden nicht ganz Platz drin haben mit ihren Füßen.«

Die Zwerge lachten und klatſchten vor Luſt in die Hände, wobei ſie ſich gegenſeitig ſo leshaft zunickten, daß die Johanniskäferchen auf ihren Hüten wie ſprühende Funken durch einander flogen. »Behüte, Pathe,« erwiederte der Wortführer, »wir arbeiten nur für uns ſelber, und werden, wie Du uns da ſiehſt, auf Deiner Hochzeit redlich mit Deiner Braut tanzen, immer Einer nach dem Andern.

»Alle?« fragte Klaus haſtig.

»Alle, Alle, ſo viel wir da Schuhe machen!«

»Schottiſch oder Kmowacz, oder vielleicht den Endreih'n nach der alten ſchönen Melodie: »»Und als der Großvater die Großmutter nahm?«« Ihr kennt doch dieſe Reimerei?«

»Und ob!« ſagte der Zwerg. »Allein, Mann, Du irrſt Dich. Wir tanzen ſammt und ſonders nur Galopp oder den Kreiſelwalzer, und zwar nach dem raſcheſten Tempo.

»Pathe Breithut und liebe verehrte kleinfüßige Brüderſchaft,« verſetzte Klaus, »mich dünkt, es obwaltet hier ein Irrthum. Meine Annliſe iſt zwar ſo weit ein recht ſtämmiges Mädel; ſie trägt ihren Scheffel Winterwaizen trotz Hansjürgen, dem Müllerknechte, drei Treppen hoch, ohne zu ruhen oder zu ſeufzen — und das war bei uns ſeither immer ein Zeichen von einer geſunden Lunge — aber, verehrte Pathenbrüderſchaft, über den Durſt kann Keiner trinken! Und ſo habe ich denn die leiſe Furcht, daß Ihr edlen Herren, deren Theilnahme an meiner zukünftig vielleicht noch ſtattfindenden Hochzeit mir ſehr ſchmeichelhaft ſein thut, falls ihr Alle einen raſchen Galopp mit meiner Annliſe abklappern wolltet, mich armen Klaus noch vor beendigter Hochzeit in einen Witwer verwandeln möchtet! Wie wär' es denn, wenn Ihr bloß einige Abgeordnete ſchicktet, etwa zwei oder drei Mann? He, geht das nicht? Von den Andern ſoll Jeder eine Karpfenſchuppe kriegen und einen Karpfenlöffel voll gebackenen Reis.«

»Nichts, nichts, nichts!« ſchrieen die Breithüte, »wir wollen Alle tanzen und eſſen.«

»Gerade wie die Stadtleute,« brummte Klaus für sich, »wenn die unser einer zur Kirms bittet, nehmen sie auch allemal drei Stücke Kuchen für eins und stopfen sich voll, daß die Treppen seufzen, wenn sie wieder 'runter steigen. Eigentlich,« sprach er, zu den Zwergen gewandt, weiter, »solltet Ihr meinen Vorschlag annehmen, bin ich doch Eures Königs Pathe und habe immer mit ihm in gutem Vernehmen gestanden.«

»Dein Vater hat ihn aber gezwungen, sich zu Tode zu geigen,« versetzte recht zornig der Kleine, »und Du bist auch so ein Thunichtgut geworden, daß Du lieber das ganze mildthätige Geisterreich in ein Mäuseloch spunden möchtest! Aber fluche nur, wenn Du Herz genug im Leibe hast! Wir wollen Dich zappeln lassen!«

»Das mag sein,« erwiederte Klaus. Nehmt aber nur Eure Vernunft zusammen, herzliebe Pathen, und bedenkt, was Euer König meinem Vater angethan hat, und was ich selbst seit einem halben Jahre erduldet habe, und Ihr werdet, menschlich urtheilend, meine Fehler entschuldbar finden. Hat mir doch Pathe Krummbein Geld, Feld und Haus mitgenommen oder abgejagt!«

Die Zwerge lachten wieder. »Nicht wahr, Klaus,« sagte der Sprecher, »Du sähst es gern, wenn das

Verlorene über Nacht wieder zum Fenſter 'reinflöge?«

»Curioſe Frage! Sage mir, wie ich geſchwind meine leeren Säcke fülle, und ich tractire Dich und Deine Geſellen an meinem Hochzeittage, und alles Vergangene ſoll vergeben und vergeſſen ſein.«

»Und Annlife tanzt mit uns?« fiel der Zwerg ein, ein Paar neue fertige Schuhe ſo heftig ſchwingend, daß ſie ſeinen Händen entglitten und gerade in des Jungbauers Schooß fielen.

»Nein, nein!« ſchrie Klaus, die kleinen Dingerchen aufhebend, »wart' noch einen Hahnſchrei, ich will mir die Sache erſt noch 'mal überlegen —«

Ein wunderliches Gewimmer unterbrach ſeine Rede, die zahlloſe Schaar der Zwerge ſchnitt die drolligſten Geſichter, faltete die Händchen und machte höchſt klagende Gebehrden, der Sprecher aber rutſchte wie eine Spinne an einem der Fäden, welche den Wagen überſpannten, auf Klaus' Schooß herab, fing an, an ſeiner Jacke heraufzuklettern und ſtieg, bis er glücklich die Hand des Jungbauers erreicht hatte. Nun griff und huſchte er nach dem Schuhwerk und wollte es Klaus durchaus entreißen. »Gib mir die Schuhe!« ſprach er ganz malitiös.

»Ei behüte, lieber Pathe Breithut!« verſetzte Klaus. »Das Kunſtwerk will ich mir aufheben bis

zu meiner Hochzeit, wo ich es Dir selber anzuziehen verspreche, wenn Du mich besuchen willst.«

»Es geht aber nicht, ich muß die Schuhe haben!« trotzte der Zwerg und stampfte mit beiden Füßen, die Fäustchen drohend gegen Klaus erhebend. Die übrigen Zwerge erhoben abermals ihr klagendes Gewimmer, und Klaus sah nun wohl, daß dieser Zufall ihm einen nicht geringen Vortheil gewähren könne.

»Hört,« sprach er, »die Schuhe könnt Ihr nicht wieder kriegen; wenn Ihr mir aber versprechen wollt, mich bei den Leuten wieder zu Ehren zu bringen, und mir nur das Nothdürftigste zum Leben zu geben, so sollt Ihr auf meiner Hochzeit tanzen und essen. Legt aber auch ein gutes Wort ein bei dem Brummbär Pathe Saitenschlag.«

»Nun, Klaus,« sagte der Zwerg, »ich merke schon, wir kommen jetzt nicht mit einander in's Reine, unsere Zeit ist uns karg zugemessen, in dreizehn Stunden müssen wir die silbernen Adern der Erde anhauchen, daß sie hübsch frisch und in gutem Wachsthum bleiben. Wenn Du aber Wort halten willst, so höre meinen Vorschlag. Komm morgen Abend wieder her, und schlage mit dem Eibenzweige, der da unter Dir herabhängt, in das Brunnenwasser, vielleicht erfährst Du dadurch, was Dir und uns von Nutzen ist. Geschwind, ja oder nein?«

»Wenn's denn nicht anders geht, ja, bei allen Tollheiten, die mir je begegnet sind!«

»Berre!« schnarrte es hinter ihm auf dem Wagen, die Zwerge purzelten von allen Zweigen, Ästen, Speichen, Felgen herab und verschwanden in einer aus dem Brunnen auflodernden spitzen Flamme. Nun riß auch die Bläße gewaltig aus und rannte in ungewohntem Galopp über Stock und Stein dem Dorfe zu.

Klaus kam erst in seinem Hofe wieder recht zur Besinnung. Seine Zusage reute ihn jetzt; er hätte sie gern zurückgenommen, nur die beiden gewonnenen Zwergschuhe flößten ihm einige Hoffnung ein. Er betrachtete die wunderliche Beute mit großer Neugier und fühlte sein Erstaunen dadurch noch mehr gesteigert. Denn die allerliebsten Dinger waren aus den hütchenförmigen Blättern der Sonnenrosenblüthen und den feinwolligen Blindhäutchen gearbeitet, welche die stechenden Augen der Maulwürfe bedecken, indem jene den Stoff zur Fußbekleidung, diese die zarten Sohlen bildeten. Woraus aber die Schnallen bestanden, wollte dem Jungbauer nicht recht klar werden, weshalb wir ebenfalls nichts Bestimmtes darüber sagen können.

Klaus verwahrte seine Beute sorgfältig, desgleichen auch den Eibenzweig, dem er, wie ihm nun ahnte, das Sichtbarwerden der Zwerge zu verdanken hatte.

Mit bänglichem Herzklopfen erwartete er den nächsten Abend; in der Zwischenzeit unternahm er wieder einmal eine genauere Besichtigung seines schon halb zerfallenen Hauses, die nun freilich ein so trauriges Resultat gab, daß er selbst das Leben aufs Spiel setzen mußte, um in eine andere Glückslage zu kommen. Denn da gab es keinen Balken, kein Brett, keine Diele, keine Latte im ganzen Hause, die nicht bei einem herzhaften Angriff augenblicklich zusammengebrochen wäre. Von Glasfenstern war schon längst nicht mehr die Rede; es stand Alles offen, und wäre Klaus ein Freund von der Meteorologie gewesen, ein besseres Observatorium, als sein durchbrochenes Bauergut, hätte er gar nicht finden können. Fest entschlossen, das Abenteuer zu bestehen, kam er von seinem Inspectionsgange zurück, und sobald die Sonne untergegangen und der Mond dunklere Schatten auf die Erde zeichnete, machte sich Klaus mit seinem Eibenzweige und den Zwergschuhen auf den Weg.

Klaus lief eine hübsche Zeit kreuz und quer in den Feldern herum, ehe er dem verhängnißvollen Brunnen zu nahen sich entschließen konnte. Endlich faßte er sich ein Herz, schlug Feuer und zündete seinen Pfeifenstummel an, um vor sich selbst mehr Ansehen zu kriegen. So gerüstet, schritt er zu dem Borne. Mit raschem Schlage traf der Eibenzweig

die klare stille Welle, die stark davon bewegt auf allen Seiten überschwoll, sich im Steigen schnell entzündete, und in und über einander fluthend, nach wenig Augenblicken als kolossale Feuerflamme in seltsamen Bewegungen auf dem Rande des Quelles hin- und wiederrollte.

Klaus sah dem geheimnißvollen Unwesen mit bänglicher Neugier zu. Jetzt hatte die Flamme den ganzen Brunnen umkreist, und nun sank sie auf unbegreifliche Weise in sich selbst zusammen, begann zu dunkeln und zu dampfen, und der Jungbauer erkannte schon nach ein paar Secunden seinen Pathen Klaus Saitenschlag, wie er mit seinen untergeschlagenen krummen Beinen auf einem krystallenen Throne hockte und aus einem armsdicken Pfeifenrohre, das in einem verhältnißmäßig umfangreichen Pfeifenkopfe endigte, mit köstlichem Behagen Taback rauchte. Da der Zwerg ganz gleichgiltig den Dampfringeln nachsah, die reichlich seinem breiten Munde entquollen, hielt es Klaus für schicklich, ein Gespräch anzufangen.

»Guten Abend, Pathe Saitenschlag!« sprach er so unbefangen und herzlich, als es ihm möglich war. »Wie ich sehe, schmeckt Euch Euer Abendpfeifchen recht gut, und beim Lichte betrachtet, kann man's Euch nicht verdenken, daß Ihr Euch eins angebrannt habt,

's gibt hier herum immer einen frischen Luftzug. Hu!«

Der Zwerg lachte über sein ganzes breites Gesicht und dampfte fürchterlich. »Hast Recht, Pathe Klaus, mir schmeckt's Pfeiffel, kann 'ch sagen, und das rechtschaffen. Ist auch ein guter Tabak, 'was kostbar zwar, aber auch sauer verdient. Willst Du ihn 'mal probiren?«

»J- ich danke gar schön, Pathe Saitenschlag. Ich bin gerade kein Hauptraucher und bleibe gern immer bei einer Sorte — Porterico, 's Päckchen zu sechs Dreiern, wenn Ihr'n 'mal kosten wollt.«

»Elendes Kraut,« versetzte der Zwerg verächtlich. »Ein guter Tabak muß aussehen, wie der meinige. Hier, nimm und rieche d'ran! 'S ist ungrischer von der ersten Sorte.«

Der Zwerg steckte seine breite Hand aus und Klaus beugte sich neugierig zu ihr herab. Aber wie ward ihm, als er wohl ein paar Dutzend der schönsten kremnitzer Ducaten darin erblickte. Er wollte zugreifen, der Zwerg zog sie aber schnell wieder zurück. »Nicht so eilig,« sprach er; »ehe Du zulangen darfst, müssen wir erst ein Abkommen treffen.«

»Hm,« sagte Klaus, »Pathe, Ihr habt da freilich ein gar kostbares Kraut erwischt. Ist's just ehr-

lich erworben, mag's wohl einen gesegneten Schmaus abgeben.«

Der Zwerg lachte wieder in seiner bauchschütternden Weise und betheuerte, gewaltig dampfend, es sei Alles ehrlich erworben! Mittlerweile hatte Klaus seine Augen ein Bischen spazieren gehen heißen, wobei er eine Entdeckung machte, die ihn fast aus aller Fassung gebracht hätte. Er bemerkte nämlich, daß des Zwerges kolossaler Pfeifenkopf ein kahler, glatter, ganz weißer Todtenschädel war, in welchem es ihm nicht schwer fiel, den Kopf seines eigenen verstorbenen Vaters zu erkennen. Oben an der Stirn hatte er eine bewegliche Klappe, aus welcher der überflüssige Rauch aufstieg, in der Mundöffnung steckte das Rohr, und durch die Augenhöhlen füllten ihn ein paar tausend rüstig arbeitende Zwerge fortwährend mit Goldstücken. Je zwanzig bis dreißig trugen immer einen Ducaten herbei, und hatten nicht wenig Mühe, ihn an Ort und Stelle unterzubringen.

»Wie ich sehe, habt Ihr ein ganz neumodisches Heetel,« sprach Klaus mit etwas unsicherer Stimme. »Ist das Eure besondere Liebhaberei, oder gilt's für eine neue französische Mode?«

»Mein aparter Gusto, Pathe Klaus,« sagte der Zwerg. »'S schmeckt ganz perfect aus so 'nem kahlgetanzten Spitzkopf, und ist er erst tüchtig durchgeraucht,

so gibt mir der Großtürke eine Million Piaster dafür. Hahahaha! Dann hol' ich mir einen neuen. Horch nur, Pathe, wie hell er schon klingt!« Und damit gab er dem angerauchten Schädel, ehe Klaus noch ein Wort drein reden konnte, mit seinen gewichtigen Stulpenstiefeln einige erbarmungslose Puffe.

»Um Gott, Pathe Saitenschlag,« rief Klaus, »habt doch ein Einsehen, oder ich vergesse und vergreife mich an Euch! Meint Ihr denn, ein Kind habe kein Gefühl für seine todten Eltern? Und ist das eine honette Manier, seine guten Freunde zu behandeln?«

»Halt, halt, guter Junge!« fiel der Zwerg laut lachend ein. »Raisonniren thut nicht gut bei Leuten meines Schlages, und wenn ich Dir's verzeih', so hast Du's nur meiner Pathenschaft zu verdanken, und weil Du mich dauerst. Um aber ein Ende zu machen, Klaus, so sage mir doch, ob Du's zufrieden bist, daß ich mir nach zehn Jahren, wenn dieser Pfeifenkopf hier dem Großtürken übermacht worden ist, Dein gewichtiges Haupt zu meiner Abendpfeife präparire? 'S ist müßte ein prächtiges Köppel geben und ein hübsches Weilchen dampfen, denn Du faßt, glaub' ich, viel.«

»Weiß Gott, ich will fasten, bis ich verhungert bin!« rief Klaus, »nur macht ein Ende mit Euren

verfluchten Redensarten! Sagt gerade heraus, was ich thun soll, Pathe, ist's menschenmöglich, es herzustellen, so will ich mich drein fügen und schicken, aber mit der Kopfraucherei kann's ein für allemal nichts werden! Das Ding muß aufhören, sag' ich Euch, denn's ist eine Schande für mich und die ganze liebe Christenheit!«

Während Klaus so sprach, hieb er aus Ärger mit seinem Eibenzweige verschiedene Male in das Wasser des Brunnens, ohne zu bemerken, daß die klare Fluth als blitzender Feuerschein auf allen Seiten überschwoll, und ein wimmerndes Gestöhn rings umher vernehmbar ward. Der Zwerg machte eine höchst bedenkliche Miene, das Pfeifenrohr entglitt seinem Munde, und in vollkommen verändertem Tone versetzte er: »Sieh nur, mein Herzenspathchen, wer klug ist, der trägt's Glück immer in der Tasche. Du gefällst mir alleweile, und so mache ich Dir einen wohlgemeinten Vorschlag. Diesen Kopf hier,« fuhr er fort, indem er aus Quirlmichel's Schädel die Ducatenasche klopfte, »überlasse ich Dir, desgleichen soll Dir auch Dein eigener verbleiben, wenn Du mir die beiden Schuhe zurückgibst, die gestern einer meiner lustigen Pagen verloren hat. He, wie gefällt Dir das?«

Klaus sah den Zwerg mit großen Augen an. »Jes',« sprach er dann, »ich bin's ja ganz und gar ausnehmend sehr zufrieden.«

»Nun, so gib mir die Schuhe,« sprach der Zwerg.

»O ja, ich dächte, was mir wäre,« versetzte der Jungbauer. »Gar so geschwind geht's doch nicht, wie Ihr denkt, Pathe Saitenschlag. Hier sind zwar die Schuhe, und ich nehme Euer Anerbieten an, aber was nutzt mir das Alles, wenn ich ein armer, geflohener, beschimpfter Kerl bleibe mein Lebenlang? Ihr kehrt Euch freilich den Teufel an das Gerede der Leute, aber unser einer, der bloß ein Mensch ist und sich nicht wehren kann, wenn einem das ganze Dorf auf den Zopf spuckt, unser einer spürt's innerlich, was es heißen will, arm und verachtet leben müssen! Ja, Pathe, ich sag's Euch frei von der Leber weg, Ihr müßt das ändern, denn Ihr könnt's! Ihr müßt mir Geld und Gut wieder geben und mich ehrlich machen bei meinen Nachbarn und Mitbauern. Ich kann nicht allein sitzen, wie eine Nachteule, in meiner Hütte, ich will Menschen um mich haben, die ein Stück Brot mit mir essen, einen Trunk Wasser oder einen Krug Bier mit mir trinken! Denn seht, Pathe, ich bin für das heilige Einsiedeln nicht geboren, weil ich weder ein Stückchen Herrgott, noch ein Zipfel

Teufel bin, ſondern eben bloß ein ſchlichter Menſch, ein Bauer, ein gutmüthiger, armer, verlaſſener Burſche, des zu Tode getanzten Quirlmichel's elender Sohn!« — Hier ſchluchzte Klaus, daß ihn der Bock ſtieß und die hellen Thränen über die Backen herab in den Brunnen träufelten. »Und alſo, Gevatter,« fuhr er fort, »macht's nun wieder gut. Ich hab's ehrlich büßen müſſen, daß ich Euch dazumal verfluchte; jetzt bitt' ich's Euch ab, aber gebt mir ein paar Hände voll Ducaten, damit ich mein Haus ausbeſſere, meine arme Annliſe heirathen und wieder ein ehrlicher Bauer werden kann. Wenn Ihr das thun wollt, Pathe Saitenſchlag, ſo ſollen Eure Kinder auch auf meiner Hochzeit tanzen, und hier habt Ihr die Schuhe!«

»Schon gut, ſchon gut, mein herzliebes Pathchen,« verſetzte der Zwerg, »ich ſehe, daß Du noch ein ganz braver Burſche biſt, und darum will ich Dir helfen. Meine Kinder werden ſich auch freuen, denn durch den Verluſt der Schuhe ſind ſie wieder einen großen Schritt zurückgekommen in ihrer Bildung. Du hörſt ja, wie ſie flennen und betteln, die armen Dinger! Komm nur her, und thu' ein paar Griffe in Deines Vaters Kopf, der arme Kerl fühlt's nicht mehr. — So, nun laß es gut ſein. Um den Schädel kümmere Dich weiter nicht, er ſoll ſchon in

einer Viertelstunde sein, wohin er gehört. Jetzt aber rathe ich Dir, sieh zu, daß Du bald heirathen kannst, und versäume nicht, recht viel Gäste einzuladen, vornehmlich bitte diejenigen, welche Dich bisher tüchtig gezaus't, geneckt und verhöhnt haben. Fehlt Dir's an Geld, so weißt Du, wo Pathe Saitenschlag wohnt. An Deinem Hochzeitstage aber schicke die drei größten Leiterwagen hieher, und lege vor jeden vier starke Pferde; denn ich gedenke scharf aufzuladen. Und, hörst Du, Pathe Klaus, sage Deinen Knechten, sie sollen hübsch langsam um das Börnel herumfahren und dann im Galopp wieder zurück in Deinen Hof, Du aber, Klaus, legst Dir am Hochzeitstage ein Eibenblatt ins linke Ohr, und wirfst, sobald ich Dir winke, ein paar Händevoll ähnlicher Blätter breit über alle Tische, und somit: Gute Nacht, Pathe!»

Klaus hatte dem Zwerge die Schuhe bereits eingehändigt, jetzt zischte es in der Luft, das Wasser im Brunnen bewegte sich in leuchtenden Kreisen und ein herzliches Gelächter schien aus allen Spalten der Erde zu dringen. Dann war alles still, der Vollmond schien so hell, daß man hätte Stecknadeln suchen können, Klaus fühlte sein gutes Gold in den Taschen und kehrte, obwohl er über das seltsame Abenteuer oft genug den Kopf schüttelte, fröhlich und guter Dinge in sein verfallenes Haus zurück.

Nach einer unter glücklichen Träumen verbrachten Nacht überzählte Klaus seine Baarschaft, und fand, daß sie hinreichen werde, sich einige Pferde, ein paar Kühe, und Wagen und Geschirr anzuschaffen. Für die Ausbesserung seines Gutes gedachte er vorerst nur das Allernöthigste zu thun, da er wohl einsah, daß, um künftig bequem leben zu können, ein vollkommner Neubau unumgänglich sein werde. Weit mehr lag ihm daran, sich in den Augen seiner Mitbauern wieder als ein Mann von Geld und Gut zu zeigen; deshalb war es auch seine erste Sorge, Knechte und Mägde zu dingen, sich selbst etwas herauszuputzen und sodann unverweilt die Vorbereitungen zu seiner Hochzeit zu betreiben.

In vierzehn Tagen war alles Nöthige gethan und die übrigen Bauern machten keine kleinen Augen, als sie auf einmal in Klaus' Hofe wieder Leben, auf seinen Feldern rüstige Arbeiter erblickten. Ihr Erstaunen steigerte sich bei dem Aufgebote, das sie am nächsten Sonntage von der Kanzel herab erfuhren, als nun aber gar acht Tage später der Hochzeitbitter mit dem silberbeknopften Rohrstocke, im sammetnen Brustlatze und Busenstreifen auf dem Flur derer erschien, die noch vor kurzem Klaus' unerbittlichste Verleumder gewesen waren, und Alle, ohne Ausnahme, mit dem üblichen scherzhaften Spruche zum Hochzeitschmause,

so wie zur »Brautsuppe« einlud: da war der verachtete »Lügenklaus« mit einem Male ein braver Kerl und ein tüchtiger Jungbauer geworden, und noch an demselben Abend erscholl sein Lob von allen Bierbänken. Wie Klaus zu neuem Gelde gekommen, untersuchte man nicht; es hieß, er habe das große Loos gewonnen! Denn hatten auch Viele Lust, ihre Glossen über die schnelle Verwandlung zu machen, der Egoismus ließ sie schweigen, da Jedermann schon jetzt die Lippen leckte nach dem Hochzeitsschmause, der Allen bevorstand.

Rüstig wurden nun alle Anstalten zur Hochzeit getroffen, welche Klaus, gegen die hergebrachte Sitte, in seinem Hause ausrichten ließ — denn eigentlich muß sie beim Brautvater stattfinden. — Da waren Tischler und Zimmerleute geschäftig, die leckeren Balken zu befestigen, die Fenster nothdürftig zu schließen, ein paar störende Wände herauszubrechen, um die Zimmer mit der Vorbühne*) zu verbinden, damit die geladenen Gäste nur Raum haben möchten. Außerdem ward noch eine große Küche von Brettern im Hofe aufgeschlagen, um den zahlreichen Köchen mit ihren weißen Schürzen und Zipfelmützen hinlänglichen Raum zum Hin- und Herrennen zu sichern.

*) So heißt in den Bauerhäusern der freie Raum oberhalb der Treppe.

Endlich waren die drei üblichen Aufgebote, die Verlobung auf dem Pfarrhofe, die Abholung der Braut vom Bräutigam unter Begleitung einer ſtarken Muſikbande, und auch die Trauung glücklich beſeitigt. Die Gäſte, Männer und Frauen, fanden ſich zahlreich ein, und unter dieſen gab es nicht Wenige, die ſich ſchon ſeit acht Tagen nur halb ſatt gegeſſen hatten, um auf Klaus' Hochzeit deſto beſſer und anhaltender ſchlingen zu können.

Jetzt gab der Bräutigam ſeinen drei Knechten Auftrag, ſogleich mit den drei größten Leiterwagen nach dem Zwergbrunnen zu fahren, dieſen dreimal langſam zu umkreiſen, und dann im Galopp wieder zurückzujagen. Die Knechte ſchüttelten zwar über den ſonderbaren Auftrag die Köpfe und ſtachen hinter Klaus' Rücken Mönche gegen einander — denn ſie glaubten ſteif und feſt, ihr Herr habe aus übergroßer Freude ſchon ein Glas über den Durſt getrunken — an eine Weigerung war aber nicht zu denken.

Der Paſtor zur Rechten des Bräutigams ſitzend, hatte das Gebet geſprochen, die Brautſuppe dampfte gar appetitlich vor den Gäſten, und Schulmeiſter und Hochzeitbitter ſchickten ſich bereits an, die ungeheuren Maſſen von Karpfen auszutheilen, als das Geraſſel der zurückkehrenden drei Leiterwagen dem Jungbauer die Ankunft ſeiner unterirdiſchen Gäſte anzeigte. Das

Herz schlug ihm heftig, denn sogleich traf ein schon bekanntes Wispern und Summen sein Ohr. Geschwind practicirte er sein Eibenblatt ins linke Ohr; wie gefaßt er aber auch war auf possirliche Thorheiten, das, was er jetzt sah, hätte ihn doch beinahe vom Schemel fallen machen!

Wo irgend eine Öffnung, ein Spalt oder Ritz an Wänden, Fenstern und Thüren war, da kamen die Zwerge zu Hunderten herein, so daß in wenig Minuten der ganze Raum von den Kleinen wimmelte. Sie waren auf das Zierlichste gekleidet, ganz so, wie sie Klaus vor kurzem gesehen hatte, nur daß sie jetzt anstatt der Stulpenstiefeln jene zarten Tanzschuhe trugen, bei deren Verfertigung sie der Jungbauer zuerst getroffen.

Klaus gab genau Acht, ob irgend einer seiner Gäste eine Ahnung von der Erscheinung dieser Erdmännchen habe, aber da war nichts zu spüren! Vetter Michel, Kunz und Hiesel gadelten tüchtig, und die Deckelkrüge wurden nicht sehr voll. Als nun der Bräutigam immer noch mehr Zwerge hereinschlüpfen sah, so daß ihre Zahl bereits in die Hunderttausende ging, und Ofensimse, Fensterbretter, Schemel und Stuhllehnen mit den schnurrigen Kerlchen dicht besetzt waren, ward ihm bange. Er fürchtete, die aufwartenden Brüder der Braut möchten die kleine Brut

nur so schockweise zertreten, und um wenigstens jede Schuld von sich abzuwenden, rief er seinen Pathen, der eben zwischen den Aufwartenden die Treppe heraufstieg ganz laut zu: »Verehrter Herr Pathe, es ist mir sehr schmeichelhaft, daß Ihr mir die große Ehre Eurer Erscheinung anthut, nur muß ich Euch bemerklich machen, daß ich für Mord und Todttritt nicht gutsagen kann, in Betracht der Menge von zierlichem Ungeziefer, das Ihr da mitgebracht habt!«

Saitenschlag winkte großmüthig mit der Hand und sagte, es habe nichts zu bedeuten. Indeß schwang er sich mit einem kühnen Sprunge auf die sehr lange Tafel, tappste bis gegen die Mitte darauf fort und stellte sich hier recht breitbeinig fest. Zu Klaus unsagbarem Erstaunen gewahrte keiner der Gäste weder die zahllosen kleinen, noch den großen, sehr umfangreichen Zwerg, selbst Annlise, die Braut und der Pastor waren stockblind, und außerdem freilich auch gerade mit ihren Karpfen beschäftigt, welche Augen und Mund sehr in Anspruch nahmen. Dagegen mußte sich Klaus wegen seiner unverständlichen Reden vielfach hänseln lassen, und Jung und Alt, Weib und Mann, stimmten in den einmal angeschlagenen Ton scherzhafter Verhöhnung ein.

Noch lachte und lärmte die Gesellschaft auf des Bräutigams Kosten so laut, daß der Pastor seine

Amtsmiene anlegen mußte, um nur einigermaßen den Übermuth zu dämpfen, als ein neues Gericht, Pottasche mit Krebsnasen (Allerlei), die Aufmerksamkeit der Gäste ausschließender in Anspruch nahm. Hier nun ereignete sich etwas sehr Sonderbares. Es waren nämlich kaum die vollen Teller vor die Gäste hingesetzt, als sich mit Blitzesschnelle von den Stuhllehnen, den Fensterbrettern, den Ofensimsen, ja von dem Fußboden herauf, zahllose Zwerge auf die Tafel schwangen, bei allen Tellern Platz nahmen und die schmackhaften Speisen in ein paar Secunden verzehrten. Und um das Erstaunen, die Verwirrung, den Zorn, die Wuth der eßlustigen Bauern vollständig zu machen, begann jetzt Saitenschlag der Länge nach die Tafel herabzugalloppiren, alles Geschirr zu zerbrechen, und alles Bier, allen Branntwein in wunderbarer Schnelligkeit auszutrinken.

Nun hätte man das Betragen der Hochzeitsgäste sehen sollen! Es war nicht anders, als ob des heiligen römischen Reichs kostbarste Kleinodien von den Türken geraubt worden wären. Alle sprangen auf, schimpften auf ihre Nachbarn, setzten sich wieder und fingen aufs Neue an, nach den Speisen zu langen, ohne doch einen Bissen erhaschen zu können. Das Fluchen und Lärmen wuchs mit jeder Minute, indem Jeder glaubte, der Andere wolle ihm einen Tort thun,

und da alles Bitten und Zureden natürlich nichts half, so ging man von groben Redensarten zu Thätlichkeiten über. Denn aus Gier nach den leckern Speisen hatten Viele durch Eile das Verschwinden ihrer Portionen verhindern wollen, und sich dabei tüchtig in Lippe und Zunge gestochen, indem die Zwerge, sobald Einer ein Stück Fleisch aufgegabelt hatte, es sogleich wieder herunterknusperten. Jeder glaubte, sein Nebenmann habe ihn gestoßen, Alle erhoben die Fäuste gegen einander, und nach kurzem, sehr kräftigem Aufgebot regnete es die gepfeffertsten Maulschellen, Rippenstöße und Rückenpüffe. Es sah aus, als sei eine Gesellschaft englischer Boxer zusammengekommen, um sich weidlich durchzuwalken. Die Weiber geriethen endlich auch in Streit, weil ihre Männer sich schon blutig gedroschen hatten, und so ging es denn auch an ein Armunterstemmen, an ein Drohen, Zanken, Indiebrustwerfen, zuletzt an ein Haubenabreißen und Nägelweisen. Kurz, Alles haselirte einander! Man vergaß Hochzeit und Brautleute, und wenn ja die sich Balgenden in des Bräutigams Nähe kamen, bildeten sogleich die Zwerge, einer auf den andern hüpfend und ihre breiten Hüte wie einen Panzer gegen ihn haltend, eine undurchdringliche Mauer. Klaus mußte über den drolligen Lärm lachen, daß ihm der Hals schmerzte,

denn er bemerkte früh genug, daß seine Feinde und Verläumder die meisten Püffe bekamen.

Die Balgerei mochte eine gute Viertelstunde gedauert haben, da befahl ein Wink Saitenschlag's dem Bräutigam das Auswerfen der Eidenblätter. Im Augenblick war die Tafel damit bedeckt und die Gäste standen erstaunt und wie verzaubert in grotesken Gruppen zerstreut. Alle erblickten jetzt die geschäftigen Zwerge, Klaus' Pathe setzte sich mit untergeschlagenen Beinen auf den Tisch und begann seine Geige zu streichen. Da ordneten sich die Erdmännchen, schwangen graziös ihre breiten Hüte, und einer auf des andern Schulter tretend, erbauten sie aus sich selbst eine vollkommene Pyramide über der Braut. Ein gut Theil kletterte sogar bis auf ihre Flitterkrone, wo sich je zwei und zwei eines Silbersternchens bemächtigten, sich darauf feststellten und hin und her schwankend einen sanften, heitern Gesang anstimmten. Nach seinem Takt begann sich die Braut zu drehen, die Zwergpyramide mit ihr, und es war bezaubernd anzusehen, wie die glänzenden Silberstoffgürtel der Zwerge, die sich einer auf des andern Schulter nach ihres Königs Geigenspiel im raschesten Tempo bewegten, und die leuchtenden Agraffen an ihren Hüten in oft wechselnden Figuren blitzten und flimmerten. Dreimal wechselten die Zwerge im Erbauen dieser Pyramide, und drei-

mal mußte, von ihr geleitet, die Braut durch die gaffenden Gruppen der Gäste um die Tafel tanzen. Sobald dies geschehen, stimmte Klaus Saitenschlag einen lebhaften Marsch an, zerschlug mit seinem Fiedelbogen ein Fenster, und durch die Öffnung hinausspringend folgte ihm walzend, lachend, närrische Gesichter schneidend und dicht am Fenster sich überschlagend, die ganze Zwergbrüderschaft. Eine Zeitlang sah man den Zug krabbelnd durch die Luft schwanken, dann flimmerten nur die Gürtel noch, bis endlich Alles, wie ein durch den Äther fliegender Lichtschein, verschwand.

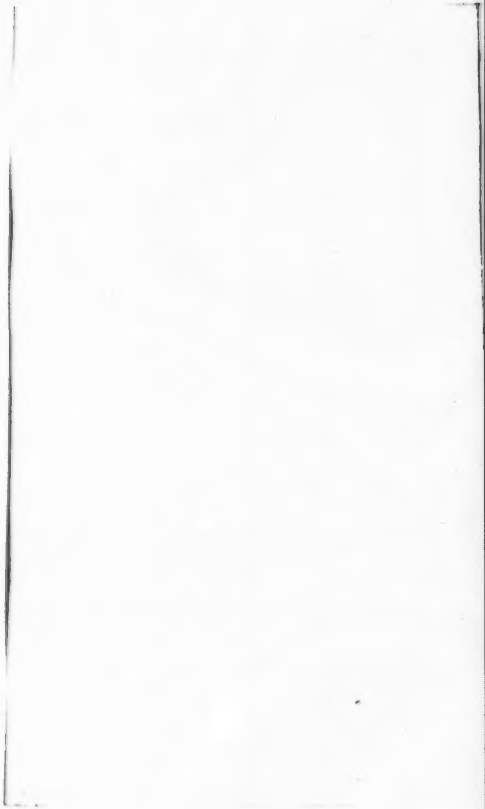
Erst jetzt konnten sich die staunenden Bauern wieder regen. Es gab freilich viele Beulen, zerschlagene Gesichter und blutige Nasen, allein dies hinderte doch Niemand, in die ausgelassenste Lustigkeit mit einzustimmen. Man nahm das Erlittene für einen Schabernack des todten Geigers ruhig hin, obwohl die Meisten im Herzen fühlen mochten, daß sie nur eine gerechte Strafe für ihre groben und unchristlichen Verleumdungen ereilt habe. Klaus Saitenschlag's Ruhm lebte auf Aller Zungen, die Zwerge erhielten nicht geringe Lobsprüche, und als man zuletzt entdeckte, daß die kleinen Männchen bei ihrem Abzuge sammt und sonders ihre breiten braunen Hütchen mit den leuchtenden Agraffen gerade vor dem Fenster abgewer-

sen hatten, gerieth die Gesellschaft vor Freude fast außer sich. Man drang in den Bräutigam, daß er doch jedem Gaste, als Andenken an dies wunderbare Fest, ein solches Zwerghütchen verehren möge, und Klaus ließ sich nicht lange bitten. Jedem ward ein Hütchen nebst Agraffe zu Theil, Einige aber, etwas gieriger Natur, wußten heimlich noch ein zweites an sich zu bringen, worauf dann die Hochzeitsgesellschaft bis tief in die Nacht hinein ungestört aß, trank und lärmte.

Am nächsten Morgen fand Klaus die Zwerghütchen in lauter kremnitzer Doppelducaten verwandelt, und auf jedem lag blitzend im Sonnenschein ein schöner Diamant. Während des Auffammelns rief ihm eine feine Stimme zu, es seien dies die Haare seines Vaters! Das gleiche Wunder hatten sämmtliche Beschenkte zu berichten, diejenigen dagegen, welche sich erlaubt hatten, einen Zwerghut heimlich fortzutragen, fanden am frühen Morgen bloß ein nasses Buchenblatt.

Von Stund an hörte aller Spuk in Klaus' Besitzthum auf, auch am Zwergbrunnen sah man nur einmal des Jahres — am Hochzeitstage des Jungbauers — eine große gaukelnde Flamme, in der es sang und klang, wie Stimmen kleiner Wesen. Der glückliche Klaus aber erbaute ein stattliches Haus,

kaufte die Schenke wieder zurück, und schnitt an die Säule, wo Saitenschlag, von seinem Vater festgebunden, so lange hatte geigen müssen, eine Inschrift ein, die sein Lob jedem Gaste verkündigte. Seines Vaters Grab aber umgab er mit einem stattlichen Eisengitter. Ihn selbst hatte der Verkehr mit den Zwergen klug gemacht; er wirthschaftete weise mit seinem Vermögen, half jedem Bedürftigen und warnte den Leichtsinnigen durch Erzählung seines eigenen Schicksals. So ward er der angesehenste und reichste Mann der Umgegend, und alle Welt nannte ihn den Fürsprecher der Zwerge, weil Klaus oft versicherte, daß diesen seltsamen Erdgeistern durch seine Geschichte ebenfalls ein großer Dienst geleistet worden sei.



2.

Die Tochter des Meores.

Nicht bloß Wüste und Steppe haben ihre Fata Morgana, sprach Woldemar in einer Lichtengängergesellschaft, die regelmäßig um Weihnachten auf dem altertümlichen Schlosse zusammenkam. Sie erscheint allenthalben, nur immer in einer andern Gestalt, dem Charakter des Landes, der Eigenthümlichkeit des Bodens angemessen. Hier ist sie ein wirkliches Luftgebild, voll zauberhaften Glanzes, dort entfaltet sie als schimmernder Nebel ihre geheimnißvollen Schwingen. Sie steht über den unabsehbaren Ebenen als verlockende Stadt, als ein palmenumrauschtes Paradies, und schwingt sich an den finstern Gebirgen als phantastisch geschmückter Erlkönig, als leuchtender Dunst und Dämmer hin — überall zauberisch verlockend, berauschend, geheimnißvoll und von Schauern eines namenlosen Entzückens begleitet. —

Ihr kennt die hügelige, mit zahllosen Granitblöcken bestreute Hochebene zwischen E. — und K. — Von zwei Seiten mit Bergen und dichten Buchen-

waldungen eingefaßt, würde sie ohne einen krisallhellen Bach, der auf ihr entspringt und in lebendigem Geflüster über das flimmernde Gestein fortrollt, völlig öde und verlassen sein. Dieser hundertfach gekrümmte Bach aber gibt ihr ein eigenthümliches Leben und jenen sonderbar anziehenden Reiz, den wir uns selbst nicht erklären können, der aber stets unser unsichtbarer Gefährte an Orten zu sein pflegt, von denen die Anwohner wunderbare Begebenheiten zu erzählen wissen. Über jener Hochebene zieht die Sage dunkel und formlos hin, wie der Höhenrauch an schwülen Sommertagen über Berge und Thäler, und wie es meist dem Volk am bequemsten ist, nur das festzuhalten, was als Katastrophe betrachtet werden kann und gewaltsam erschüttert, so hält es sich auch immer nur an Anfang und Ende einer Begebenheit, ohne sich um die zwischenliegenden Verbindungsglieder zu bekümmern. Hört mir zu, und ich will versuchen, eine sonderbare Sage dieser Art zu ergänzen.

Auf dem Geschlecht der Edlen von Gottmar lastete ein geheimnißvoller Fluch. Kein männlicher Sproß konnte seinen Stamm fortpflanzen, indem jedesmal die erwählte Braut unmittelbar vor dem Hochzeitstage eines unnatürlichen Todes starb. Ihr folgte bald darauf der Bräutigam und die weitläufigen Besitzungen gingen an den nächsten Verwandten über,

der vermöge eines uralten Rechtes den Namen Gottmar annehmen mußte. Das Geschlecht war sehr alt. Es leitete seinen Ursprung von den sordenwendischen Opferpriestern bei dem Gott Mahr her und führte in seinem Wappen ein Opferbeil und eine Blutrinne, in Form und Gestalt denen ähnlich, die man noch heut auf dem Berge gleiches Namens in den Granitblöcken seines hohen Gipfels eingegraben findet. Die spätern Abkömmlinge dieses mächtigen, weitverzweigten Geschlechtes wußten sich die Veranlassung ihres Mißgeschickes nicht mehr zu deuten, denn man hatte für gut befunden, jeden Gedanken daran in dem Geschlecht selbst auszurotten, um so, wo möglich, den Fluch selbst nach und nach zu entkräften. Die Folge zeigte leider, daß diese Vorsicht nutzlos war, denn es trat keine Änderung in dem Geschick des Stammes ein. Er mußte sich endlich für von Gott verfehmt halten, was für die spätern und letzten Abkömmlinge der Gottmar um so entsetzlicher war, als sie auch nicht einmal mehr eine Ahnung von dem über ihnen schwebenden Verhängnisse hatten.

Vor Kurzem hatte nun der letzte männliche Nachkomme der Gottmar die beim Tode seines Vetters ihm zufallende Erbschaft angetreten. Volko war ein sanfter, schwärmerischer Jüngling, voll tiefen Gemüthes und liebebedürftig. Er freute sich nicht, wie

wohl mancher Andere gethan haben würde, beim Antritt der großen Erbschaft, die ihm geworden. Er dachte nur an das Geschick, das ihn entweder zu steter Ehelosigkeit oder zu einem schnellen gewaltsamen Tode verurtheilte. Sein Vorgänger war vom Blitz erschlagen worden, als er über die Haide ritt, um seine verunglückte Braut nochmals zu sehen, die mit dem Pferde in einen Abgrund gestürzt war. Noch in die schwarzen Trauerkleider gehüllt, überblickte Bolko aus dem Fenster seines hochgelegenen Schlosses, die im milden Abendglanz vor ihm liegende Gegend — hier die reichen Forste, dort die fruchtbaren Felder, in der Tiefe der Thäler die fleißigen, blühenden Dörfer, über denen sich in weiter Ferne die blauen Kuppen und Felsenhörner des Gebirges erhoben.

»Und das Alles ist mein geworden, damit ich es ungenossen recht bald wieder verliere!« rief er aus, und stützte mißmüthig seine Stirn in die Hand. »Und ohne zu wissen, warum! Sünder, Verbrecher zu sein, ohne doch je einen verbrecherischen Gedanken in sich gehegt zu haben! Dafür büßen, dafür sterben müssen — — o, das ist hart, das ist grausamer als ich geglaubt hätte, daß es der gütige Himmel sein könnte!«

Sein Lehrer, Freund und Beichtvater trat in das Gemach. Hubert war ein Greis, fromm, gelehrt,

ſelbſt in geheimen, kabbaliſtiſchen Wiſſenſchaften bewandert. Er hatte drei Gottmar beerdigt, ihre letzte Beichte gehört und daraus, ſo wenig ſie über ihr unbegreifliches Schickſal wußten, doch mancherlei Vermuthungen geſchöpft. Leiſe Spuren führten ihn weiter. Er forſchte im Volke, in den ſagenhaften Worten, die über das Geſchlecht umliefen, und konnte ſich bald genug ein Wahrſcheinlichkeitsbild zuſammenſtellen, dem nur noch die Beweiſe der Wahrheit mangelten. Auf Bücher hielt man damals — es war noch vor der Reformation — ſehr wenig. Dennoch gab es im Schloß Gottmar eine Bibliothek, die in einer nicht unanſehnlichen Sammlung von Mönchsmanuſcripten, größtentheils religiöſen Inhalts, beſtand. Die Burgherren, mit Jagd und Fiſchfang und andern ritterlichen Künſten beſchäftigt, hatten ſich ſeit undenklichen Zeiten nicht um dieſe geſchriebenen Schätze bekümmert. So lagen ſie über einander geſchichtet, mit Staub bedeckt, vermodert, von Würmern bewegt. Hubert freuete aber das Forſchen in dieſen alten Manuſcripten um ſo mehr, als er auch ein Convolut über Aſtrologie darunter fand, eine Wiſſenſchaft, die ihn ſelbſt anhaltend beſchäftigte. Noch mehr aber erſtaunte er, als ein faſt verwittertes Pergament in ganz veralteter Mönchsſchrift ihm auf einmal das räthſelhafte Schickſal des Hauſes Gottmar erklärte. Schweigend unter-

zog er ſich der Entzifferung des aufgefundenen Schatzes und ſchrieb die ſonderbare Geſchichte des Hauſes ins Reine, feſt entſchloſſen, ſeinen Zögling und Gebieter zu geeigneter Zeit damit bekannt zu machen. Er hatte die Seufzer des jugendlichen Volko gehört und glaubte darin einen Wink vom Himmel zu erkennen. Freimüthig trat er zu ihm, legte ſeine Hand auf die Schulter des betrübten Erben und ſagte:

»Faſſe Muth, mein Sohn, der Schleier iſt gehoben!«

»Ich danke Dir, guter Hubert,« verſetzte Volko, »allein ſo hoch ich Deine Weisheit achte, ſo zweifle ich doch, daß es Dir gelungen iſt, die finſtern Gewölbe der Vergangenheit zu öffnen.«

»Und wenn es dennoch geſchehen wäre? Durch ein glückliches Ungefähr geſchehen?«

»Hubert!«

»Volko, ſei meiner würdig! Haſt Du Muth, in die Vergangenheit hinabzuſteigen, ſo lies dieſe Rolle mit Aufmerkſamkeit. Ich glaube, es gibt ein Mittel, den Fluch, der ſo lange Dein Geſchlecht verfolgt, jetzt endlich zu entkräften und ganz aufzuheben.«

Hubert zog ein Pergament aus den Falten ſeines Gewandes und legte es in die Hand des erſtaunten Volko. Dann entfernte er ſich wieder. Der junge Edelmann ſchob einen Seſſel in die Fenſter-

brüſtung und las beim verſchwindenden Scheine des Abendrothes folgende Geſchichte:

»Dies iſt die letzte Beichte des Freiherrn Walther von Gottmar, die ich, ſein Beichtiger, auf ſein Geheiß niederſchreibe, damit ſie aufbewahrt werde Allen aus dem Geſchlecht der Gottmar zu ewigem Gedächtniß. — Mein Großoheim Herbert, der zehnte Erbe dieſer Herrſchaft, war ein leidenſchaftlicher Jäger, der Tag und Nacht, zu allen Jahreszeiten, bei guter und ſchlechter Witterung, die unermeßlichen Forſte durchſchweifte, die ihm gehörten. Die Eberjagd war damals ein beſonders großes und ruhmbringendes Vergnügen, weshalb man dieſe Beſtien ſorgfältig zu pflegen und zu hegen ſuchte. Die großen Buchen- und Tannenwaldungen an den Abhängen des mit uns gleichnamigen Berges lockten außerordentlich viele Eber herbei, ſo daß mein Ahnherr ſeine Leidenſchaft jederzeit befriedigen konnte. Bei einer dieſer großen Eberhetzen ereigneten ſich nun zwei merkwürdige Vorfälle. Ein rieſenmäßiger Keuler wühlte nämlich mit ſeinen Hauern eine Quelle auf, die ſo ſtark ſprang und ſo klar und kühl über die mooſige Ebene hinabrieſelte, daß alsbald ein herrlicher Bach daraus entſtand, der ſich in maleriſchen Krümmungen durch die Niederung ergoß und Herbert bewog, ein Dorf anzulegen und es nach dem Eber und dem durch ihn entdeckten Bach

zu benennen. Während dies auf dem westlichen Abhange des Berges geschah, trug sich etwas Ähnliches auf dem östlichen, in eine Hochebene auslaufenden Abfalle desselben zu. Hier ward auf gleiche Weise ein Torflager entdeckt, zugleich aber auch dicht daneben unter goldrothem Granitsande ein mächtiger Quell. Diesen ließ Herbert in große Teiche strömen, das Torflager aber von verständigen Leuten bearbeiten, denen er seinen Leibknappen, Wittehold, zum Aufseher bestellte. Die Ausbeute an Torf war so bedeutend, daß sich Herberts Reichthum noch ansehnlich dadurch vermehrte und die Bevölkerung des neuangelegten Dorfes zunahm, indem er jedem neuen Ansiedler, so viel er an Feuerung bedurfte, auf fünf Jahre unentgeltlich aus der Torfgrube anfahren ließ.

Auch Wittehold, der Torfmeister, befand sich wohl an seinem neuen Posten. Er genoß das Vertrauen seines Gebieters, war so gut wie unabhängig, heirathete und hatte die Freude, nach Jahresfrist ein wunderschönes Mädchen an sein Herz zu drücken. Die Geburt dieses Kindes kostete der Mutter das Leben. Indeß versprach Herbert für dasselbe zu sorgen und hielt auch redlich Wort. Herbert war unverheirathet, auch konnte er sich ungeachtet der Zureden seiner Freunde nie zu einer Wahl entschließen, da ihm noch kein Mädchen begegnet war, das alle Ei-

genſchaften, die er wünſchte, beſeſſen hätte. So verſchob er dieſen wichtigen Schritt von Jahr zu Jahr, ohne darüber Reue zu empfinden.

Inzwiſchen wuchs Witteholds ſchöne Tochter, die man, ich weiß nicht recht, weshalb, Auriola getauft hatte, zur Jungfrau heran und entfaltete einen Reiz, eine Anmuth, von der Jedermann bezaubert ward. Herbert, deſſen Herz noch nie Liebe gefühlt hatte, wurde von ſo viel Schönheit, Witz und Unſchuld überwältigt. Er geſtand Auriola ſeine Liebe und hielt bei Wittehold um die Tochter an. Gegen alles Erwarten fand er hier Widerſtand. Wittehold behauptete, ſein Kind paſſe nicht zur Gemahlin eines ſo großen und reichen Herrn, auch habe er es bereits ſeinem treuen Genoſſen, einem braven Aufſeher in der Grube, verſprochen. Herbert machte Einwendungen, berief ſich auf die Erziehung Auriola's, auf ihre Neigung zu ihm, und ſtieß, da auch dieſes nichts fruchtete, Drohungen gegen Wittehold aus. Deſſenungeachtet gab dieſer nicht nach, trug ſogar ſein Kind mit eigener Hand aus dem Schloſſe nach ſeiner Hütte an der Torfgrube und hoffte, durch Vorſtellungen ſeinen verblendeten Herrn noch auf andere Gedanken zu bringen.

Auriola ward über dies Verfahren ihres Vaters ſehr betrübt. Hundertmal des Tages trat ſie vor die

Thür der Hütte und sah sehnsüchtigen Blickes hinauf nach dem hohen Schlosse ihres Geliebten. War der Vater nicht zugegen, so lief sie, leicht, wie ein Reh, durch das hohe im Sonnenlicht nickende und blitzende Silbergras, um sich auf den hohen Quellrand zu setzen und den aus dem Grunde aufsteigenden Perlen verwundert zuzusehen. Einige breitästige Buchen beschatteten diesen stillen, heimlichen Ort, den selten Jemand besuchte. Eines Tages traf Herbert Auriola an diesem ihren Lieblingsplatze. Die Freude der Liebenden war groß. Auriola begleitete Herbert, folgte ihm durch Busch und Gestrüpp und konnte seinen Bitten nicht widerstehen. Wittehold überraschte die Liebenden. Sein Zorn, seine Wuth kannten keine Grenzen. Herbert mußte zu seiner Vertheidigung die Waffe gebrauchen. Dennoch erlag er den furchtbaren Streichen des Erbitterten. Wittehold hatte seinen Herrn erschlagen. Damit noch nicht zufrieden, eilte er Auriola nach, die hülferufend entflohen war. Er traf sie am Rande der tiefen goldenen Quelle, hob die Zitternde hoch empor und schleuderte sie erbarmungslos in die stillrieselnde Fluth. Auriola rang machtlos mit der Welle und sank nach fruchtlosem Kampfe unter leisem Gewimmer für immer in die Fluth. Wittehold aber erhob grimmig seine Faust gegen das Schloß Gottmar und verfluchte das ganze

Geſchlecht unter entſetzlichen Verwünſchungen, indem er die unterirdiſchen Mächte anrief, daß ſie keinen männlichen Sproß der Gottmar ein Weib umarmen und als Gattin eher möchten heimführen laſſen, bis ein Gottmar Auriola's jungfräuliche Ehre wieder hergeſtellt habe! »So lange, bis dies geſchehen,« ſchloß der Entſetzliche, »ſo lange ſollſt Du, elendes Kind, verflucht ſein von mir und Unheil bereiten den Nachkommen Deines Verführers!«

Hierauf eilte Wittehold nach der Torfgrube, holte Hacke und Schaufel herbei, verſchüttete das kriſtallene Grab ſeiner Tochter und leitete die ſtarke Fluth in die Grube, um ſie zu erſäufen. Sobald auch dies geſchehen war, entfloh er in die Wälder und Niemand hat ihn je wieder geſehen. Sein Fluch aber ging an dem Geſchlecht der Gottmar. entſetzensvoll in Erfüllung. Noch keiner hat eine Gattin heimgeführt, ohne die Erwählte und ſich ſelbſt in's Unglück zu ſtürzen. Auriola's ungeſühnter Geiſt ſchwebt racheheiſchend über der Torfgrube, die ſich ſeitdem in ein großes, unergründliches Moor verwandelt hat.

Heinrich Wendelin, Schloßcaplan.«

Volko ließ die Hand ſinken, vor ſeinen Augen verdichtete ſich die Dämmerung des Abends. Er verſank in ernſtes, ſtilles Nachdenken. Nach einer Weile trat Hubert wieder in das Gemach. »Haſt Du ge-

leſen?« fragte er den Jüngling. Dieſer erhob ſchwermüthig ſein tief gebeugtes Haupt.

»Biſt Du bereit, Hubert, zu beſchwören, daß dieſe ſchreckliche Mittheilung ächt iſt?«

»Seit wann habe ich Dir Veranlaſſung gegeben, mich als Betrüger anzuſehen?«

»Vergib, Hubert! Dieſe Geſchichte hat mich ſo verwirrt, daß ich Wahres und Unwahres nicht mehr unterſcheiden kann. Aber ſprich, was hältſt Du davon? Glaubſt Du, daß ein Fluch ſo furchtbare, ſo lange fortwirkende Kraft haben kann?«

»Die ganze Natur iſt ein einziges großes Geheimniß,« verſetzte Hubert. »Worin ihre Kraft beſteht, wir wiſſen es nicht! Wie ihr geheimnißreiches Weben und Schaffen mit der Menſchenwelt zuſammenhängt, darüber laſſen ſich nur Vermuthungen aufſtellen. Läugnen aber kann Niemand, daß eine ernſtliche, mit feſtem, ſtolzem Willen ausgeſtoßene Verwünſchung ſich ſehr oft im ſelben Augenblick erfüllt hat. Warum ſollen wir nicht annehmen, daß das, was plötzlich, was auf der Stelle erfolgt, auch ſpäter ſich ereigne, daß es wiederholt, oft, ja fortdauernd immer von Neuem ſich zutragen könne? Der verachtete Glaube des Volkes, daß ein Fluch ſo lange in der Luft ſchwebe, bis er ſein Opfer findt und auf daſſelbe herabſtürze, iſt nicht ſo ſinnlos, als man uns

glauben machen will. Es spricht sich darin, wenn auch nur unbewußt, die untrennbare Verschwisterung zwischen dem Geiste des Menschen und dem allwaltenden Geiste der Natur aus.«

Der Jüngling war aufgestanden, um auf- und niedergehend sein bewegtes Gemüth zu beruhigen. »Dennoch,« sprach er, »ist dies eine Schickung, die Jeder von Uns ohne Murren hinnehmen, über sich ergehen lassen muß.«

»Wer weiß!« versetzte Hubert. »Die Weisheit der Natur erschuf für jedes Gift ein Gegengift.«

»Du meinst?« fragte Volko, vor dem Kaplan stehen bleibend.

»Der Himmel ist barmherzig,« fuhr Hubert fort. »Er verzeiht gern, wo ihm aufrichtige Reue begegnet.«

»Wer soll hier bereuen!« rief Volko aus. »Der Frevler ist längst todt; kann ein Anderer an seiner Statt die Sühne vollführen?«

»Zweifelst Du noch, und bist doch mein Zögling?« sprach Hubert. »Der Wille tödtet und macht auch lebendig!«

Volko's Augen glänzten begeistert in der Dunkelheit. Er ergriff die Hand des alten Lehrers und zog ihn in die Fensterbrüstung. »Nun rede, ich will

Dich hören und thun, was Du für gut, für erlaubt hältſt.«

Hubert drehte ſein bleiches, von dünnen weißen Löckchen umſpieltes Geſicht der unter ihnen liegenden Gegend zu. »Du mußt oftmals gehört haben, mein Sohn, daß jener wüſte Ort, den man jetzt den »Goldborn« nennt und den Du von hier aus überſehen kannſt, die Deinem Geſchlecht gefährlichſte Stelle auf Erden iſt. So weit von beiden Seiten der Wald hereinreicht, ſo weit erſtreckte ſich ehedem die Torfgrube. Jetzt bedeckt eine filzartige, ſchwankende Erdkruſte, mit falbrothen Riedgräſern hochbewachſen, das tiefe Moor, aus deſſen Mitte, wie aus einer Grotte, der herrliche Bach hervorrieſelt, der Deine Beſitzungen ſo fruchtbar bewäſſert. Wer möchte wohl zweifeln, daß dieſe Grotte mit der goldrothen Wölbung von Granitkörnern dieſelbe Quelle iſt, in die hinab Wittehold ſeine Tochter ſtieß? Man hält noch jetzt jenen Ort für unheimlich. Wer nicht gezwungen wird, betritt ihn nicht, Niemand wagt es, Waſſer unmittelbar aus der Quelle zu ſchöpfen, und wer es noch gewagt hat, der iſt verzagt zurückgekehrt und behauptete, ſeltſame Erſcheinungen geſehen zu haben. Beſtreiten läßt ſich nicht, daß Viele, und zu dieſen gehöre ich ſelbſt, an verſchiedenen Tagesſtunden ein wunderbar zartes, faſt durchſichtiges Mädchengebilde bemerkt haben,

das in einem seltsam geformten Kruge Wasser aus dem Quelle schöpfte und dies in den kunstreichsten Bogen, bei Sonnen- und Mondschein immer so, daß die Lichtstrahlen die farbigsten Lichter darin entzündeten, über das Moor ausgoß. Wagte es Jemand, sie anzureden, so erbleichte die Gestalt, ward blässer und immer durchsichtiger und zerrann endlich in eine silberweiße Wolke, die säulenartig über das Moor fortschwebte und sich in die kühle Quellengrotte hinabsenkte.«

»Du beschreibst die Tochter des Moores,« fiel Volko ein. »Oft hab' ich von ihr gehört, doch nie sie gesehen!«

»So nennt sie das Volk,« versetzte Hubert. »Durch ihr Erscheinen bin ich zuerst aufmerksam auf jene Gegend und die Erzählungen gemacht worden, die sich daran knüpfen. Nachdem ich das Dir bekannte Manuscript entdeckt habe, sehe ich in »der Tochter des Moores« den trauernden Geist der von ihrem Vater gemordeten Auriola.«

»Und dieser Geist, meinst Du, sei zu sühnen?«

»Davon bin ich fest überzeugt, mein Sohn. Du selbst bist es, der die Sühne vollziehen muß.«

»Ich! Vater Hubert, ich?«

»Du bist schuldlos, unverdorben, dem Wesen der Natur zugethan. Einem reinen Geiste, einem festen

Willen, einem gefühlvollen Herzen iſt Vieles möglich. Für ſie gibt es keine Wunder.«

»Aber wie, mein Vater, wie?«

Hubert ſchwieg einige Zeit, dann fuhr er fort: »Dein Herz iſt noch frei, aber es ſehnt ſich nach Liebe, nach der räthſelhaften, zauberiſchen Doppelſprache eines andern, eines weiblichen Herzens. Würdeſt Du wohl Mitleid fühlen mit Auriola, wenn Du ſie ſäheſt?«

»Mit der Tochter des Moores? Guter Vater, Du ſtellſt ſonderbare Fragen an mich. Ich beklage Auriola's Unglück, ich fühle Mitleid mit ihrem Leid, das ſie heut noch nicht ruhen läßt, was aber geht mich die Luftgeſtalt an, in der ſie gegenwärtig dem Menſchen zuweilen erſcheint?«

»Und wenn ſie Dir erſchiene, vermöchteſt Du ſie anzureden?«

»Eine holde Geſtalt kann mich nicht erſchrecken.«

»Gib mir ein Verſprechen,« ſagte Hubert. »Meide von heut an den Goldborn nicht mehr. Du biſt ein Freund von ſeltenen Schmetterlingen, jene Gegend iſt reich daran, wie keine zweite. Du wirſt zu allen Stunden des Tages bis in die ſinkende Nacht hinein die ſchönſten Arten dort finden. Es ſcheint, als hätten ſich dieſe zarten Inſekten des Friedens an jenen Ort zurückgezogen, um von dem Geräuſch der

arbeitenden, goldgierigen Menſchen nicht beunruhigt zu werden. Das Reich der Tochter des Moores iſt das Paradies dieſer zartorganiſirten, beflügelten Weſen.«

Bolko reichte dem Kaplan ſeine Rechte, ohne ein Wort der Bejahung oder Betheuerung auszuſprechen. Hubert überließ den jungen Freund ſeinem eigenen Nachdenken.

Einige Tage verlebte Bolko in unruhiger Spannung. Bald ſtreifte er durch den Wald, bald verließ er wieder kaum ſein Zimmer, von dem aus die Gegend um das Moor beobachtet werden konnte. Er achtete genau auf alle Erſcheinungen, die ſich etwa im Laufe des Tages dort kund gaben; allein außer häufigen Nebelſtreifen früh und Abends, und einem braungelblichen Rauch am hohen Mittag konnte er nichts Auffallendes bemerken. Menſchen ſah er nie in jene Gegend kommen, überhaupt ſchien alles Lebendige ſie zu meiden. Seine Unterredung mit Hubert ward ihm aber doch zum geheimen Sporn, der ihn endlich zum Beſuch des Moores antrieb. Mit einem Jagdmeſſer und Inſektennetz verſehen, machte er ſich in den ſpätern Nachmittagsſtunden auf den Weg. Bolko hatte den Goldborn noch niemals beſucht, er ward daher von der ganz eigenthümlichen Beſchaffenheit des Bodens ringsum überraſcht. So weit das verrufene

Moor reichte — und seine Ausdehnung war bedeutend — bedeckte ein seltsam gefärbtes Riedgras die Erdoberfläche. Weder roth, noch gelb, noch braun, vielmehr eine unbeschreibliche Mischung aus allen drei Farben, schied sich die Grenze des Moores scharf von der grünen Berasung der übrigen Umgebung ab. Bei jedem Schritte schwankte der Boden, ohne den Einbruch fürchten zu lassen, denn die Wurzelkruste war sehr stark. Ungefähr gegen die Mitte hin zeigte sich eine mit Gesträuch umgebene Erhebung. Dies war der Ursprung des silberhellen Wassers, das in gewundenem Schlangenlauf das Moor und weiterhin die üppige Waldlandschaft durchrieselte.

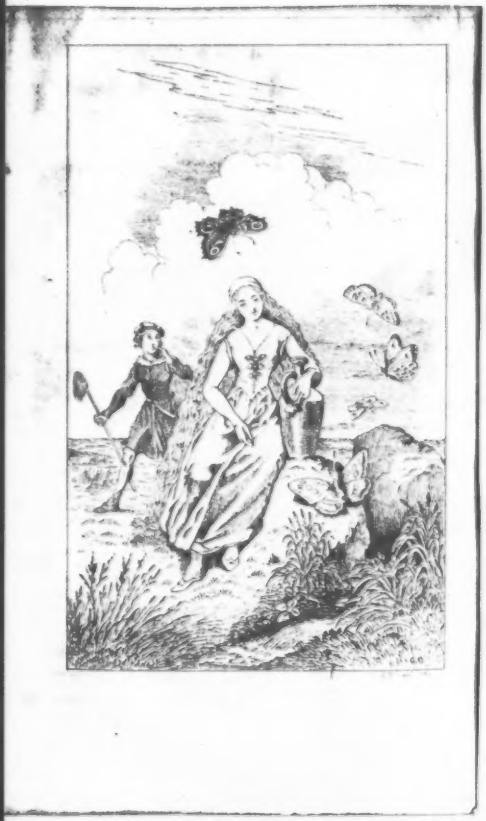
Volko schritt langsam bis zu diesem Punkte vor und ließ mit Wohlgefallen seine Blicke auf dem Wasserbecken ruhen, dessen Einfassung von goldgelbem Granitkies etwas ungemein Gefälliges hatte. In zahllosen flimmernden Perlen stieg das Wasser geräuschlos aus einer unermeßlichen Tiefe herauf, die bei längerem Hinblick Schwindel erregte. Über diesem kühlen Born und weithin auf den nickenden, goldgelben, silbergrauen und röthlichblauen Sammthalmen der Gräser, eben so auf den zierlichen weißen Bärten der Torfblumen, die gleich zahllosen Flämmchen ohne Licht und Glanz auf dem farblosen Moor gaukelten, schwebte in lieblich graziösem Spiel eine

bunte Schaar prachtvoll gezeichneter Schmetterlinge. Beſonders häufig waren das ſanfte, reizende Pfauenauge, der brennende Purpurvogel und der feierliche, hehre Silbermantel, der Cherub unter dieſen beſchwingten Bewohnern der Luft. Bolko war entzückt über dieſen Anblick und machte mit geringer Mühe einen werthvollen Fang. Es dauerte ihn faſt, dieſe ſanften, zierlichen Geſchöpfe mit harter Hand um ihr beneidenswerthes, fröhliches Leben zu bringen. Die außerordentliche Menge und Mannigfaltigkeit dieſer Inſekten lockte nunmehr den jungen Gottmar oft auf das Moor und beſchäftigte ihn ſo ganz, daß er alles Andere darüber vergaß und die eigentliche Veranlaſſung ſeines Beſuches aus dem Sinne verlor. Einſtmals nun, als Bolko wieder eine hübſche Anzahl ſeltener Schmetterlinge eingefangen hatte, bemerkte er am äußerſten Rande des Mooces ein Mädchen ſitzen, das ihm den Rücken zuwendete. Es war eine ſchlanke Geſtalt, an der ihm vornehmlich die goldene Haarfülle auffiel, die in glänzenden, reichen Locken über den Rücken bis auf die Erde herabwallten und ſich ſogar auf dem braunrothgelben Moorgraſe noch wie Sonnenſtrahlen fortkräuſelte. Nach Art der wendiſchen Mädchen trug die Unbekannte ein dicht anſchließendes ſchneeweißes offenes Häubchen, oder vielmehr

eine Stirnbinde, aus der wie aus einer Blüthenkapsel die prächtigen Haare hervorquollen.

Bolko war dem Mädchen unvermerkt nahe gekommen, und da er sah, daß sich da, wo das Häubchen an der Stirn aufhörte, ein Schmetterling von seltener Größe und noch nie bemerkter Flügelpracht in leisen Schwingungen wiegte, schlich er sich behutsam dicht hinter die Schöne, um den Vogel zu fangen. Er berührte dabei die Stirn des Mädchens, das sich rasch umwendete. Bolko entschuldigte sich mit den Worten: »Verzeih, schönes Kind, daß ich Dich erschreckt — « Die Rede erstarb ihm auf der Zunge, er konnte sie nicht beendigen, der Schmetterling entglitt seiner Hand und gaukelte, wie es dem Jünglinge schien, sich fortwährend in andere Farben kleidend, langsam nach dem Goldhorne fort.

Die eigenthümliche Schönheit des Mädchens hatte ihn vollkommen bezaubert. Aus einem durchsichtig zarten Gesicht von feinster Bildung strahlten ihm ein Paar Augen an, die ihrem Glanz, ihr frommes Licht aus dem Urquell der Liebe geschöpft zu haben schienen. Die Unbekannte trug eine ungewöhnliche, aber äußerst kleidsame Tracht. An ein buntfarbiges, nicht ganz bis auf die Knöchel herabreichendes Kleid schloß sich ein Mieder von hellblauem Sammet, das vorn mit sehr fein gearbeiteten Silberspangen zugeheftet war,



doch ſo, daß man die volle jungfräulich weiße Bruſt lieblich daraus hervorſchimmern ſah. Die Arme, voll, zart und weiß, trug ſie entblößt bis an die Achſeln. Eben ſo waren die kleinen Füße unbekleidet, doch ſtaken ſie bis an die Zehengelenke in grünſammtenen Pantoffeln von ungemeiner Zierlichkeit, die noch zum Überfluß mit blitzender Silberſtickerei geſchmückt waren. Die Unbekannte ſah lächelnd zu dem Beſtürzten auf, indem ſie mit glockenheller Stimme erwiederte: »Alſo Du biſt der unbarmherzige Räuber meiner ſchönſten Gedanken? Da darf ich mich nicht wundern, daß ich mich ſeit Kurzem ſo verlaſſen fühle.«

»Was!« ſtammelte Bolko, noch erſtaunter, denn zuvor.

»Wunderlicher Mann,« entgegnete das Mädchen mit ihrer bezaubernden Stimme, »Du ſchwärmſt ſo gern und wunderſt Dich, daß ich mit meinen Gedanken, meinen Träumen ſpiele? Die Thierchen, die Du mir gefangen haſt, waren und ſind noch Flocken meines Herzens, die ich zuweilen herausfliegen laſſe in's Sonnenlicht. Sieh zu, daß Du mir ſie lebendig und geſchmückt, wie Du ſie geraubt haſt, wiederbringſt, ſonſt klage ich Dich an, mir das Herz gebrochen zu haben.«

»Aber wer biſt Du denn, ſchönes Kind?«

»Sie nennen mich Auriola. Dich kenne ich recht wohl, Du bist Volko von Gottmar, der Verfluchte.«

»Ja, der Verfluchte!« wiederholte der Jüngling, seine Augen mit beiden Händen bedeckend. Als er sie wieder sinken ließ, stand Auriola aufgerichtet vor ihm, ihr schönes Gesicht mit den tiefen, sonderbaren Augen ihm zugekehrt. Zu ihren Füßen bemerkte er einen irdenen Krug, von eigenthümlicher, nicht unschöner Form. Er ähnelte sehr den Opferkrügen, wie man sie wohl zuweilen noch in Gegenden, wo früher Sorbenwenden herrschten, findet.

»Was willst Du, armes Kind?« sagte Volko schmerzlich bewegt. »Kann ich Dir helfen?«

Auriola lächelte. »Du bist ja zu mir gekommen,« versetzte sie. »Ich habe Dich nicht gerufen, wie ich Niemand rufe. Doch wer mich freiwillig besucht, muß sich auch meinen Wünschen fügen. Du hast mir Schmerzen bereitet durch die Entwendung der Gedanken, die ich hier oben buntflockig um mich wehen lasse. Dafür mußt Du bestraft werden. Komm!«

Das wunderbare Wesen erfaßte Volko's Hand und zog ihn über das Moor mit sich fort nach dem Goldborne. Vor ihr her und über ihrem Haupte bildeten die Schmetterlinge eine unaussprechlich flammende Zeltwölbung mit ihren prachtvollen Flügeldecken.

Die Hand des Mädchens vermehrte noch die Bezauberung Bolko's. Er fühlte sich unwiderstehlich zu dem über- oder unterirdischen Wesen hingezogen und konnte, ungeachtet er sich wiederholt sagen mußte, daß er es ja nur mit einer Erscheinung zu thun habe, doch nicht von ihr trennen. Alle Gefühle, alle Gedanken, alle Wünsche seines Herzens strömten Auriola zu. Er fühlte, daß er dies Ideal eines Weibes liebe, daß er es lieben müsse und werde, auch wenn es nur flüchtige Erscheinung bleiben sollte.

Auf dem Rande der Quelle ließ Auriola ihren Begleiter stehen, nahm den Krug und stieg in die Grotte hinab, um ihn mit der klaren Quelle zu füllen. Nach wenigen Augenblicken stand sie wieder neben ihm, setzte den Krug an die Erde und legte ihre beiden Hände auf die beiden Schultern des Jünglings. In dieser traulichen, anmuthigen und liebevollen Stellung sagte das holde Wesen, ihre wunderbaren Augen zu ihm aufschlagend: »Kannst Du auch lieben?«

Statt der Antwort drückte der Jüngling Auriola an seine Brust und küßte sie auf die Stirn. Sie war so eiskalt, daß er zurückschreckte.

»Du mußt mit mir lauschen,« sagte Auriola, und ihre Stimme klang wehmüthiger, als zuvor. Dann setzte sie sich auf den hohen Rand der Quelle,

zog Volko neben sich nieder und stellte den mit Wasser gefüllten Krug zwischen sich und ihn. Die Schmetterlinge standen jetzt in vollem Sonnenlicht über der rieselnden Quelle. Nur wenige schwebten noch zerstreut auf dem Moore umher.

»Wir müssen noch ein wenig warten,« sprach Auriola, »bis mein Herz wieder ganz mein eigen ist.« Hierauf blickte sie mit ihren schwärmerischen Augen überall hin, wo die vereinzelten Schmetterlinge herumflatterten, und sogleich richteten sie ihren Flug, wie von einem Magnet festgehalten, nach dem Goldhorne. »Nun bin ich mein, denn was mir noch fehlt, das liegt in Dir. Gib Acht!«

Auriola schüttete jetzt aus dem Kruge so viel Wasser in ihre kleine linke Hand, als diese fassen konnte, und reichte die Rechte dem Jünglinge, der von seiner Neigung überrascht, den Arm um das Mädchen legte, sein Ohr ihrem fein geformten Kopfe nahe brachte und begierig auf das wunderliche Spiel achtete, das sie begann. Auriola blies nun erst sanft, dann stärker so auf das klare Wasser in ihrer hohlen Hand, daß es anmuthig wallend an den schlanken Rosensingern emporlief und in funkelnden Tropfen über die Fingerspitzen fortspritzte. »Sieh!« rief sie aus, »sieh, was Du erblickst!«

Die reinen Wassertropfen hatten kaum die Luft berührt, als sie zusammenflossen und urplötzlich ein holdes Gemälde daraus entstand. Auf grünem Wiesengrunde, von Buchen umrauscht, durch deren Laub das Gold der Abendsonne flammte, kniete ein Jüngling vor einem Mädchen, dem er einen Goldreif übergab. Das Gemälde war anfangs trüb und undeutlich, ward dann hell und zerfloß nach und nach in der Ferne verschwebend, in der Luft.

»Was soll das, Auriola?« sprach Volko. »Fessele nicht durch zauberische Gebilde mein unbewachtes Herz an das Deinige. Es müßte uns ja doch nur unglücklich machen.«

»Schwärme und lausche,« versetzte Auriola, »Herzen und Seelen haben nichts Besseres zu thun. Wir sprechen ja nur in die Zukunft hinein, um die Töne zu verstehen, die unsern Wünschen entsprechend klingen.«

»Unsere Zukunft!« murmelte Volko.

»Wenn Du es lieber hörst, so sage: Deine,« entgegnete Auriola, füllte ihre Hand von Neuem mit Wasser und blies abermals die funkelnde Flüssigkeit nach den Fingerspitzen hin. Jetzt gestaltete sich aus den fortspritzenden Tropfen ein Reiter, der mit einer Miene des Entsetzens rückwärts blickend, über eine nachtdunkle Haide jagte. Auch dies Bild erglänzte

in heller Deutlichkeit, und verschwand und erlosch dann, wie das vorige.

»Was bedeutet dies?« fragte Volko. Auriola schüttelte schweigend ihr schönes Haupt, goß frisches Wasser in die Hand und blies es wieder über die Finger in die Luft. Ein hohes Schloß mit vielen Thürmen ward sichtbar. Von einem Balkon herab fiel eine Strickleiter, an der ein Mann hinaufklomm. Als er den Fuß auf den Balkon setzte, verschwand das Bild.

»Sonderbar! War das nicht meine Stammburg?« sagte Volko.

»Nein; doch kannst Du lieben?« fragte jetzt ernst und düster Auriola.

Wieder drückte der Jüngling sie an seine Brust, sein Mund berührte den ihrigen, und heiliges Feuer durchflutete seinen Körper. Auriola füllte seufzend die Hand mit neuem Wasser. Auf ihr wunderbares Blasen zeigten sich geschmückte Tänzer in einem glänzend erleuchteten Saale, Musik tönte herüber zu den Lauschenden, dann verklangen Töne und Farben im Abenddämmern.

»Ich fühle Schmerzen,« sagte Volko. »Eine ungeheure Empfindung der Qual, eine nagende Seelenpein bewältigt mich ganz.«

»Still und lausche!« befahl ernst Auriola, die Hand nochmals füllend und die kristallenen Wellchen

wie früher in die Luft blasend. Ein Brausen, als ob die Windsbraut durch den Forst rase, entstand in der Luft, die sich verdunkelte. Aus Nacht und Wolkendunst brach der Mond hervor- und beleuchtete eine hügelige Gegend, von Wald und Steingeklipp umgeben. Aus dem Walde brauf'te ein Viergespann nach dem einzigen freien Platze, der öd und traurig aussah. Eine Mädchengestalt tauchte auf und schwebte, ihr schmerzlich lächelndes Gesicht dem Viergespann zugekehrt, immer vor diesem her, bis sie als Wolke in den Wald verflog. Ein Blitz fuhr aus schwarzem Gewölk und zündete eine Buche, bei deren Brande das Viergespann langsam am Boden zerfloß. Als auch dieses Gemälde verschwunden war, neigte Auriola ihr Haupt, und Thränen flossen auf ihren Busen herab.

»Holde Zauberin,« sprach Volko, »warum treibst Du dies Wunderspiel, wenn es Dich betrübt?«

»Weil es keine Liebe mehr gibt auf Erden.«

»O sage das nicht!« rief Volko aus. »Es gibt noch Liebe, tiefe, ewige, heilige Liebe auf Erden, ich fühle es! Wisse, Auriola, daß ich selbst, der noch kein Mädchen umfangen, daß ich Dich liebe mit allen Fasern meines Leibes, mit allen Wünschen und Kräften meiner Seele. Auriola, ich will Dein sein und bleiben auf ewig, sei und werde auch Du mein!«

»Halte Wort!« tönte es wie aus der Luft mit der hellen Stimme des Mädchens. Volko sah ihre Gestalt erblassen, fühlte sie an seinem Herzen verschwinden. Die Schmetterlingswolke über dem Quell stieg empor und zerstob nach allen Himmelsgegenden In der Grotte versank ein flockiger dünner Nebelstreif. Volko war allein auf dem wüsten Moor, das im Dämmerlicht seine schwülen Dünste aushauchte. Nie gefühlte Empfindungen durchzuckten ihn bei dem Gedanken, daß er sein Herz einem der Erde nicht mehr angehörenden Wesen geschenkt, daß er der Tochter des Moores Liebe geschworen habe. Er enteilte mit schnellen Schritten dem Schauplatz dieser unerklärlichen Leidenschaft, um auf seinem Schlosse im Gespräch mit Hubert die verlorene, oder doch getrübte Ruhe der Seele wieder zu gewinnen.

Der Kaplan freute sich über das Erscheinen Auriola's und wußte den Jüngling leicht durch sein Zusprechen zu trösten. Volko verbrachte die Nacht unter heitern Träumen, in denen die zarte Gestalt des Mädchens vom Moor wiederholt erschien und ihm ein Glück vorspiegelte, das gleich jenen Zaubergebilden am Brunnen seine Sinne berauschte. Mit Sonnenaufgang verließ er die Burg, um der lockenden Stimme zu folgen, die ihn nach dem Moore fortzog. Alle

Furcht, alle Angſt war verſchwunden. Die Einſamkeit, ihm ſonſt ſo verhaßt, entzückte ihn jetzt. Die öde, braune, ſteinige Fläche, die finſtern Waldränder, das Rauchen der Sumpferde dünkten ihm ein Paradies. Sehnſuchtsvoll ſetzte er ſich am Rande der goldhellen Quelle nieder und ſah hinab in das ſonderbare Perlenſpiel, mit allen Gedanken die geliebte Geſtalt der holden Zauberin rufend. Auriola ließ ſich aber nicht blicken, obwohl Bolko bis gegen Mittag auf ſie wartete. Unbefriedigt verließ er das Moor, um gegen Abend wieder zu kommen. Das Mädchen war noch immer nicht da, doch bemerkte er über der Quelle die funkelnde, farbige Flügelwolke der ſchönen Schmetterlinge. Ungeduldig durchſtreifte er das ausgebreitete Moor nach verſchiedenen Seiten hin bis dicht an den Waldſaum, der es gegen Mittag und Mitternacht begrenzte. Plötzlich ſah er etwa zwanzig Schritte von ſich Auriola durch das hohe, ſäuſelnde Gras ſchweben, den ſonderbaren Krug in der Hand. Ohne auf ihn zu achten, ſchwang ſie das Geſchirr in anmuthigen Bogenſchwingungen um Bruſt und Haupt und verſprengte den Inhalt deſſelben in den funkelndſten Waſſerſtrahlen, die ſich gleich brillantnen Guirlanden um ſie ſchwangen und dicht an ihr niederfielen, über die Moorerde.

»Auriola!« rief Volko, stürzte auf sie zu und sah sich nach einigen Sekunden vor dem lieben Mädchen am Boden liegen, ihre Hand ergreifen und einen goldenen Ring an ihren schlanken Finger schieben.

Das Mädchen ließ es geschehen. Als sich nun aber Volko erhob und die Geliebte umarmen wollte, erhob diese die ringgezierte Hand und sprach mit einem unbeschreiblichen Lächeln weicher Wehmuth: »Sieh!«

Volko folgte der Richtung ihres Fingers. Auf der schwärmenden Schmetterlingswolke, bald nah, bald entfernt, stand genau dasselbe Zauberbild, das am vergangenen Abende aus dem Spiel des Mädchens entsprungen war, nur daß es heut deutlicher und größer erschien, und länger bald vor- bald rückwärts schwebte. Volko sah jetzt mit Erstaunen Auriola und sich selbst in den Luftgestalten.

»Wie!« rief Volko aus. »Ist dies Täuschung oder Wahrheit?«

»Du siehst es ja,« versetzte das Wundermädchen. »Die Luft spiegelt, weil ihr die Lüge verhaßt ist, immer nur das Wahre zurück.«

Volko erhob sich, Auriola schwang nochmals den Krug über ihr Haupt und das Bild zerrann.

»Bist Du auch treu?« fragte ihn jetzt das Mädchen. »Du würdest mich recht unglücklich machen,

wenn Du je vergessen könntest, daß Du Dich mir heut feierlich verlobt hast.«

Volko war so bestürzt von dem Luftbilde, daß ihm Auriola's Gegenwart kaum bemerkbar blieb. Er sah, er hörte sie nicht, und dieselbe Angst, die ihn am vorigen Abende fortgetrieben hatte, ergriff ihn auch jetzt wieder. Als er das Mädchen befragen wollte, war es verschwunden. Dieselbe stille, feierliche Ruhe, dieselbe öde Unheimlichkeit, wie immer, hatte sich wieder über das Moor gelagert. Die tiefer gelegenen Wiesen hauchten leichte, feine Dünste aus, die ferneren Weiher nebelten, an Busch und Hügel verschwebten graue Wolkenschatten.

Volko kam athemlos auf seinem Schlosse an. Erschüttert trat er in die Bibliothek, wo er wußte, daß sich Hubert am liebsten aufhielt.

»O, rette, rette mich, Vater!« rief der erschrockene Jüngling. »Du hast mich verleitet, mit einem Wesen, das nicht ganz dieser Erde angehört, in Verbindung zu treten, um einen Frevel meiner Ahnen zu sühnen. Sehnsucht und Leidenschaft haben mich übermannt, die berauschende Magie weiblicher Schönheit hat mich verlockt, verführt, ich habe mich feierlich »der Tochter des Moores« verlobt und bin nun ihr und ihrem Zauber auf ewig verfallen!«

»Wie mag Dich dies erschrecken!« versetzte mit ruhiger Stimme der greise Kaplan. »Indem Du nur gethan hast, was ich Dir rieth, um Dein Geschlecht mit einem Fluche auszusöhnen, der es verfolgte und gänzlich zu vernichten drohte, bist Du ja glücklich zu nennen! Wisse, daß solche Wesen, wie jene »Tochter des Moores« nur den süßen Zauberschein, nie die nüchterne Verwirklichung desselben wünschen! Deshalb wird Auriola nie von Dir verlangen, daß Du Dich ihr wahrhaft leiblich vermählen, daß Du ihr mit Leib und Seele angehören sollst.«

»Aber ich liebe sie ja, liebe sie bis zur Raserei!« rief Volko mit entsetzlichem Blick, vor dem selbst der stets ruhige Hubert erschrak. Indeß erwiederte er besonnen:

»Immer liebe sie, liebe Auriola in geistig reiner Hingebung. Es wird Dich dies nicht hindern, die zweite Hälfte Deiner Neigung auf eine schöne Tochter dieser Welt überzutragen und ihr als Mensch ganz und für immer in Glück und Unglück anzugehören.«

»Heißt das auch geistig treu bleiben?« fragte Volko beruhigter.

»Keine irdische Leidenschaft, mein Sohn, kann die geistige Treue, welche Du Auriola gelobt hast, brechen oder aufheben. Versuche nur erst irdisch zu lieben und Du wirst sehen, empfinden, ahnen, daß

zwischen Deiner Liebe zu Deiner irdischen Braut und der zauberischen Auriola ein nie aufzuhebender Unterschied ist.«

Volko verließ Hubert, das Gehörte in seine Brust verschließend und lang und tief darüber nachdenkend. Es schien ihm, wenn auch verschleiert, der Kern, das reine Licht einer tiefen Wahrheit in seinen Worten zu liegen. Je mehr er sie bei sich erwog, je öfter er sein Herz befragte, desto wahrscheinlicher, desto wünschenswerther ward ihm die Verwirklichung dessen, was Hubert gesprochen. Um sich in dem stillen Beschauen und Belauschen seines innigsten Wunsches nicht stören zu lassen, vermied er einige Tage das Moor zu besuchen. In dieser Zeit reifte das, was anfangs nur Wunsch gewesen war, zur heißen Forderung, zur schwülen, heftigen Leidenschaft, und je mehr er diese durch fortwährendes Denken nährte, desto mehr trat die geistig-zarte Neigung zu Auriola in den Hintergrund. Zwar hing seine Erinnerung noch mit Liebe, mit inniger Sehnsucht an der schönen Luftgestalt; es war aber die ruhige, befriedigende Sehnsucht heiterer Freundschaft, nicht das ungestüme Drängen und Pochen einer jungen, leidenschaftlichen Liebe. Hubert hat Recht, sprach der Jüngling zu sich selbst, ich muß seiner Weisung folgen. Auriola, das sonderbare Wesen, halb Mensch, halb Geist, halb

Engel, wird sich gewiß mit mir freuen, wenn ich, der Fluchentlastete, ein Mädchen finde, das ich als Gattin in die Burg meiner Väter heimführen kann.

Es ward dem reichen Baron nicht schwer, unter den Töchtern der angrenzenden Edelleute Aufmerksamkeit zu erregen. Er war reich, jung, schön und schon durch das Schicksal seiner Familie mehr als interessant. Damals, wo das weibliche Herz sich noch ungetheilt an die Romantik der ächten Liebe hingab, konnte ein liebendes Mädchen ohne Zaudern selbst ihr ganzes zeitliches Glück der Neigung zum Opfer bringen. Die egoistische Kuppelei unserer Zeit hielt man in jenen Zeiten der Unkultur für gemein und unmoralisch.

Tief im Gebirge, etwa drei Meilen von Gottmar, überragten auf hohem Sandberge die festen Zinnen des Schlosses T..... die vorliegenden Hügel und die ganze fruchtbare Landschaft. Bolko konnte aus den Fenstern seiner Burg die Thürme des Schlosses T..... sehen und das Funkeln seiner Fenster in der Abendsonne beobachten. Der Besitzer dieser Burg war ihm wohlbekannt, auch erinnerte er sich, vor Kurzem von verschiedenen jungen Edelleuten seine Tochter Emma als eine ungewöhnliche Schönheit und ein liebenswürdiges Mädchen preisen gehört zu haben.

Er ließ ſich unverweilt ſeinen Rappen ſatteln, um den Beſitzer von T..... zu beſuchen. Aller Nichtwege kundig, kam Bolko bei guter Zeit auf der Burg ſeines väterlichen Freundes an. Der Ritter war nicht zu Hauſe. Statt ſeiner begrüßte ihn ein ſchlankes Mädchen von edlem Anſtande, eine wahrhaft vornehme Geſtalt. Es war Emma, die einzige Tochter und reiche Erbin des Ritters. Nicht unbekannt mit Bolko's Familienmißgeſchick, brachte die wortgewandte Emma das Geſpräch darauf und wußte dem Jünglinge theils durch beſcheidene Fragen, theils durch leiſe Andeutungen ſo viel zu entlocken, daß ſie von ihm erfuhr, der neue jugendliche Beſitzer hoffe endlich das Geſchick mit ſeinem Geſchlecht ausgeſöhnt zu haben. Emma's herzliches Weſen, verbunden mit hoher Frauenwürde, die ſie trug und hob, machten auf Bolko tiefen Eindruck. Er geſtand ſich ſelbſt mit Freude, daß die Empfindungen, von denen bei Emma's Anblick und Geſpräch ſeine Seele erfüllt worden, ganz anderer, wohlthuender, beglückenderer Art ſeien, als jene, die ihn bei Auriola's Begegnen ergriffen hatten. Auch glaubte er in den dunklen Augen der Erbin von T..... etwas zu leſen, das wie eine Aufforderung, ja wie ein fröhliches Entgegenkommen ſich deuten ließ. Er verſchob, unter dem Vorwande, daß er den Schloßherrn erwarten müſſe, ſeinen

Abschied von Stunde zu Stunde, bis es zu dunkeln begann. Allein auch jetzt kam der Ritter noch immer nicht, und wenn Volko seinen feurigen Rappen in der finstern Nacht und auf den steinigen und schmalen Waldwegen nicht in Gefahr bringen wollte, so mußte er, was ohnehin der Anstand forderte, T..... verlassen. Er nahm Abschied, herzlicher als er beabsichtigte, und als unwillkürlich Emma's zarte Hand in der seinigen lag, fühlte er seinen Druck sanft erwiedert und hörte ein freundliches »auf baldiges Wiedersehen!« ihren Lippen entschlüpfen.

Die Nacht war, wie schon bemerkt, finster, obwohl einzelne Sterne durch den dünnen Wolkenschleier funkelten, der den Himmel bedeckte. Volko spornte seinen Rappen über Gebühr und ohne Noth, denn das feurige Thier bedurfte keiner solchen Anreizung. Seine Gedanken waren aber so ganz in dem Frauengemache auf T..... zurückgeblieben, daß er für nichts Anderes Sinn hatte. In schnellem Ritt legte er auf dem schaumbedeckten Rosse den weiten Weg zurück. Er hatte sich dem Instinkt des Thieres vertrauend, nur oberflächlich um den Weg gekümmert, und so suchte sich der Rappe, als er die Nähe der Heimath witterte, die allernächsten und geradesten Waldstege aus. Volko sah die Bäume dünner und immer dünner werden, jetzt ganz auf beiden Seiten zurück-

treten und eine öde, ebene Gegend vor sich liegen. Anfangs kann ihm diese Örtlichkeit ganz fremd in so später Stunde vor. Sein Rappe begann zu schnauben und bäumte sich. Bolko suchte ihn durch Schmeicheleien zu beruhigen und vorwärts zu treiben. Er sprang aber trotz Zügel und Sporen zur Seite und jagte nun längs dem Waldsaume hin, ohne die dunkle Haide nur mit einem Hufe zu berühren. Jetzt sah sich Bolko um, gewahrte das rothbraune, schwankende Riedgras und bekannte sich, nicht ohne ein Fröstеln der Angst seine Glieder durchrieseln zu fühlen. Das Moor mit dem Goldbrunnen lag ihm zur Seite. Bleiche Nebelstreifen standen wie gothische Bogenwölbungen über ihm und brachten eine ungewisse Heiligkeit hervor, gegen welche die übrige finstere Umgebung seltsam abstach. Wider Willen mußte Bolko an Auriola denken. Das Herz klopfte ihm, als sei er sich einer schweren Schuld, eines argen Verbrechens bewußt. Er wendete die Augen von dem Moore ab und richtete sie mit Anstrengung gegen den finstern Wald, während der Rappe in vollem Jagen dicht an diesem hinflog.

»Sei treu!« hörte es Bolko plötzlich laut und vernehmlich, mehr flehend als fordernd und befehlend, hinter sich rufen. Erschrocken wendete er sich rückwärts und — o Entsetzen — am Rande der Quelle

saß, mit einem leuchtenden weißen Schleier angethan, dessen Saum mit Diamanten vom reinsten Wasser eingefaßt war, Auriola! Ihr blondes, aufgelöst'tes Haar umfloß, wie bei der ersten Begegnung, fast ihren ganzen Körper und kräuselte sich auf dem Boden in glänzendem Geflimmer fort. Sie hatte die rechte Hand über ihr schönes Haupt erhoben und hielt zwischen Daumen und Zeigefinger den Goldreif, den ihr Bolko geschenkt, womit er sich ihr verlobt hatte.

»Bleibe treu!« tönte es wieder vom Moor herüber, während die Nebelbogen fielen. Über dem Haupte des Mädchens entstand ein heller Punkt, der sich schnell vergrößerte und in ein Bild verwandelte. Bolko erkannte mit von Entsetzen entstellter Miene das zweite Zauberbild, das Auriola in die Luft gespritzt hatte, erkannte sich selbst ganz so, wie er eben am dunkeln Moor auf die Heide hinausſprengte.

Auriola winkte dem Davoneilenden, ihre Linke deutete nach dem Spiegelbilde seines Lebens und nochmals, jetzt wehmüthiger, klagender, bittender, schlug der Mahnungsruf: »Bleibe treu!« an das Ohr des verwirrten Jünglings. Bleich vor Entsetzen kam er auf seinem zitternden Rappen in die Burg, begab sich sogleich auf sein Zimmer und weigerte sich sogar, Hubert zu sprechen, der sonst immer des Abends um ihn sein mußte.

Auch Tags darauf ließ er gegen seinen alten Lehrer nichts von dem Vorgefallenen verlauten. Er fühlte sich ohnehin ruhiger und leichter, und da er von jeher verschiedenes von sonderbaren Erscheinungen am Moor zur Nachtzeit gehört hatte, so spottete er sich selbst das persönlich Erlebte geflissentlich hinweg und verbannte es unter die Gebilde einer aufgeregten Einbildungskraft. Um indeß sicher zu gehen und Auriola, die räthselhafte Tochter des Moores, nicht zu erzürnen, nahm er sich vor, den Goldbrunnen baldigst zu besuchen. Dann, meinte er, würde sich ja mit dem Zaubermädchen im Nothfall ein Abkommen treffen lassen.

Bolko hielt Wort. Schon der nächste Nachmittag sah ihn, als Waidmann angethan, am Moor. Da er keinen Drang in sich fühlte, Auriola zu rufen, was er ohnedies noch niemals gethan hatte, so schlenderte er müßig unter den Bäumen herum, des Augenblicks harrend, wo sie aus ihrer Grotte emportauchen werde. Es verging aber Stunde nach Stunde, ohne daß sich das sylphenartige Wesen sehen ließ. Nicht einmal die gewöhnlichen Bewohner des Moores und dessen nächster Umgebung, die buntfarbigen Schmetterlinge, waren vorhanden. Nur Einzelne flatterten zerstreut umher und fielen matt in die feuchten Gräser nieder, mit zerknitterten, oder doch ihres glänzenden

Staubes beraubten Flügeln. So kam der Abend heran und Auriola war nirgends zu erblicken. Volko faßte sich ein Herz und rief leise ihren Namen in die warme Luft. Auch darauf zeigte sich das wunderbare Wesen nicht, aber es kam ihm vor, als ob sich rings um ihn herum die Riedgräser beugten, wie von einem gewaltsamen Druck niedergebeugt. Die Luft bewegte sich, er hörte es rauschen und in ihm selbst ward die Empfindung rege, als streife ein Körperliches in seiner unmittelbaren Nähe vorüber. Obgleich er nichts sehen konnte, mußte er sich doch wundern, daß er ganz deutlich ein schweres Aufathmen vernahm und bald darauf seine Kleidung so durchnäßt war, als sei er von einem heftigen Regenguß überfallen worden. Da er auch das Gras ringsum sehr feucht fand und die Waldung zu rauchen begann, so schob er es auf den stark fallenden Abendthau und schlug quer über den Moor den Rückweg ein. Dieser führte ihn dicht am Rande der Quelle vorüber. Neugierig blickte er in die Tiefe, ob sich das schöne melancholische Mädchen ihm hier vielleicht zeigen wolle. Es fiel ihm auf, daß die Fluth nicht, wie sonst, anmuthig plätscherte. Er stieg hinab bis in die Grottenvertiefung und bückte sich. Da erschrak er aufs Heftigste. Der starke Quell rann dick und schwerfällig, trüb und fast zäh aus der Grotte, und je länger Volko auf die trübe

Fluth ſein Auge heftete, deſto deutlicher glaubte er auf dem ſchwerfällig fortrinnenden Gewäſſer die ſchönen Lockenhaare Auriola's zu ſehen. Bei dieſem Anblick ergriff ihn ein ſo heftiger Schwindel, daß er ſich gewaltſam umkehren mußte, wenn er nicht willenlos in den Brunnen ſtürzen wollte.

Nach dieſer Erfahrung glaubte Volko vollkommen Recht zu thun, wenn er ein nochmaliges Zuſammentreffen mit der »Tochter des Moores« dem Zufall anheim gäbe. In ſeinen Gedanken, in ſeinem Herzen lebte Emma, kaum gab es noch einzelne Stunden, in denen er mit wirklicher Sehnſucht an Auriola dachte. Nur wollte ſonderbarerweiſe die Erinnerung an dieſe ſich nicht verlieren. Vielmehr drängte ſie ſich ihm deſto häufiger und ſtörender auf, je öfter er ſich das Bild der liebenswürdigen Emma in's Gedächtniß rief; ja dies unbequeme Kommen des ſtörenden Mädchenbildes ward nach und nach faſt dämoniſch und quäleriſch, ſo daß Volko dem peinigenden Gedanken an das Luftgebild nur durch ein Entfliehen aus der Umgebung ihrer Grotte entgehen konnte.

Der junge Baron hatte inzwiſchen die ſchöne Emma wiederholt beſucht und ihr ſeine Liebe geſtanden. Gegen alles Erwarten zog Emma's Vater die Stirn in gewaltige krauſe Falten, als ihm Volko ſein Anliegen eröffnete, und ſchlug ihm die Hand

seiner Tochter rund ab, mit der Bemerkung, er wolle sein Kind nicht unglücklich machen; denn es sei ihm gar wohl bewußt, wie die gesammten Freiherren von und zu Gottmar einen schlimmen Kobold im Hause beherbergen müßten, der nun einmal kein Frauenzimmer vertrage, lasse sich aber dennoch ein solches sehen, dasselbe unbarmherzig erwürge und desgleichen den Schloßherrn in sichern Tod stürze. »Demnach, Herr Baron,« setzte der von T..... hinzu, »laßt Euch meine Antwort nicht übel bedünken. Sie gilt keineswegs Eurer Person, die mir wohl stattlich fürkommt und recht wohl gefällt, sondern Eurem Haus- und Schloßkobold. Könnt Ihr das böse Wesen vertreiben oder unschädlich machen, so seid mir willkommen auf meiner Burg, zuvor aber, das bitt' ich, laßt Euch nicht wieder bei mir sehen, wenn Ihr nicht wollt, daß ich mich vergessen soll!«

Das war ein harter Bescheid für Belko. Zwar ließ es der Liebende nicht an Betheuerungen fehlen, die dem hartnäckigen Herrn von T..... beweisen sollten, daß jene räthselhafte Macht, dem so lange Jahrhunderte der unmittelbare Erbe und Besitzer von Gottmar unterlegen war, gesühnt, unschädlich gemacht worden sei, sogar das Zeugniß Huberts ward herbeigeholt, um den alten Trotzkopf für sich zu gewinnen, allein diesem genügten solche Beweise nicht. Er

nannte sie Fiselefanz und spanische Schösser und beharrte auf seinem Beschlusse.

Emma war darüber sehr unglücklich und wußte den Kummer nur dadurch einigermaßen zu lindern, daß sie Volko desto inniger liebte. Dieser erhielt seine geheimen Instructionen von dem geliebten Mädchen und verließ, wenn nicht befriedigt, doch ruhig, das Schloß T.....

Es war Herbst, die Tage nahmen ab, Regenschauer und Stürme durchtobten die Forste. In einer solchen Nacht, die kein Mondstrahl, kein Sternenlicht erleuchtete, saß Emma allein auf ihrem Zimmer am Kamin. Die schweren Vorhänge von gestickter Seide verhüllten die hohen Fenster des runden Söllervorsprunges, der als Überschau aus dem übrigen Gemäuer der Burg hervorragte. Das schöne Mädchen, in ein einfaches, aber äußerst geschmackvolles Negligé gehüllt, hatte schon zu verschiedenen Malen die Gardinen gelüftet und ihr feines Ohr an die Fensterscheiben gelehnt, als wollte sie die sonderbaren Töne des Sturmes ganz in sich aufnehmen. So oft sie wieder an den Kamin zurückkehrte, las sie in einem großen, mit schönen bunten Randzeichnungen geschmückten Manuscript, das die wunderbaren Liebes-Abenteuer von Tristan und Isolde in zarten, süßen Versen beschrieb. Nach langem Harren — die Thurmschelle

hatte schon die eilfte Stunde der Nacht verkündigt — vernahm Emma aus der Tiefe den schrillen Ruf eines Käuzchens. Das schöne Mädchen hielt die kleine Hand muschelartig gekrümmt an's Ohr, schlüpfte auf den Zehenspitzen über den teppichbedeckten Fußboden nach dem Söllerfenster und lauschte. Der Ruf wiederholte sich. Emma's kluge Augen erglänzten vor Freude, ein tiefes Roth überzog ihre Wangen, geräuschlos hüpfte sie nach einem Spünt und langte eine aus Seidengarn gedrehte Strickleiter hervor. Hierauf öffnete sie, während von unten herauf zum dritten Mal das Käuzchen schrie, das Bogenfenster, hing die Strickleiter an einen eisernen Haken, der in der Mauer befestigt war und ließ sie mit einem herzinnigen »sei gegrüßt!« in die mächtige Tiefe hinabrollen. Als vermöge ihre schwache Hand alle Gefahr abzuwenden, umschlang sie unterhalb des Ringes die schwankende Leiter, die sich alsbald beschwerte und nach wenigen Minuten bänglicher Erwartung eine jugendlich kräftige Männergestalt zu der einsam Wachenden heraufführte.

Volko und Emma sanken einander beglückt in die Arme und vergaßen bald Gegenwart und Zukunft. Schwüre der Liebe und Treue wurden gewechselt und zum Andenken an die selig genossene Stunde die Ringe wechselseitig vertauscht. In dem Moment,

wo Bolko Emma's Hand mit dem Zeichen der Liebe schmückte, schlug ein heftiger Windstoß das Fenster auf und schleuderte klirrend etwas Glänzendes zu Bolko's Füßen. Emma bückte sich erschrocken und hob einen gebrochenen feinen Goldreif auf.

»Sieh, Geliebter,« sprach sie, Bolko den sonderbaren Fund reichend, »wie kommt dieser Ring hieher?«

Bolko zitterte, als seine Hand das Gold berührte. Es war derselbe Reif, den er Auriola gegeben, und während er seine Augen fest auf das zerbrochene Symbol der Treue heftete, trat jenes wunderbare Zaubergemälde vor seine Seele, das als das dritte aus Auriola's Tropfenspiel entstanden war. Die Strickleiter, der Söller, Emma, er selbst: Alles gruppirte sich und nahm unwillkürlich genau Form und Gestalt jenes Lufthildes an. Bestürzt wendete sich Bolko nach dem Söllerfenster, doch zeigte sich ihm diesmal die beleidigte, ja verrathene »Tochter des Moores« nicht. Statt dessen wurden vor der Thüre des Gemaches schallende Tritte gehört: »Mein Vater!« rief Emma. »Himmel, wir sind verloren! Flieh, flieh, Geliebter!«

Eilig drängte sich Bolko in die Söllervertiefung zurück, und der kühne Jüngling wäre jedenfalls glücklich entkommen, hätte nicht der schadenfrohe Windstoß

die leichte Strickleiter entführt. Jetzt war er ein Gefangener, und waffenlos, wie er gekommen, dem Zorne des Barons hingegeben. Dieser trat auch, ehe sich die Überraschten besinnen konnten, herein, blieb ruhig an der Thür stehen und maß die liebenden Sünder mit strengen Blicken.

»Also hat mich mein altes Auge doch nicht getäuscht,« redete er die Bestürzten an und trat ein paar Schritte vor. »Herr Baron,« fuhr er zu Volko gewendet fort, »wollte ich streng sein, wie es meine Vorfahren gewesen sein würden, so schleppte ich Euch an dasselbe Fenster, durch welches Ihr wie ein Räuber in meine Burg gestiegen seid, und stürzte Euch hinunter in die Tiefe. Ich will aber mild sein, bedenkend, daß ich wohl selbst einige Schuld an Eurer Handlungsweise trage. Denn ich kenne den Muth und die Tollkühnheit der Jugend. Um aber das Unabänderliche so gut als ungeschehen zu machen, tritt heran, junger Wagehals, und reiche meiner Tochter die Hand als zukünftiger Ehegemahl. Nur hüte Dich, daß ich etwas Nachtheiliges von Dir höre!«

Einen so erwünschten Ausgang seines nächtlichen Abenteuers hatte Volko nicht erwartet. Es war natürlich, daß er die bedenkliche Zurückgabe des Ringes gänzlich vergaß und die stürmische Nacht mit dem Herrn von T..... gemüthlich plaudernd und wacker

zechend verbrachte, während die nicht minder glückliche Emma als reizende Hebe den Zechern die bekränzten Pokale reichte.

»Warum haſt Du mir das verſchwiegen?« ſprach Hubert zu Volko, als dieſer ihm die unerklärliche Zurückgabe des Ringes erzählte. »Schon daß ſich Auriola Dir nicht mehr gezeigt,« fuhr der Greis fort, »ſchon dies hätte Dich vorſichtig machen und bewegen ſollen, mit mir Rückſprache zu nehmen. Aber ſo iſt die Jugend! leichtſinnig bis zur Tollheit, und immer erſt dann darauf bedacht, die Meinung Anderer, Weiſerer zu hören, wenn ſie ſelbſt keinen Ausweg mehr ſieht.«

Volko ſtand mit verſchränkten Armen am Fenſter und ſah auf den Forſt und auf die über ihm aus blauer Ferne emporragenden Thürme von T.....

»Biſt Du ſeitdem nicht mehr am Moor geweſen?« fragte Hubert nach einer Pauſe ſtillen Nachdenkens.

»Was ſoll ich dort!« verſetzte Volko. »Die närriſche Hexe will ja nichts mehr von mir wiſſen, und am Ende iſt ihre ganze Erſcheinung bloß Einbildung meiner damals leicht reizbaren Phantaſie geweſen.«

»Vergiß nicht, wen Du schmähst!« warnte Hubert. »Es ist das räthselhafte Wesen, das Deinem Geschlechte Wohl und Wehe bringen kann, das Du versöhnen konntest, wärest Du leidenschaftlos meiner Weisung gefolgt.«

»Deiner Weisung?« versetzte Volko lachend. »Nun aber, weil ich mich auf Deine Rathschläge eingelassen, mit dem luftigen, eigensinnigen Schemen mich in Verbindung gesetzt habe, befinde ich mich gegenwärtig in der mißlichsten Lage von der Welt. Ohne Dein Zureden und die alberne Schrift, die mich kindisch und leichtgläubig gemacht hat, wäre es mir nie in den Sinn gekommen, einem Geiste Liebesanträge zu machen.«

Hubert beachtete diese Vorwürfe des jungen Mannes nicht. »Alles Toben frommt hier nichts,« unterbrach er den Eifernden, »nur Klugheit kann Dich retten. Weiber bleiben stets Weiber, auch wenn sie nicht als gemeine irdische Wesen einher gehen. Sie sind leicht zu erzürnen, leicht zu überreden. Ihnen schmeicheln ist stets der sicherste Weg, mit ihnen auf gutem Fuße zu leben. Lobe die Häßlichste ihrer Schönheit wegen ins Gesicht und sie lächelt Dir freundlich zu, wenn ihr auch der gegenüberhängende Spiegel genau das Gegentheil versichert. Sage offen die Wahrheit, und Du giltst bei ihnen

für einen groben, rohen Gesellen. Sie leben von dem süßen Johannisbrod der Täuschung am liebsten, also — täusche man sie! Es ist die reizende Klapper für diese ewigen, herrlichen Kinder.«

»Nun?« fragte Volko finster, als Hubert eine Pause machte; denn der junge Mann war mit der Abhandlung seines Kaplans über die Frauen nichts weniger als zufrieden. »Was soll denn geschehen?«

»Wirf den Ring in den Brunnen und bitte Auriola um Verzeihung.«

»Und wenn sie störrisch bleibt?«

»Sei ohne Sorgen, sie vergibt! Hier ist der Ring, ich habe ihn wieder gelöthet.«

Volko empfing den verhängnißvollen Reif aus Huberts Hand und begab sich nach dem Moor. Die vorgerückte Jahreszeit hatte das hohe Gras gewelkt. Es lag niedergebeugt auf der moosigen feuchten Erdkruste, die jetzt mehr als gewöhnlich ausdünstete und den Goldbrunnen in einen immerwährenden Nebeldunst hüllte. War es im Sommer schon öde an diesem Orte, so nahm diese Verlassenheit im Herbste wo möglich noch mehr zu. Die einzigen Gäste des Moores, die Schmetterlinge, waren auch verschwunden. Nichts als der feuchtkalte schleifende Nebel und das eintönige klingende Rieseln des Wassers rundum.

Der junge Mann überschritt zögernd die Moordecke, die mehr als gewöhnlich unter seinen Schritten schwankte und bebte. Das Wasser der Quelle war wieder vollkommen hell, nirgends merkte man eine Veränderung. Volko fühlte sich bewegt, und in dieser Stimmung, der sich der ungeheuchelte Wunsch nach Versöhnung zugesellte, ließ er den Ring in das perlende Wasser hinabfallen. Als fürchte er sich vor einer außerordentlichen Erscheinung, deckte er unmittelbar die Hände über die Augen und blieb so eine geraume Zeit stehen. Jetzt ließ er sie wieder sinken und sah in den Brunnen. Das Wasser perlte und rieselte ruhig fort, wie früher. Er kehrte sich um, die feuchten Nebel traten allmälig von den Grenzen des Moores zurück und die liebliche Gestalt Auriola's, den Rücken ihm zugewandt, wie bei ihrem erstmaligen Begegnen, ward in einiger Entfernung sichtbar. Sie schwang ihren irdenen Krug in gewohnter Weise über Haupt und Schultern und begoß mit funkelnd herabperlenden Wasserstrahlen das Revier, auf dem sie hauf'te.

»Auriola!« rief Volko mit einer Stimme, die wirklich in ihrem zitternden, weichen Tone den Schmelz der Liebe, den Schmerz der Reue trug. Die Gerufene wendete ihr schönes, mit dem wendischen Häubchen geschmücktes Haupt langsam nach Volko um,

ſetzte den Krug neben ſich und winkte dem freudig Erſchrockenen.

»Mein Vater hatte Recht,« ſprach die Tochter des Moores, »alle Gottmar ſind leichtſinnig, flatterhaft. Wohl Dir, daß Du bereuſt und Dich freiwillig hier eingefunden haſt, bevor ich Dich rief, Du haſt Dein Verſprechen ſchlecht gehalten, Du wirſt es auch wieder vergeſſen, wenn ich Dir keinen Warner mitgebe! Nimm dies und trage es fortwährend auf Deiner Bruſt. Dies wird Dich vor allem Böſen ſchützen und Dich verhindern, mir im Geiſt untreu zu werden, wie Du es im Herzen doch immer ſein wirſt.«

Mit dieſen Worten, die das Zaubermädchen mehr hauchte als ſprach, hing ſie Volko eine zierlich aus ihrem Goldhaar geflochtene Kette um den Nacken, an der ſich eine Kapſel von den Flügeldecken des Pfauenauges und Purpurvogels kunſtreich gearbeitet befand. In der Kapſel zitterte mit ſeinen wechſelnden Lichtern eine Waſſerperle aus dem Brunnen. »Verlierſt oder gibſt Du dieſes Kleinod, das ein Theil meines Herzens iſt, weg,« ſetzte Auriola hinzu, »ſo iſt Dein Untergang und mit ihm die gänzliche Vernichtung Deines alten Geſchlechtes unaufhaltbar. Der Fluch meines Vaters kann nur durch Liebe oder deren Symbol von Dir abgewandt werden.«

Volko sah dem Mädchen, während es sprach, in die wunderbar tiefen ernsten Augen. Sein Herz gehörte wieder Auriola, und der Ausdruck seiner Mienen sagte dies der »Tochter des Moores«. Sie berührte leicht mit den kühlen Fingern seine Stirn, goß dann den letzten Rest des Wassers in die hohle linke Hand und blies die kräuselnden Wellchen in der bekannten Weise über die Fingerspitzen in die neblige Luft. Eine Menge Bilder entstanden vor Volko's Augen, aber nur in kaum begonnenen Umrissen. Die feuchte Atmosphäre schien ihrer Ausbildung hinderlich zu sein.

»Nun lebe wohl,« sagte Auriola. »Du siehst, Dein Leben ist unklar, wie es die Gefühle sind, welche Dein Herz beherrschen. Wenn Du nur ein Wesen denken, nur eins ganz und voll lieben wirst, wie damals, als Du mich umarmtest, erst dann wird der Spiegel des Gedankens wieder hellerleuchtete Bilder zeigen.«

Auriola nahm den Krug auf und schlüpfte, mit den bloßen weißen Füßen kaum die falben Halme der Gräser berührend, nach dem Brunnenrande, wo sie alsbald mit den sich wieder sammelnden Nebeln in die Luft zerfloß. —

»Dank Dir, Hubert, ich bin gerettet!« rief Volko bei seiner Rückkunft nach Gettmar aus

»Auriola iſt verſöhnt, Emma darf mir furchtlos die Hand vor dem Altare reichen. Sieh hier den Zauber und das Siegel meines Sühnebundes mit der Tochter des Moores!«

Hubert legte ſegnend ſeine zitternde Hände auf das Haupt des geliebten Zöglings und pries im Stillen ſeinen klugen Rath, den er ihm gegeben. Denn auch er war feſt überzeugt, daß nunmehr von Stund an der Stamm der edlen Gottmar neu und kräftig zu nie geſehenem Glanz und hohen Ehren erblühen werde.

Emma und Volko waren durch den Prieſter feierlich verbunden worden. Die Hallen des Schloſſes T..... waren mit Gäſten überfüllt. Zinkenbläſer und Paukenſchläger thaten ihr Möglichſtes, die hohen Gäſte während des Mahles zu ergetzen. Ein glücklicher Paar, als die Neuvermählten, konnte man ſich nicht denken. Es blieb keinem Zweifel unterworfen, daß Beide einander mit inniger Liebe umfingen, und die Wünſche Aller vereinigten ſich dahin, daß das junge Ehepaar einer recht glücklichen Zukunft entgegengehen möge! Dies ſelbſt ſchien auch nicht daran zu zweifeln. Sie ſcherzten auf das Heiterſte noch bei Tafel mit einander, neckten ſich, wie die Kinder, ſobald ſie ſich nicht beobachtet glaubten, und

flüſterten ſich tauſend jener nichtigen Unbedeutendheiten zu, die allen Verliebten von ſo hohem Werthe ſind.

Nach aufgehobenem Bankett begab ſich das Brautpaar mit den Gäſten, von denen Mancher ungewöhnlich munter geworden war, in den anſtoßenden Saal. Die älteren Herren ſetzten ſich in die Fenſterniſchen, um beim Würfelſpiel noch manchen Becher zu leeren, die Jüngern aber ordneten ſich zum Reigentanz. Bolko eröffnete mit ſeiner leuchtenden Emma den Tanz, und fühlten ſich die Beiden vorher ſchon hochbeglückt, ſo erhob ſie dieſe ſchwebende Bewegung vollends in die Vorhöfe des irdiſchen Himmels. Sie kamen nur auf kurze Pauſen vom Plan, um ſich dann deſto lebhafter dem köſtlichen Vergnügen wieder hinzugeben.

Bei dieſer heftigen, andauernden Bewegung lüftete Bolko das Wamms, ſo daß während des Tanzes die wunderbare Kapſel herausflog. Emma jauchzte vor Freude laut auf und hielt mitten im Reigen inne, indem ſie ausrief: »Ei ſieh da, Bolko, der prachtvolle Schmetterling, der zwiſchen uns hin und wieder flattert. Wie ſeltſam in ſo ſpäter Jahreszeit!«

Schon haſchte Emma darnach, als Bolko ihren Irrthum bemerkte. »Laß, laß!« bat er flüſternd. »Das iſt kein Schmetterling für Dich, mein Herz, ſeine Farben ſind nur für mich allein vorhanden.«

Emma ſah ihn mit großen Augen an, blickte wieder auf die wunderbare, in unausſprechlichem Farbenfeuer blitzende Kapſel und entdeckte dabei die goldene Haarkette, an der ſie befeſtigt war.

»Ah! Auch eine Kette! und von welch ſchönem Haar!« ſagte Emma und langte mit neugierigen Fingern darnach. »Wer hat Dir dieſe Kette, dieſe Kapſel gegeben? Warum haſt Du ſie mir noch nie gezeigt, mir nie davon geſagt? Das iſt ſchlecht von Dir, das beweiſt, daß Du mich nicht liebſt, daß Du mich hintergangen haſt! — o — geh!«

Emma fing an zu ſchluchzen, und Volko, der einen unangenehmen Auftritt beſorgte und alle näheren Nachfragen Anderer gern vermeiden wollte, zog die Gekränkte mit ſich fort in ihr von dem bekannten Söller beherrſchtes Erkerzimmer.

»Verſprich mir, Emma, Dich zu beruhigen und Geduld zu haben, ſo betheuere ich meinerſeits, daß Du von Allem unterrichtet werden ſollſt.«

Das junge Weib ſah ihn mißtrauiſch an. »Wenn Du mir zeigſt, was in der Kapſel iſt, will ich meine Neugier bezähmen bis — bis Morgen.«

»Gut denn, bis morgen. Auf der Fahrt nach meinem Schloſſe ſollſt Du die Geſchichte dieſer Kette erfahren.«

»O ich Unglückliche!«

»Sage: ich Glückliche! Denn dieser Kette, dieser Kapsel allein haben wir unser Glück zu verdanken.«

»Was verbirgt sie?« forschte Emma abermals. Bolko besann sich einen Augenblick, mit sich selbst zu Rathe gehend. Da er sich aber nicht erinnerte, daß ihn Auriola geboten habe, den Inhalt der Kapsel verborgen zu halten, so ließ er die Schmetterlingsflügel aufspringen und hielt die geöffnete dem neugierigen Mädchen geheimnißvoll lächelnd dar.

»Nicht wahr, es ist nicht der Mühe werth, einen großen Tropfen Wasser mit so großer Ungeduld, mit so eifersüchtigen Augen zu betrachten?«

»Aber wozu dies eigenthümliche Gefäß für einen bloßen Wassertropfen?«

»Dieses Warum sollst Du morgen erfahren. — Wollen wir nicht in den Tanzsaal zurückkehren, Liebe?«

Emma reichte dem jungen Gatten mit einer trotzigen Resignation den Arm. Als er die Flügelthüren des Saales öffnete, den Musik und Lärm der Tanzenden durchrauschten, und einige Augenblicke in die geschmückte, durch einander wimmelnde Menge sah, war es ihm, als habe er genau diesen Anblick schon einmal in seinem Leben gehabt. Die gothischen Hallen, die Fensternischen, das verborgene Chor der Mu-

ſiker und vor Allem die Schaar der Tanzenden: es war deutlich, dieſe ganze Scene hatte ſchon einmal vor ſeinen Augen geſtanden. Er ſann und ſann, und ſeine Gedanken blieben auf dem öden Moor haften. Über die weißlichen, durchſichtigen Fingerſpitzen der ätheriſchen Auriola war dies heitere, glänzende Spiegelbild ſeines Lebens in die ſonnige Abendluft hinausgeflogen.

»Laß uns tanzen und fröhlich ſein!« ſprach er zu ſeiner Braut, umfaßte ſie mit kräftigem Arm und ſtürzte ſich in den ſtrudelnden Wirbel des Reigens. Erſt als Emma ihn vor Ermattung flehentlich bat, den Saal zu verlaſſen und der Ruhe zu gedenken, betrat er, ſelbſt müde und einſylbig, das bräutlich ausgeſchmückte Gemach. In den Augen der Neuvermählten zitterte eine Thräne getrübten Glückes, als ſie dem jungen, ſtillen Gatten an die Bruſt ſank.

Bolko reute andern Tages ſein gegebenes Verſprechen, und aus dieſem Grunde verzögerte er die Abreiſe von T....., ſo lange es thunlich war. Das Wetter unterſtützte ihn dabei, denn es ſtürmte und ſchneite den ganzen Tag, obwohl kein Froſt einfiel. Je mehr ſich der Tag neigte, deſto weniger konnte Bolko eine Unruhe verbergen, die ſich ſeines ganzen

Weſens zu bemeiſtern drohte. Emma glaubte darin ein verheimlichtes Schuldbewußtſein ihres Gatten zu erkennen und drang um ſo entſchiedener auf die Abreiſe. Da es keinen haltbaren Verweigerungsgrund gab, ſo bequemte ſich Volko mit ſchwerem Herzen dazu.

Eine geraume Zeit ſaß das junge Paar ſehr wortkarg, ja ganz ſchweigſam neben einander. Indeß hielt die neugierige Emma dies nicht lange aus. Sie erinnerte den Gatten mit freundlichen Worten an ſein gegebenes Verſprechen und bat ihn um Offenheit. So gezwungen, verſetzte Volko:

»Es iſt ſehr leicht möglich, liebe Emma, daß, entſpreche ich Deinem Anliegen, unſer Beider Glück dadurch gefährdet, wo nicht geſtört wird. Ich habe verſprochen, was ich ohne ein Art Wortbruch nicht halten kann. Und weil Du ja doch nichts bei meiner Erzählung gewinnen kannſt, ſo bitte ich Dich, gib mir mein Verſprechen zurück und erlaſſe mir jede fernere Mittheilung.«

Volko hätte keine unzeitigere Bitte ſtellen können. Emma, neugierig, mißtrauiſch und eiferſüchtig, würde eher den qualvollſten Tod erduldet, als von ihrer Forderung abgeſtanden haben. Sie ſchlug ihm daher ſein Geſuch rund ab, bat, drohte, bat wieder und legte ſich zuletzt, da ſie bemerkte, daß auch Volko

das Schmollen verſtehe, auf's Schmeicheln. Die Art, wie ſie das that, war ganz geeignet, auch den erzürnteſten Mann zu verſöhnen, den verſchloſſenſten mittheilſam zu machen. Sie verſprach die vollkommenſte Verſchwiegenheit und Ruhe, kurz, ſie ließ es an nichts fehlen, um zum Ziel zu kommen. Bolko ward weichherzig und erzählte ſeiner jungen Frau die Verfluchung ſeines Geſchlechts und die ſonderbare Art, wie er die Sühne bewerkſtelligt habe.

Emma hörte ſo aufmerkſam, doch nicht ohne einen innern Groll und ein lebhaftes Gefühl von Eiferſucht zu, daß ſie das Wachſen des Sturmes, der die Fichten an einander ſchlug, nicht bemerkte. Als Bolko ſeine Erzählung beendigt hatte, ſah ihn Emma mit flammenden Augen an.

»Nun, ich danke Dir,« ſprach ſie, »ich danke Dir für Dein mir geſchenktes Vertrauen. Fürchte nicht, daß ich es jemals mißbrauchen werde, glaube aber auch nicht, daß ich dies Zauberamulet an Deiner Bruſt dulde!«

»Wie!« rief Bolko aus, »Du könnteſt verlangen, daß ich dieſen Schild gegen alles Unglück ablegen ſolle?«

»Das verlange ich,« verſetzte entſchloſſen die junge Frau, »verlange es auf der Stelle.«

»Es iſt unmöglich!« ſagte Volko und legte ſich zurück in die Wagenecke.

»Dann werde ich an Deiner Liebe zweifeln. Oder meinſt Du etwa, ich könne Dich lieben, ſo lange dies geſpenſtiſche Geſchenk zwiſchen mir und Dir ſchwebt? Nimmermehr! Ich werde, ja ich werde Dich haſſen!«

Der Kutſcher jagte unter dem Heulen des Sturmes immer tiefer in den Wald hinein. Der Wind brauſte lauter und wilder, denn je, ein dichtes Schneewehen erhob ſich und dazwiſchen leuchteten grell gelbe Blitze und Donnerſchläge krachten und hallten furchtbar wieder in den zahlreichen kleinen Thälern, welche die bergige Landſchaft bildete.

»Hörſt Du die Warnungsſtimme des Himmels?« ſagte Volko. »Seine Blitze werden uns treffen, wenn ich Deiner Bitte nachgebe.«

»Der Himmel hat keine Gemeinſchaft mit Zauberern und Hexen,« entgegnete Emma, »vielmehr mag dies Toben der Natur eine Aufforderung an Dich ſein, Dich jetzt, nun ein liebendes Weib Dich umfängt, Dich ſchirmt und gegen dämoniſche Mächte vertheidigt, von allem Zauberſand loszuſagen und die unheimliche Gabe zu entfernen.«

Volko ſchwieg wieder, wohl wiſſend, daß nichts ſchwerer iſt, als ein Weib zu bekehren oder zu über-

zeugen. Er ſah durch die trüben Scheiben des Wagens, um ſich in der grauen Schneenacht über die Gegend zu orientiren. Der finſtere Gipfel des Gottmar lag ſchräg vor ihm. Über ihm ſtand das Wetter und ſchleuderte nach allen Seiten hin ſeine Blitze.

»Zürnſt Du mir?« fragte Emma wehmüthig, ihr lockiges Haupt an die Bruſt des Gatten lehnend. Bolko drückte einen Kuß auf ihre Stirn. Emma umſchlang ſeinen Nacken mit beiden Armen. Sie weinte, ſie küßte, ſie ſchmeichelte ihm, und von dem entzweienden Streite war nicht mehr die Rede. Von ſo viel Zärtlichkeit übermannt, ſchloß ſich auch Bolko's Herz dem jungen Weibe wieder auf. Im Rauſche des Glückes vergaß er die gegenwärtige Gefahr und gewahrte, an dem Buſen Emma's ruhend, nicht, daß dieſe ihm das Wamms aufneſtelte und behutſam, aber gierig nach dem Amulet ſuchte. Erſt als ſie es erfaßt hatte, ahnte Bolko ihre Abſicht.

»Emma,« rief er erſchrocken, »was beginnſt Du?«

»Triumph! Es iſt mein!« jauchzte lachend das junge Weib, Kette und Kapſel Bolko entreißend, das Wagenfenſter aufſtoßend und Beides dem Sturmwinde Preis gebend. Bolko haſchte zwar darnach,

allein es war zu spät. Die Windsbraut hatte es bereits erfaßt und mit fortgeführt.

Zu Emma's und nicht minder Volko's Entsetzen schlug in diesem Augenblicke zündend der Blitz in eine hohe, nicht fern stehende Buche, die Gegend weithin schauerlich erleuchtend. Die Pferde scheuten sich, bogen seitwärts und rissen den Wagen im Durchgehen mit sich fort nach einer baumlosen, öden Fläche. Volko erkannte den Ort auf den ersten Augenblick.

»Das Moor! das Moor!« schrie er mit furchtbarer Stimme dem Kutscher zu, allein dieser konnte die schnaubenden Rosse nicht halten, und so schoß das unglückliche Viergespann im sausenden Galopp nach dem Sumpf fort. Die auflodernde Buche verbreitete genug Licht, um alle Gegenstände rundum deutlich unterscheiden zu können. Volko bemerkte die Gestalt Auriola's auf dem Rande des Goldbrunnen. Zwischen ihren Fingern glänzte der Ring, ihr klagender Ruf: »Wehe, Du bist Dir selbst untreu geworden!« fiel lähmend in Volko's Seele.

»Sie ist es! Auriola! Auriola!« rief er, die bleiche, zitternde Emma zurückdrängend. »Vergib, Auriola — o — vergib! —

Da ließ die Tochter des Moores den Ring gleich einer Flamme in den Brunnen fallen und sank selbst ihm nach, doch nur langsam, wie ein Nebel, den die

Erde einſaugt. Ihre Hand hielt ſie über das Haupt empor und winkte dem näher rollenden Geſpann.

»Was iſt das?« ſagte Bolko, als er bemerkte, daß der Wagen ſchnell und immer ſchneller einſank.

»Wir verſinken im Moor!« ſchrie der Kutſcher. Bolko riß die Wagenthür auf, allein er ſah, daß kein Entkommen war. Ringsum war das Moor aufgegangen, ſchon verſanken die Pferde, die braunfahle Decke ſchwankte und wogte, gleich Eisſchollen auf einem aufgehenden Fluſſe. Sie ſcheuten und ſtürzte ſich über einander und binnen wenigen Minuten waren Roſſe und Wagen mit dem jugendlichen Paare im Moore verſunken. Als ſich das Moor über ihnen ſchloß, verſchwand auch die Hand Auriola's. Der Fluch, den ihr zürnender Vater über den Stamm der Gottmar ausgeſtoßen, war erfüllt. In derſelben Nacht zündete der Blitz die Burg des Verſunkenen. Sie brannte nieder bis auf den Grund. In ihr fand der greiſe Hubert ſein Grab. —

3.

Der Elfensabbath.

Sonntagskinder und Baſtarde beſitzen das andern Menſchen verſagte Talent, Geiſter zu ſehen, mit ihnen ſprechen und bei günſtiger Gelegenheit recht vertraut umgehen zu können. Das erfuhr auch die hübſche Mathilde, des Steinmetzens einzige Tochter, die vor ein paar hundert Jahren oben am Fuße des Gebirgskammes ein ſtilles häusliches Leben führte. Mathilde war juſt am Oſterſonntage geboren, was ein gar glücklicher Tag für einen Menſchen ſein ſoll, wenn er ſonſt mit irdiſchen Gütern nicht über die Maßen geſegnet iſt. Über Letzteres konnte Mathilde nicht gegründete Klage führen, denn ihr Vater verdiente mühſam mit ſeiner Hände Arbeit, ſo viel zu einem dürftigen Auskommen erforderlich war, und die Mutter hielt das kleine Hausweſen in Ordnung, ſo daß es immer ſauber und rein in des Steinmetzens Wohnung ausſah.

Alle Sonntagskinder sind klug und, wenn es Mädchen sind, jedesmal ungewöhnlich schön. Mathilde ward als Kind von aller Welt bewundert, ja einstens trug es sich sogar zu, daß eine reiche, vornehme, schöne, aber überaus leidend aussehende Dame, die in einer prächtigen Karosse über das Gebirge fuhr, der armen Mutter die schöne Mathilde für sehr viel Geld abschwatzen wollte. Als nun das Mädchen die Kinderschuhe ausgetreten hatte und des lieben Verdienstes wegen das Haus verlassen mußte, gab es bald ein gewaltiges Aufsehen. Es war nicht anders, als ob eine Fee durch den Ort ging, wenn Mathilde früh Morgens den murmelnden Bach entlang zu einem wohlhabenden Weber zur Arbeit wanderte. Die jungen Burschen grüßten die Schöne, wie keine andere, Niemand aber wagte es, sie mit ungebührlichen Reden anzusprechen, was doch das junge Mannsvolk zu allen Zeiten gern thut. Mathilde ward von Jedermann wie eine Heilige behandelt, selbst die gleichaltrigen Mädchen hielten sie hoch und werth und beneideten ihr die allgemeine Verehrung auf keine Weise. Das mochte aber wohl in Mathildens Betragen seinen Grund haben. Zuvorkommender, gefälliger, dienstbereiter war Niemand, und dabei kleidete sie Alles so überaus gut; dabei hatte sie ein so frommes Auge, daß, wenn man hineinsah, der Himmel selbst aus

ihm herauszuleuchten schien. Kurz, wer mit Mathilden sprechen, mit ihr ein paar Schritte gehen konnte, der war auf den ganzen Tag ein anderer, ein seliger Mensch geworden, und was er anfangen mochte, es glückte ihm Alles.

Es hätte sonderbar zugehen müssen, wenn ein solches Mädchen nicht bald Bewerber, nicht frühzeitig ein gleichfühlendes Herz hätte finden sollen. Nun, was die Bewerber anlangt, so fehlte es an ihnen, Gott sei's geklagt, gerade nicht! Aber da gab's Burschen der sonderbarsten Art, viele ohne Sitte, doch recht stattlich von Ansehen; Andere wohlhabend, aber herz- und gefühllos; wieder Andere, die sich vor Wuth nicht zu lassen wußten, wenn ein Anderer vor der schönen Mathilde den Hut zog. Vor diesen Allen mochte das unschuldige Kind nichts wissen, denn es fühlte gar wohl, daß bei einer solchen Ehe nicht viel Segen sein könne. Nur ein Bursche, der weder reich, noch sonderlich schön war, gefiel ihr wohl. Diesen hatte sie bei dem Weber kennen gelernt, wo er gleich ihr auf die Arbeit ging. Albrecht war fleißig, gesittet, sprach verständig und so recht treuherzig, daß Mathilde ihm immer mit Lust zuhörte, denn er gab eigentlich nur ihren eigenen Gefühlen Worte. Es dauerte auch gar nicht lange, so verlobte sie sich heimlich mit Albrecht, und es wäre Alles gar schön und

gut gewesen, hätten die beiden Liebenden nur so viel Geld gehabt, als zur Bestreitung der nöthigen Ausgaben bei Einrichtung eines Hauswesens erforderlich war. Aber Beide waren arm, arm wie Kirchenmäuse, und deshalb sah auch Mathildens Vater nicht sehr freundlich zu der angezettelten Liebschaft seiner Tochter Er hätte es lieber gesehen, das »alberne Ding«, wie er sie nannte, hätte einem Reichen die Hand gegeben, die gar zu gern ihr gefällig gewesen wären; da nun aber die Geschichte einmal eingefädelt war, so wollte er, als ein guter Mann, seinem einzigen Kinde kein Herzeleid zufügen, und so ließ er es denn gehen, wie's mochte. Nur bedung er sich aus, daß Mathilde fortan im väterlichen Hause arbeite, wo er Albrecht allabendlich den Zutritt gestattete.

Die beiden Liebenden waren mit diesem Abkommen ganz zufrieden, denn sie konnten bei ihren jungen Jahren wohl noch eine Weile warten. Inzwischen wollten sie durch rastloses Arbeiten und kluges Sparen so viel zu erwerben suchen, als sie eben zur Einrichtung ihres kleinen Hauswesens brauchten.

So lebten sie einen Tag nach dem andern, still und zufrieden vor sich hin, und das wäre wohl noch eine hübsche Weile so fortgegangen, hätte nicht ein sonderbares Ereigniß den tiefen Frieden getrübt. Dies ging so zu! Mathildens Vater, dem Steinmetz, wurde

es bei der schweren Arbeit zu sauer, wenn er des Mittags den weiten Weg aus dem Steinbruche nach Hause gehen sollte. Ohnehin hatte ihm der feine Sandstaub eine Augenentzündung zugezogen, so daß er sich vor hellem Sonnenglanz in Acht nehmen mußte, was freilich schwer zu bewerkstelligen war, da ihn sein Weg nach Hause über einen grünen, hohen Hügel führte, auf dem die Sonne gerade recht brennend lag, weshalb er auch im Munde des Volkes der »Sonnenberg« hieß.

Mathilde mußte daher dem Vater alle Tage das frugale Mittagsbrod nach dem Steinbruche tragen, ein Weg, der ihr trotz der Beschwerlichkeit, doch recht angenehm war, da sich Albrecht manchmal abzumüßigen wußte, und sie dann immer eine Strecke Weges begleitete.

Über den Sonnenberg ging Niemand gern allein, weder am Tage, noch bei Nacht, denn es hieß, daß Manchem wunderbare Dinge vorgekommen seien. Einige wollten sogar todtkrank davon geworden sein. Bestimmter sprach sich freilich Niemand darüber aus, nur so viel hatte Mathilde von ihrer Mutter gehört, daß vor sehr, sehr langer Zeit »das gute Volk« in dem grünen Hügel verschwunden sein sollte, als ringsum auf allen Orten so viele Kirchen entstanden wa-

ren, und das Geläut der Glocken über Berg und Wald erklang.

Ungeachtet dieser Gerüchte schlug Mathilde, die sich ja keiner Unthat bewußt war, täglich ihren Weg über den »Sonnenberg« ein, wo ihr allerdings nie ein Mensch begegnete, so daß die herrliche Landschaft in der heißen Mittagsgluth oft öde und schauerlich erschien. Deshalb war es ihr auch immer lieb, wenn sie von der Höhe des steilen Hügels herab Albrecht den Weg heraufkommen sah. Sie fühlte sich dann geschützter und ging froheren Muthes fürbaß. — Es war gegen Pfingsten, der Vater kränklich und grämlicher als je, die Arbeit brachte nichts ein, denn die Lebensmittel waren in Folge eines sehr strengen Winters außergewöhnlich im Preise gestiegen. So oft nun Mathilde dem Vater sein Mittagbrod überbrachte, klagte er ihr vor und lag ihr mit Vorwürfen über ihre Unklugheit in den Ohren, so daß das arme Mädchen darüber recht bekümmert ward, sich härmte und bittere Tage verlebte. Am tiefsten fühlte sie ihr Unglück, wenn sie des Mittags allein den öden Weg nach dem Steinbruche einschlug. Dann vergoß sie oft die bittersten Thränen, flehte zu Gott, er möge ihr einen Ausweg zeigen und sich doch ihrer Armuth erbarmen! Wie sie nun — eben acht Tage vor dem Pfingstsonnabende — in ihrer Betrübniß still vor sich

hinging und vergebens auf die liebe Geſtalt Albrechts wartete, hörte ſie auf einmal einen ſo wunderbar hellen Glockenton, daß ſie erſtaunt ſtehen blieb und lauſchte. Es war mitten auf der Höhe des Sonnenberges, die Luft ganz ſtill, kein Menſch ringsum weit und breit zu ſehen. Aus dem fernen Orte im Thale klang nur das ſchrille Tönen des Senſendängelns. Mathilde glaubte, es habe ihr im Ohr geklungen und ſchritt weiter. Da wiederholte ſich der eigenthümliche Ton, der genau dem Läuten einer kleinen Silberglocke glich. »Das iſt doch ſeltſam,« ſagte das Mädchen zu ſich ſelbſt, die Augen zu Boden ſenkend. Im weichen Mooſe, dicht vor ihren Füßen, ſah ſie etwas ſchimmern, das wie eine Scheibe blauen Glaſes ausſah. Sie bückte ſich und bekam ein Ding in die Hände, genau von der Farbe und Geſtalt einer blauen Glockenblume, die man »Elfenhut« nennt, nur befand ſich oben, wo der Stiel hätte ſein ſollen, ein ſo kleines und zierlich gearbeitetes ſilbernes Glöckchen, daß Mathilde unwillkürlich darüber lachen mußte. »Mein Gott,« dachte ſie, »wer mag wohl das luſtige Ding gemacht haben!« Dazu ſchüttelte ſie die Blume und das winzige Glöcklein fing ſo gewaltig hell an zu läuten, daß die Arme es erſchrocken fallen ließ.

»Was beſiehlſt Du?« fragte gleich darauf eine feine, klare Stimme. Vor ihr ſtand ein zartes We-

sen, nicht größer als eine Hand hoch, aber von einem Ebenmaß des Körpers, das in Erstaunen setzte. Sein feines, ausdrucksvolles Köpfchen, um das ein Lockenwald, gleich gekräuselten Sonnenstrahlen spielte, war gerade so groß, daß die Blume mit dem Wunderglöckchen ihm zur Bedeckung diente, denn Mathilde sah, wie er sich den blitzenden Hut recht gravitätisch und etwas schief aufsetzte, so daß er ein recht keckes und stutzermäßiges Ansehen gewann.

»Wer bist Du denn?« fragte Mathilde schüchtern.

Der Kleine machte eine zierliche Reverenz: »Dein Diener, wenn Du erlaubst,« entgegnete das seltsame Wesen. »Ich und mein Volk, wir kennen Dich schon lange, wir haben Deine Klagen gehört, und weil Du sonst ein gutes Herz besitzest, auch die Blumen liebst und sie nicht übermüthig-schadenfroh zerrupfest, so hätte ich wohl Auftrag, Dir einen Gefallen zu thun, falls Du mir und meinem Volke ein Gleiches erweisen willst.«

»Ja, lieber kleiner Sonderling,« erwiederte Mathilde, »wer ist denn Dein Volk? Ich —«

»Pst!« fiel ihr der Kleine mit einer abwehrenden Handbewegung und sehr bedenklichem Stirnrunzeln in die Rede. »Das sind Fragen, die ich nicht beantworten kann, auch überdies gar nicht vertrage.

Es ist unhöflich, Jemand nach dem Woher? und Was? zu fragen. Vertraust Du mir, und ich dächte, ich sähe doch so ziemlich wie ein feiner Cavalier aus, so entschließe Dich kurz und gut, ob Du mir gegen ein billiges Vergelt einen Gefallen thun willst?«

»Lieber Kleiner,« versetzte Mathilde beklommen, »ich bin nicht mißtrauisch, aber so bekümmert und gedrückt, daß ich wirklich nicht weiß, wofür ich den seltsamen Handel nehmen soll. Scherze nicht mit mir, liebes Kind, oder bist Du ein Geist, so bitte ich, habe Erbarmen mit mir und laß mich ruhig meiner Wege gehen. Der Vater wartet auf mich, das bischen Essen vertrocknet in der Sonnenhitze —«

»Albernes Zeug!« fiel der Kleine ein. »Dein Alter liegt unter der Felswand und schnarcht, daß die Farrenkräuter wackeln. Das bischen Hausmannskost wird nicht sehr verderben. Damit Du aber siehst, daß ich es gut und ehrlich mit Dir meine, so nimm hier mein Mützchen. Es sei das Pfand, das ich mit einem Vergelt von Dir einlösen muß. Nur entschließe Dich jetzt geschwind, ob Du mir vertrauen willst? Meine Zeit ist kurz!

Mathilde schwankte noch immer. Sie hielt das Wundermützchen mit der silbernen Schelle in der Hand. Der Wunsch, das unheimliche Wesen je eher, je lieber

los zu werden, und auch ein Stückchen weiblicher Neugier ließen sie ihre Einwilligung geben.

»Schön,« sagte der Kleine hocherfreut. »So höre denn! Heut über acht Tage, als am Pfingstsonnabend, wie Ihr den Tag nennt, komme Abends, sobald der Mond über diesen grünen Hügel heraufsteigt, hieher. Fürchte Dich nicht, denn es wird Dir nur Gutes widerfahren. Sobald Du diesen Ort erreicht hast, läute mit dem Glöckchen, das ich Dir gegeben, und Du wirst es nicht zu bereuen haben, daß Du den guten Leuten dienstbar gewesen bist.«

Kaum hatte der Kleine Mathilden diesen Fingerzeig gegeben, so bemerkte das erstaunte Mädchen, wie der Boden vor ihren Füßen gleich fließendem Golde erglänzte, sich tief und immer tiefer einsenkte und das sonderbare Wesen in diesem glühenden Schachte wie ein silberner Stern verschwand. Die ganze Erscheinung dauerte nur ein paar Sekunden, dann war Alles wieder so still, wie vorher. Nur die Blume mit dem Glöckchen sagte Mathilde, daß sie nicht geträumt, daß sie wirklich etwas Außergewöhnliches erlebt habe.

Mit eigenthümlichen Gefühlen überbrachte sie ihrem Vater, den sie wirklich fest schlafend fand, das Essen. Von der Begegnung sagte sie nichts, das Pfand des kleinen Mannes trug sie wohlverwahrt im Busen. Wie aber wäre es möglich gewesen, auf die

Dauer zu schweigen! Zwar wußte Mathilde nicht, ob Mittheilung des Erlebten erlaubt sei, indeß hoffte sie auf das erhaltene Pfand, und da ein Verbot des Schweigens nicht an sie ergangen war, so glaubte sie es rechtfertigen zu können, wenn sie Albrecht von ihrem Erlebniß in Kenntniß setzte.

Sie that es mit Scheu und Zagen und zeigte dem Erstaunten als Beglaubigung das Blümchen, das an der Wärme ihres Busens verwelkt war. Sonderbarer Weise wollte das Glöckchen, so oft sie es auch schüttelte, durchaus nicht klingen.

»Und Du willst wirklich gehen?« fragte Albrecht, nachdem er sich von seinem Erstaunen wieder etwas erholt hatte. »Das könnte mir gefallen! Mit Geistern oder Kobolden oder was sonst für Gespenstern liebeln! Nein, Du gehst nicht, Du wirfst das alberne Ding in's fließende Wasser, da kann's Dir nichts andaben, und auf den vertrackten Sonnenberg stehest Du keinen Fuß mehr!«

»Ich habe ja aber mein Wort gegeben, Albrecht; Und mein Wort halt' ich, da mag geschehen, was will!«

»So?« sagte der junge Mann. »Gut, so ist's aus, rein aus mit uns!«

»Wie Du nun bist! Für wen anders, als für Dich habe ich denn das Pfand angenommen? Für

wen ſonſt hab' ich ſo lange geduldet, ſo lange mich von dem Vater ſchelten laſſen? Glaubſt Du etwa, ich hätte nicht ſchon längſt heirathen können? Und was kann ich denn dafür, daß ich ein Sonntagskind bin? Es heißt ja, alle Sonntagskinder hätten Glück! Wenn Du mich nun zurückhältſt, dem Wunderweſen mein Wort zu halten und das mir beſtimmte Glück verfliegt unterdeſſen in alle vier Winde, ſo kannſt Du's ausmachen mit dem Geiſt und Dich ſeinem Zorne ſtellen. Denn ich waſche meine Hände in Unſchuld!«

Mathilde fing an zu weinen, küßte das verwelkte Blatt und verbarg es wieder an ihrer Bruſt. Albrecht war nicht wohl zu Muthe. Er ärgerte ſich über die fatale Begegnung, ein Zug von Eiferſucht beunruhigte und quälte ſeine Seele, und doch konnte er dem Mädchen nicht unrecht geben. Endlich ſagte er verdroſſen: »Nun, ſo mach' die Dummheit mit! Ich werde aber in der Nähe ſein, und wenn der mondfaſerige Kerl ungebührlich vertraut mit Dir thut, ſo breche ich ihm den Hals, und wenn der meinige dabei mit in die Brüche gehen ſoll.«

Albrecht verließ Mathilde zum erſten Male in arger Verſtimmung, und auch das arme Mädchen verbrachte eine ſchlimme, unruhige Nacht.

»Mutter,« sprach Mathilde einige Tage später, als ihr diese das Mittagessen für den Vater zurecht machte, »hast Du schon einmal einen Elfen gesehen?«

»Gott behüte, Kind!« rief die ehrbare, etwas furchtsame Frau und schlug ein Kreuz. »Wie kommst Du darauf? Was gehen Dich Feen und Elfen, Zwerge und Wichtelmänner an? Ein guter Christ hat mit solchen Halb- und Unwesen nichts zu schaffen.«

»Ei nun, Muhme Lene erzählte letzthin so wunderliche Geschichten von dem Volke,« versetzte Mathilde, »sie that aber gar nicht, als ob man von ihnen ein Unglück zu besorgen hätte, sie nannte sie sogar »die guten Leute«.

»Kind,« entgegnete die Mutter ernsthaft, »man nennt sie so, damit sie uns nichts Böses anhaben können. Läßt man sie ganz in Ruhe, so ist's noch besser.«

»Ob es nun wahr ist, Mutter, daß sie unter dem Sonnenberge begraben liegen und da ihre Wirthschaft treiben? Muhme Lene meinte, man könne sie des Nachts, wenn es still sei und der Mond recht klar scheine, gar wundersame Weisen singen hören.«

Die Mutter sah Mathilden mit großen Augen an, dann setzte sie das Essen für den Vater auf die heiße Herdstelle, nahm die Tochter bei der Hand und

führte sie hinter den Kachelofen auf die gemeinsame Bank.

»Laß Dir erzählen,« sprach sie, »und achte aufmerksam auf meine Worte! Die »guten Leute«, oder die Elfen, wie sie eigentlich heißen, doch sich nicht gern nennen hören, leben wirklich, allen gewöhnlichen Menschen unsichtbar, in allen hiesigen Thälern und Bergen. Nur äußerst selten und immer bei ganz außergewöhnlichen Gelegenheiten lassen sie sich sehen, was dem, der sie erblickt, Glück bedeutet und es auch bringt, wenn er recht harmlos ihrem Verlangen entspricht. Diese sind freilich oft sonderbar, wie eben das ganze Volk ein unbegreifliches ist und bleibt. Gottlob, mich hat es niemals angefochten, aber die Lene, Deine Pathe, die hat vor langen, langen Jahren ein curioses Abenteuer mit den Elfen gehabt.«

»Wirklich, Mutter? Die Lene hat mit den Elfen verkehrt? O bitte, gute Mutter, erzähle mir, erzähle mir recht geschwind und ausführlich die ganze Geschichte.«

»Erst lauf' in den Steinbruch und bringe dem Vater das Essen,« sagte die Mutter. »Ich will mich unterdessen genau auf Alles besinnen, und wenn Du zu schweigen, gegen Jedermann, auch gegen die Pathe zu schweigen gelobst, sollst Du erfahren, was mir die Muhme damals mitgetheilt hat.«

Mathilde verſprach natürlich Alles, machte ſich auf den Weg, und legte ihn in der möglichſt kürzeſten Zeit zurück. Sie verweilte ſich unterwegs keine Minute, ſelbſt auf die Winke des aus der Ferne herankommenden Albrecht achtete ſie gar nicht. Es war ihr nur um die Erzählung der Mutter zu thun.

»Nun, da bin ich wieder, Mutter,« ſagte ſie athemlos. »Das heißt 'mal laufen! Ich glaube, beſſer können's ſelbſt die gelernten und präparirten königlichen Läufer nicht. Aber nun erzähle, gute Mutter, ich will horchen, als ob Du eine Meſſe läſeſt.«

»So viel ich mich erinnere,« hob die Mutter an, »hat es mit dem Volk der Elfen eine ſonderbare Bewandniß. Pathe Lene hat mir zwar nur das Hauptſächlichſte verrathen, aber auch das genügt, um die guten Leute doch einigermaßen zu verſtehen. Ihr haben ſie verrathen, daß ſie alle funfzig oder hundert Jahre einmal ſo eine Art Kirche halten, was ſie nach altem Herkommen »Sabbath« nennen, denn Du mußt wiſſen, Kind, daß die Elfen eigentlich Juden, richtige alte Schacherjuden, aber von Olims Zeiten her, ſind!«

»Ach Du mein Gott, Juden!« rief Mathilde entſetzt aus.

»Ja, ja, Juden, nichts anderes!« wiederholte die Mutter eifrig. »Darum treiben ſie auch noch

heut zu Tage gern Handel mit kostbaren Edelsteinen, mit Perlen, Gold, Silber und kunstreichem Geschmeide, und wenn sie gerade Feiertagsgedanken haben, so gehen sie auf der Erde herum hausiren, beschenken neugeborene Kinder, wenn sie recht schön sind, und treiben allerhand wunderlichen Schabernak. Mit den Elfen verhält sich's nämlich, nach Pathe Lene's Aussage, folgendermaßen: Das ganze Volk, und seine Zahl ist Legion, war ehedem im Himmel —«

»Im Himmel?« unterbrach Mathilde die Mutter, »ja, warum sind die Dümmlinge denn nicht drin geblieben? Wo anders wollen sie denn wärmer und besser sitzen, als im Himmel? Unter der Pudelmütze Vater Abrahams?«

»Was Du nun schwatzest!« bedeutete sie die Mutter. »Wenn Du nicht gleich stillschweigst und ehrbarer von den »guten Leuten« denkst, erzähle ich Dir kein Wort mehr!«

»O bitte! Ich will nun ganz ruhig zuhören.«

»Die Elfen waren also vor sehr langer Zeit im Himmel,« fuhr die Mutter fort. »Damals gehörten sie allesammt mit zu den Engeln, waren stattliche, schöne Leute, gingen in glänzenden Gewändern umher und saßen zur Rechten Gottes. Nun begab es sich aber, daß der oberste Engel unzufrieden war mit dem alten Regiment im Himmel. Er stiftete also Un-

frieden an, wiegelte wohl die Hälfte aller Engel auf und versuchte mit ihrer Hülfe den alten rechtmäßigen Herrscher Himmels und der Erden von seinem leuchtenden Throne zu stoßen. Allein es ging ihm, wie den meisten Rebellen, und wie es von Rechtswegen allen Rebellen ergehen sollte. Der alte Gott in seiner Glorie ward des Satanas Herr, packte ihn am Schopfe und stürzte ihn aus dem Himmel kopfüber hinunter in den finstern Höllenschlund. Ihm nach warf er die ganze Schmarotzerbande seiner Anhänger. Unter diesen gab es aber sehr viele durch Satans böse Vorspiegelungen bloß Verführte, die ihm leichtsinnig gefolgt, im Herzen aber nicht eigentlich schlecht waren. Diese bereuten ihre voreilige That, während sie vom Himmel herab immer tiefer in die Finsterniß versanken. Sie schickten ein reuiges Gebet hinauf zu dem Herrscher und flehten um Gnade, und weil Gott sah, daß sie nicht von Grund aus verdorben waren, so erhörte er ihr Flehen und errettete sie aus den Klauen des Satans. Da sie aber nicht mehr würdig waren, in den Himmel zurückzukehren, so verbannte sie der Herr zurück auf die Erde, ob sie im Innern derselben, oder in der Luft, auf Bergen und Felsen leben wollten. Es war nämlich während des Sturzes aus dem Himmel eine wunderbare Veränderung mit den Frevlern vorgegangen. Sie hatten ihre Licht-

gestaltung beibehalten, aber in unendlich verkleinertem Maßstabe. Und weil sie ja doch nicht wieder Menschen werden konnten, die himmlische Seligkeit aber verscherzt hatten, so ließ ihnen der Herr freien Spielraum und gestattete ihnen, durch gute Handlungen bis zum jüngsten Tage sich des Himmels wieder würdig zu machen. So sitzen sie denn nun aller Orten, auf freien Hügeln und Wiesenflächen, und nur alle hundert oder funfzig Jahre am Pfingstsonnabend ist es ihnen gestattet, in ihrer Weise den Sabbath zu halten. Doch können sie das auch nur dann, wenn sie einen wahrhaft guten Menschen mit Glücksgütern überhäufen. Denn so allein wird ihre große Schuld bei Gott abgebüßt.«

»Und das hat Pathe Lene von den guten Leuten selber erfahren?« fragte Mathilde, als die Mutter schwieg. »Ist sie denn auch glücklich geworden?«

»Nein,« sagte die Mutter. »Lene ist nicht glücklich geworden, weil sie die Befehle der Elfen nicht beachtet hat.

»Nun, wenn mir ein solches Wesen in die Hände lief und Aufträge gäbe, ich wollte gewiß reinen Mund halten und bereitwillig thun, was es wünscht!«

»Thörichte Schwätzerei!« schalt die Mutter. »Du beleidigst die Stillen durch Dein bloßes Geplau-

der, denn ſie können Alles hören, was Menſchenlippen ſprechen.«

Mathilde ging ſingend an ihre Arbeit und ſann über die Erzählung der furchtſamen Mutter lange nach. Das Gehörte erfüllte ſie mit einer ſo heftigen Neugier, daß ſie den Pfingſtſonnabend kaum erwarten konnte, doch hütete ſie ſich wohl, etwas davon merken zu laſſen. Verſtohlen ſah ſie von Zeit zu Zeit nach der Glockenblume, verſuchte auch, ob ſie geſchüttelt läuten wolle, konnte aber das zarte Glöckchen auf keine Weiſe zum Klingen bringen.

Unter ſehnſüchtigem Bangen ſah Mathilde den verheißenen Sonnabend herannahen. Des Abends das älterliche Haus zu verlaſſen, war ſchwer; indeß fand das verliebte Mädchen doch einen ſchicklichen Vorwand, der ihr ein paar Freiſtunden verſchaffte. Sie machte ſich, das Elfenmützchen am Buſen, auf den Weg, erſtieg die grüne, im Mondlicht ſchimmernde Höhe des Sonnenberges und zog nun das erhaltene Pfand aus ſeinem Verſteck. Wie durch ein Wunder blähte ſich das Blümchen auf, ſobald die Silbergluth des Mondes es berührte; faſt von ſelbſt begann es in ihrer Hand zu ſchwanken und hell und klar tönte das Glöcklein, daß es bis hinüber in den nahen Forſt ſchallte und ein ſanftes Echo melodiſch antwortete.

Von unten herauf hörte ſie die Stimme Albrechts, der mit ſtarken Schritten den Hügel heraufkam, um das Abenteuer der Geliebten recht in der Nähe mit anzuſehen. Mathilde hatte aber nur Sinn für das Elfenweſen und gab daher auf all ſein Rufen keine Antwort. Auch hatte ſie guten Grund dazu. Denn kaum war das Glöckchen erklungen, als es vor ihr im Graſe blitzte, wie ein funkelndes Schlänglein hin und wieder fuhr, und aus dieſem zitternden Licht ein kleines, überaus zierliches Weſen emportauchte, das Mathilde ſogleich für den Herrn der Glockenblume wiedererkannte. Das kleine Weſen ging ſpaniſch gekleidet. Es trug ein Wämmslein von himmelblauen Schmetterlingsflügeln, darüber fiel ein prächtiger Spitzenkragen, aus fliegenden Sammetfäden geklöppelt. Die zarten Füße waren mit durchſichtigen Schuhen aus Thautropfen bekleidet.

Mathilde verſtummte vor Erſtaunen ſowohl über die winzige Kleinheit des Elfen, als auch über ſeine wahrhaft claſſiſche Schönheit. Der kleine Kerl war in ſeiner Art ein wahrer Adonis.

»Nun, Schüchterne, biſt Du entſchloſſen mir zu folgen?« wisperte der Elf mit einer Stimme, die wie ein Harmonikaton erklang. »Gib mir das Pfand zurück, denn wir haben keine Zeit zu verlieren.«

Mathilde reichte die Blumenglocke hin, der Elf ergriff ſie mit den kleinen, durchſichtigen, alabaſterweißen Blumenhänden, ſchwenkte ſie dreimal um ſein glänzendes Haupthaar, daß das Glöckchen klirrte und ſurrte, und warf ſie dann auf die Erde. Sogleich dehnte ſie ſich aus, nahm die Geſtalt eines Schnabelſchiffes an, mit Maſt und Segelſtange, ward aber nicht größer, als etwa die Mondſcheibe, wie ſie von der Erde aus geſehen uns erſcheint. Im Augenblick ſaß der Elf in dem bei jedem Schritt zitternden Schiffchen, zog eine Binſe aus ſeinem Gürtel und ſtieß ſie als Steuer in die Luft. »Nun komm, ſteige ein!« rief er Mathilden zu.

»In das Ding?« fragte das Mädchen erſtaunt. »Ja Du mein Gott, das hat ja kaum Raum für meine beiden Füße? Und dann wird es unter mir zerfahren, wie ein Mohnblättchen, denn ich glaube wahrhaftig, es iſt aus purer Luft zuſammengewoben.«

»Laß die Bemerkungen, kleine Schnippiſche,« verſetzte der Elf, »und ſteig ein! Meine Ehre will ich verwetten und nie Theil haben an der Seligkeit der Himmliſchen, wenn dies Schiff unſers Gebieters Dich nicht durch den halben Erdball wohlbehalten fortträgt in weniger als gar keiner Zeit!«

War es nun, daß Mathilde unter der geheimnißvollen Macht eines Zaubers ſtand, oder daß eine

unbesiegbare Neugier sie trieb; genug, sie setzte ihre Füße in die zitternde Gondel, die sich gleich einem Luftballon mehr und mehr in die Höhe erweiterte, bis sie dem Mädchen an die Achseln reichte. Jetzt versank der Boden und Mathilden vergingen die Sinne vor der schwindelnden Schnelligkeit, womit sie in das Innere der Erde versank. Grade in diesem Augenblicke langte Albrecht auf dem Hügel an. Er hatte aber nur das Nachsehen, ja nicht einmal dies, denn ihm wollte es scheinen, als sei Alles rund umher in ein Meer von so glänzend hellem Blau versunken, daß er mehrere Minuten lang seiner Sehkraft beraubt war.

Aus dem magischen Schlummer, in welchen Mathilde auf der Reise in das Reich der Elfen versunken war, erwachte sie durch ein wunderbares Tönen. Sie schlug die Augen auf und bemerkte mit nicht geringem Erstaunen, daß sie auf einem Bett, oder auf einer Matte, oder wie man es sonst nennen will, von kostbarem Smaragd lag. Ihr zu Häupten nickten die wunderbarsten Blumen in den brennendsten Farben, Schmetterlinge von nie gesehener Pracht umflatterten mit kühlenden Fittigen die Lagerstätte und wehten ihr eine so süße, kräftigende Luft zu, wie sie noch nie mit gleichem Wohlbehagen eingeathmet hatte. Aber bei aller Pracht, bei allem Glanz und Leben

war doch Alles ganz anders, wie droben auf der sonnigen Erde. Die Blumen und Gräser glänzten wohl, aber sie schienen saftlos zu sein, sie sahen aus, wie aus Krystall geformt. Auch die Schmetterlinge hatten eine eigenthümliche Bewegung, die ungefähr jener eines willenlosen Nachtwandlers glich. Nur die harmonischen Töne, die jetzt immer lauter, immer entzückender erklangen, waren so berauschend, so zu freudiger Andacht auffordernd, daß Mathilde lieber hell aufgejauchzt hätte. Aber sie fühlte, daß sie nicht sprechen, nicht rufen konnte, und Gesicht, Gefühl und Gehör waren verschärfter denn je.

So lag sie eine geraume Zeit bewegungslos, das Nicken der Blumen, das Schwärmen der Schmetterlinge mit Wohlgefallen betrachtend. Endlich zerstreute sich das Geflügel und zwei zarte Elfengestalten traten an das Lager und gaben ihr durch Winke zu verstehen, daß sie sich erheben und ihnen folgen möge.

Mathilde verließ ihre bisherige Lagerstätte, ward von den Elfen, die ihr kaum bis an's Knie reichten, in die Mitte genommen und durch ein perlmutternes Thor in einen unermeßlichen Raum geführt, in welchem ein Gewühl von zahllosen Millionen Elfen sich durch einander bewegte. Das Gespräch dieser Halbgeister klang von fern harmonisch, wie die kunstreichste Musik. Ungeachtet der überaus großen Menge gab es

doch keinen Tumult, kein Getärm. Alle lebten im schönsten Einklange und verbeugten sich, ihre Blumenhüte schwenkend, mit Grazie gegen das verschämte, erstaunte Mädchen. Sonderbar schien es Mathilden, daß nicht allein über ihr ein glänzend gestirnter Himmel sich wölbte, auch unter ihren Füßen flimmerte dieselbe hehre Sternenpracht, und es war nicht anders, als ob das leichte Volk der Elfen auf dem milchweißen Duft, der unter ihnen wolkenartig fortwallte, zwischen zwei Himmeln wandele. Alle Elfen trugen gläserne oder krystallene Schuhe, wenn das, was sie an den Füßen hatten, so genannt werden kann; es ist aber auch möglich, daß die zarten Gliedmaßen selbst dieser wunderbaren Wesen Mathildens Augen nur so erschienen.

Etwa gegen die Mitte des unermeßlichen Raumes strebte ein Tempel von Gold, Silber und Edelstein mit seinen schlanken Säulen empor in den Himmel, von einem so eigenthümlichen Licht umflossen, daß es ungeachtet des außerordentlichen Glanzes doch nicht blendete. In diesem stand auf einer fortwährend rollenden Sonnenkugel die schönste und größte der Elfen. In ihrem goldenen Haare blitzten Sterne, ihr schönes, blasses Gesicht war von Freude und Entzücken umstrahlt, duftige Gewandung verhüllte nur wie ein Hauch die herrlichen Glieder des wunder-

schönen Wesens. Dorthin drängten sich jetzt alle Elfen, denn die hehre Gestalt mochte die Priesterin des gesammten Elfenvolkes sein. Mathilde ward mit fortgerissen, um Zeuge der seltsamen Anbetung zu sein, die hier gefeiert wurde. Man hörte keine Worte, keinen Gesang, es war nur ein bittendes, vertrauensvolles Schauen, an dem alle Elfen, sich auf den funkelnden kleinen Füßen im Kreise drehend, Theil nahmen. Nach einigen Minuten drückten die freudig bewegten Mienen der Anbetenden den glücklichen Erfolg ihres Sabbaths aus. Die Sterne des oberen Himmels sanken nämlich wie silberne Flitter herab, hingen sich leuchtend in die goldenen Haare der Elfen und gaben ihnen das Ansehen, als trügen sie hüpfende Lichter auf ihren Häuptern. Ein lauter, harmonischer Freudenton durchzitterte den unermeßlichen Raum. Der strahlende Tempelbau erbebte und versank, zu Häupten wölbte sich ein grünes Blätterdach, die Elfen umschlangen sich mit Armen und Beinen und flogen in blitzendem Wirbeltanz um die hohe Priesterin und die ganz geblendete Mathilde, die unvermuthet neben die schöne Elfe gekommen war.

Nach einigen Minuten löste sich die schlanke Leiberkette der Elfen, sie schaarten sich in zahllosen Reihen, jeder nahm den Stern von seinem Haupte und legte ihn heranhüpfend zu den Füßen der Priesterin

nieder, wo sich dann alle in eine große goldhelle Kugel vereinigten, die genau jener glich, auf welcher die priesterliche Elfe vorher im Tempel umhergerollt war.

Jetzt reichte die Elfe Mathilden die Hand und sprach: »Habe Dank für die Bereitwilligkeit, mit welcher Du meinem Boten in unser stilles Reich gefolgt bist, Mathilde! Du hast unsrer Sabbathfeier durch Deine Gegenwart Glück gebracht. Nimm dafür die Erkenntlichkeit aller Elfen und trage dies Geschenk zum Andenken an diesen Tag.«

So sprechend hob sie den Sternenkranz aus ihrem Haar, dehnte ihn mit beiden Händen aus und hing ihn Mathilden um Haupt und Hals.

»So oft Du bekümmert bist,« fuhr sie fort, »pflücke, des stillen Volkes gedenkend, einen dieser Sterne ab, wirf ihn bei Mondlicht in die Luft, und was Du wünschest, wird, so es nur etwas Erlaubtes ist, Dir zu Theil werden.«

Mathilde wollte Worte des Dankes stammeln, doch fühlte sie, daß sie noch immer der Sprache nicht mächtig sei. Ein Kuß der Elfin auf ihre Stirn gab das Zeichen zum Aufbruch. Die guten Leute schwenkten wieder ihre Blumenhüte, die Gondel schwebte herbei, Mathilde stieg ein, und ward eben so schnell, wie sie versunken war, wieder auf die Erde hinaufgetragen.

»Da,« sagte der steuernde kleine Elf und knüpfte das biegsame Steuerruder Mathilden um das Handgelenk, »das ist mein Hochzeitgeschenk für Dich und Albrecht. Gib ihm die Hälfte davon, wenn er mault, und — wohl gemerkt — plaudere nicht!«

Damit zerrann die Gondel wie Nebel in der Luft, der Elf verschwand, Mathilde lag allein im duftenden, thaubenetzten Grase auf dem Sonnenberge.

Noch ganz verwundert über das Erlebte, das sie bis jetzt noch nicht hatte ordentlich zu sich kommen lassen, stand sie langsam auf, um den Heimweg anzutreten. Da bemerkte sie Albrecht, der mit gekreuzten Armen recht wild und verdüstert hinunter in den Waldgrund sah. Mathilde hustete.

»Aber so sage mir doch um aller Heiligen willen, wo Du Dich herumgekollert hast?« fuhr sie Albrecht nicht eben sehr zärtlich an. »Ich sah Dich doch da oben stehen, als ich den Berg heraufkam, da blitzte und fluthete Feuer um mich, und nun bin ich wohl fünf Minuten lang die Kreuz und Quer auf dem Hügelrücken herumgelaufen, ohne eine Spur von Dir entdecken zu können.«

»Nur fünf Minuten?« fragte Mathilde. »Das ist doch sonderbar!«

»Ja, und schlecht dazu, nimm mir's nicht übel!« fiel Albrecht ein. »Habe ich Dich nicht gebeten, daß Du auf mich warten sollst?«

»Damit Du dem Elf den Hals umdrehen könnest?« lachte das Mädchen. »Albrecht, gib Dich zufrieden, es war jedenfalls so weit besser.«

»Was denn?« schrie der Jüngling.

»Weiß ich's denn? Es ist Alles vorüber und wahrlich, guter Junge, es wird uns Beide nicht gereuen! Komm, laß uns heimgehen!

»Hoho! guter Junge! Das klingt ja gar mächtig superklug und weise!«

»Nun denn, lieber Albrecht!« sagte Mathilde schmeichelnd. »Komm nur immer und sei nicht böse. In vier Wochen soll auch Hochzeit sein.«

»In vier Wo—ochen!« stammelte Albrecht.

»Oder auch in drei, wie Du willst!« plauderte die vergnügte Mathilde. »Die guten Leute,« setzte sie kaum hörbar hinzu, »haben mich in den Stand gesetzt, Dich heirathen zu können. Also hübsch ruhig geblieben und nicht gezankt, sonst — ist es aus mit uns, rein aus! Ich bin ein Sonntagskind, weißt Du, und stehe unter dem besonderen Schutz dieser freundlichen Wunderwesen.«

Widerstrebend folgte der eifersüchtige Jüngling dem Mädchen. Während er so, noch immer leise

murrend, an ihrer Seite fortschritt, bemerkte er im vollen Mondlicht etwas um Mathildens Haare flattern. Er betrachtete sie genauer und blieb dann stehen.

»Was ist denn das für eine neue Mode?« sprach er verdrossen. »Getrocknete Pilze sich in die Haare zu hängen! Wenn Du am hellen Tage in diesem Putze bis an den Bach gehst, laufen Dir, glaub' ich, die Kinder nach und weisen mit Fingern auf Dich.«

»Pilze!« versetzte Mathilde. »Wo hast Du nur wieder die Augen?«

»Nun, Silberthaler sollen's doch wohl nicht sein?« sagte Albrecht. »Gottlob, mein Gesicht ist noch ziemlich gut, um getrocknete Schwämme von geprägten Silbermünzen zu unterscheiden.«

»Flimmersterne sind's!« sagte Mathilde kurz und entschieden.

»So! so!« erwiederte Albrecht. »Nun da möchte ich Dich doch bitten, Dir künftig etwas glänzendere auszusuchen.«

Die Liebenden hatten mittlerweile die Hütte des Steinmetzen erreicht. Albrecht trat mit Mathilden ein. Der Vater lag schlafend auf der Ofenbank, die Mutter drehte die Spindel.

»Guten Abend!« sagte Albrecht. »Thut mir doch den Gefallen, Mutter, und sagt dem eingebildeten Dinge da, daß ihr Kopfputz der ärmlichste ist, den man nur sehen kann.«

»Wie!« sagte die Frau verwundert und schüttelte den Kopf. »Mathilde hat gar keinen Kopfputz, als ihr hübsches Haar, Gott erhalte es ihr lange!«

Albrecht wollte statt aller Antwort die Tochter der Mutter vorstellen, Mathilde hatte aber das Elfengeschenk schon unter der Thür abgerissen und sah jetzt erblassend, daß sie wirklich trockene Pilze an einer Schnur, die von welken Binsen geflochten war, um Hals und Kopf getragen hatte. Lächelnd bemerkte Albrecht ihre Verlegenheit. Er neckte sich mit ihr und riß dabei einige Pilze von der Kette, um sie sich zum Scherz aufzubewahren. Dies war ein Zeichen ihrer Versöhnung. Mathilde, obwohl sehr still, versicherte den Geliebten doch zu wiederholten Malen, daß binnen vier Wochen die Hochzeit sein solle! Um den müden Vater nicht zu stören, entfernte sich Albrecht bald, und Mathilde beeilte sich, die sehr dürftig aussehenden Elfengeschenke einstweilen sorgfältig aufzubewahren.

Frühzeitig ging Albrecht am nächsten Tage auf die Arbeit. Als er seine Jacke anziehen wollte, hörte er, daß es darin klang. Er wunderte sich darüber,

da er doch wußte, daß er kein Geld bei sich getragen hatte. Neugierig griff er in die Tasche und zog zwei sehr große alte Goldstücke heraus. Jetzt erst erinnerte er sich, daß er gestern Abend die Mathilden entrissenen Pilze zu sich gesteckt habe, und die ausgelassenste Fröhlichkeit bemächtigte sich des Überraschten. Er vergaß Arbeit und Alles, machte sich auf und lief so schnell wie möglich nach des Steinmetzen Hütte. Mathilde stand vor der Thür am Bach und wusch sich die kleinen weißen Hände in der klaren Welle.

»Guten Morgen, liebe Mathilde, und tausend Glück auf Dein Haupt, Du Gebenedeiete!« rief ihr Albrecht schon von weitem zu. »Sieh, sieh, wie sich Deine Pilze verwandelt haben! Sieht der Rest davon eben so aus, so muß ich dem Knirps, der Dir so angelegentlich den Hof gemacht hat, am Ende doch wohl verzeihen.«

»Ah!« versetzte Mathilde, die Goldstücke betrachtend. »Gut, gut! zwar haben sich die meinigen noch nicht verwandelt, aber das thut nichts. Dafür ist über Nacht ein Binsenbändchen, womit mich der Elf in sein Wunderreich ruderte, zu kostbaren Perlen und Brillanten aufgeblüht, und zwei überaus funkelnde Kränze liegen jetzt oben in meiner Lade.«

Albrecht blieb vor freudigem Staunen das Wort im Munde stecken, Mathilde aber zog ihn fort und

zeigte ihm die Herrlichkeiten aus der Elfenwelt. »Um nichts zu versäumen, was zu unserm Glücke dienen kann, nimm den kleinen Kranz derweil an Dich. So ist es der Wille des wunderbaren Wesens, das mich dem Elfensabbath beiwohnen lassen.«

Albrecht empfing das Geschenk mit gerührtem Herzen. Er bat Mathilden sein Unrecht ab, die bereitwillig verzieh, und ehe noch vier Wochen in's Land gingen, waren die Liebenden Mann und Frau.

Von dem Abenteuer am Pfingstsonnabend sprach Mathilde nie, desto mehr wußte Pathe Lene davon zu erzählen, denn daß die Elfen ihre segenreiche Hand bei Mathildens Heirath im Spiele gehabt hatten, war nicht schwer zu errathen. Der Steinmetz gab nun sein mühevolles Leben auf. Albrecht erwarb ein bescheidenes Besitzthum, das er mit der geliebten Mathilde fleißig bearbeitete, und als ihre Ehe mit Kindern gesegnet wurde, legte die glückliche Mutter jedem ein verschrumpftes Blatt aus der Elfenkette auf die Brust, denn dies hatte ihr der kleine Führer gerathen, als sie ihn in einer zweifelvollen Stunde gerufen hatte. Albrecht und Mathilde erreichten ein hohes Alter, ihre Kinder gediehen und bewahrten gleich den Ältern die empfangenen Geschenke der Unterirdischen, die ihnen eben so wie ihren sämmtlichen Nachkommen gewogen blieben. —

4.

Der Malzmönch.

Das allerliebste Sprüchlein: »Wer nicht liebt Weiber, Wein, Gesang, der bleibt ein Narr sein lebelang,« hat Luther nicht erfunden, er hat es nur zuerst so frank und frei ausgesprochen. Die Mönche und überhaupt alle Geistliche waren von jeher gar kluge Leute und namentlich in allen weltlichen Genüssen wohl erfahren. Vor den Augen der Welt wußten sie das freilich, wenn sie es grade für nöthig hielten, zu verbergen, unter ihres Gleichen hatten sie es dagegen kein Hehl. Am wenigsten cultivirten sie den Gesang, wahrscheinlich deshalb, weil sie zu oft, zu viel und zu Langweiliges singen mußten. Die Weiber dagegen verachteten sie keineswegs und mit dem Weine traten sie in ein so inniges Freundschaftsverhältniß, daß sie von Jedermann für die untrüglichsten Kenner dieses edlen Gewächses gehalten wurden. Freilich gab es unter den zahlreichen Mönchen auch Brüderschaften, denen eine menschenfeindliche Laune ihrer Stifter den herzerfreuenden Genuß des Weines in Folge der ewigen

Armuth, zu der sie verdammt, unmöglich gemacht hatte. Der heilige Franciscus mag zusehen, wie er die zahllosen schweren Seufzer der Unglücklichen ertragen kann, die vergeblich nach Erquickung ihrer niedergedrückten Geister lechzen. Wirklich, die armen Minoritenbrüder, die Franciskaner in den groben braunen Kutten, in den Sandalen an den nackten Füßen, waren übel, sehr übel daran! Konnte man es ihnen verdenken, daß sie auf andere Weise Entschädigung suchten? Und, Gott Lob, die Erde ist so reich, die Natur so gütig, der menschliche Geist so erfinderisch, daß es für alle Trübsale einen Trost gibt. Das mußte wohl der heilige Geist dem guten König Gambrinus eingegeben haben, als er ihn das Bier erfinden ließ. Gewiß ist, daß ihn die Franciskaner zum Dank dafür aus dem Fegefeuer herausgebetet und gar sanft in den lieben Himmel, in die volle, comfortabelste Seligkeit hinübergeschoben haben.

Der Genuß des Bieres war in der Ordensregel nicht verboten, wahrscheinlich weil es der fromme Stifter gar nicht gekannt hatte. Das war nun ein sehr glücklicher Zufall für die ohnehin so hart in die strengste Disciplin eingekeilten Mönche. Sie wendeten sich deshalb dem Biere mit der ihnen eigenen Ausdauer, mit einer Art stiller, tiefer Andacht zu und thaten manchen guten, langen Zug, um dabei deste

anhaltender über die Wichtigkeit ihrer Lebensstellung nachdenken zu können.

Um jene Zeit nun, wo die Bettelmönche, wie sie damals allgemein hießen, das Bier erst recht zu Geschmack bekamen, gab es in dem Minoritenkloster zu Zittau einen überaus verschlagenen Abt, der seinem Kloster alle weltlichen Vortheile zu verschaffen wußte, ohne deshalb gegen die Ordensregel zu verstoßen. Er nannte sich Petrus, nicht Petrus de Zittavia berühmten Andenkens, sondern ganz einfach Petrus, und machte in der That seinem großen Namensvetter keine Schande. Dieser Abt klügelte durch langes Nachdenken sowohl, wie durch einen ununterbrochenen Gebrauch seiner Zunge heraus, daß alles Bier, welches die Bürger der Stadt dem Kloster zu liefern gehalten waren, allenfalls wohl für gewöhnliche Bürgerkehlen trinkbar sei, für die feineren, geistigeren Geschmacksnerven studirter Mönche sich aber durchaus nicht eigene. Er rief die Brüderschaft zusammen, um ihre Meinung über seinen hohen Gedanken zu hören und fand zu seiner Genugthuung den ungetheiltesten Beifall. Darauf sann Petrus noch drei Stunden nach, gürtete dann den Strick fester um seinen Leib und begab sich zum Bürgermeister.

»Würdiger Vater der Stadt,« redete er diesen an, »Euch ist bekannt, welch schweres, der Entsagung

aller Freuden geweihtes Leben wir zur Ehre des höchsten Gottes auf Erden führen. Haltet Ihr es wohl für recht und billig, daß man eine so arg geplagte Gesellschaft heiliger Männer noch mehr kasteie, peinige und foltere? Sagt, haltet Ihr es für recht und billig?«

Der Bürgermeister wußte sich diese seltsame Frage nicht zu deuten, und verneinte sie deshalb arglos.

»Bene!« versetzte Abt Petrus und erhob wohlgefällig seine Rechte gegen den Bürgermeister.« Mich dünkt, die Weisheit Gottes hat Dich erleuchtet und nicht umsonst auf diesen hohen Posten berufen. Der Herr ist mächtig in seinen Auserwählten, und einen solchen glaube ich in Dir zu erblicken.«

»Hochwürdiger Vater,« unterbrach ihn der Bürgermeister, »wie soll ich Eure Worte deuten?«

»Zu Eurem Heile,« entgegnete der Abt, »denn es kann nicht fehlen, daß, so Ihr der Zunge Eurer Weisheit Gehör gebet, Ihr dermaleinst unter die Heiligen versetzt werden müsset.«

Es fehlte nicht viel, so hätte der Bürgermeister den Abt für sinnlos gehalten. Er maß ihn verwundert mit den Blicken, weil er aber doch nichts Ungewöhnliches an dem würdigen Manne entdecken konnte, mußte er sich wohl in Geduld zu fassen suchen. »Erkläret Euch deutlicher, so Ihr könnt, hochwürdi-

ger Vater,« versetzte er gefaßt, »denn ich läugne gar nicht, daß es mir einigermaßen schwer fällt, den Sinn Eurer Rede zu verstehen.«

»Die Erkenntniß, mein Sohn,« sagte Abt Petrus, »kommt nicht wie ein Heuschreckenschwarm über die Kinder der Welt, sondern nur spärlich, langsam und mit den Jahren. Ich sage Euch aber, in Eurem Herzen findet sie schon eine Stätte bereitet!«

»Das ist mir lieb,« entgegnete der Bürgermeister unruhig. »Wolltet Ihr mich vielleicht ein ander Mal, hochwürdiger Va—.«

»Nicht doch, nicht doch!« unterbrach ihn der Abt. »Weil ich aber bemerke, daß Euch die Sorgen der Welt schwer am Herzen liegen, will ich die meinigen noch dazu legen, damit sich die Wahrheit des Wortes erfülle: »Wo Tauben ausfliegen, fliegen Tauben zu,« oder biblisch zu sprechen: »Wem viel gegeben ist, von dem wird man viel fordern! Amen! — Was haltet Ihr von unserm Stadtbiere?«

Hier ließ Abt Petrus seine wohlgenährte Gestalt in einen großen Lehnstuhl sinken, faltete die Hände über seinem Bauche und begann mit den Daumen zu wirbeln.

»Von unserm Stadtbiere?« wiederholte der Bürgermeister über alle Maße erstaunt. »Ja Gott, Hoch-

würdiger, wie hängt denn das mit Euren vorigen Worten zusammen?«

»Ganz so, wie der Geist mit dem Körper,« entgegnete der Abt, ohne im geringsten seine Ruhe zu verlieren. »Die Nahrung des Leibes kräftigt die Seele, so nun aber diese Nahrung schlecht wird, wie soll da der Geist frisch bleiben! Oder meint Ihr, ich vermöchte eine erbauliche Predigt zu halten, wenn ich zuvor nicht meinen Leib mit guter Speise und gutem Trank erbaut hätte? Dann, würdiger Vater der Stadt, liefet Ihr sehr in der Irre herum! Nein, ich sage Euch, der Geist wird schwach in einem gebrechlichen Körper und eine Predigt dünn und wässerig, wenn der Priester seinen Durst mit schlechtem Biere löschen muß. Würdiger Sohn der Weisheit, solltest Du nicht bemerkt haben, daß meine Predigten seit einem Monate sehr dünn und dürftig ausgefallen sind? Ich würde Euch dann beklagen. Aber mein heiliges Wort darauf, es ist nicht meine Schuld, es ist die Schuld Eures schlechten, ganz schmachvoll schlechten Dünnbieres. — Quod Deus bene vertat!«

Der Bürgermeister mußte lächeln. »Wenn ich den Sinn Eurer Worte recht fasse, hochwürdiger Vater,« erwiederte er, »so begehret Ihr von mir, daß ich Euch besseres Bier verschaffen soll.«

»Ich freue mich,« sagte der Abt, »daß Du einen so leicht faßlichen Verstand besitzest. Ja, Vater dieser Stadt, ich und meine Brüder, wir Alle leiden sehr von dem Gebräu, welches man jetzt Bier nennt. Schickte es sich für meine heilige Stellung, so würde ich meiner Zunge freien Lauf lassen und es gebührend heruntermachen. Allein dies sei ferne! Ich lasse mir genügen, das Anathema darüber auszusprechen und von Euch zu begehren, meine Vorschläge anzuhören.«

»Redet!« sagte der Bürgermeister, der, an die Methode des Abtes bereits gewöhnt, schon wußte, daß ihm in keiner Weise zu entrinnen war.

»Es ist nicht gut,« hob der Abt wieder an, »daß der Mensch von der Willkür Vieler abhängig gemacht wird. Uns Brüdern des heiligen Franciskus sagt dies vor Andern nicht zu, weil wir gewohnt sind, nur Einem zu gehorchen. Darum schlage ich Euch vor, die Ihr über diese Stadt zu gebieten habt, erlasset ein Gesetz, welches befiehlt, daß man uns armen gedrückten Brüdern ein besonderes Brauhaus einräume, worüber uns allein die Aufsicht zu führen zustehet. Denn anders, dünkt mich, ist ein guter, gesunder Schluck Bier ferner nicht mehr zu bekommen. Thut dies, würdiger Mann, ne detrimenti quid capiat monasterium.«

Abt Petrus war so durchtrieben, daß er des Bürgermeisters Antwort auf diesen Vorschlag nicht erst abwartete. Er stand auf, erhob segnend die Hand gegen den Vater der Stadt und ging bedächtigen Schrittes wieder zurück in sein Kloster.

In jenen Tagen suchte sich die weltliche Obrigkeit mit der geistlichen immer auf guten Fuß zu stellen. Selbst die Bettelmönche hatten durch ihre Verbindungen und durch die besondere Gunst des Papstes, die sie sich zu erwerben gewußt, eine so bedeutende Macht, daß ein offener Bruch mit ihnen von sehr schmerzhaften Folgen für eine ganze Stadtgemeinde hätte sein können. Nach reiflicher Überlegung beschloß daher der Magistrat, das Ansuchen des hochwürdigen Abtes zu genehmigen. Es ward dem Kloster ein eigenes Brauhaus eingeräumt, eigens vereidete Brauer darin angestellt, selbst die Brauknechte erhielten besondere Instructionen und eine vor andern sich abzeichnende Kleidung; und damit die ehrwürdigen Brüder ja keine Ursache zu fernerer Klage mehr haben sollten, warf ihnen der Rath noch ein paar Malter Gerste und ein diesem angemessenes Geschenk an Hopfen aus. Abt Petrus bedankte sich dafür in einem sehr würdevollen Schreiben, verhieß den weisen Vätern der Stadt alsbald die erquicklichsten, tiefsinnigsten Predigten und versäumte keine Zeit, das se

glücklich eroberte Vorrecht zum Besten seiner Brüderschaft zu benutzen.

Seine allererste Sorge war, das dem Kloster eingeräumte Brauhaus auch äußerlich als dem Orden gehörig zu bezeichnen. Deßhalb ließ er über dem Thorwege einen Bettelmönch, en miniature in Sandstein ausgehauen, einmauern und brachte auch sonst allerOrten irgend ein Mönchsattribut, hier einen Strick, dort eine Sandale, anderswo wieder eine Kaputze an. Hierauf ernannte er aus seiner Brüderschaft einen Inspector des Brauhauses, der darauf zu sehen hatte, daß Brauer- und Knechte pünktlich ihre Schuldigkeit thaten und sich nicht etwa beikommen ließen, das Maß zu kürzen, oder dem fertigen Gebräu einige Tonnen Wasser zufließen zu lassen.

Der Inspector dieser neuerworbenen Klosterbrauerei hieß Laurentius, ward aber von den Mönchen selbst scherzweise nur Bruder Cerevisius genannt. Er war ein mittelgroßer, wohlbeleibter Mann mit einem frischen, runden Gesicht, auf dem das vergnügliche Lächeln einer unbeschreiblichen Zufriedenheit stand. In allen Dingen einfältig bis zur Dummheit, überragte er doch in Einem alle Ordensbrüder. Die Natur hatte ihn mit den feinsten Geschmacksnerven begabt, und vorzüglich, was Getränke betraf, konnte es ihm in der Rouerie des Geschmacks Keiner zuvor,

oder nur gleich thun. Laurentius eignete ſich alſo ganz für ſeine Stelle und nahm ſich ſeines Amtes mit ſolcher Gewiſſenhaftigkeit und Sorgfalt an, daß nach wenigen Monaten das ſogenannte Kloſterbier einen hohen Ruf erlangte.

Wohler und zufriedener hatten ſich die Mönche lange nicht befunden, und Abt Petrus wunderte ſich oft ſelbſt über den tiefen Geiſt, der unverſehens in ſeinen Predigten ſpukte. Schon war er nahe daran, den nachgiebigen, einſichtsvollen Bürgermeiſter als zukünftigen Heiligen in Vorſchlag zu bringen, als ihm der Zufall einen argen Streich ſpielte und die ganze Freude ſchändlich verſalzte. Kaum hatte nämlich das Landvolk den Kloſterbräu gekoſtet, als es ſich ohne langes Beſinnen ſeine Tonnen in der Kloſterbrauerei füllen ließ. Dadurch kamen natürlich die Bürgerbrauereien in Nachtheil, ihr Bier, ohnehin nicht ſehr lobenswerth, ward ſauer und die Eigenthümer erlitten großen Verluſt. Anfangs machte man wenig Aufhebens davon, da man ſich ſeiner geheimen Sünden ſehr wohl bewußt war. Die Brauberechtigten entſchloſſen ſich vielmehr, beſſeres Malz und ſtärkern Hopfen anzuſchaffen, um es den Kloſterbrüdern gleich zu thun. Allein es half Alles nichts. Das Kloſterbier war und blieb unbeſtreitbar das beſte, die Bürger mochten thun, was ſie wollten. Ihre Abnehmer ka-

men ungeachtet der billigeren Preise nicht mehr zu ihnen, und man mußte befürchten, daß im Fall einer nicht baldigst eintretenden Änderung die Wohlfahrt aller Bürger darunter leiden werde.

Der Bürgermeister fing an mit dem Abt zu capituliren, Petrus aber war schlau genug, sich auf nichts einzulassen. Er hatte sein schriftliches Document in Händen, auf das er sich ohne weitere Erklärung berief. Indeß wuchs die Unzufriedenheit mehr und mehr, ein Aufruhr war nicht unmöglich. Schon erlaubten sich die sonst friedlichen Bürger auf die Geistlichkeit, namentlich auf die dickwänstigen Mönche, des heiligen Vaters privilegirte Hamster, wie man sie nannte, zu schimpfen, und Abt Petrus hielt es für gut, einen Schritt nachzugeben. Er zeigte also dem Bürgermeister an, daß es den bürgerlichen Brauern freistehen solle, die Klosterbrauerei zu besuchen, um, wenn es daran läge, an Ort und Stelle das Geheimniß zu erlernen.

Alsbald glich das Braugebäude einer belagerten Festung. Nicht allein die Brauverständigen, auch Bürger aus allen Ständen drängten sich in Schaaren herbei, um das Geheimniß zu erlauschen, das den vergnügten Bettelmönchen ein so köstliches Bier verschaffte. Tag und Nacht wurde gebraut, gekühlt, gefüllt; denn das edle Getränk fand einen unerhörten

Absatz, und während die Klosterbrauer ununterbrochen beschäftigt waren, lungerte die kommende und gehende Schaar der Neugierigen ab und zu, beim Fortgehen eben so klug, wie beim Kommen. Die erfahrensten Brauer, Leute, die man früher für Meister in ihrem Fache anerkannt hatte, kamen viele Tage nach einander, musterten alle Geräthschaften durch, achteten auf jede Bewegung, auf den kleinsten Kunstgriff der Knechte, um etwas Eigenthümliches herauszulesen, allein da war nichts, gar nichts anders, als bei ihnen. Wie sehr sie die dicken Köpfe schüttelten, ihre feisten Arme unterschlugen, die glotzenden Augen verdrehten und einander verwundert zuwinkten, gescheidter ward Keiner. Zuletzt mußten sie sich selbst gestehen, daß das Geheimniß, wenn irgend eines vorhanden sei, einzig im Füllen der Fässer und im Abgähren des Getränkes liegen müsse! —

Die einfältigen Leute hatten aber vergessen, daß auf jeden Tag eine Nacht folgt, und daß auch hinter verschlossenen Thüren die abgefeimte Schelmerei ihre Streiche ausüben kann. Es war Herkommen, ein fertiges Gebräu immer nur des Nachts zu kühlen. Gegen Sonnenuntergang wurden daher die Pfannen geöffnet, damit sie ihren Inhalt in den Kühlstock ausschütten konnten. Dann entfernte sich Jedermann, die Thür ward geschlossen und der duftende Gersten-

faſt hatte Zeit, ſeinen überflüſſigen Geiſt in der ſtillen Nachtkühle zu verhauchen.

Im Laufe des Tages hatten die zuſehenden Brauer zu verſchiedenen Zeiten den einfältigen Pater Cerevisius über Böden und Gänge wackeln ſehen. Sie wußten, daß er der Inſpector war und lachten den gutmüthigen Narren unverholen aus. Auch benahm ſich Cerevisius ſo entſetzlich albern, daß man es reden Menſchen nicht verargen konnte, wenn ſie ihr Müthchen an ihm zu kühlen verſuchten. Er that ſo alberne Fragen, daß Niemand darauf Antwort gab; alle Bemerkungen, die er machte — und er hatte fortwährend etwas zu bemerken — zeugten von einer bodenloſen Ignoranz, ja von einer Dummheit, die alle Begriffe überſtieg. Nichts war leichter, als dieſen Menſchen, der vor lauter Seelenvergnügtheit weder Augen noch Ohren zu haben ſchien, hinters Licht zu führen, was denn auch von Seiten der beſchäftigten Knechte, meiſt eben ſo rohen als grobwitzigen Geſellen, häufig geſchah. Bruder Cerevisius war indeß bei aller ihm von Natur geſchenkten Dummheit doch klüger als ſämmtliche Zuſchauer. Er beſaß, wie ſchon bemerkt, einen wunderbar feinen Geſchmack. In dieſem lag ſein Urtheil und zum großen Theil das Geheimniß der Brauerei. Täglich beſuchte Cerevisius die Malzböden der Kloſterbrauerei dreimal, früh, Mit-

tags und Abends, und jedesmal schöpfte er mit einem mäßig großen Becher von schön polirtem Rosenholz, dessen Entstehung Niemand kannte, eine Handvoll Malzkörner von jedem Haufen, die er, langsam über die Gänge wandelnd, bedachtsam verzehrte. Schmeckte ihm das Malz nicht, so mußte es noch länger liegen, oder mit solchem, das er vortrefflich fand, so lange gemischt werden, bis es ihm mundete. Erst, wenn alles Malz dem Malzverstande des Inspectors genügte, durfte es in die Pfanne geschüttet und zum Brauen verwendet werden. Nach jedesmaligem Umgange schob Cerevisius den Holzbecher in seine Kapuze und machte sich unter den Knechten etwas zu thun, oder strich auch müssig in dem geräumigen Gebäude herum.

Wie mit dem Malze verfuhr der Mönch auch mit dem gebrauten Biere selbst. Erst, wenn es ihm zusagte, gestattete er die Auffüllung desselben. Eben so wurden die Fässer nach seinem Geschmacksurtheile gespündet. Kurz, der erzdumme Bruder Laurentius war das untrüglichste Bierorakel und dem Kloster ganz unentbehrlich. Seine Zunge war mehr werth, als alle Kenntnisse und Erfahrungen der Brauer. Cerevisius war ein Biergenie.

Diese Gabe des Mönches war aber auch das einzige Geheimniß, das sämmtliche Brauknechte nicht verrathen durften. Darauf ward Jeder von dem

Abte vereidet, ehe er Dienste erhielt, und so kam es denn, daß man vor Aller Augen ein Bier brauen konnte, das alle übrigen an Güte weit übertraf. Der Bettelmönch knupperte fast den ganzen Tag an den brenzlich-süßen Körnern herum, schnitt sehr dumme Gesichter, die für klug gelten sollten, und lud wohl selbst die fremden Brauer zu gleicher Speise ein. Aber lieber Himmel, was verstanden diese Menschen vom Malz! Ihnen schmeckte ein Malz wie das andere, die Seele der gerüttelten, geschüttelten, gedörrten und befeuchteten Gerste fühlten sie mit ihren rohen Nerven nicht heraus, mithin konnten sie der Klosterbrauerei durchaus keinen Schaden zufügen, so lange Pater Cerevisius lebte, schmeckte und trank.

Bei dieser sehr einförmigen Beschäftigung blieb der gute Bettelmönch über die Maßen fromm. Ob dies aus wirklichem Respect und Gehorsam vor den Regeln seines Ordens, oder aus simpler Albernheit geschah, möchte schwer zu ermitteln sein. Nur so viel ist gewiß, daß Bruder Cerevisius sich niemals übernahm, daß er nie etwas anders dachte, als Malz und Bier, daß, wenn er die Hora singen mußte, er immer nur um gutes Bier flehte. Kurz, sein ganzes Leben war ein fortgesetzter Gottesdienst der gemalzten Gerste geworden, und wäre ihr Verehrer nicht gar so unschuldig gewesen, so hätte man ihn wohl der Ab-

götterei bezüchtigen müssen. So aber glaubte Abt Petrus diese sonderbare Abart mönchisch-gewissenhafter Abgötterei unterstützen zu müssen, wie er sich ausdrückte: »in majorem cerevisiae gloriam!«

Wie alle Klöster, hatte auch das Franciskanerkloster in Zittau seine unterirdischen Gemächer, finstere Kellergewölbe und geheime Gänge. Namentlich war es an den letztern reich. Zur Zeit seiner Gründung hatten sich die städtischen Klosterbrüder, der Sage nach, mit einem fern in den Bergen gelegenen Kloster von anderem Orden durch Aushöhlung eines Ganges in ununterbrochene Verbindung gesetzt. Obwohl angeblich nur zu heiligen Zwecken bestimmt, ward er doch häufig durch weltliche Verbrechen entweiht. Es war bekannt, daß die heiligen Äbte auf diesem aller Welt verborgenen Wege sich willige Mädchen zuführen ließen und mit diesen bei nächtlicher Weile tief unter der Erde Bacchanalien, ja wahre Orgien feierten. Etwas Bestimmtes verlautete freilich nicht darüber, die Bürger der Stadt hatten aber oft des Nachts ein sonderbares Getöse unter der Erde gehört, das wie Koboldgelächter unter dumpfen Gläserklirren zu ihnen herauf drang.

Dieser Gang lief nahe an dem Keller der erworbenen Brauerei vorüber. Weil nun Bruder Cerevisius mehrmals äußerte, daß er des Nachts den

feinſten und reinſten Geſchmack habe, ſich auch alsdann in einer ſo begeiſterten, andächtigen Stimmung befinde, daß er ſich wohl getraue, den Segen ohne Anſtoß und recht inbrünſtig herſagen zu können, was ihm bei Tage noch nie hatte gelingen wollen; ſo ließ Abt Petrus von dem unterirdiſchen Gange aus eine Öffnung in jenen Keller der Brauerei brechen, dieſe durch eine feſte Thüre ſicher verſchließen und dem begeiſterten Bruder den Schlüſſel dazu einhändigen. Von dieſem Augenblicke an konnte der Brauerei-Inſpector zu jeder Stunde der Nacht in das Brauhaus gelangen und es nach allen Seiten hin durchſtreifen. Und weil dies ſein Tempel, ſein eigentlichſtes Gotteshaus war, ſo traf man ihn auch ſelten im Kloſter. Vergnügt wie immer, den Roſenholzkelch in der Kapuze, ſchlich er bei Sternenlicht die knarrenden Stiegen auf die Malzböden hinan, ſie leiſen Schrittes, wie ein Geiſt durchwandelnd, oder ſtieg eben ſo unhörbar als unheimlich hinab zum Kühlſtock. Mit wahrhaft andächtigem Lächeln ließ er dann lange, lange ſeine Blicke auf der braunen, warme Dünſte aushauchenden Fluth ruhen, bis die Begeiſterung über ihn kam und ſeine Zunge in Bewegung ſetzte. In ſolchen Augenblicken ſprach er mit tiefer Inbrunſt den Segen über dem brodelnden Getränk, und zwar nach allen vier Himmelsgegenden. War dies geſchehen, ſo

setzte er sich auf die hölzerne Brüstung, zog seinen Holzbecher aus der Kapuze und probirte wohl hundertmal den edlen Gerstensaft. Mit einem abermaligen Segen zog er sich bei Anbruch der Morgendämmerung wieder zurück.

Lange Zeit blieb diese Einsegnung des Bieres aller Welt ein Geheimniß, kaum der Abt wußte etwas Sicheres darum. Die wachehaltenden Knechte hörten zwar manchmal ein Schlürfen und Flüstern auf den Böden, selbst einzelne Worte und Laute drangen durch die verschlossenen Thüren; man sprach aber nicht gern davon, weil es ein allgemein verbreiteter Aberglaube unter den Brauern damaliger Zeit war, daß der Gerstengeist in der ersten Kühlnacht um den Bottich schwebe; wer ihn störe, der sei des Todes und das Gebräu verderbe auf der Stelle. Aus diesem Grunde wagte Niemand, den sonderbaren Tönen genauer nachzuspüren, so oft sie sich auch seit einiger Zeit vernehmen ließen. Jedermann war froh, daß der Ruf der Brauerei immer mehr in Aufnahme kam, um das Andere mochte sich kümmern, wer dazu den Beruf in sich zu tragen glaubte.

Was den Männern unlösbar bleibt, das knöteln gewiß die Weiber auf, darauf kann Jeder einen Eid ablegen. Nun hatte der Klosterbrauer ein recht hübsches Mädchen, ein flinkes, kluges Ding von sechzehn

Jahren, das unter ſeines Gleichen für äußerſt verſchmitzt galt. Dieſem frühzeitigen Naſeweis wollte es von jeher nicht einleuchten, daß es in der Kloſterbrauerei mit rechten und natürlichen Dingen zugehe. Barbara nahm ſich alſo vor, eigentlich nur, um ihre Neugier zu befriedigen, recht genau Acht zu geben. Wenn ſich ein Mädchen einmal auf's Lauſchen legen will, ſo iſt ihm kein Opfer zu groß, keine Mühe zu läſtig. Barbara lief daher am Tage überall herum, immer trällernd und ſingend, und des Nachts, wenn es im Brauhauſe ruhig geworden war, ſchlüpfte ſie wieder heimlich aus ihrem Bette und ging die geheimſten Katzenwege. Sie merkte bald Unrath, konnte aber doch lange Zeit nicht dahinter kommen, da ſie die Kunſt, durch die Schlüſſellöcher zu kriechen, nicht verſtand.

Die ſchwarzen Augen der munteren Barbara hatten einem ſtämmigen Bürgersſohne, der ſelbſt Beſitzer einer Brauerei war, die ſeit einiger Zeit immer mehr in Verfall gerieth, ſehr gefallen. Er unterließ nicht, ſich Barbara zu nähern und ſeine Bewerbungen fanden das geneigteſte Gehör. Als nun die beiden Liebenden auf Du und Du ſtanden, ſagte der junge Brauer: »Jetzt, Barbara, fordere ich von Dir, daß Du mir einen rechten Gefallen thuſt. Daran will ich Deine Liebe zu mir ermeſſen.«

»Was iſt's?« fragte das Mädchen und ſah ihn mit den klugen Augen luſtig an.

»Wenn das Ding ſo fortgeht,« verſetzte der junge Mann, »ſo kann ich in Gottes heiligen Namen binnen Jahr und Tag meine Böden ſchließen und mit den Spittelweibern Federſchließen gehen. Die Kloſterbrauerei ruinirt uns alle, und das glaube ich nicht, daß Dein Vater nicht eine geheime, vielleicht gar die ſchwarze Kunſt verſteht. Dieſe lerne ihm ab, Barbara, und theile ſie mir mit. Sobald ich Beſcheid darum weiß, mach' ich Dich zur Frau.«

»Wo denkſt Du hin, Emil!« ſagte Barbara. »Meinem Vater iſt's ſelber ein Räthſel, daß das Bier jetzt ſo unbeſchreiblich gut geräth. Wüßte er geheime Mittel, ſo hätte er ja ſchon früher eben ſo treffliches Getränk müſſen brauen können. Nein, Emil, mein Vater iſt ganz unſchuldig, aber eine Kunſt und ein Zauber iſt dabei im Spiele, und der ſteckt im Franziskanerkloſter.«

»Laß Dir nichts weiß machen, Kind!«

»Es iſt einmal nicht anders,« betheuerte Barbara. »Unſer Inſpector, ſo ſchafsdumm er iſt, ſo viel verſteht er doch vom Biere. Glaube mir, der dicke Kerl hat ſeinen ganzen Verſtand in der Zungenſpitze. So wie ihm das Malz ſchmeckt, wird gebrauet, nicht eine Minute früher, und wenn Ihr

künftighin ebenfalls gutes Bier brauen wollt, so zwingt ihn nur, daß er auch Euer Malz zu kosten kommt. Er ist viel zu einfältig, um lügen zu können. Schmeckt es ihm nicht, so schüttelt er den Kopf, ist er damit zufrieden, so schmunzelt und nickt er. Auf's Reden läßt er sich aber nicht ein, denn er weiß wahrhaftig nicht, was zum Brauen gehört. Beim Bruder Cerevisius ist Alles Instinkt, wie beim lieben Vieh. Er ist ein großer Heiliger aus purem Instinkt.«

»Sonderbar!« sagte Emil.

»Das ist noch nicht Alles,« fuhr die plauderhafte Barbara fort. »Er muß in seiner Dummheit noch zu andern Geheimnissen gekommen sein. Sicherlich macht sich der Böse einmal einen Spaß mit den Fettbäuchen, greift die Dümmsten aus ihnen heraus und ernennt ihn zu seinem Lakai, um die ganze Gesellschaft gelegentlich in seinen Schnappsack zu schieben und als guten Rostbraten nach der Hölle zu schicken. Ich will schon noch dahinter kommen, warte nur!«

»Liebe Barbara,« versetzte Emil, »thue das ja! Nur nimm Dich in Acht, daß Du dem Gottseibeiuns nicht in die Krallen fällst. Er soll fürchterlich kratzen, sagte letzthin Abt Petrus in der schönen Predigt vom Segen des Fegefeuers, und namentlich bei hübschen Mädchen so recht des Teufels sein. Also —«

»Halt nur Dein Mäulchen, alberner Tropf!« sagte Barbara lachend und schlug den Brauer auf den Mund. »Wozu wär' ich denn meiner Mutter Tochter, wenn ich mich vor dem Teufel im Körper eines so dummen Bettelmönchs fürchtete? Ich spionire die heimliche Kunst aus, oder ich will keine Jungfer sein!«

»Gelt?« sprach Emil, seine flache, starke Hand dem Mädchen hinhaltend.

»Gelt!« versetzte Barbara und schlug munter ein. Der Pact war geschlossen, Barbara mußte alle List ihrer Natur aufbieten, um hinter die Schliche des dummen Mönches, des klugen Abtes oder des bosshaften Teufels zu kommen. Einer von diesen Dreien — daran zweifelte sie keinen Augenblick — mußte die Hand im Spiele haben.

Listig und glatt, wie eine Schlange, durchkroch nun Barbara alle Localitäten des weitschichtigen Braugebäudes bis in die geräumigen Keller hinunter. Die stets verschlossene Thür, welche in den erwähnten unterirdischen Gang führte, fiel ihr auf. Sie probirte alle Schlüssel ab, deren sie habhaft werden konnte, und da keiner passen wollte, so mußte hier ein Geheimniß verborgen liegen. Ihrer Ausdauer, noch mehr ihrem ungewöhnlich feinen Gehör gelang es, an dem

Schlürfen des nächtlichen Besuchers den Tritt des Bierinspectors zu erkennen. Über die Persönlichkeit im Klaren, bedurfte es jetzt nur noch der Erforschung von deren räthselhaften, nächtlichen Treiben. Auch dies ward erlauscht, indem sich die unermüdlich Schlaue eines Abends verschließen ließ und nun alle Wunderlichkeiten des segnenden Mönches mit ansah.

Barbara hatte nichts eiliger zu thun, als den erlauschten Vorgang ihrem Vater und nächstdem ihrem Geliebten mitzutheilen. Der erstere war darüber zwar erstaunt, doch keineswegs erschrocken. Er verlangte nur von seiner überaus pfiffigen Tochter, daß sie gegen Jedermann schweigen solle, was Barbara auch mit dem Munde geläufig versprach. Ihr Herz wußte freilich nichts davon. Emil dagegen sorgte dafür, daß die Kunde von dem Segen des Mönches rasch von Munde zu Munde lief. Er selbst rief die sämmtlichen Brauer der Stadt zusammen, trug ihnen mit beredtem Munde die Sonderbarkeit vor und fragte: was sie jetzt in dieser wunderlichen Angelegenheit zu thun gedächten? Denn daß des Mönches zauberkräftiger Segen, möge er ihn nun dem Teufel oder einem Engel abgelauscht haben, dem Klosterbiere jenen herrlichen Geschmack beibringe, den man so überaus lieblich finde, das unterliege durchaus keinem Zweifel!

Alle Braugenoſſen ſtimmten Emil bei. Schwerer war es ihnen, einen Entſchluß zu faſſen, der ihnen von Nutzen ſein konnte. Wollte man auch in Maſſe den mitternächtlichen Segen belauſchen, ihn dem Mönche vielleicht ablernen, ſo blieb es doch ſehr ungewiß, ob damit etwas erzielt werde. Nach langem Hin- und Herreden, wobei die Brauer immer verdutzter wurden, nahm Emil, jedenfalls der munterſte Kopf unter ihnen, wieder das Wort:

»Ich weiß Rath,« ſprach er, »wenn Ihr mich nur unterſtützen wollt.«

»Freilich! — Verſteht ſich! — Mir iſt Alles recht! — Das iſt ein Spitzkopf! — Ja, ſo Einer — ſo ein Geriebener!« murmelten und ſchrieen die Brauer durch einander und drängten ſich ſo hart an Emil, daß dieſer ſich genöthigt ſah, den Allzuwißbegierigen einige kräftige Püffe zu verſetzen.

»Nun ſo hört, aber rammelt Euch einander nicht todt,« ſagte er. »Dem Mönche iſt ſeiner abſcheulichen Dummheit wegen im Guten nicht beizukommen. Er hat ja kaum ſo viel geſunden Menſchenverſtand, um eine einfache Frage geradezu und ohne Umſchweife beantworten zu können! Und der Abt — Gott ſei's geklagt — der iſt ein abgefeimter Schlaukopf, der uns mit der freundlichſten, herablaſſendſten Miene von der Welt Alles verheißt, Alles

hält und uns doch zum Narren hat! Alſo, das ſeht Ihr einfach ein, iſt mit Güte nichts Weſentliches zu erlangen.«

»Ja, wohl, ja wohl! — 's iſt ein Teufelskerl! — Gebt Acht, der ſtimmt für's Kehlabſchneiden!« rade-tirten die Brauer.

»Es bleibt uns nur Gewalt übrig.«

»Gewalt, Gewalt! Ha, Gewalt!« brüllten die Brauer.

»Wir müſſen es aber dabei klug anfangen.«

»Klug! Sehr klug!« ſagten Einige bedeutungs-voll und hoben die Zeigefinger gegen einander auf.

»Demnach wird es am beſten ſein,« fuhr Emil fort, »wir ſtecken uns mit dem Kloſterbrauer unter eine Decke — «

»Haha!« — »Unter *eine* Decke!« fielen An-dere ein.

»Und ſuchen ihn zu bereden, daß er uns das Brauhaus öffnet. Kommt nun die Stunde für den Malzmönch, wo ihn der Geiſt oder der Satan treibt, dem Biere ſeinen Segen zu ertheilen, da ſchleichen wir ganz leiſe hinter ihn, umſtellen ihn wie einen Eber und faſſen ihn ab mit gewaltigen Armen.«

»Ja, mit gewaltigen Armen!« fiel die ganze Brauerſchaft ein und erhob dabei ihre bloßen mus-kulöſen Arme wie Ausrufungszeichen gen Himmel.

»Einmal ergriffen, muß er der Unsrige werden,« betheuerte Emil. »Wir führen ihn mit uns, bringen ihn in anständiges Gewahrsam und bedeuten hierauf den Abt, daß wir den Pater nur dann ungekränkt entlassen würden, wenn er ihm Befehl ertheile, künftig auch über unser Bier eben so gut den Segen zu sprechen, wie über das Klosterbier. Seht,« schloß Emil, »auf diese Weise kann uns auch der kluge, glatte Abt nicht hintergehen. Er muß uns willfahren, oder schlechtes Bier trinken. Und kommen nur unsere Brauereien dadurch wieder in Aufnahme, so können wir dem Kloster ja in Gottes Namen auch seinen Ruf lassen.«

Mit diesem Vorschlage waren Alle einverstanden und man beschloß, wo möglich schon in der nächsten Nacht zu dessen Ausführung zu schreiten. Emil ließ durch Barbara deren Vater bestürmen, daß er ihnen das Brauhaus öffnen solle, und dieser that der schmeichelnden Tochter nach einigem Widerstreben den Willen. Niemand ahnte das Geringste von dem Überfalle der Brauer, die unter dem Schutze der finstern Nacht die Klosterbrauerei in ziemlicher Anzahl betraten und von Barbara selbst zum Kühlstocke, in dem ein neues Gebräu dampfte und einen lieblichen Geruch um sich verbreitete, geführt wurden. Alle verhielten sich ruhig und wagten, als sich die schlürfenden Tritte

des Mönches auf der Stiege vernehmen ließen, kaum noch zu athmen. Bruder Cerevisius strich wie ein Geist an dem Bottich vorüber nach einer Fallthür, die zu den Malzböden führte. Diese stieß er auf und ließ sie hinter sich leise wieder in die Fugen gleiten. An dem Schlürfen seiner Tritte konnten die gespannt Lauschenden abnehmen, daß Cerevisius von Boden zu Boden stieg, überall genau die Runde machte und etwa so lange Zeit verweilte, als nöthig war, die einzelnen Malzhaufen zu umwandern und Proben davon zu sich zu stecken.

Nach Verlauf einer halben Stunde hörten sie ihn summend die oberste Stiege wieder herunterschlürfen. Auf der zweiten ward das Gesumme zum Geträller und auf der dritten ging es in einen muntern, doch gedämpften Gesang über. Da aber Bruder Cerevisius einen sehr tiefen Baß sang, so klang es mehr wie ein melodiöses Brummen. Emil behauptete später, folgende Strophen verstanden zu haben:

„Gerstenkorn, Dich lob' ich mir,
Trägst Du Bart und Krause.
Wie ein feistes Äbtlein schier
Bleibst Du dann zu Hause.
Zupft Dich Einer an dem Bart,
Ei, wie wirst Du munter!

Ringest ihn nach Bovenart
Luſtiglich tiſchunter!
Gerſtenkorn, Dich lob' ich mir,
Trägſt Du Bart und Krauſe.
Winkſt Du mir als helles Bier,
Bleib' ich nie zu Hauſe!
Vivat cerevisia!
Vivat, vivat, vivat!

Unter dieſem luſtigen Geſange oder Gebrumme betrat der Malzmönch, wie die ſämmtlichen Brauer ihn nannten, den Kühlboden. Er trug den Becher von Roſenholz in der Hand und führte ihn oft zu Munde, gleich als tränke er daraus. Dabei wankte und ſchwankte er ganz wie ein Betrunkener herüber und hinüber, unterbrach oft ſeinen brummenden Singſang durch ein hochſeliges, innig dummes, ſeelenvergnügtes Lachen und umwandelte dabei langſam den Kühlſtock. Bruder Cereviſius trank aber nicht. Sein Holzbecher enthielt das gewöhnliche Maß Malz, deſſen Körner er mit einem Appetit verzehrte, als verſpeiſe er friſch vom Olymp herabgefallenes Ambroſia. Es verging eine geraume Zeit, bevor der Mönch den Becher geleert hatte, und den Brauern begann die Geduld auszugehen. Endlich ſchüttete er ſich die letzten Gerſtenkörner über die dicken Lippen und warf den Becher hinter ſich in die Kapuze.

»Jetzt!« flüsterte Emil seinen Genossen zu. »Gebt Acht!«

Pater Cervisius fing nun an mit ganz eigenthümlichen Gebehrden bald näher bald ferner den Kühlstock zu umschreiten. Die verborgenen Zuschauer erinnerten sich, diese Arm- und Handbewegungen beinahe eben so bei jeder Messe gesehen zu haben, weshalb die Meisten auf den Gedanken kamen, der wunderliche Mönch sei Willens, hier neben dem duftenden Bier eine Art Messe, vielleicht eine Biermesse zu lesen. Wirklich nahm auch Cervisius keinen Anstand, Alles, was ihm von dem oftmaligen Hören und Sehen der Messe erinnerlich geblieben sein mochte, in seiner Art und zwar recht andächtig, nachzuahmen. Darüber ging abermals eine hübsche Zeit hin, so daß Emil Noth genug hatte, seine ungeduldigen Kameraden zu beschwichtigen. Dies Alles geschah vollkommen lautlos. Nun aber schritt der Mönch mit äußerster Würde gegen den Kühlstock vor, verbeugte sich, streckte den Arm darüber aus und intonirte tief und dumpf in lateinischer Sprache den Segen. Sobald dies geschehen, langte er abermals den Rosenholzbecher aus der Kapuze, schöpfte eine geringe Quantität Bier aus dem Bottich und genoß es mit schnalzender Zunge. Ganz vertieft in seine Beschäftigung bemerkte er nichts von dem plötzlich rund um ihn her entstehendem Leben.

Er ward ergriffen, emporgehoben und unter lautem Triumphgeschrei von den Brauern in eine sichere Behausung geschleppt.

Von dieser Gewaltthat ward Abt Petrus durch ein eigenhändiges Schreiben des Bürgermeisters in Kenntniß gesetzt, dem am Schlusse die Bemerkung beigefügt war: der hochwürdige Abt möge sich in eigener Person zu dem Unterzeichneten bemühen, damit man über die Freilassung des Gefangenen Rücksprache nehmen könne. Über dieses unerhörte Anmuthen war Abt Petrus zwar höchlich entrüstet, doch fügte er sich aus treuer Liebe und Vorsorge zu und für die Brüderschaft dem Unvermeidlichen. Der Bürgermeister empfing den athemlos herankeuchenden Mann sehr freundlich, setzte ihm den Zusammenhang des sonderbaren Ereignisses klar aus einander und verlangte im Namen der brauberechtigten Bürgerschaft, daß der hochwürdige Vater dem Bruder Laurentius Cervisius Befehl ertheilen solle, seinen so wirksamen, zauberkräftigen Segen fernerhin auch dem Kühlbier der übrigen Brauer zu ertheilen.

Abt Petrus legte sein breites Gesicht in bedenkliche Falten und stellte sich Anfangs vollkommen unwissend. »Trefflicher Vater der Stadt,« sprach er, »Ihr theilt mir allda Dinge mit, von denen ich nie

ein Wort gehört habe. Segnen! Das Bier segnen! Und um Mitternacht gar, wo Satanas umher wandelt und auf Fang ausgeht! Wo denkt Ihr hin, Herr Bürgermeister? Niemals würde ich einen solchen Frevel gestatten, wüßte ich darum, beim Bart und Schwert meines hochheiligen Namensbruders! Sollte aber dennoch wider mein Wissen und Willen die Verblendung meines Bierinspectors so weit gegangen sein, so gebe ich Euch mein Wort, er soll dafür exemplarisch bestraft werden!«

Der entrüstete Ton, womit Abt Petrus diese Versicherung aussprach, hätte den Bürgermeister beinahe getäuscht, nur eine schlecht verhehlte Unruhe des Franziskaners brachte ihn wieder auf andere Gedanken.

»Verfahrt mit dem Mönche nach Eurem Belieben, hochwürdiger Herr Abt,« versetzte der Bürgermeister. »Ich habe die Verpflichtung, für das geistige und liebliche Wohl meiner Mitbürger zu sorgen und verlange demnach, wie Ihr früher von mir, jetzt von Euch, daß Ihr ihnen einen guten Labetrunk verschaffet. Bruder Cerevisius besitzt dieses Geheimniß, und mag es nun bestehen, worin es immer wolle, ich lasse Euch nicht von hinnen und den Mönch nicht aus seinem Gewahrsam, bis Ihr ihm den Auftrag ertheilt habt, künftighin auf allen Malzböden, an allen

Kühlſtöcken eben ſo zu verfahren, wie in der Kloſterbrauerei. Denkt nicht etwa, daß Ihr uns betrügen könnt! Man wird ihn beobachten, ihm auf Mund und Finger ſehen, und wehe Euch und ihm, wenn er ſich ungebehrdig ſtellt!«

So gedrängt, mußte ſich der wehrloſe Abt dem Willen des Bürgermeiſters fügen. Er verlangte den »ſündigen Mönch«, wie er ihn nannte, zu ſprechen. In zahlreicher Begleitung brachte man ihn in Emil's Brauhaus, wo der Gefangene mit äußerſter Strenge bewacht wurde.

»O Du verblendetes Kind,« rief ihm der Abt ſchon aus der Entfernung zu, was haſt Du mir für Leides gethan! Komm, komm, daß ich den Beelzebub austreibe, der ſich Deiner Seele bemeiſtert hat!«

Abt Petrus machte Miene, die Formeln des Exorcismus unter grimmigen Gebehrden über den ganz betäubten, gutmüthig-dummen Bruder Cereviſius auszuſprechen, nur Emil, der ihn mit kräftigem Händedruck zurückhielt, verhinderte ihn daran.

»Mit Verlaub, Hochwürden,« ſagte der Brauer, »wenn der Teufel wirklich in dem Bruder Kuttenmann ſitzt, ſo wird er ſich ſchon mit Eurer Bewilligung ein Neſt in ſeiner Kapuze gebaut haben. Und das ſoll nicht eingeriſſen werden, bis wir die Eier daraus gekoſtet! Wir ſind nicht ſo ekel, wie die

Herren Äbte. Schleppt der Teufelsdreck ſonſt ſeine Vortheile mit ſich, ſo heben wir die Zähne und ſchlingen ihn hinunter, mit oder ohne Appetit. Alſo bitte, laßt ihm immer das bischen Teufelszeug, womit er angethan iſt. Hat's bei uns ſeine Dienſte geleiſtet, ſo könnt Ihr dem guten Bruder in aller Heiligen Namen die Kutte ausklopfen, ſo ſehr Ihr wollt, und ihn in beſter Manier wieder heilig räuchern, wir wollen's Euch nicht verwehren. Zuvor aber ſoll er uns gutes Bier verſchaffen, baſta!«

»Ja, gutes Bier, gutes Bier!« riefen die Brauer und hoben ihre nackten Arme drohend gegen den Abt auf.

»Ihr wollt es!« ſagte dieſer nach einer Pauſe, eben ſo ſalbungsreich als bekümmert. »O ihr Thoren, ihr Unglücklichen, ihr Verblendeten! Der Macht des Böſen wollt Ihr Euch freiwillig überliefern, um — um —«

»Ach, was da!« fiel Emil ein. »Wir ſcheren uns den Henker um den Böſen! Uns ganz recht, wenn er ſeinen Bart nicht in den Kühlſtock hängt. Aber gutes Bier, juſt ſo gutes, wie Ihr's ſelber hinunterlappert, Herr Abt, juſt ſo gutes Bier wollen wir auch haben, beim Element!«

»Beim Element! ja, das wollen wir!« ſchrieen die Brauer.

Abt Petrus ſeufzte und verdrehte die Augen, nach beiden Seiten hin ſchielend, ob ihn nicht ein Ausweg

dieſer ärgerlichen Lage entführen könnte. Der Bürgermeiſter lächelte rathmänniſch fein, Bruder Cereviſius fingerte in ſeinem Roſenholzbecher nach einigen dürren Malzkörnern herum und ſchien ſonſt an der ganzen Verhandlung keinen Theil zu nehmen.

»Wir bitten um baldige Reſolution, Hochwürden,« nahm Emil wieder das Wort, »ſonſt müſſen wir uns erlauben, unſere Kräfte zu verſuchen.«

»Unglückliche Kinder eines ſataniſchen Wahnes, Ihr wollt es!« rief Abt Petrus. »Sie hören, ſie ſehen es, die Heiligen im Himmel, daß nur Gewalt mich zu dem Verhaften zwingt! O bitte, bitte, vergebt Eurem unwürdigen Knechte!«

Nach dieſer pathetiſchen Anrufung der Heiligen trat der Abt zu dem Mönche. »Armer Bruder Laurentius,« ſprach er tief aufſeufzend, »dieweil Du in der Zaubermacht eines finſtern Weſens zu ſtehen ſcheinſt und ich Dich nicht anders daraus befreien kann, als daß ich den Willen thue dieſer Thoren und Wüthriche, ſo fordere ich Dich auf, Deinen böſen Eingebungen Dich zu überlaſſen und ihre Zauber auszuüben auf Alles, was dieſen Männern da gehört. Gehe denn hin, prüfe ihr Malz und ſegne ihre Gebräude in ihrem Beiſein!«

Erſt jetzt kam wieder Leben in die Glieder des Malzmönchs. Er ſtand lachend auf, ſchwang ſeinen

Becher über den Kopf und ließ ihn dann in die Kapuze fallen. Es war mittlerweile Abend geworden, mithin die Zeit herangekommen, wo Bruder Cerevisius in der Klosterbrauerei am thätigsten zu sein pflegte. Abt Petrus hatte sich schon mit dem Bürgermeister entfernt, denn es schien ihm entheiligend, bei dem profanen Biersegen zugegen zu bleiben. Den Brauern war dies gerade lieb, da sie nunmehr mit dem Mönche nach Gutdünken umspringen konnten.

»Kommt an!« sagte Cerevisius, immerfort lachend, »Mich hungert nach Malz, mich dürstet nach duftendem, brodelndem Bier. — Kommt an!«

Wer war jetzt froher als die Brauer! Lachend erschlossen sie dem Mönche die Malzböden und folgten dem Voranschreitenden. Bruder Cerevisius verfuhr nun genau so wie in der Klosterbrauerei. Er kostete, ohne auf seine Begleiter zu achten, von den verschiedenen Gerstenhaufen, schüttelte bei diesem den Kopf und nickte beifällig bei einem andern. Sogleich ward ein so bezeichneter von den Brauern zusammengestoßen, um demnächst die Pfannen damit zu füllen. So ward nun der arme Mönch von Brauhaus zu Brauhaus geschleppt, bis er aller Orten einem oder dem andern Malzstoß seine Zustimmung gegeben hatte. Man ließ ihn nicht aus den Augen und hatte namentlich des Nachts ein scharfes Augenmerk auf ihn.

Da man aber die Segnung des eben kühlenden Bieres nicht als vollkommen wirkend annehmen konnte weil man nicht wußte, ob auch das Malz dem Feinschmecker gemundet haben würde, so beeilte sich jeder Brauer, sobald als möglich ein neues Gebräu auf den Kühlstock zu bringen. War dies geschehen, so ward der Mönch, den man einstweilen dem Kloster wieder zur Verfügung gestellt hatte, geholt, damit er in der stillen lauschigen Mitternacht den Segen sprechen möge. Zu dieser seltsamen Feierlichkeit fanden sich die Brauer immer sehr zahlreich ein. Auch waren sie alle einstimmig der Meinung, daß Bruder Cerevisius genau so verfahre, wie in der Klosterbrauerei. Nur einige Zerstreutheit, oder vielmehr Scheu wollten Einige an ihm gewahrt haben. Daß der so beobachtete, mit Gewalt zur Segnung des Gebräudes gezwungene Cerevisius während des Segens in seine angeborene Schüchternheit verfiel, die Worte zusammenhanglos durch einander warf, das Erste zuletzt, das Letzte zuerst brachte und überhaupt ohne allen innern Drang die Ceremonie vollzog, merkte Keiner der neugierigen und unwissenden Brauer. Alle ließen ihn seelenvergnügt von dannen gehen, gewiß, daß sich nunmehr ihr Bier mit dem des Klosters werde messen können.

Ungeduldig warteten Alle die erforderliche Zeit ab, nach deren Verlauf Mehrere auf einmal mit großem

Pomp ihr Gebäude aufschlugen. Sie hatten nicht verſäumt, die Umgegend zu dieſer Feſtlichkeit einzuladen, die ſich, in der Hoffnung, manchen Krug billig, wo nicht gar umſonſt zu trinken, ſehr zahlreich eingefunden hatte. Sämmtliche Brauereien waren von dicht gedrängten Menſchenſchaaren belagert. Lange Tafeln bedeckten die Straßen und öffentlichen Plätze, die überreichlich mit Durſtigen beſetzt waren, und wer keinen Platz bekommen konnte, der lagerte ſich im Schatten auf die freie Erde.

Die aufgeſchlagenen Tonnen ſchäumten nach Wunſch und entſtrömten ein Bier in die Krüge, deſſen Farbe allein ſchon zum Genuß einlud. Bald hätten ſich die Gierigen darum geſchlagen, ſo ungeduldig und haſtig haſchten hundert Hände nach den dargereichten Krügen. Aber Himmel, welch' entſetzliche Verwandlung ging vor, nachdem die erſten Krüge von den Nächſtſtehenden prüfend geleert worden waren. Das Geſchrei ungeſtümen Fordern's ging über in ein Gebrüll des raſendſten Zornes. Die Krüge wurden auf dem Pflaſter, an den Wänden der Häuſer zerſchlagen, Tiſche und Bänke in wenigen Augenblicken zertrümmert, die Stöcke vertheilt und unter ſtets wachſendem Getümmel die Brauhäuſer geſtürmt. Ohne Beiſtand der Bürgerſchaft würde die wüthende Menge, die ununterbrochen »Gift« und »Mord« ſchrie, nicht

allein die Brauereien der Erde gleich gemacht oder angezündet, sondern auch die Besitzer derselben massacrirt haben. Mit Mühe besänftigte man die Rasenden, nachdem die Ärgsten überwältigt und gefesselt worden waren, was jedoch erst nach Zerstörung fast aller Tonnen geschehen konnte, so daß Keller, Häuser und Straßen von schäumendem Bier überfluthet wurden.

Über diese ganz entgegengesetzte Wirkung ihres gesegneten Bieres waren die armen Brauer bestürzt, ja trostlos. Ihr gänzlicher Ruin stand ihnen nunmehr deutlich vor Augen. Die Furchtsamsten glaubten sogar eine entsetzliche Sünde begangen zu haben, liefen sogleich ins Kloster und beichteten mit zerknirschtem Gemüth dem still seligen Abt, um nur Vergebung zu erhalten. Die Muthigern dagegen rotteten sich zusammen, hielten Rath und sannen auf Rache.

Mehrere Tage lang brütete eine dumpfe Ruhe über der Stadt. Alle Brauhäuser feierten, nur der Klosterbräu nicht. Es war das einzige Gebäude, dem der süßliche Duft des Malzes entstieg, das in eine ambrosische Atmosphäre bräunlichen Rauches gehüllt war. Aus seinem Fenster allein ragte auch die lockende Gelte mit dem langen Stiele, zum Zeichen, daß ein neues Bier aufgethan worden und Jedermann

der Einkauf geſtattet ſei. Das Landvolk kümmerte ſich nicht weiter um die Noth der wohlhabenden Bürger, es ging ſorglos ſeine Wege und ſprach wieder da ein, wo ihm ein erquickliches Labſal geboten wurde.

Am niedergeſchlagenſten von allen Stadtbrauern war Emil. Er ließ ſich lange Tage nicht auf der Straße, nicht im Kloſterbräu ſehen, und Barbara begann auch ſchon ängſtlich das Herz zu klopfen. Sie ſchickte zu ihm, ſie ſendete ihm friſchen Rosmarin und Nelken und wand ſtatt des Bändchens ein paar ihrer weichen Haare darum. Sie würde einen ſehr klägelichen Brief geſchrieben haben, wäre die edle Schreibekunſt dazumal auch für die Mädchen erfunden geweſen. Emil antwortete darauf eben ſo wenig, als er ſich ſelbſt blicken ließ, was zur Folge hatte, daß Barbara im Geheim viele Thränen vergeß und einen gar argen Haß auf den Pater warf, der offenbar die Schuld allein trug. Hätte ſie ihm mit gutem Gewiſſen beikommen können, ſo zweifeln wir gar nicht, daß ihm die hübſche Zürnende das Geſicht, vielleicht auch wohl die Augen ausgekratzt haben würde. Es iſt auch gar zu abſcheulich, wenn eines dummen Mönches wegen ein paar Liebesleute für immer aus einander geriſſen und um all den vergnüglichen Spaß gebracht werden ſollen, der die Liebe ſo verführeriſch macht! Das mochte wohl Barbara durch das Köpf-

chen fahren, und darum sann sie nach Tag und Nacht, wie sie es anfinge, den lieben derben Brauer sich zu versöhnen und dem Mönche einen rechten Possen zu spielen.

Wenn ein verliebtes Mädchen eine List ersinnen will, so stehen ihm gleich alle neckischen Geister bei und flüstern ihm die sonderbarsten Einfälle zu. Bei Barbara ging's eben so. Sie hatte noch keine zwei Tage gesonnen und gebrütet, da kam auch schon ein höchst pfiffiges Gedankenvöglein zum Vorschein, umkreiste und umzwitscherte sie, setzte sich ihr auf die runden Schultern, pickte mit naschhaftem Schnäbelchen nach dem jungen Busen und machte so wundersame Capriolen, daß das Mädchen immer größere Lust an ihm fand und es einzufangen und festzuhalten beschloß. Das that Barbara, worauf sie es mit süßem Herzensbrod fütterte, bis es ganz zahm und ihr unbestreitbares Eigenthum geworden war.

Emil zürnte Barbara wirklich, da er aber sah, daß mit dem bloßen Ärger nichts gethan sei und das verdrossene Hocken hinter dem Ofen keine That gebäre, so ging er auch wieder aus, um zu versuchen, ob Luft und Sonnenschein die lahmen Gedanken beflügeln möchten. Seine Berathung mit den übrigen Brauern war sehr übel ausgefallen. Sie konnten sich durchaus nicht vertragen, denn die guten Leute

hatten Köpfe, als wären sie aus Ebersdacher Stein gemeißelt, was ein sehr haltbarer Stein ist, und man sagt, die Leute, die ihn zum Bau ihrer Häuser verbrauchten, nähmen viel von seinen hartnäckigen Eigenschaften an. Emil, dessen Halsbildung schon darthat, daß er das Wort »nachgeben« gar nicht kannte, drehte nun ebenfalls »das Rauche« heraus, und die Worte und Redensarten, welche junge und alte Brauer einander in den Bart warfen, waren von der Art, daß etwas Anderes als reeller Mord und Todtschlag unmöglich darauf folgen konnte. Weil sie aber nicht so empfindlich und überaus leicht verletzbar waren, wie die heutigen Menschlein in Frack und parfümirten Handschuhen, und auch das härteste Wort noch immer für weicher hielten, als den weichsten Stahl; so thaten sie einander weiter nichts, als daß sie gegenseitig die Ächtheit ihres Haarwuchses probirten und dies so lange fortsetzten, bis sie fanden, auch eine allgemeine Raufübung werde bei guter Zeit äußerst langweilig. Sie ließen sich also fahren, nachdem sie ihre Meinungen zwar gründlich ausgetauscht, Keiner aber die des Andern angenommen hatte. Es ging den guten Brauern in ihrer Berathung genau wie heut zu Tage den Kammern, sie konnten es zu keinem gemeinsamen Beschlusse bringen, und daher beharrte lieber Jeder mit Festigkeit auf dem seinigen.

So vereinſamt und ſich ſelbſt überlaſſen hielt es Emil für klug, Barbara nochmals aufzuſuchen. Er trat in ihr dunkles Zimmerchen, gerade in dem Augenblicke, wo ſie das Gedankenvögelchen ſo ganz gekirrt und ſich zu eigen gemacht hatte. Weil er aber noch über die Maßen verboſ't war, grüßte er das niedliche Mädchen nur ſo oben hin und warf ſich recht breitbeinig in den alten Lederſtuhl ihres Vaters, daß die Krópelbeine des Möbels ſchier knackten. Das ließ ſich jedoch Barbara nicht anfechten. Sie kannte ſchon die liebenswürdigen Unarten der reichen Bürgersſöhne und wußte, daß, wer ein Auge zu rechter Zeit zudrückt, manchmal ein großes Glück machen kann. So trippelte ſie denn ganz leiſe auf den Zehen zu ihrem mürriſchen Geliebten, ging mit ihren ſchlanken weißen Fingern um und in ſeinem krauſen Barte ſpazieren und ſetzte dieſe Promenade ſo lange fort, bis Emil nicht mehr brummte, ſondern ſchmunzelte und wie ein Kind nach den warmen weißen Beinchen in ſeinem Kinnwalde zu ſchnappen begann.

»Lieber gar beißen, pfui!« ſagte Barbara, ſtieß mit dem Fuße eine »Hútſche« neben Emils Füße, ließ ſich darauf nieder und legte ihre beiden vollen Arme gar anmuthig auf des Brauers ſtämmige Knie. Dann ließ ſie das Köpfchen ſinken, daß ſie mit dem

feinen Kinn auf ihren Armen ruhte, und ſah nun ſchlau lächelnd dem Liebſten ins Geſicht.

»Ja,« ſprach ſie, »wenn ihr plumpen Männer gleich mit Fäuſten in ein künſtlich Gewebe ſchlagt, da kann freilich nichts draus werden. Ihr habt Euch 'mal recht ſelber an der Naſe herumgeführet und würdet nun daſitzen wie die Stockfiſche, wenn — «

»Was wenn!« unterbrach Emil das Mädchen, »wenn die Weiber ihre Röcke dazwiſchen aufhängen, da wird ein Mann von Kopf freilich nicht ſehr klar ſehen.«

Barbara nickte und fuhr fort: »wenn ein Mädchen nicht für Euch gedacht hätte. Mädchen ſind keine Weiber, hörſt Du?« fügte ſie lächelnd hinzu.

Emil brummte und trommelte mit dem linken Fuße, daß die Stube wackelte.

»Den Rosmarin und die Nelken haſt Du doch gekriegt?« fragte Barbara. »Schön! So weißt Du alſo, daß ich Dich liebe und Dein gedacht habe. Noch mehr, ich habe für Dich gedacht, und wenn Du Deine garſtigen Manieren ablegen und folgſam ſein willſt, ſo kann ich Dir ein Mittel ſagen, wodurch wir den dummen Mönch doch bewegen können, daß er künftig freiwillig unſer Bier grade ſo ſegnet, wie das Kloſtergebräude.«

Auf dieſe Anrede ward Emil geſchmeidiger. Er litt nicht, daß Barbara noch länger wie eine Magd vor ihm auf der Hütſche kauerte; er hob ſie freundlich auf, geleitete ſie zu einem dunklen Sammetſeſſel, der in der Fenſterblende ſtand, nöthigte ſie, darin niederzuſitzen und blieb mit ausgeſpreitzten Beinen und faſt verſchlungenen Armen vor ihr ſtehen. »Na, da bin ich doch neugierig, was Du zu Markte bringen wirſt,« ſprach er. »Wäre doch verwunderlich, wenn ſo ein junges Ding von Mädel mehr Grütze im Kopfe hätte, als dreißig junge Kerle, die den Hopfenkauf verſtehen.«

Barbara ſprach hierauf lange und lebhaft, und je mehr ſie das rothe Mündchen in Bewegung ſetzte, deſto aufmerkſamer hörte Emil zu, deſto freudiger glänzten ſeine Augen. Als ſie endlich ſchwieg, fiel er ihr jubelnd um den Hals und hätte dem zarten Kinde mit ſeiner plumpen Zärtlichkeit beinahe weh' gethan. »Wahrhaftig,« rief er aus, »Du haſt Verſtand für hundert Mann! Dich ſollte die Stadt zum Bürgermeiſter machen! Gegen Dich ſind die ganzen hochgelahrten Herren mit und ohne Gehalt alle nur an —« Er vollendete ſeine Rede nicht, da es ihm eben noch zeitig genug einfiel, daß er eine Unanſtändigkeit ſagen wollte. Erheitert ließ er ſich von Barbara eine Deckelkanne des neueſten Bräus geben, die er ſchmatzend einige Male bis auf den Grund auszog.

»Und nun leb' gesund, Bärbel,« sprach der Brauer, dem schalkhaften Mädchen kräftig die Hand schüttelnd. »Morgen um Mitternacht bin ich wieder da. Lege nur einen tüchtigen Hebebaum zurecht.«

Barbara konnte die zweite Nacht kaum erwarten. Sie überdachte wieder und wieder ihren Plan, und so gut sie ihn auch heißen mußte, so lief es ihr doch manchmal brühheiß über's Herz. Indeß schlug sie sich mit aller Gewalt jeden trüben Gedanken aus dem Sinn und empfing zur festgesetzten Stunde den Geliebten mit größter Zärtlichkeit. Das verliebte Pärchen kos'te erst eine Weile mit einander, um sich zum wichtigen Vorhaben gründlich zu stärken. Auch der Gerstensaft ward nicht vergessen. Emil nahm ein anständiges Maß zu sich, während Barbara nur bescheiden nippte, wie es von jeher züchtige Mädchen gethan haben sollen. Erst als sie wie aus weiter Ferne das Gesumme des wandernden Mönches von den Malzböden herab vernahmen, schlichen sie sich nach dem Kühlstocke.

Es war eine ganz helle, warme Sommernacht. Das erste Mondviertel wiegte sich eben auf dem schlanken Giebel des Nachbarhauses, wie ein silberner Kahn. Man hätte meinen sollen, die Feenkönigin steuere es durch die linde blaue Luft und es sei nur an dem zackigen Gemäuer so ein Weilchen hängen geblieben.

Die braune Fluth im Kühlstocke hauchte würzige Düfte aus, die als kräuselnde Rauchwölkchen nach den Dachlucken hinaufsegelten. Der Bräu war beinahe verkühlt, er stand die letzte Nacht und sollte morgen am Tage aufgefüllt werden.

Emil und Barbara versteckten sich unter die Freitreppe, die von den Malzböden herab ins Brauhaus führte. Bald näherten sich die schlürfenden Schritte des Mönches, eine Thür nach der andern klappte auf und zu, das Gesumme ging in den bereits angeführten Gesang über. Jetzt knisterten die Balken über den Köpfen der Lauschenden, und Staub und einzeln verstreute Gerstenkörner rieselten herab. Barbara fiel eins davon in's Auge, daß es sie gewaltig drückte. Sie zog aber das Lied mit dem Finger rückwärts und spuckte dreimal dazu aus, worauf sich das Brennen und Drücken verlor. Emil dagegen war der Staub in die Nase gefahren, es kitzelte und drängte ihn zum Niesen. Da er sich aber nicht gern dem sorglos herankommenden Mönche verrathen wollte, so nies'te er in sich hinein, was ihn so heftig erschütterte, daß er glaubte, die Brusthöhle müsse bersten.

Inzwischen war Pater Cerevisius bis an den Kühlstock vorgedrungen. Er setzte sich auf die hölzerne Umfriedigung, langte seinen Becher aus der Kapuze, schöpfte und trank. Beim ersten Schluck sah

er sehr melancholisch aus und schüttelte tiefsinnig sein dickes, halb kahl geschorenes Haupt. Beim zweiten schnalzte er mit der Zunge und ließ die dicke Unterlippe fast bis auf sein fettes Doppelkinn herunterhängen. Beim dritten Zuge schnippte er mit den Fingern, brummte und gluckte den Becher geschwind vollends aus. Dann wendete er sich, so rasch es bei seiner Wohlbeleibtheit möglich war, um, erhob die Hände wie flehend gen Himmel und begann mit vorgebeugtem Leibe den Segen über den Kühlstock zu murmeln. In diesem Augenblicke stürzten Emil und Barbara aus ihrem Versteck, und während Jener den Mönch bei den Beinen faßte und den Vorwärtsgebeugten mittelst des Hebebaumes über die Brüstung stürzte, so daß er kopfabwärts mit dem Oberkörper in das Gebräu schlug, hatte ihm diese geschickt den Becher geraubt.

Emil lachte und hielt den Mönch mit kräftiger Faust schwebend über der brodelnden Flüssigkeit. »Du Meerkerl,« sagte er, »jetzt beichte, oder ich lasse Dich in das Gebräu rutschen. Nur geschwind, leiere Deinen Segen so lange ab, bis ich ihn auswendig kann, und das sag' ich Dir, alter Bierschlauch, Deinen Wunderbecher, den Du von der Fee Rosenhauch zum Geschenk gekriegt hast, den wirst Du von heut an nicht mehr an Deine dicken Lippen führen. Ich weiß, daß

in dem gefeiten Holze die Feinſchmeckerei ſteckt. Die Elfen haben draus getrunken, als ihre Königin Kindtaufen hielt und Du den kleinen Zappelmann, der nicht größer war, als einer Jungfrau längſtes Wimperhaar, chriſtlich taufen mußteſt. Seitdem iſt der geſcheidte Geſchmack in Dich gefahren, Du Dickbauch. Alſo heraus mit Deiner Narrenlitanei, und ſobald ich ſie nachplappern kann, ſollſt Du laufen, wohin Du willſt.«

Iſt's ſchon bei ruhiger Lage ein ſchwer Stück Arbeit für einen ſchwachen Kopf, lateiniſche Formeln herzuſagen, ſo wird eine Höllenpein daraus, wenn ſo ein armer Teufel in der Schwebe hängt über einem Abgrunde. Und ein Abgrund war der volle, tiefe Kühlſtock wohl zu nennen, wenigſtens kam's dem armen Pater Cereviſius ſo vor, als die warme Flüſſigkeit ſeine Tonſur berührte. Das Blut ſchoß ihm in den Kopf, die Augen traten ihm aus den Höhlen, er ſtotterte und ſtammelte, daß kein vernünftiger Menſch ein Wort verſtehen konnte und hätte er auch das feine Gehör einer Winkelſpinne gehabt. Wie mag auch Einer ſeine Gedanken zuſammennehmen, wenn er in jeder Secunde den Tod des Ertrinkens befürchten muß!

So geſchah es nun, daß der hängende Mönch fort und fort bald den Segen lallte, bald um Barm-

herzigkeit hat, weil aber Emil alle Kräfte anstrengen mußte, um den Pater nicht herabfallen zu lassen, so konnte er nicht recht auf das Gebrumme Acht geben. Auch ward er bei Zeiten sehr ärgerlich, einmal, weil er just kein Sterbenswörtchen verstand, und sodann, weil es ihn verdroß, daß die mitleidigere Barbara ihm gute Worte gab und flehte, er möge doch dem armen Mönche wieder auf die Beine helfen. Selbst, wenn der Brauer es gewollt, so gar leicht würde das nicht gewesen sein. Der Pater ward ihm zu schwer; wie er auch an ihm rückte und zerrte, er konnte ihn nicht mehr aufrichten. Angstvoll griff nun auch Barbara zu. Sie beugte sich über den Kühlstock und erhaschte die Hand des Mönches. Dieser glaubte eine feste Stütze ergriffen zu haben und packte so unbarmherzig zu, wie jeder Mensch, der in Todesängsten liegt. Dadurch verlor Barbara das Gleichgewicht, kippte über und verschwand mit einem Schrei in der Fluth. Das war ein Schlag, der fuhr Emil durch alle Glieder. Er ließ die zitternden Beine des Mönches los, daß dieser prasselnd dem Mädchen nachstürzte und das schäumende Bier aufrauschend über Beiden zusammen schlug. Der Pater versank sogleich und ward nicht mehr gesehen. Man hörte nur ein gurgelndes Schlucken, das von dem Einschlürfen der Flüssigkeit her-

rühren mochte. Die leichtere, zarte Barbara aber tauchte noch einigemal auf, streckte ihre runden weißen Arme aus den braunen Wellen empor wie Lilienstengel und trieb fort wie ein versinkendes Schifflein.

Emil stand wie versteinert. Er konnte nicht helfen, er hätte auch keine Kraft dazu gehabt, denn er fühlte, daß er gelähmt war am ganzen Körper. Erst als Barbara's Arme wie ihr junger Körper im Kühlstocke versunken waren und die aufgeregte Masse nur noch hinten und drüben schweppernd und schäumend an die hölzerne Borde schlug, erst da kam der junge Brauer wieder zu sich. Er sah beim verschwindenden Mondlichte den Wunderkelch wie eine dunkle aufgeblühte Rose auf der Fluth treiben. Da packte es ihn, wie mit Geisterhänden, ihm dünkte, Barbara's bleiches Gesicht lächle ihn an aus der Tiefe, ihre schlanken Finger winkten ihm zu. Er sprang wild lachend auf die Brüstung und stürzte sich mit ausgebreiteten Armen in den Kühlstock. Auch Emil tauchte nicht wieder auf. Das Gebräu wallte nur, als ob einer heftig darunter arbeitete. Dann ward es still, eine dünne Rauchschicht bedeckte es wie ein grauer Nebel, über den gestirnten Himmel flogen leichte Wolken, von den Dächern herab krächzten die Krähen. Auch eine Eule rief tief und hohl, als wollt sie den

ruhigen Schläfern verkünden, daß eben ein recht gro-
ßes Unglück geſchehen ſei. —

Als am nächſten Morgen die Brauknechte kamen, um das Gebräu zu probiren und dann auf die Tonnen zu füllen, wunderten ſie ſich nicht wenig, daß der Roſenholzbecher des Mönches auf dem Biere ſchwamm. Sie dachten aber nichts Arges, fiſchten ihn heraus und beſahen ſich das Geräth mit neugierigen Blicken. Auch einen Trunk verſuchten ſie und ließen ihn rundum gehen, allein, kaum hatten ſie das Bier aus dem Becher gekoſtet, da ſahen ſie einander mit Augen an, wie ſie bisher noch nie einen Menſchen angeglotzt hatten. Ein ſolcher Biergeſchmack war Keinem noch vorgekommen. Sie füllten den Holzbecher immer wieder von Neuem und leerten ihn ſo oft und lange, bis ihnen der ſtarke Gerſtenſaft zu Kopfe ſtieg. Auch der Brauer, den man herbeizurufen nicht vergaß, trank gleichfalls mit nie zuvor gekanntem Behagen. Sogar Fremde, Bürger und wer etwa vor dem Brauhauſe vorüberging, rief man herein, damit er koſte, ſchmecke und ſtaune! Bald war die Kunde von dieſem merkwürdig ſchmackhaften Bräu durch die ganze Stadt verbreitet, und Alles kam mit Tonnen, Fäſſern und Gelten, um von dem Wunderbier ein paar Schlückchen zu erwiſchen. Der Trichter ſchäumte ohne Auf-

hören, als es an ein Füllen ging. Niemand blieb zur Beobachtung des ausgießenden Stockes, weil Jeder immer wieder einen Zug genießen wollte. Endlich aber mußte man sich doch hinauf bemühen, denn der Trichter wollte nicht mehr schäumen und doch war das gewöhnliche Maß Tonnen noch lange nicht gefüllt.

Ein namenloses Entsetzen kam über die zahllosen Menschen. An der Öffnung des Kühlstockes lag der blasse Leichnam Barbara's; nicht weit davon mit verschränkten Armen fand man Emil und den Mönch! Nun schüttete man freilich, was von dem Gebräu noch vorhanden war, auf die Gasse, allein getrunken hatten doch Alle davon und die Meisten viel, sehr viel! Sie nannten's das Jungfernbier aller Orten, und wer mehr als eine Doppelkanne hinuntergeschluckt hatte, den überfiel eine Krankheit, als ob er's kalte Fieber habe, und das hieß man des Malzmönches Biersegen; wer aber daran starb, und deren waren nicht Wenige, denn sie entsetzten sich im Innern, von dem sagte man, er sei an des Brauers Nachttrunk gestorben!

Unter den Opfern dieses Jungfernbieres war eins der ersten der Abt des Klosters. Der hatte tüchtig gezogen mit seinen Getreuen, und als nun die Kunde von dem Geschehenen zu ihm kam, fuhr's ihm wie ein Blitz durch alle Glieder und schon am dritten Tage war er eine Leiche. Die Franciskaner begruben

ihn mit sammt dem ertrunkenen Pater. Barbara und Emil erhielten ebenfalls eine Gruft. Waren sie doch zusammen durch ihren Vorwitz um's Leben gekommen.

Von diesem Tage an holte kein Mensch mehr Bier aus dem Klosterbräu, die städtischen Brauereien kamen wieder in Aufnahme, und ihr Bier ward von Monat zu Monat besser und von würzigerem Geschmack. Woher das kommen mochte, wußte lange Zeit kein Mensch zu deuten. Endlich aber kam man hinter das Geheimniß.

Noch an demselben Tage, wo das Jungfernbier aufgethan wurde, hatte sich der Rosenholzbecher des Mönches verloren. Alles Suchen half nichts, er war nirgend zu finden, obschon das Kloster eine Belohnung aussetzte und dem, der ihn ausliefere, hundert Jahre früher als gewöhnlich Erlösung aus dem Fegefeuer versprach. Der Becher blieb verschwunden! Da fiel es einmal einem der Brauknechte in dem Brauhause, das vordem Emil besessen hatte, ein, in der Nacht gegen 12 Uhr auf den Malzboden zu gehen — was er dort wollte, ist nicht gesagt — und siehe, da begegnet ihm die sonderbarste Gesellschaft von der Welt! Just da, wo durch den Spalt am Firsten der Mond hereinfällt und als handbreiter Lichtsteg am Boden fortblitzt, trippelt eine Schaar wunderlichen, zierlichen Volkes herum, ganz mit Hopfenlaub umwunden,

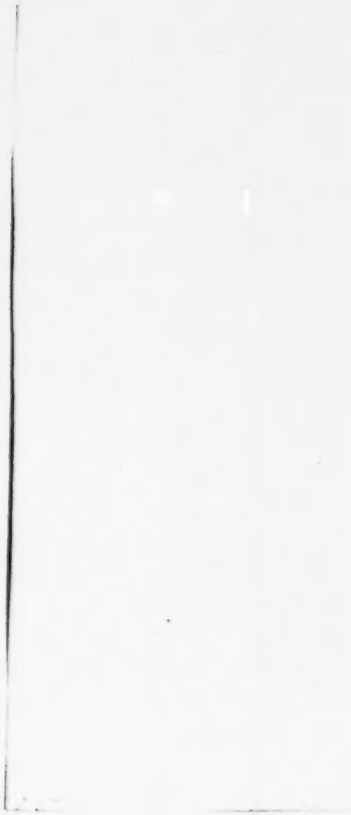
Hopfenkränzlein im Haar, Hopfenranken in den weißen, durchsichtigen Händchen. Gläserne Schuhe, vorne mit Rubinen statt der Schnallen oder mit Blumen geschmückt, tragen sie an den Füßen, und bei jedem Tritt und Schritt klingt und singt das blitzende Schuhwerk, als wär's von einem Musikverständigen den Leutchen angepaßt. Die Musik war wunderbar berauschend! Und hinter dem tanzenden Elfenvolk, denn andere Wesen können solche Musik nicht machen, kommt die schöne Barbara mit Emil, Hand in Hand und ganz vergnügt, walzt und springt, als gäb's alle Tage Hochzeit. Nur mehr als um zwei Drittheile kleiner waren sie geworden. Zum Schluß dreht sich auch ein Mönch im Kreise, recht rundlich und wohlgenährt. Der hat einen Rosenholzbecher in der Hand, genau geformt, wie der verloren gegangene. Er singt sein Liedlein, schöpft von den Malzhaufen und knuspert ununterbrochen an den Körnern. So geht der Zug von Boden zu Boden, von Treppe zu Treppe bis an den Kühlstock. Den umstellt das lustige Völkchen, als wolle es eine Predigt hören. Barbara und Emil nehmen den Mönch in die Mitte. Der aber breitet die Arme aus, spricht den Segen und schöpft mit seinem Becher einen Trunk. Das Gefäß geht schnell wie ein Blitz durch Aller Hände. Die Wesen

nicken ſchnalzend und ſchmatzend und — huſch — fort durch die Luft fliegt die duftige Geſellſchaft! —

Da war das Geheimniß gelöſt! Über die Malzböden aller Brauereien zog der Malzmönch mit ſeinen Begleitern jeglichen Monat einmal zur Zeit des erſten Mondviertels, und wo er ſich ſehen ließ, da gerieth der Bräu, und wer ihn koſtete, konnte nicht genug davon bekommen. Bleibt aber der Malzmönch aus — was er aus Bosheit manchmal thut — da verdirbt das Bier, und wer's dennoch trinkt, der ſpürt's viele Tage in ſeinem Körper. Der Malzmönch muß den Segen ſprechen über jeden Bräu und ſein Gefolge muß ihn koſten, eh' er verzapft wird, ſonſt iſt's kein erquickendes Getränk. Gottlob, Pater Cerevisius hat noch bis auf den heutigen Tag eine feine Zunge! Er ſpaziert noch immer über die Malzböden und ſchwingt ſeinen Wunderbecher, und wird's hoffentlich ſo bleiben bis an der Welt Ende, wenn nicht etwa die Brauer von heut, um mehr zu verdienen, nach des Mönches Segen zu viel Waſſer in den Kühlſtock laufen laſſen. —

5.

Das Aſchenweibchen.



In der Sylvesternacht 1756 ging es lebhaft zu in der Thürmerstube der Sanct Johanniskirche zu Zittau. Ein paar gute Freunde des Thürmers, die auch sonst zuweilen ein paar Abendstunden hoch über den Häusern der Stadt zu verleben pflegten — denn der Thürmer hatte das Recht des Bierschankes, das ihm bis heut, der vielen Fremden wegen, die den Thurm besuchen, verblieben ist — waren im Gespräch über Welt und Zeit überaus munter geworden. Weil aber der Thürmer unter diejenigen Menschen gehörte, die stets etwas klüger sein wollen, als alle übrigen zusammengenommen, so konnte man sich mit seinen Ansichten durchaus nicht einigen, und es fehlte gar nicht viel, so hätte die Lust ein ärgerliches Ende genommen, denn seine Freunde waren auch Leute von harten Stirnen, um so mehr, als sie Geld und Geldes Werth in Menge besaßen. Und das soll, geht

allgemein die Rede, die Menschen ganz erstaunlich eigensinnig, grillenhaft und rechthaberisch machen. Desshalb ließ man das Gespräch über die Weltbegebenheiten fallen und der Thürmer schlug, nachdem er die neunte Stunde abgeblasen hatte, eine andere Saite der Unterhaltung an.

»Sagt, was Ihr wollt, Hans und Matthes,« hob er an, als er die Klarinette an die niedrige Decke gehangen und sich selbst auf das lederne Kanapee geworfen hatte, das wohl den fünften Theil des engen Thurmzimmers ausfüllte, »ein Thürmer ist, mag er von Haus so ordinär sein, als er will, ein ganz aparter Mensch. Und warum? Das sollt Ihr hören. Wenn unser einer ein paar tausend Nächte hindurch eine ganze Stadt und so viele Dorfschaften übersehen und bewacht hat, da kommt's über eine Menschenseele, wie ein wundersames Geheimniß. Es ist mit dem Leben in der Nacht ein eigen Ding, die Nacht hat ihre besonderen Gesetze und — das laß ich mir nicht nehmen — auch ihre besonderen Wesen und Creaturen, die, während die Menschheit schläft, das Weltregiment einen Schritt weiter fördern.«

»Itzund kommt er wieder auf's Narrenkapitel,« bemerkte Matthes, der Leinwebereobermeister und Besitzer der prächtigen Leinweberherberge am Mandauer Berge.

»Laß ihn, das hört sich grade gut zu,« erwiederte Hans, der brauberechtigte Bierbürger, der eigentlich ein reicher Bauer vom Dorfe war, seit er aber das Gut dem Sohne abgetreten, seinen Bierhof in der Stadt bezogen hatte.

»Ja, ja, ja, ja,« fuhr der Thürmer lebhafter fort, »munkelt, so viel Ihr wollt, Ihr werdet's mir nicht ausreden, Ihr nicht! Die Nacht ist keines Menschen, desto mehr der Geister Freund, guter und böser Geister, denn das Volk verträgt sich zusammen, wie Kraut und Rotherüben auf einem Stück Acker.«

»Bin doch neugierig, was er uns auftischen wird,« meinte Matthes. Hans drückte sich die Pelzmütze tiefer in die Stirn und zog sich nachdenklich seine dicken, blauen Strümpfe über, die schwarzen Manschesterhosen herauf, eine Tracht, die damals bei dem Bauer als 'was ganz Neues erst in die Mode zu kommen anfing.

»Hinter'm Ofen und so zwischen Feuermauern und hohen Giebeln eingezwängt, hat Einer gut lachen,« sprach der Thürmer weiter, »aber hier oben in der freien Luft, wo der Mensch jeden Windzug inne wird, da spürt der Geist bei Zeiten, daß es nicht immer richtig ist. Es ist freilich bald gesagt, der Wind heule, wenn's recht stürmt und pfeift, oder das

Käuzchen schreie, wenn aus stiller Luft ein greller Schrei die Nacht stört, aber bewiesen, Ihr Herren, bewiesen wird gar nichts damit! Da haben sie da draußen um den Rhein oder daherum einen Aberglauben, der besagt, es ziehe in gewissen Nächten des Jahres das wilde Heer durch die Luft mit Hundegeklaff und Peitschengeknall, mit Hüfthornruf und Hussahoch der Jägersleute. Na, man heißt's eben bloß einen Aberglauben, aber thut man auch recht daran? Weiß doch nicht! Wir hier zu Lande, wir haben das Ding nicht, und 's glaubt auch Keiner dran, aber von dem Teufelskerl, dem Mai, dem Bruder Satan vor ich weiß nicht wie viel Jahren den Hals freundschaftlich umgedreht und ihm's Grab mit seinem Fuße versiegelt hat, daß man's heut noch seh'n kann, von dem habt Ihr doch auch gehört, und wie er zuweilen des Nachts seinen Umzug hält? Nun, seht Ihr, diesen selbigen vermaledeiten Bösewicht hab' ich nun schon viermal die unselige Reise antreten hören — denn sehen läßt sich so 'was nicht. —«

Matthes schlug ein lautes Gelächter auf, Hans aber, der zeither wohlgefällig die großen Silberknöpfe seines ungeheuren Brustlatzes betrachtet und, wie es schien, auch gezählt hatte, legte seine rauhe, schwere Hand gewichtig auf die Schulter des Leinweberobermeisters und sagte mit ernsthaftem Gesicht: »Selbige

Geſchichte, Freund Matthes, hat gar nichts Lächerliches, denn ſie iſt paſſirt und wird paſſiren, ſo lange die Welt ſteht, will's Gott! Denn das iſt geſchehen vor Zeiten, damit das nachkommende Volk einen Fingerzeig habe und ſich hüte vor ungerechtem Gut, vor Erpreſſung und Maltraitiren der armen Leute. Alſo bitte ich, verlache nicht eine Sache, die ein chriſtlich denkender Menſch reſpektiren ſollte! Und nun, Gevatter, ſchütte von Neuem auf, damit die Mühle unbehindert weiter mahlen kann.«

Matthes ſchüttelte zwar über die außerordentliche Ernſthaftigkeit des bäueriſchen Bürgers den Kopf, ſchwieg aber doch ſtill, da er den reichen Hans als einen Mann kannte, der dem Rufe ſeines Dorfes keine Schande machte. Dieſer beſtand nämlich in einer beiſpielloſen Grobheit, welche vorzugsweiſe ihren Sitz in drei neben einander liegenden Dörfern nicht allein haben ſollte, ſondern auch wirklich hatte.

Der Thürmer war ſehr zufrieden mit des Bierbürgers Bemerkung, rief ſeine Tochter Martha, ein flinkes, hübſches Kind, das in der nahen kleinen Küche mit dem Geſchirr klapperte, und ließ die geleerten Gläſer ſeiner Gäſte nochmals füllen.

»Und nachmals,« hob er abermals an, »nachmals hat man zu verſchiedenen Zeiten von einem Thürmer gehört, oder vielmehr von keinem Thürmer,

sondern von einem Lautemann, der einem Franziskanermönche, welcher vordem die Glocke zu ziehen hatte und diese Beschäftigung so lieb gewonnen haben mochte, daß er auch nach dem Tode dann und wann den Strick ergriff, seine Kutte, die er dabei abzulegen pflegte, hinwegnahm. Ihr wißt, daß im Thurme der Klosterkirche ein Glöcklein hängt, das alltabendlich um die neunte Stunde gelauten wird —«

»Bürger 'rein, Bauer 'raus!« fiel Hans, den Kopf hin und her wiegend, ein, »kennen's, Gevatter, das Glöckel, man hört's Bimmeln über eine Stunde in's Land hinein, und wie 'ch sage, 's will eben bedeuten, daß der Bürger in die Stadt hinein, die Bauern aber heraus sollen, auf daß ein Jeglicher an seinem Herde gefunden werde, wenn der Menschheit etwas zustößt.«

»Genau so ist's,« bestätigte der Thürmer, stand auf, ergriff das Lederseil neben dem Ofen und ließ die Schelle halb schlagen. »Jene Kutte nun verbarg der Lautemann, als er den Mönch so emsig mit dem Stricke beschäftigt sah, und ging getrost an sein Geschäft, sobald der Mönch das Seil fahren ließ. Als er die gehörige Anzahl Schläge gethan, stieg er wieder die Treppe herab und verschloß die Pforte, dann nahm er seine Laterne und trat den Rückweg an. Da sah er nun, wie der halbnackte Mönch mit wahrer

Seelenangſt nach der Kutte ſuchte, die doch nirgends zu finden war — denn der Lautemann hatte ſie unter ſeinen Rock geknöpft und ging auch wirklich ſchadenfroh lachend nach Hauſe. — Es war, bei Lichte beſehen, eine ganz gewöhnliche braune, hie und da etwas ſchadhaft gewordene Mönchskutte, und der Lautemann wunderte ſich über die Maßen, daß das grobe Gewand am andern Morgen noch da war, denn er hatte eigentlich geglaubt, die ganze Erſcheinung ſei nicht mehr und nicht weniger als ſo ein Taſchenſpielerſtreich der Natur. Am nächſten Abend knöpfte er die Kutte wieder unter ſeinen Rock und ging wohlgemuth, nur etwas früher als ſonſt, nach der Kirche. Allein ſein Muth fiel gewaltig, als er ſchon von weitem die dürre Geſtalt des Mönches erblickte, wie ſie die Hände rang und die leidenſchaftlichſten Gebehrden machte. Froh, daß ihn der Weg nicht grade an dem kuttenloſen Geiſte vorüberführte, eilte er in den Thurm, läutete, und ſchlich eben ſo wieder nach Hauſe, ohne daß ihn die Geſtalt verfolgte. Es ſchien, als ſei ſie in beſtimmte Grenzen gebannt, die ſie nicht überſchreiten dürfe. Seit dieſem Abend ſah der Lautemann den Mönch alle Tage, immer dieſelben flehenden, aber heftigen Gebehrden gegen ihn machen, allein, ſo unwohl ihm bei dieſem Anblicke wurde, die Rückgabe der Kutte wagte er nicht, aus Furcht, der geneckte

Geist möchte keinen Spaß verstehen und ihm vielleicht gar den Hals brechen. So blieb nun die geisterhafte Mönchskutte im Besitze des Lautemannes bis zu dessen Tode, der freilich schon ein Jahr nach dem freventlich verübten Raube erfolgte. Denn war es nun Furcht vor dem täglich erscheinenden Gespenst, oder war es Seelenangst und Folge der Gewissensbisse, die ihm keine Ruhe mehr ließen, der Mann fing an zu siechen, ward schwächer und schwächer und genau am Jahrestage des Kuttenraubes starb er mit dem letzten Glockenzuge.

An seine Stelle ward vom hochweisen Rathe, dem die ganze Geschichte unbekannt geblieben war, ein Anderer gewählt. Dieser konnte sein Amt ungestört verrichten, nur am Jahrestage des verübten Frevels erscheint der kuttenlose Mönch und fleht unter entsetzlichem Händeringen um Zurückgabe des dürftigen Gewandes. Da man trotz allen Suchens die geraubte Kutte nicht auffinden konnte, — der übermüthige Räuber hatte sie wahrscheinlich vernichtet, — so verschaffte man sich eine andere und legte sie dem flehenden Geiste an den Ort, wo er regelmäßig erschien. Die Gestalt hob das Gewand auf und besah es sich von allen Seiten, da sie aber bemerkte, daß es nur ein untergeschobenes sei, legte sie dasselbe wieder hin und ging unter den kläglichsten Gebehrden

von dannen. So ſehr man ſich nun auch bemüht hat, dem armen Geiſte die Ruhe wieder zu geben durch Auffindung des ihm eigenthümlich zugehörigen Gewandes, noch bis auf den heutigen Tag hat die wahre Kutte nicht erlangt werden können. Noch immer erſcheint alljährig am Tage des Raubes das bittende Geſpenſt, und wer es mit anſehen will, der darf nur zu mir auf den Thurm kommen, denn es iſt wunderbar, daß es ſich in der Nähe nur dem verpflichteten Lautemann zeigt.«

»Und das haſt Du wirklich geſehen und hältſt es für wahr?« fiel ungläubig fragend Matthes dem Erzählenden in's Wort. »Nun, Gott ſchenke Dir ein fröhliches Neujahr! Jetzt glaub' ich, wirſt Du uns noch überreden, Du könnteſt bis an den Drehberg gucken und die behaarzopften Flußgeiſter zuſammenkommen ſehen, die dort, nach der Behauptung aller alten Weiber, ihr Weſen treiben ſollen.«

Der Thürmer begnügte ſich, auf dieſe Bemerkung des Leinwebers nur mit einem geheimnißvollen Lächeln zu antworten, da aber Matthes fortfuhr, auf allen Aberglauben zu ſchimpfen, alle Exiſtenz der Geiſter zu beſtreiten und alles Wunderbare und Geheimnißvolle hartnäckig zu läugnen, ſo fiel er ihm mit den Worten in die Rede: »Matthes, ſieh Dich vor! Das Regiment der Nacht hat nichts dagegen, wenn

Dieser oder Jener nichts mit ihm gemein haben mag, Spott und Hohn aber kann's eben so wenig leiden, als der Mensch, und wer's so weit nicht respektirt, dem brockt's gern etwas ein, und wenn's ein bloßer Schabernack ist, den's ihm spielt. Du bist auch noch nicht drüber, Vetter, daß Du nicht einen Löffel Hirschebrei mit einem Geiste essen mußt.«

»O, wenn's darauf hinaus läuft, da bin ich schon mit dabei,« versetzte lachend der ungläubige Leinweber, »und sieht's gar so niedlich aus, wie Deine Martha, Vetter, so mache ich mich anheischig, mit ihm zu Nacht zu speisen, zu trinken und zu schlafen!«

»Laß die albernen Redensarten!« vermahnte der Thürmer. »Was muß das Mädel von uns denken, wenn sie solche Worte hört. Sie macht draußen den Punsch.«

Der Leinweber kicherte und blinzelte mit den Augen, als wolle er noch etwas ganz Besonderes herauslassen, Hans aber, der in allen Dingen, welche Sitte und Anstand betrafen, sehr streng gesinnt war, rückte sich auf seinem Sessel zurecht, schüttelte finster den Kopf und schnaubte den Weber unsanft genug an. »Gevatter,« sagte er, »der Wandel eines alten Jahres in ein neues ist ein Zeitpunkt, wo der Mensch seine Gedanken zusammennehmen, sie auf's Vernünftige,

Nutzbare und Heilige richten, nicht aber in Narretheidinge und lockeres Weſen ſich verlieren ſoll. Solches thun freilich, wie ich mir vordem einmal von unſerm Herrn Pfarrer habe ſagen laſſen, die wüſten Geſellen in den großen Städten, wo ſie den Baal mehr verehren, als den ſchlichten Chriſtengott, der für uns Bauern gut genug iſt, aber ich muß es frei herausſagen: gefallen kann ſie mir nicht, dieſe Sitte, und der Segen des gerechten Herrn wird ſchwerlich darauf ruhen. Alſo, Gevatter, kann's ſein, ohne daß Du geradezu erwürgſt oder am Herzdrücken ſtirbſt, ſo laß das Geſlunkere und ſprich ein ehrbares Wort, deſſen wir uns weder hier noch dort zu ſchämen brauchen.«

Hiermit ergriff der alte, geweſene Bauer das Glas, das ihm die liebliche Martha kredenzte, klang es mit dem des Thürmers an und ſagte, es zum Munde führend: »Auf beſſere Zeiten und baldigen Frieden! Das walte Gott!«

Sowohl Thürmer als Weber thaten ihm Beſcheid, auch Martha, mit den wirthſchaftlichen Geſchäften fertig, blieb nun in dem engen Zimmer, an dem ein ſtarker Wind ſo heftig rüttelte, daß das Waſſer im Ofentopfe überſchwepperte. Die dichten Schneeflocken rieſelten wie blitzendes Silber an den kleinen Scheiben nieder und erſchwerten die Umſchau auf

Stadt und Land, die der Thürmer oder seine Tochter oft, ohne deshalb das Gespräch zu unterbrechen, wiederholten.

Die Männer kamen nun, je mehr sie dem wärmenden Getränk zusprachen, desto tiefer in die Verhandlungen der Weltbändel hinein und theilten sich ihre Ansichten über die wahrscheinlichen Begebenheiten der nächsten Monate mit, wobei der Thürmer wieder seine Rechthaberei geltend zu machen suchte. — Hans war der Ruhigste, nicht etwa, weil es ihm an Interesse fehlte, oder an Verstand gebrach, sondern weil er von jeher, nach Art des arbeitsamen Bauers, eine jede Angelegenheit von nur einiger Wichtigkeit mit einer gewissen Würde zu verhandeln gewohnt war. Diese Ruhe ließ ihn denn manchmal weiter sehen, als manchen Andern, der doch allgemein im Rufe eines klugen Mannes stand. Auch jetzt sagte er bedächtig und langsam, aber fest und entschieden: »Ich rechne, wir kriegen ein schweres Jahr. Der Preuße hat einen harten Kopf und einen langen Zopf. Er wird beide nicht wieder einziehen, es sei denn, daß ein schönes Stück Land daran hängen bleibt. Und daß solches geschehen könne, dazu bedarf er sehr vieles und heißen Leimes, der nun für diesmal wohl aus warmem Menschenblute bestehen wird. Möchten nur wir

ungeschröpft davon kommen! Aber ich rechne, ich rechne —«

»Na — was?« schrie Matthes.

»Daß gar viel von Eurer Leimd *) zu Charpie wird zerpflückt werden.«

»Sackerment,« fiel der Weber ein, »heißt denn das vergnügt ein altes Jahr beschließen und ein neues antreten?«

»Man beschließt das alte Jahr vergnügt und tritt das neue gleichermaßen an, so man mit Vernunft und Bedacht die Zeit erwägt, und ich rechne mir's, daß ich das eben gethan habe! Jetzt, ist's gefällig: Auf ein glückliches neues Jahr!«

So unterhielten sich die drei Männer abwechselnd recht freundschaftlich und dann wieder etwas mit einander streitend bis zwölf Uhr. Martha ließ nur selten ein Wörtchen dazwischen fallen, desto mehr überhob sie den Vater durch Ausschauen in die graue, stürmische Schneenacht. Als der letzte Schlag verklungen war, schüttelten sich Alle wie erprobte Ehrenmänner die Hände und sangen, wie es damals noch üblich war, ein Lob- und Danklied. Beim Abschiede auf der letzten Treppenstufe drehte sich Hans nochmals um und sagte zum Thürmer: »Wir wird's

*) Leinewand.

über's Jahr aussehen? Werden wir da auch so friedlich den letzten Tag mit einander verleben?«

»Hoffen wir's,« meinte der Thürmer; der lustige Weber aber, der alle solche Fragen nicht leiden konnte, fiel heftig dazwischen: »I, warum denn nicht? Wo sollten wir denn sonst stecken?«

Der Bauer erhob seinen Stock und blickte nach oben: — »Könnte doch möglich sein, daß Einer oder der Andere über den Wolken sein Quartier aufgeschlagen hätte!«

Sie traten hinaus in die wüste, kalte Winternacht. Der Schnee schlug ihnen peitschend entgegen und blendete ihr Gesicht. Die Straßen waren still, hie und da flimmerte noch ein Licht in den Häusern. »Was Teufel gibt's denn da für ein verrücktes Weib?« sagte Matthes und stieß seinen Begleiter an. Dieser wendete sich um, so daß er den Raum um die Kirche übersehen konnte. Er bemerkte in der Entfernung von etwa dreißig Schritten ein altes Mütterchen, klein, und wie es in der Finsterniß schien, ganz grau gekleidet, das auf's emsigste beschäftigt war, den Schnee zusammenzukehren, obwohl Niemand sah, daß ihre Bemühungen etwas fruchten wollten.

»Wer weiß, wozu sie's braucht,« sagte der Bauer und schlug ein Kreuz. »Es ist eine heilige Nacht,

da ſuchen Leidende auch bei dem Unglaublichſten Hülfe. Laß das Weib unangefochten, Vetter! Gute Nacht!«

Die Freunde ſchüttelten ſich nochmals die Hände und ſchieden. Auf dem Johannisthurme ſchlug die Schelle halb ein Uhr. An der Ecke der Bautzener Straße drehte ſich Hans nochmals um — das kleine Mütterchen kehrte noch immer mit äußerſter Schnelligkeit mitten im Schnee vor der Hauptthür der Kirche. Er ſchüttelte den Kopf. »Sonderbar!« murmelte er vor ſich hin und ging langſam nach ſeiner nahegelegenen Wohnung.

»Was gibt's? Du ſiehſt ja aus wie eine neu gekalkte Wand?«

»Gott, mir iſt's in alle Glieder geſchlagen!«

»Warum?«

»Ich glaube, 's geht um.«

»In Deinem Kopfe, Martha! Glaub's wohl, Du haſt letzthin dem jungen Herrn vom Gräfenſteiner Schloſſe zu lange in die ſchwarzen Augen geſehen.«

»Ach Vater, laß das Spaßen! Mir iſt's wahrhaftig nicht wie Lachen und Scherzen. Meine Beine fühl' ich nicht.«

»Vom Treppenſteigen. Still! Die Rathsuhr ſchlägt.« Er trat an den Ofen und zog die Schelle

acht Mal. »Nun, werd' ich's bald erfahren, wer oder was Dich gäfft hat?«

»Du willst's ja nicht hören,« schmollte Martha und goß eine Kanne Waſſer in den kupfernen Ofentopf.

»Rede!«

»Denke Dir, wie ich vom Röhrtroge komme und um die Ecke biege an der Glöcknerwohnung, ſteht plötzlich ein kleines Mütterchen vor mir, mit einem langen Beſen in den gelben, klapperdürren Händen und kehrt und fegt mit einer Heftigkeit grad' vor der Thurmthür, daß ich denke, es hat da 'was verloren und will es mit dem Beſen aus dem Schnee herauskratzen. Das kleine Weſen kehrte mir den Rücken zu und ſah recht erbärmlich aus in dem mattgrauen Fähnchen, das loſe im Winde um ſeine Glieder flatterte. Ich hätte es wohl nicht angeredet, weil es mir aber mit dem unabläſſigen Kehren die Thür verſperrte, ſetzte ich die Kanne nieder und ſprach: »Gutes Mütterchen, ſeid ſo gut und laßt mich vorbei, Ihr könnt dann kehren, ſo lange Ihr wollt.« Auf dieſe Worte dreht ſich das Mütterchen um und zeigt mir ein Geſicht, wie ich noch im Leben keins geſehen! Es war ganz ſchmal und dürr und mehr grau als weiß und voller Runzeln. Die Augen aber lagen ihm tief im Kopfe und glühten wie ein paar Kohlen, und die

wenigen Haare, die unter dem Kopftuche hervorguckten, ach Du lieber Himmel, die ſahen gar nicht aus wie Haare, ſondern wie klares durch einander geflochtenes Reiſig, aber ganz verkohlt und verbrannt. Wie ich nun das ſehe, ſchlage ich die Hände vor's Geſicht und denke mehr, als ich's ausſpreche: »Wer ſeid Ihr und was macht Ihr da?« Darauf fühlte ich den Athem des alten verkrüppelten Weſens meine Wange ſtreichen und höre, wie es mir mit recht häßlich krähender Stimme zuruft: »Ich bin das Aſchenweibchen der Stadt und kehre die Aſche zuſammen, aller Orten, wo welche liegt. Ich habe noch lange zu thun, denn ſie liegt bergehoch und auf allen Gaſſen, doch hier, gerade hier zumeiſt!« Da überlief mich's eiskalt, ich ergriff mit Haſt die Kannen, lief in den Thurm und warf die Thür hinter mir zu, das häßliche Weib hörte ich aber noch lange hinter mir kichern und mit den Beſenruthen an der Thür kratzen. Und gewiß und wahrhaftig, ich glaube, daß es kein wirklicher, leibhaftiger Menſch, ſondern ein recht tückiſches Geſpenſt geweſen iſt!«

»Setze Dir Dinge in den Kopf!« entgegnete der Thürmer. »In Deinem Alter taugt dergleichen nicht, das iſt nur für Leute, die ſchon in den Jahren ſind. Was wird's ſein? Entweder hat Dir irgend ein dummer Junge, dem Du nicht freundlich genug ge-

dankt haben magſt, einen Schabernack geſpielt, oder es kann auch die unkluge Muthe aus dem Zwinger geweſen ſein. Die geht ja immer grau in grau, als hätt' ſie mit allen Eſeln aus einer Krippe gefrühſtückt, und wo ſie weiß und kann, da thut ſie ehrlichen Mädchen einen Poſſen. Man weiß, weshalb, man weiß auch, wie ſie ſo boshaft und unklug geworden iſt.«

»Aber warum kehrt ſie denn grade Aſche?« fragte Martha. »Es liegt ja Schnee, daß man darin verſinken könnte.«

»Solche Menſchen haben immer die tollſten Einfälle und das Allerunmöglichſte ſcheint ihnen das Rechte zu ſein. Es ſind aber Narren! Aber laß gut ſein! Damit es der boshaften Muthe nicht einfällt, Dich wiederholt zu ängſtigen, werde ich morgen Anzeige davon machen und darauf antragen, daß man ein Auge auf ſie habe.«

Auf der Treppe hörte man Tritte. Martha erbleichte, denn ſie glaubte nicht anders, als das graue Weibchen mit dem Beſen käme ihr nach, der Thürmer aber, der unbefangen war, erkannte den ſchweren, langſamen Gang ſeines Gevatters Hans. Er öffnete daher unverzüglich die Thür, damit der Lichtſchein dem Heraufkommenden die letzten Treppenſtufen beleuchten

möge. Es war Sonntag nach dem Neujahr und zugleich der heilige Dreikönigstag.

Hans begrüßte Vater und Tochter mit gewohnter Treuherzigkeit, nur war er überaus ſtill und ſah etwas verfallen aus.

»Dir iſt nicht recht um's Herz, Alter,« ſagte der Thürmer, indem er ihm ein Glas des beliebten Doppelbieres einſchenkte. »Will Dich's neue Jahr nicht anmuthen?«

»Je nun, man muß es nehmen, wie's kommt, Gevatter,« verſetzte Hans, »allein ich rechne, in dieſem neuen Jahre wird uns Schweres arriviren.«

»Und? Wie das, Gevatter?«

Hans ſah ſtarr vor ſich hin, klopfte den Schnee von ſeinen Abſätzen und ſchob die Eiskruſten mit der Fußſpitze unter den Ofen. »Es hat ſich ſchon 'was zugetragen,« ſagte er nach einer Pauſe.

»So?« fragte neugierig der Thürmer von einem Fenſter zum andern laufend und den Horizont überſchauend. »Steht 'was Neues in den Zeitungen?«

»Dieſes nicht, wenigſtens kann ich nicht davon reden, dieweil ich ſie nicht geleſen habe, aber was ich meine, das ſollte in's Wochenblatt kommen und in Eckardt's Tagebuch.«

»Tauſendſaſa, da muß es 'was Recht's ſein!«

»Ja, ja,« sagte Hans, »'s ist auch 'was Recht's, aber ich rechne, leider nur nichts Gut's. Mit einem Worte, es geht seit Beginn dieses neuen Jahres ein Geist, ein Gespenst, oder noch besser, ein Geschreche hier um!«

»Siehst Du, Vater, siehst Du!« sagte Martha, die gespannt auf die Worte des ehemaligen Bauers gehört hatte, »Du wolltest mir nicht glauben —«

»Weißt Du was, mein Kind?« fragte ruhig, wie immer, der Bauer.

»Ihr meint doch das graue Weibchen mit dem Besen, Pathe, nicht wahr?«

Hans nickte mit dem Kopfe und seufzte. Der Thürmer sah verwundert bald die Tochter, bald den Bauer an, und sagte halb ärgerlich, halb lustig: »Nun, da werde Einer klug!«

»Ist freilich ein großes Verlangen,« erwiederte Hans. »Indeß, so viel mir bewußt worden, verhält es sich damit folgendermaßen: Am Neujahrsmorgen, als ich und der Weber Matthes von Euch weggingen, sah'n wir das Ding zum ersten Male. Wir wußten nicht, was wir d'raus machen sollten, aber Du kennst ja den Weber, Gevatter, und so mocht' ich mich auf nichts einlassen. In den letzten Tagen horcht' ich aber bald da, bald dort herum, und da erfuhr ich denn, daß man es Nachts zwischen zehn und zwölf,

Andere behaupteten früher, ein kleines dürres Weiblein in der Gegend der Sonne am Markte, beim Rathhause und anderwärts, emsig mit Kehren beschäftigt, gesehen haben wolle. Die Meisten hielten's für eine Erfindung müssiger Köpfe, oder für einen Maskenscherz, wie deren vor Alters schon vorgekommen sind. Ich selbst schwieg und dachte mit meinen eigenen Augen zu sehen. So ging ich nun allabendlich spät aus, besuchte den Markt und die umliegenden Straßen, namentlich den Johanniskirchhof, und jedesmal traf ich das graue Wesen, auf der gefrorenen Schneefläche mit dem Besen eifrig kehrend. Heut begegnete mir's wieder, und weil es noch so zeitig war und da der Mensch seine fünf Sinne mehr beisammen hat, red'te ich's an. Da gab mir's zur Antwort mit einer feinen, pispernden Stimme, mehr weinerlich, als heiter: »Ich kehre die Asche dieser Stadt zusammen!« Darauf huschte es fort, wie vom Windzuge getragen, und fegte am hintern Kirchenfenster eben so behende, wie zuvor am Thurme. Und als ich solchen Bescheid erhalten, glaubte ich, es sei gut, wenn ich ein christlich Gebet spräche, was ich auch that. Dies ist der einfache Verlauf einer Sache, die mir bedenklich erscheint.«

»Ich sehe das nicht ein,« meinte der Thürmer, der nun einmal gern Alles bestritt, was nicht von

ihm ausging. »Was iſt's weiter? Die Stadt hat einen Spuckgeiſt mehr und die Gevattern ein Thema, worüber ſie ihre ſechs Wochen reichlich klatſchen können.«

»Es iſt nicht dieſes,« ſagte der Bauer, »es iſt der Krieg. Die Kriegesfackel wird ſich über uns entzünden, wird das Land verſengen und verbrennen weit und breit, und die Aſche davon, oder das Elend, oder wie man's bildlich ſonſt ausdrücken will, wird auch in dieſe friedliche, gewerbtreibende Stadt fallen. Anzeichen ſolcher Art hat es zu allen Zeiten gegeben. Man kann deren leſen in der Bibel und findet ſie verzeichnet in alten Chronikenbüchern, die die Römer, das kriegeriſche Volk, lateiniſch geſchrieben haben. Dazumal ſind ſogar die Begrabenen durch die Gaſſen gelaufen und haben gewimmert und geheult, was Gott Lob heutigen Tages nicht mehr vorkommen kann, weil dem Tode ſeine Macht genommen iſt. Allein Anzeichen, Gevatter, Anzeichen gibt's, gibt's und wird's geben bis an der Welt Ende.«

Dieſe Ernſthaftigkeit des Bauers brachte den Thürmer doch etwas aus der Faſſung, und hielt er die Mittheilung des Alten mit der Ausſage ſeiner Tochter zuſammen, ſo war gar nichts dagegen zu erinnern. Beim Abblaſen des Abendliedes auf dem Kranze ſah er ſcharf nach allen Seiten aus, ob er

wohl das geſpenſtiſche Weibchen erblicken werde, er konnte aber nirgends etwas dem beſchriebenen Weſen Gleichendes entdecken, obwohl alle Straßen der Stadt wie auf einer Karte vor ihm lagen. Was ſich vor den Häuſern, auf den Plätzen nah und fern bewegte, das kannte der Thürmer und hätte es allenfalls beim Namen nennen können. Denn der bejahrte Mann war gar wohl bewandert in der Kenntniß ſeiner Mitbürger; er wußte die Meiſten am Gange oder an ihrer Art, ſich zu kleiden, zu errathen, und deshalb hatte man ihn auch zum Thürmer gemacht.

»Gevatter Hans, ich ſehe nichts,« ſprach er mit einiger Selbſtgenügſamkeit, als er ſeinen Dienſt verſehen hatte. »Meine Augen ſind gewohnt, bei Nacht und Nebel Körper und Schatten genau zu unterſcheiden, aber mit dem neuen Geſchreche, was Ihr da aufgebracht habt, will es ſich nicht befaſſen. Glaube mir, Hans, das iſt ein Irrthum oder ein Schabernack, weiter nichts, ja ich denke mir, daß es gradezu ein Mädelgeſchreche ſein wird.«

»Denke, was Du willſt, der Glaube wird Dir ſchon in die Hände kommen. Wir kriegen ſchwere Zeiten, Krieg und Blutvergießen; hat doch die Sonne am letzten der heiligen Zwölfnächte, welcher auf heute fällt, den ganzen Tag geſchienen.«

»Das ist, mit Verlaub, Gevatter Hans, ein Bauernaberglaube.«

»Der seinen guten Grund hat, wie Alles, was vom Bauer ausgeht, mein lieber Thürmer.«

»Sei's, ich mag nicht streiten, nur sei so gefällig und gestatte mir auch einen Zweifel bei Dingen, die mir ganz seitab vom gesunden Menschenverstande zu liegen scheinen.«

»Wüßte doch nicht, Gevatter, daß solche erprobte Erfahrungssätze und sprichwörtliche Redensarten unwahrscheinlicher aussähen, als Deine Geschichte von der Mönchskutte. Thürmer, Thürmer, Du willst einen feinen Gesellen spielen und hast's Tanzen verlernt!«

»Matthes kommt die Treppe heraufgekeucht,« sagte Martha.

»Von dem erfahren wir's sicher, was in den letzten Tagen von der dreizipflichen Scheune bis an's Orgelhaus passirt ist,« meinte der Thürmer, und befahl der Tochter, dem neuankommenden Gaste zu leuchten.«

»Guten Abend, guten Abend, Gevattersleute!« rief Matthes den Freunden schon von der Treppe aus zu, »wißt Ihr's Neueste? Nicht? Das wird 'mal einen Spektakel geben bis 'nein in's Heideland.«

»Was denn?« fragte der Thürmer.

»Zuvor gebt mir einen Biſſen Brod, Vetter, und einen Schluck Bier, denn ich bin verhungert und verdurſtet wie ein Karrengaul. Nachher will ich erzählen, daß Euch die Ohren gellen ſollen vier Wochen lang.«

Martha bediente den Weber, der es ſich denn auch ganz wohl ſchmecken ließ, nur über das ſtumpfe Meſſer beklagte er ſich und machte dabei die landesübliche Bemerkung, daß man auf der Schneide dieſes Inſtrumentes ohne Gefährde recht gut bis nach Prag reiten könne.

»Wenn ich nur wiſſen ſollte, woher ſich die Redensart ſchreiben mag?« ſagte der Thürmer.

»Darüber habe ich oft nachgedacht, auch verſtändige und gelahrte Leute deshalb zu Rathe gezogen,« verſetzte der Bauer, »und was ich davon Glaubliches vernommen, iſt dieſes: Vordem, das will ſagen, vor ein paar hundert Jahren, war dieſe Stadt, wie das ganze Markgrafthum Oberlauſitz in des Kaiſers rechtmäßigem Beſitz, der dazumal ſein Hoflager auf der hohen Burg zu Prag hielt, alſo, daß wer 'was mit ihm zu tractiren hatte, ſich kurz und gut dorthin wenden mußte. Nun ſollt Ihr wiſſen, und Selbiges iſt volle Wahrheit, denn es ſteht in dem alten Chronikenbuche von dem weltberühmten Carpzow, den ich als Jungbauer in den ſonntäglichen Nachmittagsſtun-

den mit großem Fleiße geleſen habe — alſo da ſollt Ihr denn wiſſen, daß dieſes Lauſitzer Volk und zumal der Zittauer Bürger und Bauer ein gar gewaltig ſtarrköpfiges Volk war, was man ihm nicht verdenken kann, wenn man überſchlägt, was er vermochte mit ſeinen Mitteln. So kam's, daß von vielem Biegen und Schmiegen, wie's zuweilen jetzo Sitte geworden, nicht ſonderlich die Rede war, und hatten ſie deshalb immer einen Rummel mit des Kaiſers Leuten und Räthen. Aber der Kaiſer dachte, ich bin Kaiſer und werd' mir's Recht nicht vergeben, und ich rechne, der Mann dachte, wie ein tüchtiger Kaiſer denken ſoll. Was geſchah? Hatte der Bürger in ſeinem Trotz ein Biſſel über die Stränge geſchlagen, ſo kam der Kaiſer und fragte mit ſeiner ſtrengen Miene: Sag' mir, Du Lauſekerl, oder Du Wetterburſche, oder wie er ihn nun zu tituliren für gut befand — denn ein Kaiſer hat auch darin viele und mancherlei Arten — was beginnſt Du? Gib Rechenſchaft, oder ich werde Dir auf den Pelz fahren und Die's verbrämte Ehrenröckel ausziehen. Geſchah nun ſo 'was, da mußte der Bürger dem kaiſerlichen Worte Gehör geben, ſein Rößlein ſatteln und nach Prag reiten, um ſich zu verdefendiren. Weil das aber richtige vierzehn Meilen ſind und der Weg grad auch nicht der vornehmſte ſein mochte in jenen finſtern Zeiten, da konnte ſich

ein ſolcher Reiter wohl mürbe trotten, ſo daß er faſt zerſchlagen und zerbrochen an allen Gebeinen vor den Kaiſer kam. Und von ſolcher Gewohnheit mag ſich jenes Sprichwort wohl herſchreiben. Daraus leuchtet ein, daß es gut iſt, wenn ein manierlicher Menſch die Chroniken ſeines Landes lieſt, was Du Dir merken kannſt, Vetter Matthes.«

Dieſer wiſchte ſich den Mund und lachte. »Hab' dazu keine Zeit, Alter, und wenn ich 'was davon brauche, komm ich zu Dir oder geh' zu einem von den Hochweiſen, die werden mich ſchon belehren.«

»Jetzt iſt die Reihe an Dir,« ſagte der Thürmer. »Hans hat uns ein Kapitel von Anno komm her und thu' mir niſcht, vorgeſagt und zwar erbaulich genug, daß man's flugs aufſchreiben könnte. Du magſt die Stadtneuigkeiten auskramen, daß es doch 'was zu belachen und zu beſtreiten gibt.«

»Ja,« verſetzte Matthes, »und wie? Ich und Hans, wir wiſſen's eigentlich ſchon, denn uns hat's begegnet. Mit einem Worte« — und er ſchlenkerte bedeutſam die Hand in die Luft — »'s geht um.«

»Na, das is ſchon 'ne alte Jacke,« meinte der Thürmer.

»Meinſt Du, ich wüßte das nicht?« fiel der Weber wieder ein. »Weiß es wohl, aber die Art und Weiſe, die Geſchichte dieſes Umgehens.« —

»Soll, mein' ich, erſt beginnen,« ſagte der Thürmer.

»Falſch, falſch! rief Matthes. »Sie hat ſchon begonnen, und das eben iſt der Witz. Denkt Euch, das graue Ding mit ſeinem rührigen Beſen ſoll vor dem ganzen Rathscollegium ſeine Kunſtſtücke machen. Muß das nicht einen Spaß geben ſonder Gleichen? Ein, zwei Mal wird's den Herren entlaufen, aber endlich werden ſie's doch haſchen, und da wär's ja 'n unbezahlbarer Spaß, wenn ſie ihm 's aſchfarbne Kleidchen abſtreiften, und es käme nun ein friſcher, junger Kerl oder gar ein Mädel zum Vorſchein mit Fleiſch und Bein. Auf offenem Markte hat der regierende Bürgermeiſter geſchworen, will er den übermüthigen Necker oder die Neckerin ſattſam mit Ruthen ſtreichen laſſen und ihn oder ſie nachher noch drei Markttage hinter einander in der niedlichen Geſpenſtertracht am Pranger ſtellen. Na, auf die Hatz' freu' ich mich! Möge ſie gelingen, Vetter, und gebe der Himmel, daß es ein Mädel iſt! Ich habe noch kein Mädel am Pranger ſtehen ſehen. Wäre doch neugierig, wie ſo ein jung Ding vor den vielen Gaffern die Augen auf- und zumachte!«

»Matthes, Du ſchwatzſt wieder des Teufels Haderlump zuſammen,« ſagte etwas verdrießlich der Bauer. »Wer ſoll das aufleſen, was Du da mit der Zunge

verſchüttet haſt? Keine Krähe, ſag' ich Dir, und das iſt doch ein Vogel, der im Futter nicht grade gewählt iſt! Nein, Vetter, ich rechne, der hochweiſe Rath mit dem regierenden Bürgermeiſter an der Spitze, wird ſo 'was Unziemliches nicht thun, wohl aber mag es ihm anſtändig ſein, daß er im Geheimen forſche und prüfe, was ſolch wunderliches Weiblein zu bedeuten habe. Ich rechne mir, nichts Gutes, denn ich hab's geſprochen.«

»Und ich auch,« ſagte Martha, »und da hab' ich gezittert wie ein Espenlaub. Aber das ſag' ich Euch, meine Meinung die geht mit dem alten Hans auf ein und demſelben Raine ſpazieren.«

»Habt Ihr wirklich?« lachte der Weber. »Ei ſo laßt doch hören, was für Wunderdinge Euch das Geſpenſt erzählt hat.«

»Damit Ihr ungläubiger Thomas uns auslachen könntet? Schönen Dank! von mir erfahrt Ihr keine Sylbe.«

»Nun, Alter?«

»Es möchte ſich, rechne ich, nicht ſchicken, mit einer ſo unheimlichen Sache ſeinen Spott zu treiben. Darum, nichts für ungut, Vetter, werde ich kein Wort ferner darüber verlieren. Es mag Geheimniß bleiben, bis wir alleſammt mehr Wiſſenſchaft davon haben.«

So mußte sich denn der sehr neugierige Weber gedulden, was er mit gutem Humor that, da er ja doch die Aussicht hatte, vielleicht schon am nächsten Tage wieder die abenteuerlichsten Geschichten von dem neuerschienenen Gespenst zu hören. Die Freunde blieben bis zehn Uhr beisammen, dann verließen Hans und Matthes, wie immer, vereint den Thürmer. Obwohl Beide sehr genau nach jedem Winkel der Kirche spähten, es ließ sich das geheimnißvolle Aschenweibchen an diesem Abende nirgends blicken.

Inzwischen war das Gerücht von der wunderlichen Erscheinung über die Stadtmauern gesprungen und auf die benachbarten Ortschaften gelaufen, die sich nicht wenig daran ergetzten. Nicht, daß sie die Städter darob verhöhnt hätten, behüte, sie freuten sich vielmehr, wieder einen Stoff zu haben, an dem sie lange nagen könnten, ehe sie ihn ganz aufzehren mochten. — Die nächste Wirkung des umlaufenden Gerüchts bestand darin, daß am nächsten Markttage ungewöhnlich viele Menschen von den Dörfern in die Stadt strömten, alle mit dem festen Vorsatze, etwas Näheres über die Sache zu erfahren, ja wo möglich das Gespenst selbst zu beaugenscheinigen. Vornehmlich waren die verschiedenen Botenweiber, deren es immer eine kleine Armee gab, ganz erpicht auf die Erscheinung. Sie

geriethen, obwohl noch keine dieſelbe geſehen hatte, ſchon beim Thorſchreiber mit einander in Streit und warfen ſich gegenſeitig die Körbe um, wobei denn verborgene, nicht angezeigte Waaren zum Vorſchein kamen und ihnen noch eine Strafe zu Wege brachten. Die Gaſſenjungen aber ſtanden dabei, höhnten die erboſ'ten Weiber, die ſich drohend mit ihren uncivilisirten Stöcken gegenüber ſtanden, ſtachen Mönche und boheten ihnen Eſel, ſo daß beinahe ein Gaſſenauflauf entſtanden wäre. Nur die würdevolle Haltung der alten, geprüften Stadtſoldaten konnte die geſtörte Ruhe wieder herſtellen und die erzürnten Weiber beſänftigen.

Noch toller ging es auf den Bierbänken und in den Weinſtuben her. Hier kamen die Bauern zuſammen, nachdem ſie ſich in den Semmelbänken am Markt ein paar Striezel und in der Spürgaſſe einen Hering gekauft hatten, langten ihre Meſſer aus den Hoſentaſchen und fingen an, in gemüthlichſter Gemeinſchaft ihre Mahlzeit zu halten, wobei ſie des Bieres nicht ſchonten. Wer da als Fremder urplötzlich eintrat, der hätte 'was hören und ſehen können! Denn die Bauern waren alleſammt gar aufgelegt zum Reden, was ihnen nicht alle Tage vorkommt, und weil es einen Gegenſtand gab, der in ihr Fach einſchlug — denn an irgend ein Geſpenſt glaubt jeder Bauer und

die meiſten haben auch eins geſehen — ſo riß der Faden des Geſprächs nicht ab. Sie ſprachen jedoch nicht Hochdeutſch, ſondern das allervollkommenſte oberländiſche Lauſitziſch, und das war dem Gegenſtande wie angegoſſen. Aber einen Lärm gab's in den Bierſtuben, daß alle Vorübergehende ſteif und feſt glaubten, die Leute brächen ſich nach allen Regeln der Kunſt die Hälſe. Und ſie unterhielten ſich doch bloß ganz freundſchaftlich, ja ſogar ohne alle Leidenſchaft! Aber freilich, dieſe Bauern waren auch Menſchen ganz eigener Art, Kerls über ſechs Fuß hoch und eine gute Elle über den Rücken, und Fäuſte hatten ſie, daß ein Klaviervirtuos von heut aus einer einzigen drei Paar ſolche löſchpapierne Händchen hätte ſchneiden können.

Wie geſagt, die Meiſten ſaßen um die fichtenen Tafeln und aßen ihren Hering zu den Strietzeln, bevor ſie aber die kräftige Koſt zu ſich nahmen, zogen ſie dem Fiſch die Seele aus, d. h. ſie nahmen das weißlich glänzende Gefaſer, das im Bauche jedes Herings zu finden iſt und warfen ſie mit einem »Helf Gott!« über ſich, daß ſie an der hölzernen Decke kleben blieb. Dieſe war von zahlloſen Heringsſeelen wie mit Sternen beſät, und wer's nicht wußte, der konnt's für eine kunſtreiche Malerei halten. Manche aßen nicht, ſondern rauchten aus kurzen böhmiſchen Holzpfeifen, die kaum eine Viertelelle lang, aber anmuthig

gekrümmt waren, faſt wie ein lateiniſches S. Dabei ſtämmten ſie beide Arme unter und ſprachen immerfort, ohne die Pfeifen aus dem Munde zu nehmen. Nur zuweilen halfen ſie der Derbheit ihrer Worte noch durch einen kräftigen Fauſtſchlag auf die Tafel nach.

Es war recht luſtig, dieſen Leuten zuzuhören, wenn man ihre Sprache verſtand, obwohl auch ſchon das bloße Anſehen Unterhaltung genug gewährte. Die Meiſten gingen nämlich in ſogenannten Zipfelpelzen von weißen und ſchwarzen Schaffellen, die ohne Überzug, aber gar ſauber geſteppt waren und namentlich an der Taille breite Verzierungen aus kleinen Riemchen von rothem Leder zeigten. Dieſe Pelze, je nach Alter, waren von Anſehen bald ſchneeweiß, bald bräunlich, bald lohfarben, bald ganz ſchwarz, und die letzteren glänzten, als hätten ſie ihre Inhaber gewichſ't. Sie reichten bis an die Knöchel, wenn ſie aber vorn aus einander ſchlugen, entblößten ſie ſtämmige Beine mit Stiefeln bekleidet, bis an's Knie, aus denen die dicken Strümpfe noch bis an den halben Schenkel heraufgezogen waren. An der linken Seite, in der Gegend der Hüfte, hatten all' dieſe Pelze einen Schlitz, daß man hindurchfahren konnte. Am untern Ende deſſelben blitzte ein großer, blankgeſcheuerter Meſſingknopf und an dieſem baumelten ein paar Fauſthand-

ſchuhe, doch ſo, daß nur der eine nach außen, der andere aber nach innen hing. Dieſe Handſchuhe waren bei den Wohlhabendern und Alten von ſchönem Pelzwerk, bei den minder Bemittelten und Jüngeren von gewirktem Wollenzeuge.

Auch Bleicher gab es da und Garnhändler, dieſe in ſchönen Pelzröcken, jene nur in kurzen Jacken, unter denen die blendendweiße Schürze, das Zeichen ihres Standes, recht maleriſch hervorlugte. Dieſe ſaßen für ſich an beſonderen Tiſchen und tranken zum Bier noch einen feinen Branntwein. Sie konnten ſich ſchwer mit den Bauern vertragen und darum wollten ſie auch nicht mit ihnen eſſen. In dieſem Punkte dachten ſie wie die Juden, die wohl des Handels und Wandels wegen einem jeden Chriſten das Haus einlaufen, aber keinen Biſſen Brod mit ihnen theilen mögen.

Was dieſe verſchiedenen Menſchen unter einander verhandelten, möchte ſchwer zu ſagen ſein. Es erzählte eigentlich Jeder eine Geſchichte, ohne daß Einer genau auf den Andern hörte, und daher kam's, daß ſie ſo fürchterlich ſchrieen. Aufhören mochte Keiner, weil er dann ſchwerlich wieder an's Reden gekommen wäre, und ſo lärmte denn Jeder auf ſeine eigene Rechnung fort und war ſchon zufrieden, wenn ein weniger geſprächiger Nachbar manchmal bejahend nickte.

Fertig wurden zuletzt Alle, ohne daß ein Einziger klüger geworden wäre. Gott mag wissen, wie lange dies Hin- und Herreden gedauert haben würde, — denn es fiel immer Jedem wieder was Neues ein — wenn nicht das Ankommen des neuen Wochenblattes eine vollständige Revolution erregt hätte.

Ein neues Wochenblatt, ja das ist für eine Gesellschaft müssiger Bauern ein ungeheures Ereigniß. Eigentlich hatte es der Wirth für die Garnhändler bestimmt, die schon für etwas manierlichere Leute gelten konnten, allein der erste Bauer, der das frische löschpapierne Blättchen zu Gesichte bekam, entriß es dem Mädchen, das es herumtrug, mit den Worten: »Her mit dem Fetzen, Du Wettermädel! Was kost's?« Der Wirth bedeutete den Bauer, daß die Lectüre — er sagte aber »das Bissel Blaatelzoig« — umsonst bei ihm sei, worauf sich der Bauer beruhigte, mit der Faust fürchterlich auf den Tisch schlug und laut in die Bauern hineinschrie: »Jetzt halt't de Brodleiere, 's gibt da 'was Neu's aus der Weltgeschichte. Wer kann lesen?«

Er hielt das Blatt hoch empor, daß es Jedermann sehen konnte. Es trat eine augenblickliche Ruhe ein, der ein dumpfes, hohles Gesurr und Gebrumme folgte. Dann rief eine kräftige Stimme: »Förster's Lieb (Gottlieb) muß lesen! Der hat's ABC noch

nicht vergessen und er hat 'was gelernt beim Schulmeester. Ich hab's selber gehört, daß'r 'nen ganzen Liedervers aus'n Gesangbüchel in einem Odem fürlesen konnte. Försters Lieb muß lesen!«

»Er muß! — Er wird gar nich erst gefragt. — Gebt'n 'ne Dusel, wenn er nich will! — Er muß! Woll'n mer doch sehen, wer auf der Welt widerspricht, wenn wir sagen: er muß. Er is derwählt und wenn er sich sperrt, da kriegt'r Dresche!«

Der zum Vorlesen Bestimmte weigerte sich jedoch nicht. Er mochte wohl schon die Hartnäckigkeit seiner Landsleute kennen. Daher ging das Blatt von Hand zu Hand, aber gar nicht etwa rasch, nein, recht sehr langsam, denn mancher Bauer sah es mit gar geheimnißvollen Augen an, drehte es um und um und gab es zuletzt mit der trockenen Bemerkung: »Ich lese gar nischt mehr, denn ich kann's nicht« an den Nachbar. Ein Anderer bemerkte, es sei das auch nicht nöthig, denn dafür hätten sie Schulmeister und Pfarr und auch der Richter müsse ein in Kenntnissen bewanderter Mann sein, was bei Allen ohne Ausnahme den größten Beifall fand.

»Na, wird's balde?« fragte der, welcher sich zuerst des Wochenblattes bemächtigt hatte. »Ich rechn' mir, daß die Nacht 'rein bricht, eh'mer fert'g werden,

wenn's nich balde losgeht. Denn gar ein Hauptfürleser wird der kleene Lieb wohl auch nicht sein. —«

Der genannte Bauer, ein Jüngling, oder, was dasselbe beim Lausitzer besagt, »ein Kerl« von etwa achtzehn Jahren, hatte endlich das wichtige Papier erobert. Er pochte mit der Hand auf den Tisch und fing an Wort für Wort das Blatt abzulesen oder vielmehr zu buchstabiren. Die Bauern saßen still und stumm, rauchten und tranken, horchten mit großer Andacht und warfen einander zuweilen nur höchst bezeichnende und sprechende Blicke zu. Das Wochenblatt enthielt die neusten Welthändel in gedrängter Kürze. Des großen Friedrich's Kriegszug nach Böhmen ward mit einiger Ausführlichkeit beschrieben, und obwohl die Bauern keineswegs für die Eroberungen des preußischen Königs sehr eingenommen waren, vielmehr entschieden auf österreichischer Seite standen, so verloren sie doch kein Wort von dem, was etwa über den gewaltigen Helden gesagt ward.

Mehr als dies erregte jedoch die mitgetheilte Notiz, daß man bereits zu wissen glaube, wer sich unter dem kehrenden Gespenst verstecke, ihre Aufmerksamkeit. Es entstand darüber ein förmlicher Streit, der immer lauter und heftiger wurde, je mehr die Bauern den Krügen zusprachen, und wer mag sagen, welch verzweifeltes Ende das anfängliche Wortgefecht genommen

haben würde, wäre nicht durch den Eintritt des Weberobermeisters Matthes aller Hader auf einmal geschlichtet worden.

Matthes kümmerte sich zwar nicht im geringsten um die groben, tobenden Bauern, denn sie waren niemals seine Lieblinge gewesen. Er wandte sich sogleich zu den Garnhändlern und Bleichern, die hier auf ihn gewartet zu haben schienen, sprach einige Worte mit lächelnder Miene und bewog dadurch diese etwas ruhigere Gesellschaft, in größter Schnelligkeit das Schenkhaus zu verlassen. Dies fiel den Bauern auf. Sie befragten den Wirth, der auch Lust bezeigte, dem Gastzimmer Valet zu sagen, und erfuhren von ihm, daß man so eben dabei sei, dem fatalen Gespenst aufzulauern.

Bei dieser Kunde war kein Halten mehr unter den Bauern. Sie brachen auf über Hals, über Kopf, um die Gespensterjagd ja nicht zu versäumen, und ihre heiseren Stimmen weckten bald das Echo der zwar mit Menschen überfüllten, aber doch stillen Straßen, denn man beabsichtigte recht geheim und klug zu verfahren. Weil nun die lauten Bauern die weise getroffenen Vorsichtsmaßregeln gänzlich zu Grunde richten mußten, so ergriff man die überlustigsten Sprecher und führte sie ohne Weiteres ins Stockhaus. Diese rasch gehandhabte Justiz stellte unter den Übri-

gen die Ruhe vollkommen her. Sie begnügten sich, im Stillen zu raisonniren, hielten sich dicht beisammen und schlenderten nun unter dem übrigen kaum flüsternden Volke, die Hände kreuzweis über der Brust in die Pelze steckend, gassauf, gassab.

Wie überall, wo es etwas zu sehen gibt, oder doch geben soll, waren auch bei dieser Gespensterjagd die Weiber in überaus großer Menge erschienen und zwar Vornehm und Gering. Den Vortrab aber bildeten die Botenfrauen von den umliegenden Dörfern, was ganz in der Ordnung war, denn diese wichtigen Personen geben auf den Dorfschaften die wandernden Zeitungen ab und mußten schon aus diesem Grunde den Häschern möglichst nahe sein. Ihre Körbe auf den Rücken, die Stöcke in den Händen, folgten sie gar trötzerlich den langsam und still vorausschreitenden Bewaffneten.

Dem Haupttrupp der Gaffer zur Seite hielt sich ein kleines Häufchen vornehmerer Personen, die große Perrücken, mit Tressen besetzte Hüte und lange Rohrstöcke trugen, deren prächtige Knöpfe von Topasen im bleichen Mondesschimmer blitzten. Dies waren die ehrwürdigen Bürgermeister und Rathmannen der guten, so seltsam heimgesuchten Stadt, und ihnen unmittelbar zu nahen wagte Niemand, denn sie waren

von gar ſtattlichen und finſter ausſehenden Dienern in Menge umgeben.

Alle Geiſter gleichen darin den Weibern, daß ſie ſo viele, ja noch mehr Launen haben, als dieſe ſchönſten Weſen der Schöpfung. Daher kommt es auch, daß ſich Jedermann die Engel, welche doch auch Geiſter ſind, in Weibergeſtalt denkt. In Folge dieſer Launenhaftigkeit nun ließ das vielfach geſehene Aſchenweibchen heut lange auf ſich warten. Der Thürmer von St. Johannis hatte ſchon das Abendlied in die Nacht hineingeblaſen und noch immer ſah man nirgends auf der hellbeleuchteten Schneefläche weder des Marktes noch des Johanniskirchhofes ein kehrendes Weſen. Frauen und Mädchen froren in der bitterkalten Winternacht, aber die liebe Neugier ließ ſie alles Unbehagen mit heroiſcher Geduld ertragen. Es ſchlug ein Viertel, halb, endlich drei Viertel auf zehn Uhr und noch immer wollte kein Geſpenſt auftauchen. Der hochweiſe Rath lachte ſich ſchon ins Fäuſtchen, daß eine bloß heimlich ausgeſprochene Drohung den Helden der ſtillen Nacht ſo geſchwind zu vertreiben im Stande geweſen. Endlich brummte es zehn auf dem Kloſterthurme, dann läutete die Ziege auf dem Rathhauſe, die Schellen ſchlugen an, und ein Thurm nach dem andern rief die zehnte Stunde in die Nacht hinaus. Alles, was ſich dem ächten deutſchen Bür-

gerthume zuzählte, machte nun Kehrt und trottete heimwärts. Viele setzten schon unterwegs die Schlafmützen auf, selbst auf die Gefahr hin, sich zu erkälten. Nur die Botenweiber, die Bauern, die Rathmannen und verschiedene Bürger mit ihren Frauen und Töchtern hielten wacker aus. Auch der Weber Matthes mit den Garnhändlern und Bleichern ließ sich nicht abschrecken. Da, in dem Augenblicke, wo die Patrouille um die Ecke der Webergasse biegen, die Hochweisen aber nach dem Gymnasium hinaufgehen wollten, da fiel's wie ein grauer Schatten vor ihren Augen nieder auf den hellschimmernden Schnee, richtete sich auf und fing an zu kehren, mit einer Eile zu kehren, als werde es gut dafür belohnt. Es bemerkte aber Niemand, daß sich eine Schneeflocke unter dem fegenden Besen kräuselte, auch ein Geräusch ward nicht vernommen, weder von dem Rauschen der Ruthen, noch von knisternden Tritten, wie man sie doch auf gefrorenem Schnee immer zu hören pflegt.

Dies Wesen sehen und wie verzaubert stehen bleiben, war eins. Kein wohlexercirtes Bataillon Soldaten, selbst nicht von Communalgardisten jetziger Zeit, hätte präciser das Commando Halt! ausführen können. Die Bewaffneten, aus sechs Stadtsoldaten und dem Wachtmeister bestehend, sahen sich um, die Botenweiber hoben ihre Stecken empor und deuteten damit

nach der Erscheinung, indem sie sich durch Blicke und Geberden ihre Gedanken gegenseitig mittheilten. Die Bauern pflanzten sich breitbeinig auf, manch Einer bückte sich wohl auch und stämmte beide Hände auf die Knie, um das Ding besser betrachten zu können. Reden aber that Keiner. Die Bleicher stachen Mönche, die Garnhändler und einige andere Bürger machten unzweideutige Geberden tiefster Entrüstung, Weiblein und Fräulein aber fuhren furchtsam zurück und drängten sich in einen Haufen zusammen, wie Schäfchen bei einem Gewitter. Ganz einsam standen die Rathmannen. Sie warfen sich in die Brust, der Bürgermeister und Stadtrichter sahen einander mit einer so entschlossenen Miene ihnen inwohnender Kampflust an, daß sie fast ein paar Hähnen glichen, die eben aufeinander losgehen wollen. Dabei erhoben sie ihre Rohrstöcke und deuteten damit, gleich den Botenweibern, auf das kehrende Gespenst.

Hierauf erhielten die Stadtsoldaten Befehl, das ungebührliche Wesen einzufangen. Der Wachtmeister zog den Säbel, ließ seine Getreuen das Bajonnet fällen und rückte nun, freilich in etwas krummer Linie, gegen das ungestört fortkehrende Wesen an. Schon von Weitem rief er ihm zu, es solle sich gutwillig ergeben, sonst müsse man Gewalt brauchen. Allein das Aschenweibchen kümmerte sich nicht um

diesen Befehl. Es kehrte eben so eifrig fort wie sonst, nur entfernte es sich mit dem Herannahen der Bewaffneten immer mehr nach der Kohlgasse und dem Kugelwinkel und war im Nu verschwunden. Der Wachtmeister commandirte Halt! Da bemerkte er das graue Wesen auf der entgegengesetzten Seite des Kirchhofes dicht hinter den Hochweisen, an dem Gebäude, das heutigen Tages die alte Apotheke heißt. »Alle guten Geister loben Gott den Herrn!« rief der entsetzte Anführer der Stadtsoldaten, die Helden ließen die Gewehre fallen, ein paar stürzten sogar, wie sie später behaupteten, nur auf die Knie, sie hatten sich aber die Nasen arg zerschlagen.

Inzwischen war den Zuschauern, eben so den Hochweisen die Erscheinung am angegebenen Orte nicht entgangen, ja, dem regierenden Bürgermeister kam das Wesen sogar so nahe, daß er es mit der Hand ergreifen konnte. Er schlug mit dem Stocke darnach und mußte mit wahrhaftem Grauen bemerken, daß dieser die Erscheinung wie einen Nebel durchschnitt. Das Ding glotzte ihn an mit den feurigen Augen, schwebte kehrend an ihm vorüber und schien ihn zu verlachen. Nach diesem fruchtlosen Versuche und unwiderleglichem Beweise, daß man es hier mit einem wahrhaftigen Gespenst zu thun habe, gegen das gewöhnliche menschliche Macht nichts vermöge, gab

der erschrockene Mann Befehl, die Verfolgung einzustellen, womit Jedermann sehr zufrieden war. Äußerst kleinlaut trollten die Bürger nach Hause; sehr laut über das Aussehen, über Größe und Tracht des Gespenstes streitend, verloren sich die Botenweiber nach den verschiedenen Thoren, um auf dem Heimwege das Wunderliche noch wunderlicher auszuschmücken und es am nächsten Morgen in ihrem Orte von Haus zu Haus zu tragen. Die Bauern, die, wenn ihnen etwas Unbegreifliches begegnet, am liebsten schweigen, schwiegen auch jetzt, hüllten sich in ihre Pelze, schüttelten die Köpfe, bestiegen ihre großen Schleppschlitten und fuhren, was seit Menschengedenken nicht mehr vorgekommen war, in dieser Nacht, ohne umzuwerfen oder mit einem Begegnenden Streit anzufangen, nach Hause.

Tags darauf fanden sich Matthes und Hans zeitig beim Thürmer ein. »Nun, Vetter,« sprach der Bauer, »wer hat itzund Recht? Willst Du noch bestreiten, daß es Dinge auf Erden gibt, die wir nicht erklären können mit unserm Verstande? Es ist, rechne ich, wie ich gesagt habe: Dieses kehrende Mütterchen, das sich selbst Aschenweibchen nennt, bedeutet Mord und Brand dem Sachsenland!«

So gern Matthes auch etwas darauf erwiedert hätte, so mußte er es doch unterlassen, denn gegen rechte Geistererscheinungen ist schwer aufkommen. Seine letzte Ausflucht war immer, daß es sich doch noch aufklären, daß es ein Schein, oder vielmehr der Schatten eines Scheins, ein »Schiem,« wie die Leute sagten, sein könne, der mittelst unbekannter Kunstgriffe von dem Dachfenster irgend eines hohen Hauses aus auf die Straße gezaubert werde.

»Und red't ein solcher Schiem?« fragte ärgerlich der Bauer.

»Das nicht, aber 's gibt Bauchredner, denen es ein Kleines ist, zu schwatzen, als ob's aus der Erde herauf, oder vom Himmel herunter käme.«

»Glaube, was Du willst, ich sage: »Gott, der Herr, beschirme Stadt und Land!«

So stritten sich die Gevattersleute alle Wochen ein paar Mal, denn das Aschenweibchen, von dem Niemand wußte, woher noch weswegen es gekommen sei, erschien beinahe alle Nächte, um auf Markt und Kirchhof, ja auf den meisten Straßen zu kehren, nur in dem niedrig an dem Flusse gelegenen Stadttheile ließ es sich nicht blicken. Eine Zeitlang versammelte sich noch des Abends das Volk auf den Gassen. Mancher versuchte auch, es anzugreifen, doch mit eben so wenig Erfolg, wie der Bürgermeister. Auch mit An-

rufen und Fragen quälten Viele die Erscheinung. Dann zerflatterte sie gleichsam in der Luft, wie eine graue Wolke, schwebte ein hundert Schritte fort und begann abermals zu fegen und zu kehren. Nur Einzelnen, namentlich den Nachtwächtern, stand es Rede. Doch erfuhren auch diese weiter nichts, als daß es die viele Asche wegfegen müsse, die aller Orten in Hügeln aufgehäuft liege.

Wäre der Mensch nicht eine ungemein leichtsinnige und in Folge dessen vergeßliche Creatur, so hätten die Bewohner der Stadt durch diese unerklärliche Geschäftigkeit des grauen Mütterchens in der wunderlichen Tracht auf sich selbst, noch mehr auf die Zeit aufmerksam werden müssen. Wenn Geister umgingen und sich herabließen, mit allem Volke zu verkehren, so hatte es jederzeit etwas zu bedeuten. Daran dachten aber die Wenigsten. Sie lebten in behäbiger Ruhe fort, wie bisher, gingen ihren einträglichen Geschäften nach und vergaßen, da weiter nichts geschah, bei guter Zeit die geheimnißvolle nächtliche Gassenkehrerin. Unter diese gehörte auch Matthes, der, weil mit dem Gespenste nichts herauskommen wollte, alsbald wieder in seine Scherze verfiel und Gott einen guten Mann sein ließ. Nur Einige, unter diesen auch der Bauer Hans, wurden ernst gestimmt, ließen die übrige Bevölkerung scherzen und lachen und achte-

ten mehr als ſonſt auf die Welt, vorzüglich auf Friedrichs kriegeriſche Unternehmungen. Sie dachten alle Wechſelfälle des Geſchickes durch, erklärten die Stadt im Geiſte für vom Feinde belagert und überſchlugen dabei, was in einem ſolchen, freilich ganz unwahrſcheinlichen Falle das Beſte ſein möchte. So brachten ſie auch alle Koſtbarkeiten und ſonſtigen Sachen von Werth in Sicherheit und gingen in jeder Weiſe gerüſtet einer ernſten Zukunft entgegen.

Es hatte indeß nicht den Anſchein, als wolle etwas Betrübendes geſchehen. Der Winter, das Frühjahr verging ohne große Störung. Friedrich ward von Prag ſogar vertrieben, nachdem er es freilich hart zugerichtet hatte, und bei Collin auf's Haupt geſchlagen. Zu Anfang des Sommers rückte Militair in die Stadt, wie in alle übrige feſte Örter. Den Bürgern war dies nur angenehm, ſie wußten ſich um ſo geſchützter. Hans aber gehörte nicht unter dieſe Zufriedenen. Wenn er beim Thürmer mit dem Weber zuſammentraf, warnte und ermahnte er ihn, auf ſeiner Hut zu ſein, denn er rechne, daß es nicht gar lange mehr geheuer bleiben werde. Matthes lachte, der Thürmer blies zur Erheiterung ein munteres Lied auf ſeiner Clarinette. Nur Martha gab durch Augenwinke dem Bauer zu verſtehen, daß

ſie ſeine Meinung theile und ſich vergeſſen habe. Das Aſchenweibchen kehrte noch immer.

Da hieß es eines Morgens, als die Bürger in glücklichſter Ruhe gemächlich ihren Kaffee tranken, auf den umliegenden Höhen würden große Heeresmaſſen ſichtbar. Man belachte Anfangs das Gerücht als die Erfindung eines neckiſchen Barbiers, die ja immer des Unnützen und Unwahren hundertmal mehr, als des Erwieſenen ſprechen. Indeß dauerte es nicht gar lange, ſo entſtand auf den Gaſſen ein Hin- und Herlaufen, die Beſatzung ward zuſammengetrommelt, auf dem Kranze des Johannisthurmes ſammelten ſich mehr und mehr Menſchen und ſahen hinaus nach Oſten. Es unterlag keinem Zweifel mehr, der Feind rückte heran und machte Anſtalt die Stadt zu belagern. Bald war ſie dicht von Truppen umſchloſſen, die der Feldmarſchall Daun ſelbſt befehligte, und weil der Commandant ſich nicht zur Übergabe entſchließen konnte, ſo begann am 23. Juli 1757 ein furchtbares Bombardement. Eine der erſten Bomben ſchlug in die Sanct Johanniskirche und zündete, der Thürmer und Martha flüchteten in möglichſter Eile. Er rettete ſich in des Gevatters Bierhof, um mit dieſem die ſchon an allen Enden brennende Stadt zu verlaſſen. Allein die Thore waren und blieben lange geſchloſſen; die

Beſtürzung der Einwohner, die nicht begreifen konnten, daß ein freundliches Heer eine freundlich geſinnte Stadt in Brand ſchießen dürfe, ſuchten in der Eile zu retten, was möglich war, und durcheilten die brennenden, mit Aſche beſäeten Straßen gleich Wahnſinnigen. Es war eine grauenvolle Beſtürzung über alles Volk gekommen. Beſonnen blieben nur jene Wenigen, die, voraus beſorgt, dem ſtillen Weſen nicht getraut hatten. Sie behielten ihre Ruhe bis zu dem entſcheidenden Augenblicke, wo das vom Feinde nicht angegriffene Weberthor den fliehenden Einwohnern geöffnet wurde. Durch dieſes entrannen die Glücklichern, die Meiſten freilich ohne Habe, dem unaufhaltſamen Verderben, unter ihnen Hans, der Thürmer und Martha. Sie hatten ſchon früher ihr Beſitzthum in Sicherheit gebracht. Des Bauers Bierhof, nicht minder des Webers ſchönes Gebäude, ſtanden in vollen Flammen. Die beiden Thürme der Johanniskirche lohten wie Fackeln in den warmen Himmel empor. Überall borſten Bomben, ſtürzten Mauern und Giebel ein und zerriſſen und tödteten die Fliehenden. Nur eine einzige graue Geſtalt blieb mitten in Brand und Verwüſtung unangetaſtet. Es war das Aſchenweibchen, das jetzt über die glühenden Trümmer ſchwebte und mit ſeinem Beſen Wolken von Aſche vor ſich her fegte. Nun begriff man die

warnende Erscheinung des grauen Mütterchens, nur kam die Einsicht den Verblendeten leider zu spät!

Binnen vier und zwanzig Stunden war beinahe die ganze so schöne Stadt ein glühender und rauchender Aschenhaufen. Überall, wo sich das graue Mütterchen hatte sehen lassen, waren glühende Kugeln gefallen und hatten die Gebäude in Brand gesteckt. Verschont blieben nur die niedrig gelegenen Gassen. Hunderte kamen in den Flammen und durch springende Bomben um, Andere erstickten in den Kellern, wohin sie sich geflüchtet. Zu diesen gehörte auch der ungläubige Weber Matthes. Als nun aber der Feind abgezogen war und die geflüchteten Bürger in ihre zerstörten Wohnungen wieder zurückkehrten, da fanden sie all' ihre Wohlhabenheit in Asche verwandelt und sie blieb es lange, lange Zeit, ja zum Theil noch bis zu dieser Stunde. Das Aschenweibchen aber, das sie gewarnt, ohne daß man darauf achten mochte, hat seitdem nicht mehr verschwinden wollen. In der Silvesternacht und am Vorabende des sogenannten Brandfestes (am 22. Juli) schwebt es, wie ehedem fegend, durch die Straßen der Stadt und ruft dadurch allen leichtfertigen Bürgern die Lehre zu: Seid wachsam und hütet Euch, daß das Unglück nicht noch einmal unerwartet über Euch komme und Euch ganz vernichte! —

Sagen und Mährchen

aus der Oberlauſitz.

Nacherzählt

von

Ernſt Willkomm.

Mit Federzeichnungen von G. Oſterwald.

Mondbeglänzte Zaubernacht,
Die den Sinn gefangen hält,
Wundervolle Mährchenwelt,
Steig' auf in der alten Pracht!
Tieck.

Zweiter Theil.

Hannover, 1843.
Verlag von C. F. Kius.

Inhalt.

1. Der Pfaffenhorn . . . . . Seite 1
2. Der Elf als Hofmeiſter . . . . . „ 65
3. Der Huſar oder das reitende Irrlicht . . „ 87
4. Der Schlangenkönig . . . . . „ 195

1.

Der Pfaffenborn.

Frau Gertrud kniete an der Wiege ihres neugeborenen Kindes und betrachtete mit mütterlicher Zärtlichkeit die unbeholfenen Bewegungen der kleinen Händchen, die bald nach den Hüllen haschten, bald in der Luft tappend hin und wieder fuhren. Als nun aber der Kleine seine großen, lichtbraunen Augen aufschlug und die Mutter mit den frohen, lebensmuntern Sternen freundlich-neugierig anguckte, da fuhr es Frau Gertrud wie ein Krampf durch die Bruſt. Sie ſtieß einen tiefen, faſt ſchreienden Seufzer aus, ſchlug die Arme über den Wiegenrand, als wolle ſie das Kind vor einer unſichtbaren, ſchreckenvollen Gewalt beſchützen, und erhob ihr von Angſt und Gram entſtelltes Geſicht zu dem Muttergottesbilde, das gerad' über an dem braunen Gebälk der Wand hing. Eine Zeitlang ſah Frau Gertrud die Mutter des Erlöſers in bittender Schweigſamkeit an, ihr Buſen hob ſich unter bangem Stöhnen, dann bewegten ſich ihre Lippen und ſie brach in die ſtammelnden Worte aus, die ſie mit Inbrunſt

und Glaubensfrömmigkeit an die Retterin aus irdischen Bedrängnissen richtete:

»O Du gebenedeite, heilige Jungfrau Maria, nimm, so es Dir möglich ist, die Angst von meinem Herzen, die mich jetzt ob meiner vor Jahresfrist an Dich gerichteten Bitte beschleicht! Du hast mich erhört, Du hast mir ein Kind, einen holden Knaben geschenkt, der froh und gesund in das milde Licht der Sonne blickt. Aber ach, wie lange wird er mir zugehören! Wie lange wird es ihm gestattet sein, die unschuldigen Freuden dieser Welt genießen, ein froher Mensch unter Frohen sein zu dürfen! Heilige Mutter Gottes, Du hast meine Bitte, mein Gelübde gnädig aufgenommen! Nicht mir, nur Dir, nur dem Himmel gehört dieser Knabe, den ich geboren habe. Ich will mein Gelübde nicht brechen, ich will ihn nicht von Dir zurückfordern; aber, wenn nun ein unbezwinglicher Hang zum Irdischen in dem Herzen dieses Knaben sich entwickeln sollte, wenn sein Gemüth nicht auf das Heilige gerichtet wäre und ewige Entsagung seinem Innersten fremd bliebe: was soll dann aus dem Armen, unschuldig Geopferten werden, und wie mag ich Ruhe finden, die ich allein Schuld bin an dem Elende meines Kindes? Du, die Du die Liebe und Duldung selbst bist, die Du die Schmerzen einer Mutter bei den Leiden ihres Kindes gefühlt

baſt, vergib mir mein Flehen und Zagen, und ſende dieſem armen Kinde, wenn es nicht Kraft genug beſitzen ſollte, den Verſuchungen der Welt zu widerſtehen, einen Deiner Engel, daß er es behüte, führe und ſchirme!«

Die Augen der Bittenden füllten ſich mit Thränen und hingen noch lange, nachdem ſie ſchon aufgehört hatte, ihre Seufzer in Worte zu kleiden, an dem Muttergottesbilde, das wehmüthig auf die Kniende herabblickte. Es war Alles ſtill um ſie her. Das Kind hatte ſeine Äuglein wieder geſchloſſen und lächelte ſanft im Schlummer. Nur von draußen herein tönte in einförmigem Takt das Klappern der Mühle und das dumpfe Rauſchen des Waſſers, das im tiefen Mühlgraben dicht unter den Fenſtern vorbeiſchoß.

Frau Gertrud mochte lange Zeit in dieſer Einſamkeit ihren ſchmerzlichen Gedanken nachgehangen haben, als ſich ein Fenſterflügel von ſelbſt leiſe öffnete und ein weicher, heller Nebeldunſt, wie er allabendlich auf den Teichen und Flüſſen ſich zu bilden pflegt, gleich einem Silberſtreif in das Gemach hereinzog. Die Frau des Müllers bemerkte von alle dem nichts, denn ihr Auge ruhte wieder auf den lieben, klugen Geſichtszügen des kleinen Sohnes, um deſſen Zukunft ſie ſo bange Sorge trug. Erſt als

die Dämmerung das Zimmer mehr und mehr verdüsterte, stand sie auf, um Licht anzuschlagen. Sie erschrak aber nicht wenig, als sie zu Häupten des Kindes ein äußerst zart und schlank gebautes Frauenbild in schimmernder Gewandung sitzen sah. Die Fremde trug sich wie eine Edeldame, ihr Kleid war von dem feinsten, durchsichtigsten Stoffe und umhüllte höchst einfach die zierlichen Glieder. Ein schöner, breiter Gürtel, mit blitzenden Perlen gestickt, hielt es unter dem Busen züchtig zusammen. Sonst trug die Fremde außer einem lang herabwallenden Schleier, der fast noch zarter war, als das Duftgewebe des fliegenden Sommers, durchaus keinen Schmuck. Ihr goldblondes Haar ringelte sich in langen blitzenden Locken über die Schultern und den Busen herab und umschimmerte ihr mit zarter Röthe überhauchtes Gesicht wie ein Heiligenschein.

»Um Gott, gnädige Frau!« rief Gertrud bestürzt und schüchtern aus, denn sie hielt die hohe Gestalt für die Edeldame des nahen Hörnitz, die wohl zuweilen auf ihren Abendspaziergängen in der Kupfermühle einkehrte. »Um Gott, entschuldigen Ew. Gnaden meine gänzliche — «

»Du irrst, liebe Gertrud,« fiel ihr die Fremde mit einer Stimme ins Wort, die wie das melodische, die Sinne umstrickende Säuseln des Rohres, oder

wie das bezaubernde Singen eines Waldbaches klang, der über Steingeröll in einiger Entfernung dahinfließt. »Ich bin keine Edeldame, aber ich will Dir und Deinem Erstgeborenen wohl, und wenn Du mir vertrauen willst, könnte ich Deine vorhin ausgesprochene Bitte wohl erfüllen.«

»Heilige Jungfrau Maria! wer seid Ihr?« rief Gertrud erschrocken aus und faltete die Hände über der Brust.

»Kein böses Wesen, wie Du siehst,« versetzte die Fremde, indem ein mildes Lächeln ihre schönen, regelmäßigen Züge wie Sternenglanz beleuchtete. Frau Gertrud bemerkte erst jetzt die sonderbaren, geheimnißvollen Augen der wunderbaren Frauengestalt, die in einem nie gesehenen hellen Blau erglänzten und, so sanft und ruhig sie auch auf das Kind herabblickten, doch von einem eigenthümlichen Feuer durchleuchtet wurden.

Gertrud begann zu zittern, sie beugte ihr Knie, faltete die Hände und sprach schüchtern: »Seid Ihr ein Engel?«

»Nimm mich immer dafür und glaube an das, was ich Dir jetzt sagen werde,« antwortete die geheimnißvolle Fremde mit der melodisch klingenden, säuselnden Stimme. »Dein Sohn,« fuhr sie fort, »bleibt am Leben und Du wirst, damit Du nicht in

schwere Strafe verfällst und nach dem Tode hart büßen mußt, Dein Gelübde gewissenhaft erfüllen. Denn was man unter Gebet und Flehen Gott gelobt, ist ein heiliges Vermächtniß, das uns nie gereuen darf. Wer dennoch schwach und wankelmüthig sich erweist, der kann nur durch lange und schwere Büßung wieder Gnade erlangen. Glaube mir und den Meinigen! — Zweifle, liebe Gertrud, sind Deine Besorgnisse weder ungerecht, noch unmenschlich, und eben darum komme ich zu Dir und übergebe Dir hiermit, weil ich Dich und Dein frommes Wesen, Deine Achtung vor dem geheimen Walten der Natur schätze, einen Talisman, der diesem Knaben in jeder Lage seines künftigen Lebens von Nutzen sein wird. Weder die Lust, noch die Verführung der Welt wird ihn überwältigen können, macht er von diesem Talisman zur rechten Zeit vorsichtig Gebrauch. In Deine mütterlichen Hände lege ich ihn jetzt nieder. Bewahre ihn sorgsam bis zu der Zeit, wo Dein Sohn das Priestergelübde ablegt, dann händige ihm denselben ein. Sein Geist wird dann so ausgebildet, sein Herz so gereift sein, daß er ihn leicht verstehen wird. Und nun lebe wohl, bleibe fromm, zweifle nicht und lasse Dich es nie wieder gereuen, daß Du dem Himmel und seinem Dienst das Theuerste gelobt hast, was Dir auf Erden gegeben werden konnte.«

Mit dieſen Worten legte die Fremde ein Souvenir in die Hände Gertrud's. Dieſe wollte die Fingerſpitzen der großmüthigen Geberin dankbar küſſen, ſie fuhr aber erſchrocken zurück, als ihr Mund einen naßkalten, weichen Gegenſtand berührte, der unter der Berührung ſchon ſich verflüchtigte und in Geſtalt einer breiten zitternden Nebelſchicht durch das Fenſter zog, ſich nach dem Mühlgraben hin fortbewegte und dort auf den weißen und blauen Waſſerblumen, die in ewiger Unruhe mit ihren zartgeformten Kelcheimern die klare Fluth ſchöpften und wieder ausgoſſen, mit der Schnelligkeit eines Blitzes hinter dem überhängenden Erlengebüſch verſchwand.

Erſtaunt, aber beruhigt ſah ſich Frau Gertrud allein an der Wiege des Kindes, das ruhig fortſchlief. Das wunderbare Verſchwinden der Fremden beſtärkte noch den Glauben in ihr, daß ein Engel ſie beſucht habe und fortan das Leben ihres Kindes bewachen werde. Die Dunkelheit ließ ſie das erhaltene Geſchenk nicht genau erkennen, ſie ſchlug daher haſtig Licht an und betrachtete nun das wunderbare Kleinod mit neugieriger Bewunderung. Es war ein dünnes Büchlein von mittler Octavform, äußerſt ſauber gearbeitet und von auffallend geringem Gewicht, obgleich die äußere Schale oder der Einband von Stein zu ſein ſchien. Wenigſtens ließen dies die feingebil-

deten, mit größter Bestimmtheit ausgeprägten Dendritenzeichnungen vermuthen, die in reizender Mannichfaltigkeit und ganz in der Art, wie sie häufig in dem benachbarten Steinbruche am Schülerbusche gefunden wurden, darauf zu sehen waren. In der Mitte des Einbandes, wenn man ihn so nennen kann, sah man eine sandige Vertiefung, von zarten Baumsprossen halb überdacht. Diese Vertiefung glich beinahe einem für wunderkräftig gehaltenen Brunnen, den man gewöhnlich entweder seiner sonderbaren Gestalt wegen, oder weil das Volk allerhand Sagen damit in Verbindung setzte, die Feenmuschel nannte. Rund um diese Vertiefung schlang sich als Einfassung ein dendritenfaseriges Geäst, das, je nachdem man das Souvenir dem Auge näher brachte, oder es davon entfernte, sich verschiedenartig zu gestalten schien. Denn einmal glaubte Frau Gertrud über einander gelegte Baumzweige darin zu erblicken, dann ähnelte es wieder mehr einem durch einander geflochtenen knöchernen Gewinde, und nun schienen es gar seltsam gestaltete Blumen zu sein, die einander zunickten und ihre Blätter wie Händchen sich gegenseitig drückten. Das Büchlein zu öffnen war völlig unmöglich, obgleich das Schloß, von dem es zusammengehalten ward, nur ein durchsichtiger Silberfaden war, der in

Kreuzform zierlich zusammengeknüpft, keinem noch so angestrengten Zupfen und Ziehen nachgeben wollte.

Frau Gertrud mußte sich in Geduld fassen. Kopfschüttelnd wickelte sie das geheimnißvolle Geschenk in ein Tuch und verschloß es sorgfältig in das Beikästchen ihrer Hochzeitslade. Dann setzte sie sich wieder an die Wiege ihres Kindes und versank mit schützend darüber gebreiteten Armen unter dem eintönigen Klappern der Mühle, alsbald in einen erquickenden traumlosen Schlaf.

Es vergingen nun viele Jahre still und friedlich. Frau Gertrud erzog ihren Balthasar mit nie ermüdender Liebe, bewachte jeden seiner Schritte, und hatte die Freude, den aufgeweckten Knaben in blühender Gesundheit aufwachsen zu sehen. Der Vater Balthasar's, Besitzer der sogenannten Kupfermühle, eines uralten Gebäudes, so genannt, weil man in früherer Zeit im nahen Schülerbusche auf Erz gebaut und für die gewonnenen Stufen in dieser Mühle eine Wäsche errichtet hatte, war wenige Jahre nach der Geburt des Knaben gestorben. So blieb nun dessen Erziehung der Mutter allein überlassen, die mit Hülfe eines tüchtigen Mühlschärs, wie man dort den ersten Mühlknappen nennt, das Geschäft rüstig forttrieb und durch ihre humane Behandlung viele Leute an sich zog.

Balthasar ward, wie der Scharfblick der Mutter richtig bemerkt hatte, ein äußerst heiterer und lebenslustiger Knabe. Geistig aufgeweckt und körperlich gewandt, that er es sowohl in der Klosterschule, als auf dem Spielplatze allen Knaben zuvor, ohne doch je deren Eifersucht und Neid zu erwecken. Denn er meinte es mit Jedem gut, lief und arbeitete Allen zu Gefallen, und zeigte sich stets versöhnlich, wenn ja irgend ein kindischer Streit eine augenblickliche Entzweiung herbeiführte. Von Seiten seiner Mutter und der Mönche, die ihm Unterricht gaben, ward ihm zwar oft vorgepredigt, daß er sich einer möglichst großen Ernsthaftigkeit befleißigen solle, indem er vom Himmel selbst für den geistlichen Stand bestimmt sei. Allein Balthasar bekümmerte sich wenig um dergleichen Ermahnungen und ließ sich noch weniger seine jugendliche Heiterkeit damit trüben. Sobald seine Arbeiten beendigt waren, die ihm leicht von der Hand gingen, schlenderte er in dem nahen Gebüsch herum und durchkroch vorzüglich oft alle die hundert kleinen Abdachungen des Schülerbusches, oder erstieg die hervorragenden felsigen Kuppen desselben, von denen sich die herrlichsten Aussichten auf das nahe Gebirge und die malerische Umgebung eröffnen. So reizend aber diese Örtlichkeiten sind, so heiter die Laubgehege, so anmuthig still die Thalabsenkungen dieser buschigen

Erhebung, so hatten und haben sich dennoch so mancherlei Sagen darin festgesetzt, die ein einsames Herumstreifen beängstigend machen konnten. Von etwas Schauerlichem oder Gefahrdrohendem wußte zwar Niemand, vielmehr gestaltete sich die mit dem Schülerbusche verknüpfte Sage eher barockhumoristisch. Laut einer unter dem Volke allgemein geglaubten Erzählung wandelte damals, wie auch noch jetzt, die curiose Gestalt des Doctor Horn auf den Höhen des Schülerbusches herum, und knüpfte mit zufällig Begegnenden wohl allenfalls Bekanntschaften an, die in der Folge unbequem werden konnten. Wer dieser Doctor Horn sei, wußte so eigentlich Niemand bestimmt zu sagen. Einige hielten ihn für einen Rechtsgelehrten, der sich arger Streiche und Verbrechen schuldig gemacht habe und dafür von dem Teufel in den Schülerbusch verbannt worden sei, um hier über sein unrechtmäßig zusammengescharrtes Geld zu wachen; Andere behaupteten, er sei ein Giftmischer gewesen und habe alle reichen Leute vergeben, um ihr Vermögen an sich zu reißen; die Mehrzahl aber hielt ihn schlechtweg für den Teufel selbst, der es sich zum besondern Vergnügen mache, auch einmal in einer nicht gewöhnlichen Gestalt das alberne Menschenvolk zu äffen.

Dieser Doctor Horn ging nun, ganz gegen die Etiquette vernünftiger und verständiger Gespenster, am hellen Mittage auf dem Schülerbusche und dessen nächsten Umgebungen spazieren. Um jedoch was recht Apartes zu haben, humpelte er bloß auf einem Beine, das in einem höchst zierlichen, knapp anliegenden hellgrünen Beinkleide stak, und in einem gelbsaffianen Pantoffel endigte, über Berg und Thal. Das andere Bein war nur zur Hälfte noch vorhanden und lief unter dem Knie in einer schön gezeichneten Natter aus, die sich in dreifachem Ringe gleichsam als Strumpfband um das andere Bein schlang und beim Gehen immer hinter ihm herzischte, so laut, daß man es schon in einiger Entfernung hören konnte. Seine übrige Tracht bestand aus einer engen, schwarzen, kurzen Jacke, an der hinten vom Kragen herab bis an die Hüften eine dicke goldene Troddel hing, in der rechten Hand trug er einen langen Rohrstock mit einem Todtenkopfe, der jeder Zeit eine Cigarre rauchte. So rutschte oder hüpfte er denn immer in der heißen Mittagssonne über die Felsen, und zwar ohne alle Kopfbedeckung, denn sein schwarzes, struppiges Haar war von so übermäßig starkem Wuchse, daß es füglich die Stelle eines Hutes vertreten konnte. Der Weg, welchen er gewöhnlich einschlug, hieß bei dem Volke nur Doctor Horn's Pantoffelsteig.

Von diesem wunderlichen Spaziergänger hatte Balthasar oft sprechen hören, ohne daß ihm sein Wunsch, einmal selbst mit ihm zusammenzutreffen, erfüllt wurde. Eines Tages aber, an dem die Sonne gerade recht drückend heiß schien, und Niemand sich ihren Strahlen gern aussetzte, strich der schon erwachsene Knabe ganz allein über die Felsen. Er war den Vormittag über ungewöhnlich heiter gewesen und hatte sogar einige lose Streiche ausgeübt. Als er nun an die Felswand kam, die steil und schroff ins Thal hinabsinkt, und er hier, versunken in den anziehenden Anblick, welchen die gegenüber stufenweise aufsteigenden Berge mit ihrer prächtigen Waldung, die üppig grüne Wiese, durch die sich, im Sonnenlicht funkelnd, die rauschende Mandau schlängelt, in schweigendem Genuß ruhete, vernahm er dicht an seiner Seite ein lautes Gezisch, und war nicht wenig überrascht, als er urplötzlich die oft beschriebene Gestalt des Doctor Horn neben sich stehen sah. Die curiose Tracht des gespenstischen Herrn des Berges machte ihn lachen, während sie einem minder Beherzten oder weniger Schuldlosen vielleicht Schrecken eingeflößt hätte. Diese ungetrübte Lebensheiterkeit schien dem einbeinigen, geldpantoffelten Doctor zu gefallen. Er griff mit der linken in seinen hohen, schwarzen Haarbusch, der wie ein paar Hörner sich hoch über der finstern Stirn

erhob, und indem er sich den ganzen Kopf wie eine Mütze vom Rumpfe riß und graziös gegen den Knaben schwenkte, rief der durch die Luft wandernde Kopf:

»Bonjour, Monsieur! Ein prächtig warmer Tag heut, wunderlieblich zum Spazierengehen!«

Balthasar fuhr doch etwas zusammen, da er jedoch sah, daß der Kopf des Doctors schon wieder fest auf den Schultern saß, faßte er sich ein Herz und erwiederte in seiner muntern, scherzhaften Weise:

»Für Leute Eures Schlages muß es doch ein wenig angreifend sein, sollte ich meinen; denn ein Bein, denke ich, wird eher müde, als deren zwei. Und wer nun gar einen so weithauschigen, ausgetretenen Pantoffel trägt wie Ihr, für den mag das Klettern über diese Felsen und steilen Hügel ein schwer Stück Arbeit sein.«

»Gefällst mir, Junge,« erwiederte Doctor Horn, stemmte sich mit beiden Händen auf seinen langen Rohrstock, dessen Todtenkopfknopf richtig ganz gemächlich seine Cigarre rauchte. »Soll mich freuen,« fuhr er fort, »wenn Du so lustig bleibst und Dich nicht einschüchtern läßt von den Dickbäuchen aus dem Kloster. Jungen, wie Du, sind rar geworden auf Erden, und darum, Balthasar, wenn Du 'mal was

brauchſt, das ſich juſt nicht von den Bäumen ſchütteln läßt, komme nur hieher und rufe mich.«

»Wie ſoll ich Euch denn rufen?« fragte mit liſtigem Augenblinken der Knabe.

»Mit der ſüßen Stimme meines ſchlanken Weibchens da,« erwiederte Horn und ſchlug mit ſeinem Stocke die in der Luft herumfahrende Natter, daß ſie lauter als gewöhnlich ziſchte.

»O,« ſagte Balthaſar, »iſt das Euer Weibchen? Bei Gott und allen Heiligen, ein wunderliches Weibchen! Das alſo iſt Eure Parole?« — Und damit fing er an, ſo laut und prächtig zu ziſchen, daß der Doctor laut auflachte vor Freude, und ſeine Natter mit den munteren Äuglein ſich gegen den Knaben wandte und mit ihrer ſpitzigen Zunge freundlich nach ihm züngelte.

»Biſt ein wahrer Feuerbube!« ſagte Horn und nahm aus einer Art von Reſpekt grüßend ſeinen Kopf abermals vor Balthaſar ab. »Sage mir doch, Junge, wie kann es Dir denn einfallen, ein Schwarzrock oder Kuttenmann zu werden? Meinſt Du, das ſei ein Leben in Luſt und Freude, in Sang und Klang? Weit gefehlt, Balthaſar! haſt Du ein menſchliches, empfindſames Herz in der Bruſt, ſo ſollſt Du Dich wundern, wie Dir das die Rippen morſch klopfen wird, wenn Du ſo über Deinem Brevier ſitzen mußt

und draußen die heitere, sonnige Welt jauchzend an Dir vorüberhüpft. Ich rathe Dir also, laß ab von dem albernen Zeuge, werde ein freier Jägersmann, wozu Du doch eigentlich geschaffen bist, und streife durch Busch und Feld.«

»Mein Jesus!« erwiederte Balthasar und schlug aus Gewohnheit ein Kreuz, »das ist nun einmal so beschlossen, und da wird sich's auch durchführen lassen.«

Wie er so sprach, hörte er die Natter so giftig zischen, daß er den Hauch ihres Athems fühlte, zugleich aber sprang auch der Doctor in wahnsinnigen Sätzen auf seinem einen Beine von Hügel zu Hügel und war in wenig Sekunden jenseits des Thals in dem Baumlabyrinth des sogenannten Thiergartens verschwunden.

Balthasar sah ihm erstaunt nach, er fühlte sich beklommen, die Sonne brannte wie Feuer auf seinen unbedeckten Scheitel, die Grillen zirpten und hüpften in wilden Sprüngen wie toll um ihn herum, und aus dem Birkengebüsch hauchte es ihm wie Flammendunst entgegen. Er stand eiligst auf und lief zurück in die Mühle. Hier fand er zwar bald seine heitere Laune wieder, doch sprach er mit Niemand, auch nicht einmal mit seiner Mutter, von dem gehabten Abenteuer — und wie sehr es ihn auch drängte, den un-

heimlichen Doctor wieder einmal zu sehen und zu sprechen, eine unerklärliche Scheu hielt ihn ab, in der Mittagsgluth, wenn es auf Flur und Berg einsam ward, die Felswand wieder zu besuchen.

So kam es, daß einige Jahre vergingen ohne ein Zusammentreffen mit Horn. Balthasar ward in dieser Zeit durch seine Studien ernster, er trat endlich gar als Novize ins Kloster, und als er später die priesterlichen Weihen empfing, händigte ihm seine Mutter, die unterdeß alt und schwach geworden war, das auf so sonderbare Weise erhaltene Souvenir ein, indem sie ihm nunmehr die Geschichte ihres Gelübdes, ihre Angst, und wie sie durch den Besuch jener Engelsgestalt davon befreit worden sei, umständlich erzählte. Balthasar nahm das Geschenk mit Dank und Rührung an, gelobte feierlich in die Hand der Mutter, es heilig zu halten und es nur dann zu Rathe zu ziehen, wenn Beklemmungen, Zweifel und ein innerer Zwiespalt mit dem Leben sich seiner bemächtigen sollte.

Noch an demselben Tage starb Frau Gertrud, die Kupfermühle ward verkauft, da Balthasar als Geistlicher doch unmöglich die Verwaltung derselben übernehmen konnte, und einige Zeit darauf ward der junge Priester als Kaplan an die Kapelle des nächsten Dorfes gerufen, das nur eine Viertelstunde von

der Kupfermühle entfernt lag und heut zu Tage ein großes Kirchdorf geworden ist.

Die Gemeinde, deren geistlicher Vorstand Balthasar nunmehr geworden war, zählte damals nur wenige Seelen, und der junge Weltpriester hatte daher meistentheils nach abgehaltener üblicher Frühmette den ganzen Tag für sich. In der ersten Zeit seiner Amtsverwaltung gewährte ihm dies gerade einen eigenthümlichen Genuß, denn nun konnte er ganz nach Willkür und mit süßem Behagen seinen Studien obliegen, denen er schon im Kloster einen hohen Reiz abgewonnen hatte, oder auch in den nahen und fernen Bergen herumstreichen. Er studirte also in seiner Priesterwohnung, die, hart an der Kapelle gelegen, die fernen Gebirgszüge, wie die nahen Hügel und Büsche überschaute, emsig die Kirchenväter, erfreute und erbaute sich an den Legenden der Märtyrer, las mit innigster Theilnahme die Historien der Heiligen, und führte in jeder Weise ein stilles, beschauliches, echt priesterliches Leben. Das ging aber doch nur eine Zeit lang. Die Kirchenväter lassen sich einmal mit vielem Genuß lesen, bei einer Wiederholung der nämlichen Lectüre will die Theilnahme nicht ausdauern. Genau so kam es auch dem jungen Priester vor. Er hatte beinahe seine ganze Bibliothek

durchgelesen, nur ein paar bestäubte Tröster standen noch unberührt. Unter diesen befand sich auch das Leben der büßenden Magdalena. Diese trostreiche Lectüre nahm Balthasar jetzt vor. War es nun aber der Inhalt, oder die Schilderung der schönen Sünderin, oder die erwachte Sinnlichkeit, die gegen den heiligen Menschen in Balthasar rebellirte; genug, dem Priester ward bei diesem heiligen Buche höchst bedenklich zu Muthe, und so oft er es weglegte und seine Augen über die sonnige Landschaft schweifen ließ, war es ihm, als riefe jeder Grashalm, jede Blume, jeder Strauch und Baum ihm zu: Komm heraus zu uns und freue Dich mit uns Deines Lebens! Der Gesang der Vögel, der ihn früher stets erquickt hatte, klang ihm jetzt wie Spott und Hohn, oder machte den Eindruck eines melancholischen Klaggesanges auf ihn, und sah er gar heitere Menschengruppen an seinem einsamen Fenster vorüberziehen, hörte er das Scherzen und Jodeln der Schnitter, die Arm in Arm mit muntern Dirnen aufs Feld gingen: da fühlte er sich so verlassen wie ein Gefangener. Was konnte es ihm helfen, daß er ein Diener des Herrn, ein Geweihter Gottes war? Diese Weihe schied ihn ja von der heitern Gemeinschaft aller übrigen Menschen; diese Theilnahme am Reiche Gottes und seiner Auserwählten schon auf Erden entrückte ihn den unschuldigen

Freuden dieser Welt, und machte ihn wider seinen Willen zu einem Halbgott unter den Menschen. Niemand verkehrte herzlich und ungezwungen mit ihm, kein Mann nannte ihn vertraulich Freund, kein Mädchen blickte mit schelmischem Auge in das seinige, oder schlang ihre vollen Arme um seinen Nacken; ein Glück, dessen sich doch jeder gemeinste Knecht rühmen konnte! Daß man ihn ehrerbietig grüßte, daß jede Frau, jedes Mädchen ihre warmen, weichen Lippen auf seine Hand drückte, konnte ihm keine Entschädigung gewähren. Was er früher nie geahnt, was ihn nie bewegt hatte, der schwebende Schritt einer jungen Dirne, und noch mehr ihr Handkuß, machte jetzt seine Nerven erzittern und versetzte ihn in eine Betrübniß, die er durch nichts mehr vertreiben konnte. Am Entsetzlichsten war es ihm, wenn er im Beichtstuhle saß und so viele blühende Jungfrauen mit schmelzend süßer Stimme ihm die Geschichten ihrer kleinen Liebessünden ins Ohr wisperten. Er wußte kaum, was er den armen, niedlichen Sünderinnen sagen sollte, denn er fühlte, daß das, was sie für Sünde hielten und was er selbst vermöge seines Priesterthums verdammen mußte, nichts anderes war, als das gesunde Verlangen des unschuldigen Naturmenschen. Und wenn er nun vollends ein Brautpaar einzusegnen und ihre Hände mit dem seidenen Bande zu um-

winden hatte, dann bebte seine Stimme, es flirrte ihm vor den Augen, und er blieb kaum seiner Sinne noch mächtig. Fasten, Beten, und Bußübungen, die Balthasar sogar bis zur Geißelung steigerte, wollten nicht anschlagen; machte er sich aber gar wieder an das Lesen seiner heiligen Geschichtsbücher, so war, so zu sagen, der Teufel erst recht in ihm los, und es fehlte gar nicht viel, so hätte der junge Priester zu rasen und zu toben angefangen.

In dieser stets zunehmenden Herzens- und Gewissensqual fiel dem Priester seine Unterredung mit dem gespenstischen Doctor Horn wieder ein, die er vor Jahren auf dem Schülerbusche gehabt hatte. Auch, was der finstersatyrische Mann damals über Welt und Leben geäußert, kam ihm ins Gedächtniß. Was war zu thun? Als geweihter Priester mußte es ihm allenfalls wohl erlaubt sein, auch mit einem Geiste Umgang zu pflegen, im Nothfall wußte er ja alle Bann- und Zauberformeln, um den Teufel unschädlich zu machen, wenn er wirklich in dem einbeinigen Doctor stecken sollte. Balthasar entschloß sich demnach, am nächsten Mittag nach dem Schülerbusche zu gehen. Ein Skapulier und ein geweihtes Crucifix sollten ihn schützen. Während er nun Beides unter seinen unschätzbaren Besitzthümern suchte, bemerkte

er das Vermächtniß seiner verstorbenen Mutter, an das er gar nicht mehr gedacht, und plötzlich stand die Erzählung der ganzen seltsamen Begebenheit, wie sie ihm die Mutter mitgetheilt, lebhaft vor seiner Erinnerung.

Gedankenvoll nahm Balthasar das federleichte Büchlein auf, sein tiefliegendes, in wildem Feuer brennendes Auge forschte in den verworrenen Dendritenzügen nach einer Lösung, nach einem Wink, wie dies Engelsgeschenk zu benutzen sein möchte. Lange blieb sein Bemühen vergeblich, plötzlich aber, als er das Büchlein der Sonne zuwendete, bemerkte er mit freudigem Entsetzen, daß die arabeskenartige Einfassung des Büchleins sich verwandle, daß die Ästchen und Zweige sich zusammenzogen und in Gestalt aufblühender Wassergewächse, und zwar von jener Art, die man Nixenhaar nennt und das wie ein grüner Mantel auf schnellfließenden Gewässern schwimmt und in weißen, kleinen Kelchblüthen sich über die Oberfläche des Wassers erhebt, in Schriftzüge zusammentraten. Balthasar drehte und wendete das Wunderbüchlein herüber, hinüber, um den Anfang und Sinn dieser Dendriten-Blumenschrift zu entziffern, und so fand er denn endlich heraus, daß rund um den sonderbaren Talisman folgende Reimzeilen eingefügt waren:

»Ein Tropfen rein,
Im Vollmondschein
Geschöpft am Feenmuschelrand,
Löst dieses Büchleins Silberband.«

Diese Entdeckung war für Balthasar von hoher Wichtigkeit. Er entging dadurch nicht allein der Versuchung, mit dem gespenstigen Doctor Horn in Verbindung zu treten, er konnte sogar auch mit Zuversicht auf Rettung aus seiner für ihn mehr und mehr unerträglich werdenden Lage hoffen. Es fehlten nur noch wenige Tage bis zum Eintritte des Vollmondes, und diese brachte Balthasar in steten Gebetsübungen und unter strengem Fasten zu, um sich möglichst gegen alle sündhaften Gedanken zu sichern. Die langen Körper- und Seelenleiden, die fieberhafte Gemüthsaufregung, an der er schon seit Monden litt, hatten den jugendlich-blühenden Mann in eine bleiche, eingefallene Jammergestalt verwandelt, so daß ihn seine Beichtkinder theils für wahrhaft fromm, theils für geisteskrank hielten.

An dem Tage, wo der Vollmond eintrat, hatte Balthasar eine Todtenmesse zu lesen. Er ließ, um sich zu weihen, ein paar Weihrauchkörner mehr als gewöhnlich in das Rauchfaß fallen und las überhaupt die Messe selbst mit einer Ergriffenheit, die seine Zuhörer gewaltig erschütterte und sie noch mehr in dem

Glauben an die Frömmigkeit ihres Geistlichen bestärkte. Die Messe hatte lange genug gedauert, die Düsterniß des Abends dämmerte schon durch die kleinen runden Scheiben der Kapelle, als die Administranten die zahlreichen Kerzen auf dem Hochaltar löschten. Balthasar ging bewegt, wie nie, in seine Wohnung zurück, legte seinen Chorrock ab, hüllte sich in ein unscheinbares Gewand und steckte das Wundergeschenk zu sich, nachdem er zuvor den Segen darüber gesprochen und sich selbst mit Weihwasser besprengt hatte.

Die Feenmuschel war, wie schon bemerkt, ein silberklarer, sehr starker Quell, der mitten auf einer großen Wiesenfläche unter einer Gruppe von Erlen und Birken aus glänzendem Sandgrunde hervorrieselte. Da er, streng genommen, Niemand zugehörte, so betrachtete ihn Jedermann als sein Eigenthum, das Volk aber setzte sein geheimnißvoll-klares Wasser, das Sommer und Winter gleich stark floß, unter die Obhut der Feen. Dieser Brunnen lag eine gute Viertelstunde von Balthasar's Wohnorte entfernt, und der Priester mußte, wollte er dahin gelangen, ins Mandauthal hinabsteigen und eine ziemliche Strecke an dem kleinen Flusse in einer fruchtbaren und anmuthigen Niederung fortwandeln, bevor er über eine recht unheimlich aussehende Lehne den Quell selbst

erreichen konnte. In jener Niederung erhob ſich auf einer Wieſenfläche, die bis an den nahen Berg hinlief, eine ſchöne, große Eiche, die man wohl hin und wieder des Teufels Reitgerte nennen hörte. Denn eine düſtere Sage erzählte, daß man vor ein paar Jahrhunderten auf dieſer Wieſe eine Kapelle zu bauen beabſichtigt habe, die nunmehr eine Viertelſtunde weiter oben ſtand. Es habe ſich nämlich das merkwürdige Wunder zugetragen, daß jede Nacht um 12 Uhr der Teufel, auf einem ſchwarzen Hengſte reitend, alle Steine, die man den Tag über auf die Wieſe gefahren, an die Stelle transportirt habe, wo die Kapelle wirklich erbaut wurde, und dieſe nächtliche Fortſchaffung der Steine ſei denn ſo lange exercirt worden, bis man ſich endlich freiwillig in das Nothwendige gefügt. Als nun der Teufel ſeines Sieges gewiß geweſen, habe er triumphirend ſeine Reitgerte in die Wieſe geſtoßen, die denn über Nacht zu einer mächtigen Eiche emporgeſchoſſen ſei.

Als nun Balthaſar der Eiche näher kam, bemerkte er durch den ſilbernen Dunſt, der über dem Thale hing, daß eine Figur unter den breiten Äſten ſtehe, und mit Schaudern erkannte er bald darauf den einbeinigen Doctor Horn. Er that indeß, als ſähe er gar nichts und ging raſch fürbaß, allein der Doctor ſchien damit nicht zufrieden zu ſein. Er rief

ihm laut ſein »Bon soir, Monsieur« zu, denn er pflegte als Gentleman und böſes Weſen immer franzöſiſch zu grüßen, und ſchwenkte ſeinen Kopf gegen den Prieſter.

»Ei, ei, Herr Kaplan,« fuhr er fort, als dieſer auch den Gruß unbeachtet ließ, »Ihr geht da einen recht unangenehmen und ſchlüpfrigen Weg. Warum kamt Ihr nicht lieber vor ein paar Tagen am hellen Mittag nach der Felswand? Wir hätten da einen recht muntern Discours führen und Brüderſchaft in einem Gläschen lacrimae diaboli trinken können. Das iſt ein Wein für kranke Prieſter, als wäre er ganz beſonders für ſolche heilige Männer gewachſen. Aber es thut nichts, Herr Kaplan. Es iſt noch nicht aller Tage Mittag geweſen, und wenn Ihr Euch bei dem zugigen, feuchten Brunnen erkältet habt, dann werdet Ihr Euch meiner Parole ſchon erinnern. Hört Ihr?«

Balthaſar vernahm unter Fieberſchütteln das Ziſchen der Schlange, er ſah ihre ſtechenden Augen liſtig und lockend wie ein paar blitzende Brillanten durch den Nebel funkeln, und hörte das Athmen des rauchenden Todtenkopfes. Dennoch gab er keine Antwort, ſondern ging ſo eilig als möglich weiter. Horn folgte ihm nicht, nur das Schlangengeziſch ließ ſich noch lange in der Entfernung hören.

Als der Prieſter an der Feenmuſchel ankam, fiel gerade das volle Licht des Mondes in das leis bewegte Waſſerbecken. Rundum war es ſtill, kein Heimchen zirpte, kein Vogel ſang, kein Hauch bewegte das Laub der Bäume. Kaum ſchwankten einige Binſen, über welche die funkelnde Welle ſich ergoß. An dem nahen, dicht bewaldeten Berge wehten einzelne Nebelſtreifen, gleich Schleiern, die von dem Umherſtreifen der Feen an den Bäumen hangen geblieben waren, über dem grünen Wieſenteppich aber und in der engen Schlucht, welche der Kucks heißt und von einem raſchen Bach belebt wird, glänzte jener Silberduft jeder Sommernacht, der die Sinne mit ſüßem Zauber umſtrickt.

Balthaſar ließ ſich am Rande der Quelle nieder. Das Abbild des Mondes ſah ihn kalt und bleich aus dem Waſſer an. Er zog mit zitternder Hand das Wundergeſchenk hervor, tauchte den Finger in den Brunnen und ließ einen funkelnden Tropfen auf die ſilberne Bandſchleife fallen; ſogleich löſte ſie ſich, flatterte wie ein weißer Rauch über den Quell und drehte ſich als durchſichtige, äußerſt zart gearbeitete Krone in unbeſchreiblicher Geſchwindigkeit gerade über dem Spiegelbilde des Mondes fortwährend im Kreiſe. Zugleich ſprang das Büchlein auf und ließ Balthaſar weiter nichts als eine jener großen, lieblich duftenden

Wasserlilien erblicken, wie sie in reicher Anzahl auf den Teichen blühen. Die wunderbar zarte, gefärbte Blume war vertrocknet, dennoch leuchteten aber die beiden Staubfäden, welche über den weißen Blätterrand herausfielen, wie ein Paar Sterne. Der Priester wußte nicht, was er mit dieser Blume anfangen, was sie ihm nützen sollte; da entfiel seinem Auge eine Thräne und berührte das Pistill. Nun fing das Büchlein in seinen Händen an zu zittern, die Blume wehte hin und wieder und wuchs über den Buchrand hinaus. Auf dem Wasser begann es zu nebeln, auch die wachsende Blume ward von den feuchten Dünsten erfaßt, und ehe Balthasar noch wußte, wie ihm geschah, bildete sich aus dem Gewirr des Nebels eine zarte, wunderbar schöne Frauengestalt, die ihm zur Seite saß und ihren weichen Arm zutraulich um seinen Nacken schlang. Ihre Augen mit den goldenen Sternen glichen zwei blühenden Vergißmeinnicht, ihr goldblondes Haar rollte in reichen Locken um die Schultern, und auf der Höhe ihres Scheitels ruhte jetzt mit einem goldnen Stern angeheftet, die silberne Krone. Den schlanken Leib umgab ein feines weißes Gewand, das bis auf die Füße herabreichte und nur die Schuhschleifen sehen ließ, die aus ein paar unruhig flatternden blauen Libellenflügeln bestanden.

Balthaſar war ſo überraſcht, daß ihm das Wort auf der Zunge erſtarb; erſt als die geheimnißvolle Gefährtin mit melodiſcher Stimme ihn anredete, kehrte ihm Muth und Jugendluſt zurück. Er umſchlang das ſchöne Weib, er drückte es an ſeine Bruſt, er bedeckte ihre Lippen mit heißen Küſſen.

»Wer biſt Du, ſonderbares Weſen?« fragte er dann furchtſam und die reizende Geſtalt mit ausgeſtreckten Armen von ſich fern haltend. »Wer biſt Du, und weshalb führſt Du mich in Verſuchung?«

»Ich Dich in Verſuchung führen?« verſetzte das ſchöne Weib. »Du irreſt, Balthaſar! Ich bin Dein Schutzgeiſt, Dein Engel und Deine Geliebte. Nenne mich jetzt, mit welchem Namen Du willſt. Ich gehöre Dir, ſo lange Du an dieſem Brunnen weilſt, und weil ich weder ein Menſch bin, wie Du, noch ein Geiſt, ſondern eine Nymphe, eine Fee, ſo kann ich über Dich wachen, ſo lange Du mir glaubſt und mich nicht verläugneſt, und leicht kann ich Dir das erſetzen, was die Willkür der Satzung Dir geraubt hat. Erfülle ich dieſe Aufgabe meines kurzen Erdenſeins, dann bin ich jenen Geiſtern gleich, die ſich Selige nennen, und mein Volk nähert ſich der Erlöſung.«

Obwohl Balthaſar den Sinn dieſer räthſelhaften Worte nicht deutlich verſtand, ſo konnte er doch un-

möglich ein Wesen für bös halten, das mit solcher Innigkeit sich ihm hingab, das mit solchem Silberton der Sprache verwandte Klänge in seinem Herzen weckte, und er überließ sich ohne weitere Frage in glücklichem Vergessen seiner Qual ganz dem süßen Geplauder und Kosen der lieblichen Nymphe. Schnell verflossen ihm die Stunden, die Sterne erblaßten, des Mondes Bild im Brunnen ward bleich und wolkig. Da fühlte er, daß auch seine Gefährtin verschwunden war. Wieder kreiste in schneller Bewegung die Silberkrone über dem Quell, die Nebel rannen und flutheten durch einander und ballten sich zuletzt über dem geheimnißvollen Büchlein zusammen, das am Rande der Feenmuschel lag. Endlich verschwanden auch die letzten Flocken, die Staubfäden funkelten wieder, das Buch schloß sich, und vom Quell her flatterte das Silberblümchen und legte sich als festgeknüpfte Schleife vor die Dendritenhülle.

Im Osten glühte schon der neue Tag, als Balthasar, seinen kostbaren Schatz im Busen, neubelebt in seine Wohnung zurückkam.

Dieses fabelhafte Zusammenleben Balthasar's mit der aus den Wassern des Quells heraufsteigenden Nymphengestalt gewährte allen seinen unklaren Wünschen volle Befriedigung. Er lebte von neuem auf,

seine trüb gewordenen oder unheimlich blitzenden Augen begannen sanft zu leuchten und ruhten mit freudenvoller Innigkeit auf der Welt. Sah er jetzt die jungen Burschen mit ihren Mädchen an Sonn- und Festtagen lustig an seiner Wohnung vorübergehen, so freute er sich selbst der fröhlichen Menschen. Keine Regung von Neid oder Mißgunst, kein quälendes Gefühl der Unzulänglichkeit überschlich ihn. Er fühlte sich ein Mensch unter Menschen und so glücklich, als es ein zufriedener, denkender Mensch überhaupt sein kann. Seine Studien, die er mit altem Eifer forttrieb, beunruhigten ihn jetzt nicht mehr, die Lectüre der heiligen Historien, die ihn sonst wie zerfleischende Geißelhiebe trafen, gewährte ihm Genuß und Erbauung.

Dachte er nun über diese Verwandlung seines Innern nach, so wiederholte er sich wohl oft die Frage: wie er eigentlich dazu komme, als geweihter Priester so vertraulich, so innig und herzlich mit einem Wesen zu verkehren, das offenbar der Erde selbst nicht angehöre, wenn auch mit dem Menschengeschlechte in verwandtschaftlicher Beziehung stehe? Immer jedoch kam er zu demselben Resultate: daß sein Umgang mit jener Fee kein Frevel, weder gegen Gott, noch gegen die Natur sein könne, da sich das zauberfüße Weib willig vor dem Kreuze beuge und ihm ja

dieſes Weſen ſelbſt durch eine unbegreifliche Schickung ſchon in der Wiege gleichſam teſtamentariſch vermacht worden ſei.

So lange der Vollmond am Himmel leuchtete, verſäumte der Prieſter nicht, den Brunnen zu beſuchen, wo denn durch die magiſche Kraft der Welle ſein Talisman ſich erſchloß und ihm die Heißgeliebte in die Arme legte. Nun erſt fühlte ſich Balthaſar durch und durch Menſch; das unheimliche Schaudern, das ihn früher oft vor ſich ſelbſt befallen hatte, in dem Bewußtſein, daß er kein Menſch wie andere, daß er ein Ausnahmsweſen, ein Baſtard ſei, wie ſie die vorſorgliche Liebe des Kirchendogma's gebäre, löſte ſich in ein beſeligendes Genügen auf, da er ſich mit gutem Gewiſſen ſagen konnte, er halte die Gelübde und füge ſich doch den weiſen Geſetzen der Natur.

Ungeſtört vergingen in dieſem Kommen und Verſchwinden der Fee mehrere Monate. Der Herbſt neigte ſich dem Ende zu, der Winter drohte hereinzubrechen, und noch immer war dem rufenden Prieſter die Geliebte willig erſchienen. Bisher hatte ſich Balthaſar bei ſeinen Beſuchen am Brunnen ſtreng an die Dauer der Vollmondszeit gehalten, gegen Weihnachten aber traf es ſich, daß er, ſei es durch ein Verſehen, oder weil er glaubte, es dürfte unnöthig

ſein, ſich gar zu peinlich an die Form zu binden, ſchon vor Beginn jener Friſt zur Feenmuſchel wanderte.

Zu ſeinem nicht geringen Verdruſſe fand er hier den Doctor Horn, der ſich gemüthlich auf einem paar überzwerch gewachſenen Erlenbäumchen ſchaukelte.

»Bon soir, Monsieur Balthasar!« rief er dem Prieſter zu, der ein paar Schritte von dem Brunnen unſchlüſſig ſtehen blieb. »Wie hübſch iſt's, daß wir uns gerade hier treffen, alter Knabe! Es iſt zwar juſt nicht mein Lieblingsort und mein gewöhnlicher Spaziergang, und wie Ihr ſeht, Hochwürden, hab' ich mir bei dem Herabrutſchen von dem verdammten Berge da meinen vortrefflichen Pantoffel ein wenig wund geritzt. Was hilft's, ich hatte Durſt, und das Waſſer hier, mein Beſter, iſt, was die Kühle betrifft, ganz geeignet, einem innerlich Verbrennenden den Durſt zu löſchen. Aber, mein lieber Balthaſar, ſagt mir doch, wie Ihr zu dem verdammt lockern Leben kommt,« fuhr er fort, indem er einen ſo widerlich höhniſchen und ſchadenfrohen Blick auf den Prieſter warf, daß dieſer davor zuſammenſchrak. »Ich bin kein Koſtverächter und noch weniger ein Moraliſt, aber, aber — ich dächte denn doch, ein ehrliches Menſchenkind ſollte ſich mit ſeines Gleichen auf rechtſchaffene Weiſe begnügen. Warum denn zu

Geistern seine Zuflucht nehmen, und, muß es just gesündigt sein — denn so nennt Ihr, glaub' ich, das Bischen Zeitvertreib — mit dem kalten Fluß- und Quellgesindel anbinden?«

»Herr Doctor,« versetzte Balthasar trotzig, »mir däucht, es wird am besten sein, Jeder von uns kümmert sich um seine Angelegenheiten. Die Eurigen scheinen mir außerordentlich complicirter Natur zu sein, was ich zumeist aus Eurer absonderlichen Einbeinigkeit und Eurem wirklich haarsträubenden Kopfabnehmen schließen möchte.«

»Ah so!« sagte Doctor Horn und schwenkte zugleich recht gravitätisch sein schwarzbuschiges Haupt. »Laßt mir immerhin meine Eigenthümlichkeiten, alter Knabe, ich bin der Präsident der Kopflosen, in deren Gesellschaft ich Euch demnächst einzuführen Gelegenheit nehmen werde.«

»Mich? — Danke ergebenst! Ich fühle durchaus nicht das Bedürfniß, diese ehrenwerthe Gesellschaft zu incommodiren, vielmehr möchte ich wünschen, andere Leute hätten dieselbe Gesinnung.«

»Na, Herr Kaplan,« versetzte Horn, »höflich hat Euch das Nymphchen da unten nicht gemacht. Das thut aber nichts. Für heut Abend müßt Ihr schon mit meiner Gesellschaft vorlieb nehmen; denn

auf Ehre und Unſeligkeit, Eure holde Unholdin läßt Euch diesmal im Stiche!«

»Ich erlaube mir daran zu zweifeln,« ſagte Balthaſar.

»Und ich bin ſo grob,« ſprach Horn, »zu behaupten, daß Ihr dem kalten Geſchöpfchen heut Abend untreu werdet.«

»Ich ſchwöre es, daß Ihr lügt!« rief der Prieſter ganz entrüſtet.

»Schwören! Du liebe Zeit, was iſt damit viel gethan! Abwarten iſt weit prieſterlicher gehandelt. Doch ſagt mir, alter Knabe, hättet Ihr denn wirklich nicht Luſt, das ſchlanke Waſſerweſen einmal mit einem lebensvollen feurigen Weibe zu vertauſchen? Mich wundert nur, daß Ihr unter Euren Küſſen noch nicht zuſammengefroren ſeid.«

»Läſtert nicht, Herr Doctor,« ſprach Balthaſar und zog ſeinen Talisman hervor. »Habt die Güte und tretet ein wenig zurück, damit ich dem gottgeſandten Engel meines Lebens wenigſtens einen Gruß zurufen kann.«

»Nicht mehr als billig,« erwiederte Doctor Horn, ſchwang ſich von ſeiner Schaukel herab und ſtelzte über den Brunnen hinweg, wo er ſich am Saume des Waldes auf einer Windwehe niederließ.

Allein wie sorgsam auch Balthasar die Wunderschleife mit Wasser berührte, sie wollte sich nicht öffnen, und sogleich vernahm er auch das höhnische Lachen des eindeinigen Doctors.

»Sagt ich's doch,« sprach dieser, »daß Ihr heut Nacht in diesem bitterkalten Wetter den weiten Weg umsonst hergeschwänzelt seid. Überdies scheint der Mond jetzt nicht hell, und wenn Ihr sonst meint, es könne sich bis Mitternacht ändern, so will ich Euch bis dahin die Zeit vertreiben helfen. Wie wär' es, wenn wir zusammen ein Spielchen machten? He? Das erregt die Geister, bringt das Blut in Wallung und schützt gegen den verdammten Frost! Nun, wie steht's?«

Ärgerlich, daß er schon einmal den Kürzern gezogen hatte, wollte sich Balthasar nicht zum zweiten Male eine Blöße geben. Auch war der Mond wirklich so dicht von Nebeln verhüllt, daß man kaum einen Schimmer von ihm entdecken konnte, und bisher hatte sich die Schleife immer nur beim hellsten Glanze des schönen Gestirns erschlossen. Er überlegte daher nicht lange und gab seine Einwilligung, indem er fragte, ob der Herr Doctor auch Karten und Würfel bei sich habe?

»Da müßt' ich ein jämmerlicher Stümper sein, wäre ich damit nicht versehen,« versetzte Horn.

»Hier, alter Knabe, ſind die neumodiſchſten Karten von der Welt, hier zwei funkelnde Würfel, und da ein Becher, wie Ihr ihn beſſer, hol' mich Gott, ſicherlich niemals geſehen habt!« Und während er ſo ſprach, zog er ſich, daß es krachte, ſeine langen, ſchwarzen Nägel von den Fingern und legte zehn der ſauberſten Karten vor ſich auf die gefrorene Erde. Dann nahm er ſeinen Stock, ſchlug den Schädelknopf gegen ſeine Knie und klopfte auf dieſe Weiſe zwei amethyſtene Würfel aus den leeren Augenhöhlen, die in der Dämmerung der Nacht wunderbar blitzten. Endlich riß er ſich die Troddel ab, die hinten von ſeiner Jacke herunterhing, und präſentirte ſie dem verwunderten Balthaſar in Geſtalt eines goldenen, mit erhabener Arbeit geſchmückten Würfelbechers.

»Was ſind denn das für Karten!« rief der Prieſter aus, indem er bemerkte, daß auf jeder einzelnen eins der zehn Gebote in blauen Feuerbuchſtaben brannte.

»Echte Sünderkarten,« erwiederte Doctor Horn. »Ich habe ſie gewählt, um Euch nicht anſtößig zu erſcheinen. An den zehn Geboten, denk' ich, werdet Ihr nichts auszuſetzen haben.«

»Gewiß nicht! Doch ſagt mir, wie heißt das Spiel, und welches ſind die Regeln? Auch möchte ich gern wiſſen, um was Ihr zu ſpielen gedenkt?«

»Seelenzwick nenn' ich's,« ſagte Doctor Horn. »Ich ſpiele immer nur Seelenzwick, denn es verlohnt ſich der Mühe. Oder kann man etwas Beſſeres thun, als die zehn Gebote Einem abgewinnen?«

»Schon gut,« ſprach Balthaſar, dem die Finger nach den brennenden Karten juckten. »Und wer verliert, was gibt der dem Gegner?«

»Man darf nicht unbillig ſein,« erwiederte ſehr großmüthig Horn. »Darum ſollt Ihr mir nichts geben, wenn ich gewinne, weil Ihr das Spiel nicht kennt: verliere ich dagegen an Euch, ſo verſpreche ich Euch, falls um Mitternacht Euer Liebchen nicht kommen will, an ihrer Statt ein anderes zur Stelle zu ſchaffen, Alles, verſteht ſich, wenn Ihr es wünſchen, oder auch nur meine Kunſt zu ſehen verlangen ſolltet.«

Balthaſar lachte über dieſe Gewiſſenhaftigkeit und bezeigte ſich damit zufrieden. Die Karten wurden nun der Reihe nach aufgelegt und das Spiel begann.

»Iſt es gefällig, Hochwürden?« ſagte der Doctor und reichte ihm den Becher.

»Sehr verbunden!« verſetzte Balthaſar. »Alſo: Du ſollſt nicht andere Götter haben neben mir! — Juchhe. — Neun!«

Die Natter nieſte, Horn rief Proſit und nahm den Becher. »Juchhe! — Sieben! Sie haben gewonnen.«

Balthaſar zog die Karte an ſich und legte ſie auf den Talisman, der auf dem gefrorenen Sande der Feenmuſchel neben ihm lag. — »Du ſollſt den Namen Deines Gottes nicht unnützlich führen!« — Hz! nieſte die Natter wieder, Horn rief Proſit und der Prieſter warf zwei.

»Juchhe!« rief der Doctor, ſchüttelte die Würfel und warf zehn. »Diesmal iſt das Glück auf meiner Seite, der nächſte Wurf an mir. Nur raſch d'rauf zu. — Du ſollſt den Feiertag nicht heiligen!« las der Doctor, die Schlange lachte, daß die dürren, bereiften Äſte der Erlen an einander ſchlugen und die gefrorene Schneedecke klingend zerſprang. »Juchhe! — vier!«

»Ihr habt Euch garſtig verſprochen, Herr Doctor,« verſetzte Balthaſar. »Das nicht ſteht nicht in dem Gebote. Juchhe! — zwölf!«

»Ihr habt Glück, wie ein Baſtard,« ſprach der Einbeinige. »Wieder einmal ein Beweis, daß die Redensart: Glück in der Liebe, Unglück im Spiel, — ein alberner Alterweiberſchwank iſt. Ein rechter Kerl iſt ganz und durch und durch des Teufels, und wer einmal Glück hat, dem geben die Weiber genau eben ſo viel, als das Spiel!«

So ging denn nun das Würfeln fort, immer belebter, immer hitziger. Balthaſar gewann immer mehr

Karten, und jedesmal, wenn er das Gebot ablas, nieste die Natter und der Doctor rief Prosit. Gewann hingegen dieser einmal eine Karte, so setzte er dem nächsten Gebote allemal ein nicht hinzu, oder stand es dabei, so ließ er es weg, und dann lachte die Natter immer greller und lauter, daß zuletzt die Tannen auf den Bergen an einander schlugen vor Furcht und Zittern, daß die Felsen barsteten und die Glocken auf den benachbarten Ortschaften und in Zittau fürchterlich schrillten. Balthasar war so vertieft in das Spiel, daß er weder hörte noch sah. Jauchzend schwang er den goldenen Becher über sein Haupt und die amethystenen Würfel fielen wie Sternschnuppen zwischen die Spieler nieder. Er hatte eben das zehnte Gebot gewonnen, als es dumpf durch die Nacht die zwölfte Stunde schlug.

»Ihr seid Sieger geblieben,« sprach Doctor Horn, »und ich halte mein Versprechen. Euer Liebchen kommt nicht, würde Euch Beiden heut auch zu kühl sein; soll ich Euch jetzt ein frisch Gebackenes verschaffen?«

»Hol' mich der Teufel, meinethalb!« rief der ganz außer sich gerathene Balthasar und packte seine gewonnenen Karten zusammen.

»Brav, alter Junge, so gefällst Du mir,« versetzte der Doctor, ergriff seinen Stock und stieß seine

Natter mit einem Ruck von seinem Beine ab. Da blitzte es wie Feuer über dem Brunnen, ein rother, duftiger, warmer Nebel umwallte den Priester und um ihn blühten würzige Blumen. Das schönste Grün breitete sich vor ihm aus, in säuselnden Büschen lachten und scherzten Amoretten, Musik klang allwärts, und in seinen Armen ruhte das schönste feurigste Weib, das er noch je gesehen hatte. Diese rabenschwarzen Flechten, die sich warm und weich um seinen Nacken schlangen, diese liebeglühenden Augen, und diese Lippen, die verzehrend an den seinigen hingen, verwirrten seine Sinne. Wonneschauer durchrieselten sein Gebein, und indem Alles um ihn her wie ein beseligender Traum durch einander taumelte, verließ ihn zuletzt im Genuß des höchsten Glückes das Bewußtsein.

Als er wieder zu sich kam, war Alles verschwunden. Er selbst lag halb erstarrt, über und über mit Reif bedeckt, am Rande der Feenmuschel. Nirgends eine Spur von den süßen Erlebnissen der Nacht! Doctor Horn war nicht zu sehen, die Schlange war verschwunden, nur sein Talisman lag neben ihm, und darauf so viele häßliche, schwarze, verwachsene Hornklauen, als er Gebote gewonnen zu haben sich erinnerte. War es ihm auch nicht mehr ganz deutlich, ob dies Alles nur Traum gewesen, oder wirklich ein

Erlebniß, so graute ihm doch vor diesen schwarzen Klauen. Er schüttelte sie herab und trat sie tief in den Schnee; dann verbarg er das Wunderbüchlein, das sich unbeschädigt erwies, in seinen Busen, und schleppte sich, vor Kälte und Fieberschauer zitternd, mühsam nach Hause.

Im Laufe des Tages überschlich den Kaplan ein unbezwingbares Angstgefühl. Immer und immer mußte er sich die Erlebnisse der vergangenen Nacht wiederholen und alles Widerstrebens ungeachtet sich selbst bekennen, daß auch die unheimlichen düstern Partien in diesem wüsten Durcheinander, die er anfangs für Traum gehalten hatte, Wahrheit enthielten. Er erinnerte sich nun ganz deutlich seines wilden, unchristlichen Spieles mit dem unheimlichen Doctor, seines Glückes dabei, und der Folgen, welche dies für ihn gehabt hatte. Mußte er sich auch sagen, daß er unklug, wo nicht sündhaft gehandelt habe, so zog ihn doch ein unerklärlicher Sehnsuchtsdrang nach einem abermaligen Zusammentreffen mit dem Doctor, und er mußte seine ganze Willenskraft aufbieten, um diesem Hange begegnen zu können. Überhaupt fühlte Balthasar eine dämonische Lust zu lautem Aufjauchzen, zu unziemlichem Betragen und zu völlig unheiligen Redensarten in sich lebendig werden, die, je

näher der Abend heranrückte, desto heftiger, und zuletzt ganz unbezwingbar ward. Dabei kochte sein Blut in den Adern, sein Herz schlug bang und unregelmäßig, sein Auge glühte und rollte fieberhaft. Alle Studien waren ihm verhaßt, heilige Bücher widerten ihn an, und als er genöthigt war, die Abendmette zu lesen, kam es ihm vor, als lache er mitten in den Gesang hinein.

In dem Bewußtsein seiner Unheiligkeit und seines lästerlichen Betragens suchte er Hülfe bei dem Geschenk der Fee. Er steckte das Büchlein beim Einbrechen des Abends zu sich und begab sich wieder auf den Weg zur Quelle. Der Himmel war diesmal hell, der Mond ging leuchtend über den Bergen auf. Für Balthasar war ein solcher Anblick früher immer beglückend gewesen. Schon das Bewußtsein, die Zaubergabe bei sich zu tragen, hatte ihn sonst beruhigt, beseligt; diesmal aber wuchs nur seine Ungeduld und Wildheit damit. Kaum verschwanden die letzten Häuser der Ortschaft ihm aus dem Gesichte, so fing er an zu laufen, zu springen, und endlich in förmlichem Rasen nach dem Brunnen der Verheißung fortzurennen. Mit zitternder Hand riß er den Talisman heraus, betupfte die Schleife mit Wasser und sprengte sie auch glücklich. Allein diesmal verdichtete sich das zarte Gewebe weder in eine Krone, noch auch fand

sich in dem Büchlein die wunderzarte Lilie. In Gestalt einer zuckend gelben Flamme zischte die aufgelöste Schleife durch die Luft über die Mandau fort nach der Felsenwand des Schülerbusches, wo sie geraume Zeit, sich mehr und mehr vergrößernd, auf und nieder gaukelte und zuletzt als riesengroßer Uhu darauf sitzen blieb, fort und fort mit den Flügeln schlagend und ein widerliches »Tuhu, tuwit« heulend. Statt der Lilie aber fand Balthasar in dem Buche nur eine verdorrte winzig kleine Natter, jener des Doctors so ähnlich, als sei sie es selbst, nur in verjüngtem Maßstabe.

Bei diesem Anblicke ergriff den betrogenen Kaplan nicht eigentlich Schmerz und Betrübniß, nur ein noch heißeres Verlangen, den gespenstischen Doctor zu sprechen, erfüllte seine ganze Seele. Denn daß er jetzt bei diesem Hülfe finden könne, sagte ihm eine unklare Ahnung. Er steckte daher das jetzt unverschlossen bleibende Büchlein wieder zu sich, und drang auf der Stelle durch Dick und Dünn über das hartgefrorene Erdreich und den Fluß nach dem Schülerbusche vor, von dessen Felsenkamme ihm noch immer der feurige Uhu sein schauerliches »Tuhu, tuwit« entgegenkrächzte. Bei der Eile, die Balthasar's Schritte beflügelte, legte er den schwierigen Pfad bald zurück und erklomm nun die Felsenwand auf dem ersten

besten Wege. Indeß nahm das Geschrei des Uhu's ab, die feurige Gestalt selbst ward trüber und kleiner und glänzte nur noch wie ein Glühwurm, als Balthasar die höchste Spitze des Felsens erreicht hatte.

Vor Ungeduld, Ingrimm und Verlangen bebend, ließ er hier ein wahrhaft dämonisches Schlangengezisch ertönen, dem auch sogleich Antwort gegeben ward. Genau auf der Stelle, wo das letzte Flimmern des Uhu's zu bemerken war, stand jetzt die Gestalt des Doctor Horn.

»Schon hier, mein wunderlicher Heiliger?« redete er den Priester an. »Freut mich, Balthasar! Sehe ich doch daraus, daß noch Mark und Feuer in Euch stecken und daß unser Spiel von gestern und meines Weibchens lustige Schwester Euch wohl bekommen sind. Habt Ihr Appetit, und soll der Tanz von neuem losgehen?«

»Doctor,« unterbrach den höhnisch Sprechenden der Kaplan, »Ihr habt mich betrogen und bestohlen, und ich rief Euch, um Euch den Raub wieder abzujagen. Wo ist meine süße Zauberblume, meine holde Genossin am Quellenrande, meine ätherische Fee, die mich zum glücklichen Menschen, zum zufriedenen Priester, zum frommen und treuen Diener Gottes machte? Gebt sie mir heraus, furchtbarer, heuchlerischer Mann, und nehmt dies elende Gewürm wieder zurück, von

dessen giftiger Zunge ich mein Herz zerrissen, mein Gewissen beunruhigt fühle. Fordert, was Ihr wollt, Entsetzlicher, nur meine Engelsgenossin gebt mir wieder!«

Unwillkürlich war der Priester während dieser heftigen Anrede vor dem Doctor auf die Knie gefallen, der mit dämonischer Ruhe den Armen höhnisch anlächelte.

»Bon soir!« sprach er jetzt und schwenkte den grinsenden Kopf gegen ihn. »Bon soir, Monsieur! Ihr gefallt mir über die Maßen gut. Ihr seid ein musterhafter Priester, über den der Papst selber, wenn er Euch so daliegen sähe, seine Freude haben müßte. Nun, Hochwürden, Ihr kennt das noble Sprichwort: »Ein gutes Wort findet eine gute Statt,« und damit Ihr sehet, daß ich keineswegs schlimmer Art und unerbittlich bin, so will ich Euch sehr gern erhören, doch unter einer Bedingung, die einzugehen Euch ganz freigestellt wird.«

»Sprecht, sprecht!« rief der zitternde und noch immer knieende Pfaffe, sein offenes Wunderbüchlein mit der kleinen, dürren Schlange, die von den glänzenden Augen der Natter Horn's beleuchtet wurde, mit ausgestreckten Armen dem Unheimlichen entgegenhaltend. »Ich genehmige Alles, wenn Ihr nicht meine Seele selbst verlangt.«

»Ach, wer möchte ſo grauſam ſein, Dir gleich Deine Seele zu nehmen,« verſetzte Horn. »Davon iſt gar nicht die Rede. Laß uns wieder ein Spiel entriren, Du haſt Glück, Du ſpielſt mit Liebe und Feuer, Du brauchſt Dich alſo nicht zu fürchten. Gewinnſt Du zehnmal hinter einander — bon — ſo will ich Dir Dein Waſſergeſchöpfchen wiedergeben, da, wie es ſcheint, mein Geſchmack hinſichtlich der Weiber nicht der Deinige iſt. Damit Du mich aber nicht abermals des Betruges beſchuldigen kannſt, laß es diesmal ein Kegelſpiel ſein. Ich ſetze meinen Kopf zum Pfande, daß nichts Deiner Geſchicklichkeit in den Weg treten ſoll. Biſt Du's zufrieden?«

»Alles, Alles,« keuchte Balthaſar. »Wann ſoll der Schub losgehen?«

»Je nun, ein paar Tage mußt Du Dich ſchon noch gedulden,« verſetzte Doctor Horn. »Ich und meine lieben Geſellſchafter ſpielen nur einmal im Jahre Kegel, dann geht's bei uns aber auch toll her und die Kegel fallen, daß es eine Luſt iſt. Da will ich Dich nun einführen und auf zehn Kugeln für Dich gutſagen. Richte Dich ſo ein, daß Du am heiligen Weihnachtsabende nach der Chriſtmette hier biſt.«

»Und in der Zwiſchenzeit?« ſprach ſtotternd der Prieſter. »Was ſoll in der Zwiſchenzeit aus mir werden, deſſen Blut vergiftet iſt von Deiner Schlange,

dem Du mit Deinen falschen zehn Geboten die Zufriedenheit aus dem Herzen, den Unglauben in die Seele gespielt hast? Was soll ich in diesen sechs langen Tagen — denn so viele fehlten noch am Weihnachtsabende — mit meinem wüthenden Menschen anfangen? Wie soll ich meine Gedanken bändigen, meine Begierden im Zaume halten?«

»Sieh da,« versetzte der Doctor, indem sein finsteres Gesicht sich in höhnisch-freivolem Lächeln bis zur Fratze verzog und sein buschiges Haar Flammen sprühte. »Sieh da, wie hatte ich doch Recht vor funfzehn Jahren, als ich Dir rieth, Du möchtest die klösterliche Frömmigkeit quittiren, Dein Blut taugt nicht für Kutte und Eberrock. Jetzt liegt der Naseweis zu meinen Füßen und küßt mein Weibchen, ohne mich eifersüchtig zu machen. Armes Pfäffchen, Du dauerst mich. Da ich indessen Niemand umkommen lasse, der sich mir zutraulich nähert, will ich auch Ew. Hochwürden nicht verlassen, den Gott im Zorne, oder vielmehr seine eigene Mama in sündigsüßer Lust zu seinem Diener berufen hat. Das hübsche Schlänglein in Deinem närrischen Buche da bleibe noch sechs Tage lang Dein. Fühlst Du Dich beunruhigt, siedet Dein Blut, möchtest Du juchheien und wilde Lieder singen, anstatt beten und das Kreuz über der Monstranz schlagen; so gib dem kleinen Thierchen nur

gute Worte, thue ſchön mit ihm und nenne ſie Herzliebſte und was Du ſonſt für ſchön klingende Namen erſinnen kannſt. Das, glaube mir, wird Dich wunderbarlich ſtärken und Dich empfinden laſſen, was Leben und Liebe ſei. Nun gute Nacht! A revoir am Weihnachtsabend!«

Balthaſar wußte nicht, wie ihm geſchehen war, doch ließ ihm die innere Unruhe keine Zeit, um über ſeine mißliche Lage nachzudenken. Mit dem offenen Büchlein in der Hand ſchlich er nach Hauſe. Hier legte er es vor ſich hin, ſah die winzige Schlange mit verlangenden Blicken an, flüſterte mit ihr wie mit einer Geliebten, und hatte allerdings davon das Genügen, ſich in einen Zuſtand verſetzt zu ſehen, der einem wilden Sinnentaumel glich. Zahlloſe verlockende Frauengeſtalten umringten ihn und zogen ihn in berauſchende Tänze hinein, bis ihn die Sinne verließen und ein ſchwerer, dumpfer Schlaf den Gequälten überfiel.

Dies räthſelhafte, dämoniſche Leben ſetzte Balthaſar ſechs Tage lang fort. Es gewährte ihm nicht Befriedigung, nicht Ruhe, aber es zerſtreute ſeine wüthendſten Gedanken und zog ihn von der peinigenden Wirklichkeit ab. Grauenhaft kam er ſich ſelbſt vor, wenn er jetzt in einem Augenblicke ruhigen Den-

kens den Talisman betrachtete und bemerkte, daß die zarte Dendriteneinfassung stündlich sich verwandelte und am Ende des letzten Tages ein verworrenes, grausenerregendes Geflecht von züngelnden Schlangen und mit einander ringenden Todtengerippen bildete. Bei diesem Anblick ward dem Kaplan so unheimlich und weh, daß er keinen Blick mehr auf das ihm sonst so liebe Geschenk zu werfen wagte. Mit steigender Angst zählte er die Stunden, las er zerstreut, mit hohler Stimme, die Weihnachtsmesse, und stürmte dann, in den Mantel gehüllt, nach dem Schülerbusche.

Es mochte neun Uhr vorüber sein, als er hier ankam. Das Wetter war rauh und stürmisch. Der Schnee fiel in dichten Flocken und die heftigen Windstöße trieben ihn in weißlichen, wirbelnden Säulen über die Felder, oder häuften ihn an niedrigen Orten in hohen Wehen an. Balthasar fühlte jedoch nichts von dem Ungestüm des Wetters. Die Erwartung durchglühte ihn, seine Adern schlugen fieberhaft, in seinem Gebein schienen Flammen zu leben und zu kreisen.

Bei seinem Schlangengezisch wehte ein hellrother Feuerschein in dem beschneiten Gesträuch, die entblätterten Birken knitterten, und Doctor Horn stand vor dem Priester, diesmal jedoch in einer etwas ver-

änderten Toilette. Statt seines Stockes nämlich führte er ein wieherndes Roß am Zügel, zu welchem die schon erwähnte Troddel den Stoff hergegeben, und wahrscheinlich um sich gegen die schneidende Kälte zu sichern, hatte er einen lang nachschleppenden, von hellen Flammen lodernden Mantel um sich geschlagen. Der Doctor sah in dieser ungewohnten, phantastischen Tracht fürchterlich genug aus und verursachte auch dem Priester Herzklopfen.

»Bist zuverlässig,« sprach Horn zu Balthasar, diesmal nur durch ein leichtes Nicken grüßend.

»Wo soll es nun hingehen?« fragte der erstaunte Priester.

»Nur ein Stündchen weit über die Berge,« versetzte Doctor Horn, in welchem Balthasar nachgerade den Teufel zu erblicken glaubte. »Im Kälberbusche sind meine Gesellen und lustigen Kegelschubgenossen schon beisammen.«

»Der Weg soll uns sauer werden,« erwiederte Balthasar, »indeß immer frisch voran geritten, Herr Doctor, ich will schon nachkommen. Es ist sehr anerkennungswerth von Euch, daß Ihr etwas Licht mitgebracht habt; wir werden es brauchen in dieser Schneenacht.«

»An Licht wird kein Mangel sein, Hochwürden,« versetzte Horn mit seinem gewohnten widerlich grin-

senden Lächeln, »und was unser Fortkommen anlangt, so ist dafür ebenfalls gesorgt. Nur keine Zeit verloren! Frisch, schürzt Euern Schwarzrock, besteigt mein Rößlein und haltet Euch, wenn es zu rasch galoppiren sollte, an meinem Mantel fest. Vor dem Bischen Flammenzeug dürft Ihr Euch nicht fürchten. Ein Kerl, wie Ihr, brennt nicht so leicht mehr an.«

Balthasar that nach des Doctors Geheiß, dieser sprang auf des Rappen Hals, und alsbald sauste das wilde Roß in gräßlichen Sprüngen durch die wirbelnden Schneewolken fort. Des Doctors Flammenmantel flog wie eine Decke über den schaudernden Priester dahin, ohne ihn zu berühren oder zu versengen, und das glutrothe Licht, das von ihm ausging, ließ ihn trotz des Schneewehens alle Gegenstände bis in die weiteste Ferne erkennen. Da sah er nun zur Linken den hellen Eisspiegel der Mandau und darüber hinter dem Gebüsche die weiße Fläche mit dem Erlenkranze bei der Feenmuschel, an welcher er weiße Gestalten zu erblicken glaubte, die ihre zarten Hände rangen und mit ihren langen, von den Silberkronen herabwallenden Schleiern ihm zuwinkten. Und zur Rechten tauchte das Kirchlein auf, das unter seinen Schutz gestellt war. Noch flimmerten die Lichter aus

den kleinen Fenstern und die Glocken, die das Ende der Christmette verkündeten, klagten traurig in die Winternacht hinein! Da ward ihm bange um's Herz, er versuchte zu beten; allein kaum faltete er die Hände, kaum trat ein Ave Maria auf seine Lippen, so troffen brennende Funken aus dem Mantel hernieder und die gespaltene Zunge der Natter stach ihm nach den Augen. Todesmatt, aber im Herzen reuig, ergab sich Balthasar in sein Geschick, während der Doctor im tollsten Galopp den schnaubenden Hengst über die Mandau hinwegsprengte und nun längs den Bergen so furchtbar rasch hinjagte, daß der Priester den Schlag der Hufe nur in dem Zischen der Luft hörte und aus den Flammenstrudeln erkannte, die nach jedem Hufschlage in der Luft fortwirbelten. Jetzt flog das Roß über das Dickicht des Niederbusches, jetzt raste es über die Klippen des Eierberges, und nun ging es immer schneller, immer wilder über die beschneiten Tannenwipfel des Kälberbusches nach einer großen Wiese fort, die schon aus der Ferne durch eine wunderliche Helligkeit vor allen andern Gegenständen sich auszeichnete.

»Was blitzt dort so hell, Herr Doctor?« fragte Balthasar seinen Führer, denn die innere Angst machte ihm das Schweigen unerträglich.

»Es ist die Todtenwiese,« versetzte Horn, »und meine lustigen Burschen sind eben dabei, die Christbäume anzuzünden.«

»Kommen wir dorthin?« fragte Balthasar.

»Sind gleich da,« sagte der Doctor. »Dort ist mein Kegelschub, und Du wirst jauchzen, siehst Du, wie flink die Kerle bei ihrem Spiele sind.«

Noch ein paar Sätze und der Hengst stand mitten auf der Wiese. Eiligst sprang Doctor Horn ab und half seinem bleichen Gefährten aus dem Sattel. Ein ohrenbetäubendes Geräusch, das man nicht eigentlich ein Getön nennen konnte, erschreckte Anfangs den Priester und ließ ihn nicht augenblicklich das mehr als seltsame Schauspiel übersehen, das hier aufgeführt ward. Rings um die sogenannte Todtenwiese glühten nämlich in verschiedenfarbigem Licht riesengroße Pyramiden, aus höchst seltsam, ja kunstreich verschränkten Todtengebeinen erbaut. Die Wiese entlang waren zehn Kegelbahnen in den Schnee gebnet und am Ende einer jeden standen anstatt der Kegel acht Todtenköpfe; der neunte, welcher zugleich die Königin vorstellen sollte, fehlte. Um diese zehn Kegelbahnen schwärmte nun eine zahllose Menge riesengroßer, klapperdürrer Gestalten, die man nicht gerade Gerippe nennen konnte. Alle trugen lange, bis an die Knöchel herabreichende, aschgraue Mäntel, unten mit ei-

nem breiten Saum von Flammen eingefaßt, und boten einen Anblick dar, der an schauerlicher Erhabenheit Alles übertraf, wenn der Wind die Mäntel erfaßte und in den wunderlichsten Wendungen um die hastig auf- und abrennenden Träger wehte.

Es schien, als sei Balthasar schon gekannt von dieser Geisterschaar, denn man machte ihm sogleich Platz und geleitete ihn zur nächsten Kegelbahn. Erst jetzt bemerkte der Priester, daß hier noch acht Gestalten wie verzaubert oder gefroren standen, denen sämmtlich die Köpfe fehlten. Nun kam Doctor Horn herbeigeschritten, rannte die Bahn hinauf, bis wo die Schädel aufgesetzt waren, und indem er sich ruhig den Kopf abnahm und als lohende Feuerflamme mitten unter die übrigen aufpflanzte, klatschte er in die Hände und gab damit das Zeichen zum Beginn der Lustigkeit. Sogleich bewegten sich die Kopflosen an die Bahn, Jeder ballte sich aus Schnee eine Kugel zusammen, und der Erste schob sie hinab nach den Schädeln. Der Ball verwandelte sich während des Laufes in eine rollende Flamme, richtete aber wenig Schaden an. Doctor Horn setzte geschwind die umgefallenen Kegel auf, und die zweite Todtengestalt schoß ihre Kugel ab, und so ging es fort, bis alle acht Kopflose ihren Flammenball nach dem gespenstischen

Ziele geworfen hatten, ohne daß Einer alle Neun getroffen. Jetzt trat Balthasar an die Bahn. Auch er nahm einen Schneeball, allein als er ihn abschob, rollte eine rabenschwarze Kugel über die weiße Fläche und stürzte alle neun Schädel um. Die Todten jauchzten in jenem entsetzlichen Geräusch, das sie schon bei seiner Ankunft hatten hören lassen, sie klatschten in die Hände und einige schlugen sogar mit ihren dürren Knochenarmen auf ihren Knieen eine Art von Freudenwirbel. Doctor Horn aber nahm seinen Kopf auf, winkte dem Priester damit zu und pflanzte ihn an der zweiten Bahn unter die Schädel. Nun begann wieder dasselbe Spiel. Erst hüpften und sauf'ten die glühenden Schneebälle der Kopflosen über die beschneite Wiese, ohne je sämmtliche Schädel zu treffen, und zuletzt riß wieder Balthasar's schwarzer Ball allesammt in das gleiche Verderben. Was der Kaplan kaum gehofft hatte, geschah; er traf auf allen zehn Kegelbahnen, ohne einmal zu fehlen, alle Neun, und die schauerliche Gesellschaft begrüßte ihn überlaut als Sieger.

»Hast Deine Sache gut gemacht, Balthasar,« sprach jetzt Doctor Horn, indem er sich den Kopf wieder aufsetzte. »Bist ein wahrer Teufelskerl, Deine vermaledeiten schwarzen Kugeln haben meinen Witzbehälter unverschämt malträtirt. Sieh her, er will

mir kaum mehr paſſen und hängt auf die Seite, als wollte er 'runter rutſchen. Thut aber nichts, biſt doch ein braver Kerl und ſollſt auch an mir eine ehrliche Haut finden. »Hier,« fuhr er fort, »haſt Du Deine kalte Schmachtlilie wieder. Bewahre ſie ſorgfältig, in dem Falle, daß ſie von heut an noch mit Dir zufrieden ſein wird.«

Ungeduldig, zitternd und im Herzen dem Himmel innigſt dankend, empfing Balthaſar die weiße Waſſerlilie in ſein Buch. Er ſah ſie genau an und mußte ſie für die rechte anerkennen. Haſtig aber und bekümmert, wie er war, und nicht minder darauf bedacht, der unheimlichen kopfloſen Geſellſchaft möglichſt bald zu entkommen, um ſich daheim der ſtrengſten Buße für ſeine Frevel zu unterwerfen, ſchlug Balthaſar ſein Wundergeſchenk zu und ſah es ſogleich wieder von der Silberſchleife zierlichſt und feſt verſchloſſen. In dieſer Eile hatte er vergeſſen, dem Doctor ſeine winzige Natter wieder einzuhändigen, weshalb denn dieſer jetzt uniſono mit der ganzen zahlloſen Schaar der Todten ein ſchreckliches Halt! ausrief. Balthaſar glaubte, man wolle ſich ſeiner bemächtigen, das Herandrängen der flammenbemäntelten Geſtalten beſtätigte dies, und da er neue Kraft, friſchen Muth und ſtolzen Glauben ſeine Glieder durchſtrömen fühlte, da hielt er es für das Sicherſte, ſich

auf Gott und seine Kraft zu verlassen. Er schlug also ein Kreuz gegen den Doctor und seine Schaar und rannte, was seine Füße vermochten, über die Wiese geradeswegs in den Wald hinein.

Dieses Ausreißen des Priesters war das Signal zu einer furchtbaren Hetze. Denn kaum war Balthasar im Walde verschwunden, als auch Doctor Horn seine Gesellschaft aufforderte, dem Strafbaren nachzusetzen. Das ging indeß nicht so leicht und schnell, als er geglaubt hatte, denn einmal waren Alle durch das über sie geschlagene Kreuz etwas gelähmt, und sodann liefen eine hübsche Anzahl auch erst nach ihren respectiven Köpfen, die noch auf der Wiese standen. Doctor Horn selbst wußte sich ebensowenig in seinen verschobenen Kopf zu finden. So rasch er auch mit seinem Feuermantel hinter dem Flüchtlinge herfegte, immer mußte er wieder eine Pause machen, um den tausendmal verdammten Kopf wieder zurecht zu rücken; denn bald hing er auf die Achsel herunter, bald drehte sich die ganze Maschine nach hinten zu, so daß schon an gar kein Fortkommen zu denken war. Mehrere von der Kegelgesellschaft hatten sich sogar die Köpfe ganz verkehrt aufgesetzt und stelzten nun wunderlich genug die Kreuz und Quer in der schneeigen Luft herum.

Dieſe Verwirrung verſchaffte dem bedrängten Prieſter einen ziemlichen Vorſprung. Allein konnte ihn dieſer auch retten? Die Beſorgniß, daß der erzürnte Doctor ihn dennoch einholen möge, hielt ihn kräftig und trieb ihn geraden Weges nach der Feenmuſchel. Nur dann und wann warf er einen flüchtigen Blick zurück auf ſeine Verfolger, die von den flammenbeſäumten Mänteln umflattert oder eingehüllt, ihr Führer und Herr wie ein feuriger Drache an ihrer Spitze, gleich dem wilden Heere hinter ihm drein durch Schnee und Nebel fortzogen.

Schon brachen dem Verfolgten die Kniee zuſammen, ſchon keuchte er athemlos in der kalten Winternacht, da raffte er nochmals ſeine wenigen Kräfte zuſammen, ſprach ein inbrünſtiges Gebet und rannte die letzte Höhe hinan, hinter welcher ſein Aſyl, die Feenmuſchel, lag. Er erklomm die Höhe unangefochten, er ſtürzte am Rande der Quelle nieder. Er rief mit thränendem Auge nach der Geliebten, und tauchte in der Angſt ſeines Herzens das ganze Buch in die ſanft tönende Welle. Ein Strom von Thränen benetzte die wiedereroberte Blume, Nebel wallten und flatterten um ihn, aber nicht ſeine Geliebte, ſondern neue, andere zarte Frauengeſtalten erhoben ſich aus dieſem Wirrwarr und umgaben in trauriger Ver-

schlingung den Quell und den am Rande desselben knieenden Balthasar.

Ein flüsterndes Klagen zog durch die Luft und auf den bleichen Lippen der Feen bebten ebenfalls leise wimmernde Töne, aber auf dem Grunde der durchsichtigen Quelle sah Balthasar jetzt die holde, schlanke Gestalt seiner Geliebten mit gebrochenem Auge ruhen. Ein Kissen von den schönsten Schmetterlingsflügeln diente ihr zum Lager, und aus diesen stets bewegten Flügeldecken stiegen zahllose Perlensäulen empor und füllten den Quell mit dem lieblich-klaren Krystall. Der weinende Priester sah mit starrem Auge auf die regungslose Gestalt, und wendete sich dann wieder um nach den heraufgestiegenen Feen, die in ihrer weißen Gewandung wie Friedensgeister ihn umschwebten. Ihre nackten, zartgeformten Arme verschlangen sich, die Kronen auf den Häuptern und darüber die goldenen Sterne leuchteten in lindem Glanze, und indem ihre zierlichen Füßchen auf einem Opalringe mit Sturmeseile fortglitten, bildeten sie um den Brunnen und um Balthasar einen undringlichen Wall, der von ihren emporfliegenden Schleiern wie von einem Lichtgewölk umwogt ward.

Der Priester bat und flehte in den rührendsten Bitten die ihn beschirmenden Feen, ihm Auskunft über das Schicksal seiner Geliebten zu geben, doch

weder eine Klage, noch ein Vorwurf ward ihm als Antwort zu Theil. Gleich ihm selbst ruhten auch die Blicke der Feen auf der bleichen Gestalt in dem Krystall der Quelle. Da nun Balthasar bemerkte, daß er das wunderbare Geschenk mild gesinnter, um das Wohl der Menschen redlich besorgter Geister durch unverzeihliche Unvorsichtigkeit für immer verloren hatte, als er außerhalb des von den Feen gezogenen Kreises die wilde Hatz seiner Verfolger heranstürmen hörte, als das Lästern und Fluchen Doctor Horn's in sein Ohr drang und sein flammender Mantel, ja sogar sein zürnendes, jetzt funkensprühendes, gräßlich verzerrtes Angesicht über den Feen sichtbar ward; da erfaßte ihn ein unsagbares Entsetzen, und indem er seine Arme nach der Geliebten ausstreckte, sank er lautlos in den Quell hinab, dessen Gewässer sich murmelnd über ihm schlossen. Jetzt wollte Doctor Horn seine Beute erhaschen, allein die Feen beugten sich still über den Quell mit ihren lockigen Häuptern und bildeten so eine geschlossene Grotte über demselben, auf welchem die neun Silberkronen mit den neun goldenen Sternen wie ein hehres Opferfeuer brannten.

Vor diesem Anblick mußte Doctor Horn fliehen. Er entwich, von seinen Schaaren verlassen, nach den Felsen des Schülerbusches. Am Morgen darauf fand man Balthasar, die gefalteten Hände über das ge-

heimnißvolle Buch gebreitet, mitten in dem nicht tiefen Quelle todt. Seit diesem Tage faßte man das klare Gewässer und nannte es den Pfaffendorn. Doctor Horn aber konnte von Stund' an seinen Kopf nicht wieder gerade auf den Schultern tragen. Weil es ihn nun ärgerte, daß er stets wie ein Kopfhänger herumgehen sollte, und man ihn deshalb wohl gar für einen Frommen halten konnte, entschloß er sich, den Kopf gar nicht mehr aufzusetzen. Daher kommt es, daß, wer ihm jetzt auf dem Pantoffelsteige begegnet, ihn mit dem Kopfe unter dem linken Arme erblickt. Seine Höflichkeit hat er aber nicht abgelegt, denn er schwenkt nach wie vor sein struppiges Haupt gegen jeden Fremden und ruft ihm unter dem Gezisch seiner Natter ein freundliches Bonjour, Monsieur, oder Madame zu. An jedem Weihnachtsabende aber eilt er nach abgehaltenem Kegelfeste auf der Todtenwiese nach dem Pfaffendorne, wo ihn jeder Wanderer an dem Aufleuchten seines Feuermantels, der wie ein Meteor durch die Luft fliegt, erkennen kann. Denn noch immer hofft er, wenn nicht den todten Balthasar, doch seine kleine Natter wieder zu erobern.

2.

Der Elf als Hofmeiſter.

Vor Zeiten lebte eine Jungfrau, Namens Schwanhild, allein in ihrem Schlosse. Sie war das einzige Kind eines stolzen Vaters, der vor Kurzem erst gestorben. Die Mutter hatte sie schon frühzeitig verloren, und so blieb denn die Erziehung der Tochter dem Vater allein überlassen.

Noch bei Lebzeiten des alten Ritters fanden sich mehrere Freier bei Schwanhilden ein, allein diese schien für jede zärtliche Herzensregung unempfindlich zu sein und wies sämmtliche junge Männer mit höhnendem Stolze ab. Inzwischen jagte sie den Hirsch und den Eber und vertrat Knappendienste bei dem schwächer werdenden Vater. Dies Leben schien der Jungfrau, die übrigens an Zartheit des Körperbaues, an reizender Anmuth der Formen Keiner ihres Geschlechtes nachstand, ausnehmend zu behagen, so daß sie, als endlich ihr Vater starb, die Verwaltung des Schlosses selbst übernahm und stolz und unabhängig, gleich einer Amazone, lebte.

Ungeachtet der zahlreichen Körbe, die Schwanhild bereits überall hin verschenkt hatte, fanden sich doch immer wieder junge heirathslustige Männer ein; alle aber mußten, wie die früheren, mit langer Nase abziehen. Darüber ergrimmte endlich der gesammte junge Adel und beschloß, die übermüthige Jungfrau entweder zu einem ehelichen Bunde zu zwingen, oder sie zu züchtigen. Man schickte eine Gesandtschaft an sie ab, welche der Jungfrau diesen Beschluß kund thun mußte. Schwanhild hörte die Sprechenden ruhig an, ihre Antwort lautete aber, wie früher, ja eher noch bitterer, noch höhnender. Darauf kehrte sie der Gesandtschaft den Rücken und schickte sie mit Schimpf und Schande fort. —

In der Nacht nach diesem Vorfalle erwachte Schwanhild von einem Geräusch, das, wie es ihr schien, aus dem Fußboden ihres Zimmers kam. Wie sie aber auch ihre Augen anstrengte, sie konnte doch lange Zeit nichts entdecken. Endlich bemerkte sie mitten im Zimmer ein irres Lichtchen, das wie ein Purzelmann sich überkugelte und dabei wie ein Mensch kicherte. Schwanhild verhielt sich eine Weile ruhig, da aber der Lichtgaukler nicht aufhörte, seine possierlichen Sprünge zu machen, sprach die Jungfrau verdrießlich: »Welcher Narr treibt hier seine Kindereien? Ich verlange, daß man mich in Ruhe läßt!«

Sogleich verschwand das Licht, Schwanhild glaubte schon ihren Zweck erreicht zu haben, als auf einmal ein starker schrillender Ton gehört wurde, der Fußboden des Zimmers zusammenbrach und aus der Öffnung eine mit den ausgesuchtesten Speisen besetzte Tafel heraufstieg. Diese ruhte auf einer klaren Luftmaterie, auf der kleine Diener mit großer Behendigkeit hin und wieder liefen, um die an der Tafel sitzenden Gäste zu bedienen. Anfangs war Schwanhild so erschrocken, daß ihr der Athem verging; als sie sich aber wieder etwas gefaßt hatte, bemerkte sie zu ihrem größten Erstaunen, daß ihr eigenes Bild inmitten sämmtlicher von ihr abgewiesener Freier an der seltsamen Tafel sitze. Die Diener reichten den jungen Rittern die köstlichsten Speisen, deren Duft der stolzen Jungfrau gar würzig in die Nase stieg. So oft nun aber die Ritter mit Speise und Trank bedient wurden, bekam Schwanhildens Bild an der Tafel von einem häßlichen Zwerge, der als Diener hinter ihr stand, einen leeren Korb vorgehalten, worüber die Freier ein wildes Gelächter ausstießen. Auch konnte sie bald merken, daß den Speisenden so viele Gänge aufgetragen wurden, als sie ehedem Körbe ausgetheilt hatte, und die Zahl dieser war nicht gering!

Schwanhild, des tollen Spukes überdrüssig, wollte eben wieder anfangen zu sprechen, als sie schaudernd bemerkte, daß sie die Sprache verloren habe! Ein Flüstern und Kichern war ihr schon längst aufgefallen. Um nun zu sehen, woher dies komme, bog sie sich aus den seidenen Vorhängen ihres Bettes heraus, und bemerkte jetzt zwei kleine, niedliche Mundschenken in blauen Kleidern, grünen Schürzen und gelben Hütchen. Sie war der Kleinen kaum ansichtig geworden, als sich deren Geflüster zu Worten verdeutlichte und die Stumme nun folgendes Gespräch mit anhören konnte.

»Sage mir doch, Blumenhold, wie der Spektakel hier endigen soll?« sprach der Eine der beiden Mundschenken. »Du bist ja der Vertraute unserer Königin und kannst mir gewiß etwas von ihren Plänen verrathen.«

»Allerdings, mein wizarmer Muste Silberfein!« erwiederte Blumenhold. »Wisse denn, daß diese süß und reizend anzuschauende Bestie von einem Mädchen jetzt den Anfang der Strafe für ihre zahlreichen Vergehungen erleidet. Schwanhild hat gesündigt gegen jegliche Mädchensitte, ist stolz und hochfahrend gewesen gegen achtbare Männer, und hat nebenbei auch unsere Königin schwer beleidigt.«

»Wie das?« sprach Silberfein.

»Weil sie auf ihrem Barberhengste wie der Teufel selber über unsere Reichsversammlung hinjagte und dabei einem guten Theile unserer hochweisen Volksvertreter Arme und Beine zermalmt hat. Noch dazu war es gerade im Anfange der Eröffnung, die, wie Dir bekannt ist, immer mit einer großen Symphonie des stillen Volkes eingeleitet wird. Nun saßen wir zu Hunderttausenden auf Halmen, Gräsern und Blättern, zum Theil noch beschäftigt, in den blauen Glockenblumen bequeme Sitze für die Ältesten aufzuschlagen. Zu diesem Behufe hatten wir sechzigtausend rothe Erdspinnen ausgebälgt und verarbeiteten sie zu Baldachinen und Tapeten. Was aber unter uns Talent zum Virtuosen besitzt, das stimmte seine Instrumente, fiedelte, flötete, zirpte, klimperte und schalmeite nach Herzenslust, und strich sich die Fiedelbogen auf den frischesten Thautropfen stimmrecht. Auf einmal kommt das Ungethüm von Mädel aus dem Walde gesprengt, und mir nichts dir nichts auf unser Ober- und Unterhaus zu. Ach, du liebe Melancholie, was gab das für ein Gezeter! An die tausend der ersten Redner schlug uns gleich der erste Huf todt, die andern drei Hufe sprengten den Reichstag vollends auseinander und zerrissen, was noch das schlimmste ist, eine Menge von unsern schönen Mützchen. Unsere Königin wurde beinahe wüthend über diesen Friedens-

bruch, ſie ſtampfte mit dem Fuße und ſagte: Blitz! und was das bedeuten will, das wiſſen wir. Grade um dieſe Zeit nun erhält ſie auch Kunde von dem Übermuth, mit welchem Schwanhild all' ihre Freier behandelte, und da entſchloß ſie ſich kurz und geſchwind, die Sünderin in's Gebet zu nehmen. Vor's erſte wird ihr nun Alles rein aufgefreſſen, wobei ſie bloß das Zuſehen hat.«

»Dummes, albernes Volk,« dachte Schwanhild, als jetzt der kleine Kellner an die Tafel ging, um neuen Wein aufzuſetzen. Während ſeiner Abweſenheit hatte ſie Zeit zu bemerken, wie wohl ein Dutzend anderer Elfen ganze Eimer Wein und duftende Speiſen durch den Fußboden heraufzogen, die ſogleich nach der Tafel geſchafft und dort wie vom Winde verzehrt wurden. Sie wünſchte ſehnlichſt den Tag herbei, um nur Gewißheit zu erhalten, als der kleine muntere Redner wieder zurückkam.

»Nun können wir wieder ein Weilchen plaudern,« ſprach Blumenhold. »Meine Gäſte ſind verſorgt und bis zum erſten Hahnenſchrei — wo Haus und Keller ſchon leer ſein werden — iſt noch eine lange Zeit.«

Schwanhild ſtieß einen gewaltigen Fluch in Gedanken aus und wendete ſich ſo haſtig im Bette um, daß die Kleinen darüber erſchracken.

»Ich glaube, es iſt ein Erdbeben im Anzuge,« ſprach Silberfein.

»Ach, behüte!« verſetzte Blumenhold. »Das allerliebſte Jüngferchen da im Bette mag den Tanz geſehen haben und darüber iſt ſie wahrſcheinlich böſe geworden.«

»Sie würde wohl reden, wenn ſie dieſe Verſchwendung ſähe,« ſprach Silberfein.

»Ja, wenn ſie könnte,« kicherte Blumenhold, »allein unſere Königin hat ihr den Tort angethan, daß ſie dem herzbrechenden Schauſpiel ſtumm zuſehen muß; denn iſt ſie einmal erwacht, berührt ſie der Schlummer vor dem erſten Hahnenſchrei nicht mehr.«

»Das wär' eine ſchöne Beſcheerung,« dachte Schwanhild und warf ſich abermals auf ihrem Lager herum.

»Richtig!« jubelte Blumenhold. »Die Beſtie von einem Mädchen iſt aufgewacht.«

»Unverſchämtes Volk! dachte Schwanhild. »Mich eine Beſtie zu nennen! Wenn ich nur erſt reden könnte.«

»Ja, das iſt eben der Witz, daß ihr der Wunſch nicht gewährt wird,« ſagte Blumenhold, und wollte vor Lachen berſten. »Denkt das dumme Ding, ſie kann ungeſtraft unſer Orcheſter zertrümmern, unſere

Reichsversammlung aus einander jagen und uns selbst zu Brei zertreten.«

»Und die ungebetenen Gäste verrathen auch noch meine Gedanken?« dachte Schwanhild. »Das sieht ja beinahe aus, als wäre ein Stückchen Allwissenheit an ihren Käppchen hängen geblieben.«

»Freilich, verehrte Dame,« sagte Blumenhold.

»Nun so will ich auch gar nichts mehr denken!« nahm sich Schwanhild vor.

»Daran thut sie sehr gescheidt, züchtige Jungfrau,« sagte Blumenhold und machte ihr eine spöttische Reverenz.

»Wie ist es denn, sprach Silberfein, »werden unsere Käppchen wieder ergänzt werden?«

Ei ja,« erwiederte Blumenhold, »und das wird unserer Amazone hier am meisten kosten. Es wird ihr nämlich zur Bedingung gemacht, diese Käppchen wieder herzustellen, sich einem der verschmähten Freier als Frau anzuvertrauen, die übrigen alle aber durch reiche Schenkungen zu entschädigen; auch fernerhin kein Jagdroß mehr zu besteigen, sondern fein sittsam, wie es Frauen ziemt, auf einem Zelter zu reiten. Und bis sie dies thut, werd' ich die Oberaufsicht über sie führen.«

»Nun, das wären Bedingungen, die sich hören

ließen,« dachte Schwanhild, »da will ich doch lieber Hungers sterben!«

»Ganz nach Belieben, Verehrteste,« sprach Blumenhold; »sie wird sich aber schon eines Besseren besinnen.«

»Das wird ihr schwer genug fallen,« versetzte Silberfein, »da wir Auftrag haben, auch alle Schätze der Jungfrau zu confisciren.«

»Ei prächtig, prächtig!« jauchzte Blumenhold. »Da liegt die gepfefferte Strafe; denn nun muß diese stolze, männerhassende Schwanhild auch betteln gehen, Fische fangen, sie verkaufen und sich dabei von den ehemaligen Freiern auslachen lassen, bis ihr Geschäft sie wieder reich macht. Nichts als glücklicher Fang wird dem stolzen Dinge von unserer Königin gestattet. Dazu sind ihr drei Jahre gegeben. In der Zwischenzeit aber muß sie darben und hungern, wie eine weiße Maus, die das Tanzen lernen soll.«

Jetzt erscholl ein ungeheures Gelächter von der Tafel her. Die Freier sangen laut:

»Die letzte Flasche ist geleert,
Schwanhildchen wird nun umgekehrt.
Juchhe, ihr Freier, trinkt!
Der letzte Thaler klingt!«

Mit dem letzten Worte versank die Tafel, der Fußboden schloß sich und es war eine Ruhe im Zim-

mer, als ob nichts vorgefallen wäre. Der Hahn krähte und Schwanhilde fiel in tiefen Schlaf.

Die Sonne schien bereits durch die seidenen Bettvorhänge, als die Jungfrau erwachte. Sie rieb sich die Augen, und da Alles wie gewöhnlich in Ordnung war, hielt sie das Vorgefallene für einen bösen Traum. Sie stand nun auf, kleidete sich an und wollte ein Glas Wasser trinken. Allein sie sah weder ein Glas, noch einen Wasserkrug. Ärgerlich rief sie nach ihrer Zofe.

»Wie kannst Du das Wasser vergessen, Du dummes Ding,« fuhr sie das Mädchen an. »Gleich schaffe mir frisches herbei und sodann mein Frühstück.«

Die Zofe entfernte sich kopfschüttelnd, da sie sich wohl bewußt war, Abends Alles besorgt zu haben; bald kam sie erschreckt wieder zurück und stotterte: »Ach, gnädige Herrin, gnädige Herrin!....«

»Nun, wo ist das Wasser?«

»Fort — Alles versiegt und eingetrocknet. Zuber, Bach, Brunnen, alles leer und trocken!«

»Wirklich!« sagte Schwanhild. »Sahst Du auch recht? — Nun, dann bringe mir das Frühstück; einen Schinken und zwei pommersche Gänsebrüste.«

»Ach, gnädige Gebieterin,« ſprach ſchluchzend die Zofe, »leider ſind auch alle Vorräthe verſchwunden! Die Weinfäſſer liegen zerfallen im Keller, die Ställe ſind leer, euer Lieblingsroß iſt fort, das Futter verfault. Es iſt gräßlich!«

»Geh!« ſagte jetzt Schwanhild, und brach zuerſt in wilde Worte aus, die jedoch bald in murmelnde Klagen übergingen und ſich endlich in ein leiſes Weinen auflöſten. Ein Beſuch ihrer Gewölbe, Keller und Böden überzeugte ſie von der entſetzlichen Verwandlung, die ſich über Nacht mit all dem Ihrigen zugetragen hatte. Sie fand nichts als Moder und übelriechenden Schwamm! Nun erkannte ſie, daß die gräßlichen Bilder der Nacht die furchtbarſte Wahrheit enthielten. Dennoch ward ſie nicht bekehrt. Sie beſchloß, hungernd ihr Leben zu enden, da auch die Umgegend viele Meilen weit zur dürren, braunen Haide geworden war. Ehe der Mittag herankam, hatten ihre wenigen Diener das Schloß verlaſſen und Schwanhild hungerte, — daß ihr die Eingeweide knarrten.

Dieſe löbliche Faſtenübung ſetzte ſie drei Tage lang fort, dann aber ward ihr Hunger doch ſo arg, daß ſie nicht mehr im Schloſſe bleiben konnte. In halbbewußtem Zuſtande wankte ſie an den See, weit und breit nur das Schloßmeer geheißen. Hier ſonn-

ten sich auf der stillen Fläche die muntersten Fischchen. Schwanhild sah erst dem Spiel der muntern Thierchen schweigend zu, dann ergriff sie eine neben ihr liegende Gerte, um deren Ende sich ein Würmchen geschlungen hatte, und schlug damit, zürnend über die Lustigkeit der Bewohner des See's, in's Wasser; sogleich baumelte auch ein leckerer Fisch an dem Schwüppchen; begierig griff die Hungernde darnach, um ihn zu genießen, doch im Augenblick hielt sie nur ein übelriechendes Aas in der Hand, während von allen Seiten her ein so schallendes, schadenfrohes Gelächter erscholl, daß Schwanhild einen fürchterlichen Fluch in ihrem Zorn ausstieß.

»O, Du wirst schon noch zahm werden,« sagte grade vor ihr eine Stimme, in der sie leicht den Ton des Erzählers aus jener bangen Nacht erkannte. Um sich blickend gewahrte sie eine Moosrose, die auf dem Felsen wucherte. In dieser saß ein kleines zappelndes Kerlchen mit grünem Schürzchen, hellblauer Jacke und gelbem Käppchen, das der Zürnenden grade in die Augen lachte und einen kleinen Blumenbecher nach dem andern leerte, indem es rüstig einschenkte und dabei mit dem winzigen Schlüsselbund klimperte, als ob es aller Welt Weinschenk sei. »Es schmeckt wirklich ganz vortrefflich,« sagte der schadenfrohe Bursche. »Willst Du mittrinken, Jungfer? Nicht wahr, das

Ausräumen verſtehen wir aus dem Grunde? Es ſoll Dir Noth machen, die Keller wieder ſo zu füllen, wie wir ſie trafen. Wenn Du Dich jedoch zum Fiſchfang und zur Entſchädigung der Freier entſchließen willſt, ſo kann's immer noch ein leidlich Gaſtmahl bei Dir geben.«

»Infamer Junge!« rief Schwanhild und ſchlug mit der Gerte nach der Mooskroſe. Der kleine Weinſchenk hüpfte jedoch herunter und hatte ſich in einem Umſehen auf die Naſe der Jungfrau geſetzt, wo er mit ſeinen Füßen einen allerliebſten Marſch trommelte.

»Deine Naſe iſt wirklich ganz ausnehmend weich, Du böſe Sieben,« ſagte der Schalk. »Wenn Du jetzt einen Verſuch mit dem Fiſchfange machen willſt, um Deine Beute zur Stadt zu tragen, ſo ſollſt Du die beſte Muſik von der Welt dazu hören. Sei nur ſo gefällig, liebes Schwanhildchen, und nimm die Angel! Die Muſik, Trompeten und Pauken mit ſammt Flöten- und Klarinettenbegleitung, ſoll ſogleich anfangen, ohne daß ich deshalb den Geſang vernachläſſigen werde.«

Wie ſehr auch Schwanhild ſich abmühte, den luſtigen Gaſt herabzuſchütteln, er blieb ſitzen, als wär' er angewachſen. Als ſie gar nach ihm griff, biß er ſie in die Finger. »Höre, Jüngferchen,« ſprach Blu-

menhold, »wenn Du so ungezogen bist, werde ich Dich ein wenig peitschen. Du hast ohnehin als Kind zu wenig Hiebe gekriegt. Das wollen wir denn jetzt nachholen.« Dabei setzte er sich erst recht fest auf der Nase und ließ auf jeder Seite ein Beinchen herabbaumeln, als ob er reiten wolle. »Nun sei fleißig, und lasse Dir Gutes rathen,« sagte er und begann ein lustiges Liedchen zu pfeifen.

Schwanhild, um der überflüssigen Quälerei los zu werden, tauchte die Gerte in's Wasser und sah auch sogleich wieder einen schimmernden Fisch daran zappeln. Ein kunstreich geflochtenes Blumenkörbchen stand neben ihr, das zur Hälfte mit klarem Wasser angefüllt war. Da hinein fielen die Fische ganz von selbst. Der kleine Geselle auf Schwanhildens Nase aber schlug mit seinen Füßchen an die Nasenflügel, blies wohl zehn verschiedene Instrumente auf einmal und sang dazu mit wahrer Silberstimme:

»Da sitzt nun die Jungfrau, die spröde,
Und angelt ein Fischchen im Meer.
Vor den Äugelein wird es ihr blöde,
Das macht nur der Stolz — ungefähr?«

»Klein Jüngferchen, sei nur bescheiden,
Das Fischchen ist wahrlich nicht schwer!
Du wirst Dich noch selbst drum beneiden;
Wie kommt das? Aus Lust — ungefähr.«

»Tram tram tram, mein Flötchen das klinget
Und lockt die Forellen dir her,
Schwanhildchen die Angel brav ſchwinget —
Warum wohl, du Klein' — ungefähr?«

»Nur rüſtig! Mit Trommeln und Pauken
Gibt der Elf für ein Fiſchlein Gewähr.
Im Korbe von Maßlieb und Zſchauken
Schwimmt fort es zum Markt — ungefähr.«

»Sei munter, mein Holdchen, zur Frühe
Iſt der blumige Korb wieder leer,
Was macht dann Schwanhildchen mit Mühe?
Sie angelt. — Juchhe — ungefähr?«

»Und fragt ſie ein Freier ganz leiſe:
Was trägſt du Schwanhilde ſo ſchwer?
Dann ſpricht ſie verſchämteſter Weiſe:
Meine Strafe zum Markt — ungefähr!«

»Na ſiehſt Du, was hat es denn für Noth?« lachte der Schalk. »Der ganze Korb iſt voll. Geh nun damit zur Stadt, und haſt Du die Fiſche erſt verkauft, ſo kannſt Du Dir ſchon eine Waſſerſuppe kochen.«

Damit ſprang der Elf in den Fiſchkorb, kroch auf der andern Seite wieder heraus, zupfte eine Zſchaukenblüthe ab, ſetzte ſich hinein und commandirte »Vorwärts!« Die Blüthe blätterte ſich ſogleich aus einander; es entſtanden Segel und Ruder auf zar-

tem Schiff, und ſo ſegelte die Barke luſtig in die Luft hinein. »Nun glückliche Geſchäfte, Schwanhildchen,« rief Blumenhold. »Sei hübſch klug und denke immer:

»Ich bin ein verzogenes Kindchen,
D'rum gibt mir die Ruth' eine Lehr'.
Man ziehet mich juſt wie ein Hündchen,
Und das gibt Vernunft — ungefähr.«

Schwanhilde mußte ſich in ihr Schickſal finden. Sie nahm den Korb auf und trug ihn mit dem Vorſatze nach Hauſe, ſich ſoviel als möglich zu verkleiden, ehe ſie nach der Stadt aufbrechen wolle. Allein alle ihre Kleider waren in Staub zerfallen! So mußte ſie nun, von Hunger und Durſt gepeinigt, in ihrem ſammtenen Reitkleide, ihre Wanderung zu Markte antreten.

Ohne zu ermüden und ſehr ſchnell kam ſie hier an. Aller Blicke richteten ſich natürlich ſogleich auf die vornehme Fiſchverkäuferin, doch ſchwieg man diesmal noch und Schwanhilde ſah raſch ihren Korb geleert. Auf dem Schloſſe wieder angekommen, bemerkte ſie im Hofe eine Quelle, neben der ein irdener Krug ſtand. Sie füllte ihn, trank und trug den Reſt nach dem Flur, wo ein kleines Feuer brannte. Sogleich füllte Schwanhild einen Topf, der dabei ſtand, mit Waſſer und ſetzte ihn an's Feuer. Ein Bröd-

chen fand ſich ebenfalls vor, das ſie alsbald klein brockte, um mit dieſer ſchmalen Koſt ihren Hunger zu ſtillen. Unmittelbar darauf verſank ſie in einen feſten Schlaf.

Früh am Morgen erwachte ſie wieder mit einem brennenden Durſte. Sie wollte an der Quelle trinken, allein Brunnen und Krug waren verſchwunden. Dafür hörte ſie ein heiſeres Lachen, und ſah in der nächſten Sekunde den winzigen Kellner auf einem Kork quer über den Hof reiten, indem er mit ſchäkernder Stimme ſang:

»Zum Fiſchen, Schwanhildchen, iſt's ſchon wieder Zeit,
D'rum kommt Dir der Durſt in die Quer.
Auf, ſuche die Gerte und ſchürze Dein Kleid,
Ich ſinge Dich froh — ungefähr?«

Trotzig verbiß Schwanhild ihren Ärger und trollte mit dem Fiſchkorbe an den See. Ihre Bemühungen zeigten ſich wieder belohnend, und ſie ging abermals zu Markte. Hier wogte eine erſtaunliche Menge Menſchen durch einander, die in Kurzem vor Allen Schwanhild umdrängten. Der Korb war beinahe wieder leer, als ein paar ihrer Freier herankamen. Schwanhild erſchrak und eine flammende Schaamröthe überflog ihr Geſicht. Neugier und Schadenfreude bewogen ſie, die Fiſchhändlerin anzureden, allein die ſonſt ſo Stolze ſchlug jetzt die Augen nieder und

bot den Jünglingen ihre Fiſche zum Kauf an. Zwar erfüllten dieſe ihre Bitte, doch verſäumten ſie auch nicht, ſie zu verſpotten und ihr auf den nächſten Tag neue Käufer zu ſenden. Schwanhild aber ſah den Elf aus einer Maßlieb herauskriechen, ihr mit ſeinem Köppchen einen Gruß zuwinken, und hörte ihn dann ſingen:

»Nicht wahr, holdes Liebchen, nun ſiehſt Du es ein,
An dem Übermuth trägt einer ſchwer?
Doch wärſt Du, vermählt, eine Hausfrau fein,
Gelt, es reute Dich nicht — ungefähr?«

»Ich wollte doch, Du wärſt, wo der Pfeffer wächſt,« dachte Schwanhild, ſogleich aber fühlte ſie den Elf auf ihrer Naſe, die er ganz unbarmherzig zerſtampfte, ſie mit einem ausgerauften Härchen kitzelte, daß ſie immerfort nieſen mußte, und ihr beide Wangen gar jämmerlich zerpeitſchte. »Wart,« ſagte der Kleine, »ich will Dich lehren höflich werden! Was das für gotteslästerliche Gedanken ſind! Einen hin wünſchen, wo der Pfeffer wächſt! Wo wächſt er denn, he? Hier auf Deinem Geſicht ſoll er gleich wachſen! Nicht wahr, Schwanhildchen, das pfeffert? Juchhe! Immer friſch zu gepeitſcht! ſiehſt Du doch ſchon aus, wie eine geſchminkte Ballkokette.«

Jetzt trat Schwanhild den Rückweg wieder an. Zu ihrem großen Verdruſſe fühlte ſie den vermaledei-

ten Elf immerwährend auf ihrem Geſichte herumtrippeln, doch hielt ſie es für's beſte, ruhig auszuharren. Daheim fand ſie den Quell, Brod und Feuer, damit ſtillte ſie wieder Hunger und Durſt, und begab ſich zur Ruhe.

So ging es nun fort, einen Tag wie den andern. Der Elf war und blieb ihr Hofmeiſter. Doch trug ihr der Fiſchhandel große Summen ein, und ſo fuhr ſie denn mit weniger Abneigung, als anfangs, in ihrer Beſchäftigung fort. Nach und nach begegneten ihr alle Freier, bald einzeln, bald in Truppen. Drittehalb Jahre verſtrichen, ohne daß eine Änderung in ihren Verhältniſſen eintrat; da endlich näherte ſich Einer der früher von ihr mit Übermuth behandelten Jünglinge ehrerbietig, zärtlich, wie damals. Sie fühlte ſich beſchämt und doch auch von Liebe ergriffen. Ihr Verdienſt ſetzte ſie in den Stand, die Bedingungen der Elfenkönigin zu erfüllen, und als nun der Jüngling um ihre Hand ward, gab ſie ſchleunigſt ihre Einwilligung. Schwanhilde entſchädigte nun alle, die ſie früher gekränkt hatte, auch mit den Elfen fand ſie ſich ab, und dennoch blieben ihr Schätze in Menge. Als ſie ihre Vermählung feierte, unterließ das ſtille Volk nicht, das Feſt durch ſeine Gegenwart zu verherrlichen, obwohl die Kleinen einen wahren Kreuzſpektakel vollführten. Als aber der frohe Tag zu Ende

ging und die glücklichen Gatten sich in ihre Zimmer zurückzogen, hüpfte der kleine Kellner vor ihnen her, blies eine Blumenflöte und sang, daß die Scheiben klirrten:

»Nun denke, Schwanbildchen, du zärtliche Braut,
So lange du lebst, an die Lehr'!
Die Demuth 'nen luftigen Käfig dir baut,
Doch zerbricht ihn der Stolz — ungefähr.«

»Dem Mädchen bescheidene Sitte nur ziemt,
Überlasset den Männern den Speer.
Nur wenn ihr der stillesten Tugend euch rühmt,
Seid ihr groß und zwar nicht — ungefähr.«

3.

Der Husar

oder

das reitende Irrlicht.

Der wohlhabende Töpfer, Meiſter Heberling, beſuchte alle Tage, die Gott werden ließ, das »geſchorne Lamm«, ein Wirthshaus, deſſen einſame Lage auf einem hohen Feldrande, mit breiten Teichdämmen umgeben, für muntere Gäſte nicht eben ſehr günſtig war. Indeß trieb die liebe Gewohnheit täglich eine hübſche Anzahl Trinkbrüder hier zuſammen, die ſich bis ſpät in die Nacht hinein in Trank und Unterhaltung gütlich thaten. Einer der emſigſten Beſucher war, wie geſagt, Herr Heberling. Er behauptete als ein geachteter Bürger und ein Mann von Gewicht, das heißt von Geld, ein unbeſtrittenes Anſehen unter den andern Trinkgenoſſen, und nahm deshalb auch immer den oberſten Platz an der langen, fichtenen Tafel in Beſitz. Neben ihn hatte ſich ſeit einigen Monaten ein penſionirter Huſar poſtirt, der durch Erzählen erlebter Kriegsabenteuer die ganze Geſellſchaft weidlich unterhielt und Allen bald unentbehrlich wurde. Den Grund, weshalb man ihn pen-

sionirt hatte, konnte freilich Niemand wissen, denn Quirl — so nannte er sich — stand in den besten Jahren, war frisch und gesund, wie ein Fisch im Wasser, und hätte demnach bei dem noch immer hitzig zwischen Österreich und Preußen fortdauernden Kriege Pflicht und Beruf gehabt, tüchtig mit drein zu schlagen. Eben so konnte Niemand seine Heimath, kaum seinen Wohnort; denn er hatte die Gewohnheit, sich bald da, bald dort einzumiethen, und so in dem Umkreise einiger Stunden nach seinem Belieben herumzuvagabundiren. Einige wollten sogar behaupten, daß er zwei Uniformen trage, jetzt eine preußische und dann wieder eine österreichische, und zogen daraus den Schluß, er sei ein Deserteur, der sich mit Beutegeldern aus dem Staube gemacht habe. Diese Bemerkungen theilten sich die Gäste aber nur verstohlen mit, da ihn Alle überaus gern hatten, seinen Schnurren aufmerksam zuhörten und sich an seinen Aufschneidereien ergetzten. Denn Quirl log zuweilen wie Münchhausen. Er kam regelmäßig um die Dämmerung auf einem kurzbeinigen Klepper angetrottet, den er, wenn er zuviel des schäumenden Bieres genoß, was häufig vorkam, der Pflege des Wirthes überließ, um ihn am nächsten Abend im nüchternen Zustande heim zu reiten.

Quirl mußte wohl sein Lebtage viel getrunken haben, denn seine von Natur schon etwas unförmliche Nase glühte immer wie eine Kohle, und veranlaßte die andern Gäste des geschornen Lammes zu allerhand Scherzen. Der Husar, ein ohnehin sehr umgänglicher Mann, nahm solche Sticheleien nicht übel, vielmehr war er stolz auf seine majestätische Gesichtslaterne, und gelobte mit schelmischem Lachen, er wolle dieses leuchtende Zeichen einer echten Bierseele noch nach dem Tode als Laterne aus seinem Grabe strecken, um allen ehrlichen Trinkbrüdern auf schlüpfrigen Wegen gebührend heim zu leuchten.

Diesen originellen, stets lustigen und durstigen Kauz schloß der nicht minder originelle Töpfer ganz in sein Herz. Er lud ihn oft zu sich ein, um auch außer der gewohnten Abendstunde den Genuß seiner heitern Unterhaltung zu haben, und so ward der Husar bald ein Glied von Heberlings Familie. Diese war zwar nicht recht mit den Neigungen des Vaters zufrieden, mußte ihn aber doch gewähren lassen, da der Töpfer sonst ein fleißiger und guter Mann war, sein Handwerk mit Verstand betrieb und sich in den besten Umständen befand. — Heberling hatte einen Sohn, Friedrich, den er gern auch zu seiner lustigen Lebensweise verleitet hätte, Friedrich war aber, wie das oft geschieht, das ganze Widerspiel des Vaters,

still, kopfhängerisch, geizig und von trüber, menschenfeindlicher Gemüthsart. Es lag daher in der Natur der Sache, daß Quirl diesen Sohn eben so wenig leiden mochte, als er dem muntern und freigebigen Vater gewogen war. Dennoch konnte die Freundschaft dieser beiden Männer nicht verhindern, daß sie oft mit einander in Streit geriethen, was namentlich dann geschah, wenn ihre Köpfe bereits etwas illuminirt waren. Für die übrigen Gäste war dieser Moment immer ein Fest, denn nun wurden sowohl der Husar als der Töpfer heftig, und es gab ein Schauspiel, wie man es sich vergnüglicher nicht wünschen mochte. Hatten sie sich müde gestritten und heiser geschrieen, so reichten sie sich lallend die Hände, weinten Thränen der Versöhnung, fielen sich um den Hals, daß ihre langen Haarzöpfe nachahmend das nämliche Schauspiel aufführten, und torkelten zuletzt Arm in Arm in die liebe Nacht hinaus. In der Regel vertrug der Töpfer mehr als der Husar, und geleitete deshalb diesen meistentheils nach Hause, das um die Zeit, von der wir sprechen, an einem hohen Waldrande lag.

Eines Abends, im September, brachte Quirl in Folge eines zuvor mitgetheilten Zeitungsartikels das Gespräch wieder auf sein kriegerisches Leben, und fing nun an, gehörig zu windbeuteln.

»Das sind nur Kindereien,« sprach er, den Zeigefinger der rechten Hand gekrümmt auf die rothglänzende Spitze seiner Karfunkelnase stützend. »Da hab' ich ganz andere Dinge mit angesehen! Bei Collin, wißt Ihr, wo die preußischen Zöpfe so wohlfeil waren, wie die sauren Gurken im Herbst, und wo drei Tage nach der Schlacht an die tausend Schulmeister zwanzig Meilen in der Runde auf dem Schlachtfelde erschienen, um den Gefallenen die Zöpfe abzuschneiden und sie zu Ochsenziemern für die hoffnungsvolle Jugend zu verwenden; dazumal, wißt Ihr —«

»Na, so wahr ich mir jährlich neunzig Mal einen Zopf trinke,« fiel Heberling ein, »diese Geschichte ist wieder einmal nirgends als auf dem Hopfenstengel gewachsen!«

»Töpfer,« versetzte mit komischer Ernsthaftigkeit der Husar, »knete Deinen Thon und drehe Deine Scheibe, wenn die Karthaunen nicht mehr donnern!« Dann wendete er sich wieder zu den lauschenden Gästen und fuhr fort: »Damals hatte ich also einen Vorposten zu commandiren. Ich saß hoch zu Roß vor der Front —«

»Es war wohl dasselbe Roß, was Du jetzt reitest, Quirl?« warf der Töpfer ein. Der Husar sah ihn verächtlich an und schnippte wegwerfend mit dem

Finger. »Ein Topfmacher,« sprach er, »wäre schon bei seinem Trabe in tausend Scherben zerbrochen!«

»Ihr hieltet vor der Front?« fragte Einer der Gäste.

»Vor der Front!« wiederholte Quirl. »Vor mir stand der Feind, weiß wie ein Geisterheer, alle Gewehre auf mich gerichtet. Aber was thut das einem echten Soldaten! Ich observire, recognoscire und vigilire den Feind, entdecke eine Lücke in den geschlossenen Colonnen und baue darauf meinen Plan —«

»So wahr ich mir jährlich neunzig Mal einen Zopf trinke, Bruder,« rief Heberling aus, mit der Faust auf den Tisch schlagend, »das ist eine ganz neue Methode, Pläne zu bauen und auszuführen. Sie gilt wohl nur im Kriege, wenn es an ein Ausreißen geht?«

»Verstumme!« sprach der Husar, ohne sich in seiner Erzählung stören zu lassen. »Diese Lücke genau mit den Augen messend, überfliege ich mit scharfem Feldherrnblick die Zahl meiner Krieger, stürze mich mit ihnen auf besagte Lücke, durchbreche die furchtbare Linie, metzele dahinter sechs Officiere mit einem Säbelhiebe nieder, während die Meinigen an die sechshundert Mann vertilgen, ihnen die Köpfe so glatt und rasch herunterfäbelnd, daß die Front nicht um

das Tausendtheil eines Zolls verrückt wird, und rette durch diese beispiellose Bravour dem großen Könige ein ganzes Regiment. Das war aber nur der Anfang unsers blutigen Abenteuers. Denkt Euch! Die feindliche Front lehnte den Rücken an einen breiten, tiefen Graben. Was geschieht? Als die sechshunderttausend Köpfe 'runterfliegen —«

»Ich dachte, es waren sechshundert,« schaltete Heberling ein.

»Und tausend,« ergänzte Quint und stemmte den Finger wieder krumm auf seine Nasenspitze. »Als sie also fliegen, wirft sie der Wind und die Kraft unseres Armes über den breiten Graben hinweg dermaßen, daß sie als ein unübersteiglicher Wall im Nu sich aufthürmen. Der Graben füllt sich zugleich mit schäumendem Blut und hinter uns schließt sich die Colonne. Ich besinne mich keinen Augenblick, commandire vorwärts! stürze mich mit dem Roß in die blutigen Wellen, mir nach meine zwanzig Mann. Wir durchschwimmen den Graben, ersteigen den Wall der feindlichen Köpfe und machen wieder Front; denn hinter uns beginnt das Geschütz zu spielen, dermaßen, daß keine Mücke in der Luft mehr Athem holen konnte. Vor uns hatte sich aber inzwischen der Feind ebenfalls geschlossen und stürmt mit gefälltem Bajonnet gegen uns an. So geben wir denn unseren

Rossen die Sporen. Sie bäumen sich, überspringen Graben und feindliche Linie, und ehe die erschreckten Kerls noch rechtsumkehrt machen können, bin ich mit den Meinigen schon wieder auf dem Posten angelangt und fertige mit ruhigem Blut eine Depesche an den General aus. Seht, das nenne ich Kriegsaffairen. Das heißt männlich handeln! Es lebe die Tapferkeit!«

Quirl führte den Krug zum Munde und leerte ihn auf einen Zug, daß der Schaum an seinem Schnurbarte hängen blieb.

»Na, Bruder,« sagte Heberling, dem Husaren auf die Schulter klopfend, »nicht wahr, für diese Heldenthat wardst Du vom großen Fritze pensionirt?«

»Mehr, mehr, Bruder Topfmacher!« versetzte Quirl. »Nachdem wir die Schlacht ganz felenn und nach allen Regeln der Kriegskunst verloren hatten, ritt er zu mir heran, gab mir die Hand und schaute mich so recht herzhaft mit seinen großen blauen Augen an: »Kerl,« sprach er, »so Du einmal in Noth kommst, rufe meinen Namen und ich werde bei Dir sein. Bist brav gewesen, kann was aus Dir werden. Adieu!« »Und seht, das hab' ich gethan, als ich in Noth kam, und so sitze ich durch diese glorreiche That jetzt unter Euch und kann sie Euch in Ruhe und Frieden erzählen.«

Das Schenkmädchen, Martha, trat jetzt an den Tisch, um ihn mit vollen Krügen zu besetzen. Der alte Schnurrbart gefiel dem hübschen Mädchen und dieser mochte es gern, wenn Martha ihm nach Weiberart um den Bart ging. Quirl gab ihr häufige Geschenke und Martha war, wie man sagte, dem Husaren auf andere Weise dafür dankbar. Heberling, nicht eben sehr streng und splitterrichterlich gesinnt, suchte die keimende Neigung der beiden Leute sogar zu unterstützen; denn weil er den alten Schwadroneur überaus liebte, so hoffte er ihn durch eine Heirath an einen festen Aufenthaltsort zu binden. In Stunden der Aufregung fiel es nun aber dem Töpfermeister wohl auch ein, das schlanke Mädel selbst mit verliebten Augen anzusehen, und das war denn allemal das Signal zu heftigeren Debatten zwischen den beiden Freunden, die sogar einigemal schon in ein kleines Scharmützel übergegangen waren. Auch jetzt erlaubte sich Herr Heberling einige Galanterien, die den Husaren in Harnisch jagten. Der Töpfer kniff die Dirne in die Backen und raubte ihr sogar einen Kuß. Die Gäste lachten und riefen brave! Quirls Nase ward noch einmal so roth als gewöhnlich, er fuhr auf und griff dem Freunde in die wohlgepuderte Perücke.

»Meine Naſe ſoll Dir zur Narrenlaterne werden, wenn ich Dir nicht den Hals breche!« rief er aus. »Gleich läßt Du mein Liebchen gehen und bitteſt mir den verübten Frevel fußfällig ab!«

»Laß Deine Kralle von meiner Perücke!« ſchrie der Töpfer und hämmerte gewaltig auf das Geſicht ſeines Freundes los.

»Ich ſchneide Dir den Zopf ab, Himmeltauſendſacramenter, und brauche ihn als Pfeifenräumer!«

»Quirl, ich mache Deine Naſe zum Bergwerk, ſo wahr ich mir neunzigmal jährlich einen Zopf trinke!« betheuerte Heberling.

»Kahlkopf, Du lügſt!« ſchrie der Huſar, die glücklich erbeutete Perücke triumphirend über den Lichtern ſchwingend. »Du haſt immerfort einen Zopf. Du wirſt niemals nüchtern, Du biſt ein permanenter Bierſchaum, ein Menſch ohne Haltung, der nicht weiß, ob die Front vorn oder hinten iſt! Schulter! Achtung! So wahr Euch meine Naſe heimleuchten ſoll, der Kerl dreht ſich wie ein Derwiſch im Kreiſe. Bravo!«

Quirl ließ die Perücke fallen, die etwas zerzauſt glücklich wieder auf den Kopf ihres Eigenthümers zurückgelangte. Den Huſar hatte das ſtarke Bier bewältigt. Dies erweckte Heberlings Mitleid. Er vergab dem Freunde ſeine Ausfälle und tröſtete auch die

weinende Martha, die Waſſer herbeiholte, um dem Betrunkenen die Schläfe damit zu reiben.

»Was weinſt Du denn?« fragte der Töpfer das Mädchen. »Die Race ſtirbt nicht ſobald aus. Soldaten vertragen einen derben Puff und zumal die Huſaren. Bier und Wein bringt ſie nicht um, das kann höchſtens der Teufel oder ſo ein munteres Ding, wie Du biſt, ſo wahr ich mir jährlich neunzigmal einen Zopf trinke!«

»'s is — is — is doch nicht wa — ahr!« lallte der Huſar. »Hun — hunderttau — ſend Mal — alle Ewig — igkeit. Soll meine Naſe leuchten al — als Later — erne. Potz Granaten!«

»Neunzigmal jährlich!« ſchrie der Töpfer dem Betrunkenen in's Ohr. »Hörſt Du, Saufaus? Neunzigmal, nicht mehr, nicht weniger!«

»Aber Heberling!« bat Martha.

»Was willſt Du, was ſoll ich, ſchönes Kind?« Er wollte ſie umarmen, konnte aber ſelbſt nicht mehr gerade auf den Beinen ſtehen und taumelte gegen die Wand. »Richtige neunzigmal, ſo wahr ich mir neunzigmal einen Zopf — Zopf trinke. 's ſteht in der Chronik!«

Und da fiel er auf die Bank. Die Gäſte wußten ſich vor Lachen nicht mehr zu halten, Martha ſchlich ſich hinaus, um den Klepper des Huſaren der

sorgsamen Pflege des Hausknechts zu empfehlen. Beide Betrunkene schliefen ein, ein Schalk zog ihnen die Perücken ab, nahm des Töpfers großes, silberbeknopftes spanisches Rohr aus dem Winkel und stülpte beide Perücken so darauf, daß die Enden der Zöpfe sich unterhalb vereinigten. Dann schlich sich Einer nach dem Andern fort, unbekümmert um die Wirkung des verübten Schabernacks.

Heberling wachte zuerst auf, sah den Skandal und nahm ihn als ein gutmüthiger Mensch heiter auf, um so mehr, da Niemand zugegen war, an dem er sich hätte reiben können. Auch dem noch schlafenden Freunde stülpte er die geraubte Haartour wieder auf. Darüber erwachte Quirl und rieb sich die Augen.

»Ist die Schlacht gewonnen?« fragte er gähnend.

»Ja, Bruder,« versetzte Heberling. »Wir Beide haben als die Tapfersten das Feld behauptet.«

»Dann laß uns plündern — das ist Kriegsrecht.«

»Suche, so wirst Du finden,« sagte der Töpfer, den schweren Freund nochmals rüttelnd.

»Ach so!« meinte Quirl, als er sich in der trüben, dunstigen Schenkstube seinem Freunde allein gegenüber sah. »Also auf Morgen! Gib mir den Arm,

Bruder — denn mich dünkt, die Erde hat's Fieber, so grausam wackelt und schüttelt sie sich.«

»Deinen Hut, Quirl, 's regnet!«

»Auch gut, das löscht den Durst! Martha! Martha!« schrie er mit heiserer Stimme. »Was die Mädels des Nachts faul sind, Bruder, das ist Dir eine wahre — wahre Naturerscheinung! Nicht zu bewegen, so wahr meine Nase leuchten soll! He, Martha!«

»Sie schläft,« sagte leise Heberling, um den Husar, dessen Augen völlig umschleiert waren, zu täuschen. Denn er sah das hübsche Schwarzköpfchen am Thürfensterchen lauschen.

»Nun also adieu und guten Morgen, und es ist wahr, daß eine Karthaune zerplatzt, wenn sie doppelte Ladung kriegt. Das ist eine — Naturerscheinung.«

Taumelnd schoben sich die Freunde zur Thür hinaus. Der Töpfer wußte Martha noch einen Kuß zu rauben, doch so behutsam, daß der eifersüchtige Freund nichts davon ahnte. Das Mädchen öffnete die Hausthür und begleitete die auf dem schlüpfrigen Erddamme Forttaumelnden noch eine gute Strecke, um sich zu vergewissern, daß sie auch den richtigen Weg einschlügen. Erst als sie den breiten Teichrand erreicht hatten, der auf beiden Seiten mit Hecken ein-

gefaßt und folglich gefahrlos war, schlich sie wieder zurück in's Schenkhaus.

Die Nacht war stockpechfinster. Ein kalter Wind strich schneidend von den Gebirgen her über die Sturzäcker und trieb den späten Wanderern prasselnde Regenschauer in's Gesicht. Weg und Steg waren nicht zu erkennen, die dicke Finsterniß hüllte Alles in ein undurchdringliches fahles Grauschwarz. Mit sich selbst sprechend holperten indeß die Freunde auf längst bekannten Pfaden langsam weiter. Es ging freilich nicht geschwind, da der Husar sehr oft über seine eigenen Füße fiel und der Töpfer als Führer auch nicht sehr zuverlässig war. Über das immerwährende Lerchenschießen geriethen sie denn richtig wieder mit einander in Streit. Der Husar behauptete, die ganze Schuld liege an Heberling, und wenn er nicht vernünftiger gehen wolle, so bringe er ihn gar nicht nach Haus.

»Was?« fuhr der Töpfer auf, »Du flunkerfixer Sieger von Collin willst behaupten, ich bedürfe Deiner zum Heimgehen? Du selber bist wie eine gefüllte Bombe, und aus Gnade und Barmherzigkeit schleppe ich Dich in dem Schwerenothswetter nach Deinem albernen Nothstalle.«

»Nun höre Einer! sagte Quirl pathetisch. »Kann

der vierschrötige Bengel auf keinem Fuße stehen und will mich führen! — O so 'n Talp« —

Er konnte die Rede nicht beendigen, weil er der Länge nach hinfiel. Sogleich aber setzte er sich wieder auf und peroirte mit dem lautlachenden Töpfer weiter. »Das thut bloß ein Kerl, der keine Ehre im Leibe hat,« sagte er. »Ein Soldat weiß Parole zu respectiren —!«

»Was!« schrie Heberling. »Meinst Du, ich soll Dich aufheben? Da kannst Du lange warten. Ich seh' Dich nicht 'mal.«

»Die Nacht ist keines Menschen Freund,« brummte Quirl und rappelte sich allein wieder auf. »Na, wo stecken wir denn?«

»Im Morasle,« sagte Heberling. »Dein Herumtokeln hat mir alle Himmelsgegenden durch einander gequirlt.«

»Contenance!« rief der Husar sich selber zu, erhaschte den Arm des Töpfers und krabbelte weiter. Sie kamen auf einen entsetzlich durchweichten Sturzacker, durch den sie sich kaum hindurch arbeiten konnten. Der Boden stieg aber bergan, und weil Quirl's Haus an einer Lehne lag, glaubten sie richtig zu gehen. Plötzlich blieb der Husar stehen und schrie aus Leibeskräften: »Licht!«

»Vorwärts!« commandirte der Töpfer.

»Nicht einen Schritt,« versetzte der Husar.» Das ist mein Bewußtsein! Ich will und muß und werde Licht haben, das behaupte ich! Und ich kann's behaupten, denn Licht verlangt meine Seele, die unsterblich ist, und ich stehe hier, bis das Licht kommt, Du ganz alberner, vernagelter, alter Kanonenschaft!«

Heberling fühlte die Wirkungen des häufig genossenen Bieres jetzt auch wieder stärker, als vorher. Es wirbelte ihm vor den Augen, so daß er gar nichts mehr unterscheiden konnte. »Nun, so schaffe doch Licht, Du Maulheld!« fuhr er den Husar an. »Laß Deine Nase leuchten, wie Du versprochen hast.«

»Das werd' ich,« betheuerte Quirl, »so wahr ich — leuchten werde, aber das ist gegen die Abrede.«

»Geht mich nichts an. Hier ist Licht von Nöthen und eine wahre Gottesgabe.«

»Also — o Licht!« schrie der Husar abermals, was die Lungen vermochten. »Es ist eine ganz unangesehene Nacht, daß — sie kein Licht herunterblinkern — läßt.«

»Leuchte, leuchte, Du Nase voll Erz und Feuer!«

»Aber ich thu's nicht, bis ich todt bin, so wahr die Sonne einen Haarzopf hat!«

»So stirb, Du Esel, nur leuchte!« schrie der Töpfer.

»Freund, thu' mir einen Gefallen und ſchlage mich todt!« ſagte Quirl äußerſt pathetiſch. »Die Welt iſt ohnedem ſchlecht und mir iſt fatal, alſo, damit ich leuchte, ſchlage mich todt!«

»Das iſt bald geſchehen, Bruder,« verſetzte der Töpfer, der nahe daran war, auf jede Dummheit des Freundes einzugehen. »Wo willſt Du leuchten?«

»Hier, alte Drehſcheibe, hier, wie 'ne Stalllampe! Löthe mir der Blitz die Schuhſchnallen zuſammen!«

Heberling fuhr mit dem Stocke rund im Kreiſe herum, traf den wackeligen Quirl ins Genick, daß er ein paar Schritte vorwärts taumelte und unter Lachen fiel. Das Lachen verſchwand jedoch ſehr bald, und Heberling, der beim Umdrehen ebenfalls hingepurzelt war, hörte nichts, als den aufklatſchenden Regen und das Heulen und Pfeifen des Windes. Nach einiger Zeit richtete er ſich wieder auf. »Quirl,« rief er, »wo biſt Du?« Keine Antwort. Heberling wiederholte ſeinen Ruf ohne beſſeren Erfolg. Er fühlte wieder mit dem Stocke rund herum in die Finſterniß hinein, aber da war nichts Lebendiges zu entdecken.

»Na,« brummte Heberling vor ſich hin, »da hab' ich den Dummlack doch durch Dick und Dünn geſchleppt, hab' mir den Plüſchrock beſudelt mit dem

Torkelcapitain, und nun läuft er mir davon in die Wildniß hinein. Undank ist der Welt Lohn. Aber das soll er mir bezahlen! Dafür soll er seine zwölf Seidel mehr trinken müssen!«

Mühsam und ohne recht zu wissen, wohin er ging, schleppte sich Heberling wieder fort. Er fing an zu singen, zu lachen, zu schwatzen, und kam, freilich auf großen Umwegen, zuletzt doch auf die rechte Straße, da sich inzwischen der Himmel aufgehellt hatte und ein mattes Sternenlicht die Umgegend beleuchtete. Erst spät nach Mitternacht erreichte er sein Haus, legte sich aufs Ohr und schlief bis tief in den lieben Tag hinein, wo ihn beim Aufwachen sein geiziger Sohn Friedrich mit einem langen Trauersermon auf den Grundtext der Klagelieder Jeremiä zum Frühstück beschenkte.

Heberling freute sich den ganzen Tag auf den Abend, wo er mit seinem Freunde wieder zusammentreffen mußte. Die Vorgänge der letzten Nacht schwebten ihm nur sehr undeutlich vor dem Gedächtniß. Er wußte nichts weiter, als daß er sich eine geraume Zeit mit dem Husaren in Schmuz und Regen herumgeschleppt, viel gelacht und viel gestritten und ihn endlich in der Finsterniß aus den Augen verloren hatte. Seine sehr unsauber gewordenen Kleidungsstücke ga-

den den beſten Commentar zu dem abenteuerlichen Nachtſpaziergange. Ärgerlich aber war es dem Töpfer, daß er am Morgen ſeinen langen, werthvollen Rohrſtock, ein Erbſtück vom Großvater her, der eine Zeitlang als Vicebürgermeiſter fungirt hatte, vermißte. Wo und wie er darum gekommen ſein mochte, wußte er ſich nicht zu ſagen, er glaubte aber, daß er ihn dem Huſaren zu beſſerem Fortkommen geliehen habe.

Mit Friedrich hatte er an dieſem Tage einen böſen Stand; denn da ſich Heberling niemals mit der Erziehung ſonderlich befaßt hatte, war ſein Sohn gerade kein Muſter eines gehorſamen Kindes geworden. Er zankte und keifte regelmäßig alle Tage mit dem luſtigen Vater, verſalzte ihm Frühſtück und Mittageſſen, und würde ihm das Abendbrod ſicherlich ganz ungenießbar gemacht haben, hätte der Töpfer nicht den überaus geſcheidten Einfall gehabt, dieſe neue Ladung kindlicher Kern- und Sittenſprüche gar nicht erſt abzuwarten. Heut freilich wußte der gute, ſchwache Mann nichts auf die Zurechtweiſungen Friedrichs zu erwiedern. Er hatte zu arg geſündigt. Nur durch Zugeſtehen ſeiner Schuld konnte er den halsſtarrigen Sohn zur Reinigung ſeines Rockes bewegen.

Als der erſehnte Abend kam, kleidete ſich Heberling mit ungewöhnlicher Sorgfalt. Er ſteckte eine neugefältelte Buſenkrauſe vor, desgleichen friſche ge-

kräuselte Spitzenmanschetten. Die silbernen Schuhschnallen putzte er, daß sie wie polirte Spiegel glänzten, und der ehrwürdige dreieckige Hut ward nicht minder sorgfältig gebürstet.

»Ihr wollt wohl auf Eure alten Tage noch einmal auf die Freit' gehen, Vater, daß Ihr Euch so herausputzt?« fragte der Sohn.

Heberling schüttelte den Kopf und lächelte geheimnißvoll.

»In die Schenke werdet Ihr doch in diesem Aufzuge nicht steigen wollen?« fragte der Sohn schon ungeduldiger.

»Damit werde ich es halten, wie es mir gut dünkt,« entgegnete der Vater, die Unterlippe trotzig aufwerfend. »Ich feiere heute ein Fest,« setzte er sanfter hinzu.

»Ein Fest?« wiederholte Friedrich ungläubig. »Ich wüßte keines, das Eurer Familie oder unserm Hause gelten könnte.«

»Es ist auch nur ein Fest für mich,« erklärte Heberling, indem er den Hut aufsetzte und seine Gestalt wohlgefällig vor dem Spiegel musterte.

»So!« sagte Friedrich gedehnt. »Da wird's wohl ein Gurgelfest sein.«

»Junge!« fuhr Heberling auf, doch eingedenk seiner steten Gemessenheit, bemeisterte er sogleich wie-

der seinen Zorn. »Du irrst,« sagte er, »vielmehr gilt dieses Fest einem ehrwürdigen Hause. Das »geschorene Lamm« feiert heute sein fünfundzwanzigjähriges Jubiläum, und ist während dieser Zeit so zu sagen recht hübsch in die Wolle gekommen.«

Friedrich kehrte dem Vater bei dieser Auseinandersetzung brummend den Rücken zu, langte eine halbzerlesene Postille vom Fensterbrette, stemmte beide Arme unter, und fing an, eifrig in dem alten Schmocher zu studiren. Herrn Heberling kam diese Unzufriedenheit des Sohnes ganz erwünscht. Er schlüpfte ungesehen zur Thür hinaus und schlug den wohlbekannten Weg nach dem »geschorenen Lamme« ein. Friedrich schlug mit der Faust auf die Postille, daß die morschen Blätter zerrissen.

»An dem Vater erleb' ich noch ein Unglück!« rief er aus. »Gestern hat er den Stock verloren, das nächste Mal wird er den Hut und zuletzt den Kopf verlieren. Wäre ich nur Bürgermeister, ich wollte Euch schon belämmeln! Aber so läuft die vornehme, studirte Bagage selber mit und dudelt ein Seidel nach dem andern hinunter, und da ist's denn freilich kein Wunder, wenn der Respect vor der Obrigkeit bei den Bürgern in Verfall geräth!« —

Heberling kam bei Zeiten in die Schenke. Er ward mit Herzlichkeit von Wirth und Gästen begrüßt.

Auch Martha reichte ihm lächelnd die Hand und sagte munter: »Na, Herr Heberling, gestern hatten Sie aber 'mal wieder einen dicken, dicken Zopf! Der konnte für drei gelten! Wo haben Sie denn Ihren Stock gelassen?«

Heberling lachte und schüttelte Allen freundlichst die Hände. »Ja, Du Schalk von einem Blitzmädel,« versetzte er, Martha sanft an's Kinn greifend, »das wollt' ich eben Dich fragen! Hab' ich ihn denn nicht hier gelassen?«

»Bewahre! Bewahre!« sagten viele Stimmen zugleich.

»Nun hat ihn zuverlässig der Quirl. Mit dem hab' ich mich 'was herumgeplackt, und zuletzt entschlüpfte er mir doch noch! Wie geht's seinem Klepper, he?«

»O, der befindet sich ganz vortrefflich!« sagte der Wirth. »Mein Hafer wird's spüren, daß ich das Rößlein eines guten Trinkers über vierundzwanzig Stunden beherbergt habe.«

»Vor allen Dingen, Kinder,« fiel der Töpfer ein, »eins vom Frischesten. Danke, Martha, danke! Und daß Ihr seht, daß ich's wohl meine mit Euch: dies Restchen auf's Wohl des geschorenen Lammes! Möge es noch fünfundzwanzig so fruchtbare Jahre erleben, wie die ersten waren, und wir nach deren

Verlauf noch eben ſo fröhlich und kräftig beiſammen ſitzen!«

Dieſem wohlgemeinten Trinkſpruche des muntern Töpfers that man mit Freuden Beſcheid. Die Gäſte nahmen wieder ihre gewöhnlichen Plätze ein und das Geſpräch kam in den beſten Fluß. Das heitere Wetter, das auf das geſtrige ſchlechte gefolgt war, führte von allen Seiten durſtige Seelen herbei, ſo daß die Stube mit plaudernden, kannegießernden und rauchenden Männern bald überfüllt ward. Nur ein Platz blieb unbeſetzt. Es war der Schemel des Huſaren, der noch immer nicht kommen wollte, ſo oft auch Martha hinausging und nach dem Fußſteige ſah, den er gewöhnlich zu kommen pflegte. Man gloſſirte verſchiedentlich, des Töpfers muntere Laune verlor ſich aber, da er mit einbrechender Nacht den Freund nicht mehr erwarten konnte. Die düſteren Bilder der vergangenen Nacht ſtiegen mit klareren Umriſſen vor ihm auf, manche Einzelnheit, die ihm wie ein bloßer Traum erſchienen war, nahm jetzt die Farbe und Geſtalt der Wahrheit an, und er konnte ſich ängſtlicher Gedanken nicht entſchlagen.

»Am Ende iſt ihm doch etwas zugeſtoßen,« ſagte er heimlich zu dem Wirth. »Er war gar zu ſchwer und hinfällig.«

»Meiſter Heberling,« verſetzte dieſer, »das ſollten Sie eigentlich am beſten wiſſen. Wo haben Sie ihn denn ſitzen laſſen?«

»Weiß ich's denn?« entgegnete der Töpfer. »Vermaledeite Wirkung des ſtarken Bieres! Ich erinnere mich nur, daß wir Beide nach Licht ſchrieen, daß ich fiel, und daß mein Freund verſchwunden war, als ich wieder aufkrabbelte. Thut mir den Gefallen, Herr Wirth, und ſchickt hinauf in ſeine Wohnung. Es iſt ja kaum eine halbe Wegſtunde bis an den Waldſaum. Der Hausknecht iſt flink auf den Beinen, ein gutes Trinkgeld ſoll ihm nicht entgehen.«

Der Wirth hatte nichts dagegen, auch bat Martha mit feuchten Augen ſo flehentlich, und die andern Gäſte ſtimmten ebenfalls bei, daß es unrecht geweſen wäre, einem ſo allgemein ausgeſprochenen Wunſche nicht willfahren zu wollen. Der Hausknecht ward in aller Eile abgefertigt, und Heberling trank, weil er vor Angſt wenig ſprach, raſch hinter einander mehrere Krüge.

Nach Verlauf etwa einer Viertelſtunde ſah man durch die Fenſter eine Laterne den Feldweg hereinkommen. Ihre ſchnelle Bewegung zeigte an, daß ihr Träger lief. »Da kommt der Hausknecht ſchon wieder,« ſagte Martha, die immer horchend auf der Lauer ſtand, »am Ende bringt er ihn doch mit.«

Sie ging hinaus auf die Flur; gleich darauf ward die Thür heftig aufgeriſſen, und der Hausknecht, die Laterne in der Hand, trat nur mit einem Fuß in's Zimmer, indem er, blaß vor Schrecken, ſprach: »Herr meines Lebens, ihr Leute, kommt um Gottes Willen und ſeht, was geſchehen iſt! Das kann ein großes Unglück und Herzeleid geben, bei den ſieben Wunden Chriſti!«

»Was denn? Sprich, was iſt geſchehen?« riefen verſchiedene Gäſte und ſprangen auf. Der Hausknecht ſchoß aber ſchon wieder hinaus, ihm nach drängend und ſtoßend, mit halb offenem Munde und neugierig glotzenden Augen folgten ſämmtliche Gäſte. Auch Heberling ſtand auf, allein ihm ſchlotterten die Kniee ſo ſehr, daß er ſich kaum auf den Füßen erhalten konnte. Sein Geſicht ward erdfahl, die Lippen färbten ſich blau und die Zähne ſchlugen wie im Fieberfroſt klappernd gegen einander. Indeß raffte er ſich doch zuſammen und folgte den Übrigen, die dem voranlaufenden Hausknecht über Hals über Kopf nachrannten.

In einer Entfernung von ungefähr zwanzig Minuten ſah man durch die Nacht eine Menge Lichter ſchimmern, die auf die flach abfallenden Äcker zerflatternde Schatten von hin- und herlaufenden Menſchen warfen. Bei der ſtillen Luft hörte man lautes

Zurufen und Gemurmel leiſeren Geſpräches. In dieſer Gegend befand ſich am Rande des Waldſaumes eine Sandgrube von ungemein großem Umfange, die ſeit undenklichen Zeiten der ganzen Umgegend ihren Sandbedarf lieferte. Dieſe Grube war ſehr tief, zum Theil mit ſtehenden Waſſertümpeln angefüllt, die zu allen Jahreszeiten, den Winter ausgenommen, eine Menge Irrwiſche erzeugten, deren wunderliche Tänze und Sprünge vom hohen Feldrande herab geſehen, ein eigenthümliches und unterhaltendes Schauſpiel darboten. Nur vom Waldſaume aus zugänglich, vertiefte ſie ſich mehr und mehr nach dem Felde zu, ſo daß die äußerſte, ſteil abſtürzende Kieswand leicht über hundert Fuß Höhe haben konnte.

Dorthin führte jetzt der voranleuchtende Hausknecht die Geſellſchaft aus dem geſchorenen Lamm. Für Heberling war dieſer Weg der ſchwerſte Gang ſeines Lebens. Er ahnte, er wußte, welch ein Anblick ſeiner dort warten würde. Die Erlebniſſe der letzten Nacht, bisher immer noch dunkel und verworren, erhellten ſich ſchauerlich grell. Wie ein Verzweifelter folgte er der vorauseilenden Menge. Bei ſeiner Ankunft ward eben ein ſchwerer Gegenſtand über den Rand der Sandgrube an Seilen heraufgewunden.

»Er iſt's!« ſagte eine Stimme, die er wohl kannte.

Mit zurückgehaltenem Athem trat Heberling näher. Vor ihm lag der blutige, mit Schmuz besudelte Leichnam seines Freundes. »Ja, er ist's! Es ist mein armer, unglücklicher Freund!« rief er aus und stürzte neben dem Todten nieder. Alle erstaunten und wichen entsetzt zurück. Nur eine Gerichtsperson aus dem Orte, wo der Husar seither gewohnt hatte, näherte sich dem Töpfer und fragte ernst: »Wissen Sie etwas von dem Ende dieses Todten, Herr Heberling?«

Der Töpfer gab keine Antwort. Seine Hände über die Augen deckend, schluchzte er wie ein Kind. Man mußte den Zerknirschten aufheben und nach der Schenke zurückführen.

Nicht minder bestürzt war Martha. Sie hatte keine Worte, keine Thränen. Wie eine Träumende ging sie, nur die Hände unablässig ringend, im Hause umher. Kein Wort des Trostes wollte verfangen. »Ich bin für ewige Zeiten unglücklich!« waren die ersten Worte, die sie nach längerem Schweigen über die Lippen brachte.

Heberling verfiel noch in derselben Nacht in ein heftiges Fieber. Der Wirth ließ ihn nach seinem Hause schaffen, wo sich Friedrich, ungeachtet des Schreckes, der ihn befiel, doch seiner Prophetengabe freute. Des Töpfers Phantasieen verriethen, daß er

entweder um den Tod des Husaren wußte, oder doch in irgend einer Weise damit in Verbindung stand. Zum Glück ergab die gerichtliche Besichtigung, daß der Todte an keiner gewaltsamen Verletzung gestorben sei. Die Wunde am Hinterkopfe war nicht tödtlich. Durch den Sturz hatte er sich das Genick gebrochen. Der ganze übrige Zustand seines Körpers bewies, daß er stark betrunken gewesen sein mußte. Da der Wirth und mehrere Gäste dies eidlich erhärten konnten, so blieb auf dem Töpfer nur wegen der Verheimlichung ein Verdacht haften, der einen Schein von Schuld annehmen mußte. Dieser ward noch dadurch vermehrt, daß man ein paar hundert Schritte querfeldein den Rohrstock Heberlings fand. Das Gericht überzeugte sich jedoch bald von der gänzlichen Unschuld oder Unzurechnungsfähigkeit des sonst unbescholtenen Mannes, und erklärte nach einigen Verhören die Untersuchung für beendigt. Quirl's Leichnam ward auf dem Kirchhofe seines Wohnortes beerdigt und der ganze Vorfall kam bald in Vergessenheit.

Am schwersten hatte die hübsche Martha von dem Tode des Husaren zu leiden. Der kriegerische Schwadroneur hatte ihr die Ehe versprochen und die Folgen dieses Versprechens zeigten sich nunmehr bald. Indeß drückte auch hier die christliche Liebe ein Auge zu. Der Wirth nahm das Mädchen nach erfolgter Niederkunft

wieder in Dienſt und den kleinen Quirl als ſein eigenes Kind auf. Später reichte er dem dankbaren Mädchen, das ſonſt rührig und anſtellig in der Wirthſchaft war, ſelber die Hand und führte eine Zeitlang eine recht zufriedene Ehe mit ihr.

An Heberling wollte man bald darauf eine auffallende Veränderung bemerken. Seine Munterkeit war dahin, er ſaß ſtill und in ſich gekehrt beim Glaſe und nahm ſelten Theil an dem Geſpräche der übrigen Gäſte. Als man ihn fragte, verheimlichte er gar nicht, daß er ſich das unglückliche Ende ſeines Freundes zu Gemüthe ziehe und es ihn vornehmlich beunruhige, daß er halb im Zorn und unter läſterlichen Reden von ihm gegangen ſei und den Tod gefunden habe. Weiter ließ er ſich darüber nicht aus, auch ſcheute er ſich, zu erzählen, wie ihn der Betrunkene übermüthig zum Todtſchlage aufgefordert habe.

Dieſe Stimmung ſetzte ſich bei dem Töpfer ſo feſt, daß ſie nur langſam und immer erſt einem ſtarken Trunke wich. Auch trank Heberling ſonderbarer Weiſe ſeit Quirl's Tode weit mehr, als vorher, ohne deshalb betrunken zu werden. Nur kam dann meiſtentheils eine erhöhte, gewaltſam humoriſtiſche Stimmung über ihn, in der er zu allerhand Tollheiten willig die Hand bot. In ſolchem Zuſtande bediente er ſich auch ſeines Lieblingsſprüchwortes, das aber ſchon

lange nicht mehr passen wollte, denn es verging selten ein Tag, wo er nicht ein kleines Zöpfchen aus dem geschorenen Lamme mit nach Hause trug.

Im Spätsommer des nächsten Jahres behaupteten auf einmal mehrere Gäste der genannten Schenke, droben bei der Sandgrube sei es nicht geheuer. Die Zahl der Irrwische nehme seit dem Frühjahre so zu, daß es unmöglich mit rechten Dingen zugehen könne. Letzthin, als sie spät Abends nach Hause gegangen, sei sogar eine große, feurige Kugel aus der Sandgrube in die Höhe gestiegen, habe sich einige Male am Feldrande hin und her bewegt und sei ihnen endlich Schritt vor Schritt zur Seite geblieben, als ob sie ihnen in der Dunkelheit habe leuchten wollen. Erst in der Nähe des Kirchhofes habe sie Kehrt gemacht und sei darauf gerade wie ein forttrabender Körper nach der Kirchhofmauer zugeritten.

»Sollte unser alter Aufschneider, Gott hab' ihn selig, spuken?« sagte der Wirth.

»Oft genug hat er sich vermessen, uns mit seiner Nase heimzuleuchten,« entgegnete lachend Einer der Gäste. »Es wäre doch spaßhaft, wenn ein Verstorbener ein so lustig gegebenes Versprechen halten müßte. Sehe ich das Ding, so geh' ich drauf zu und red' es an.«

»Ja rede nur an,« sagte der Wirth. »So ein Lichtdunst wird etwa auf Dich warten. Entweder platzt er Dir vor der Nase entzwei und blendet Dich mit heißem Schwefeldunst, oder er springt Dir auf den Pelz und reitet Dich braun und blau. Solche Dinge sind vorgekommen.«

»Lästert nicht,« sagte Martha, »und laßt unsern armen Freund ruhen. Es ist die schwüle Luft, die heuer mehr Irrwische ausbrütet, als in anderen Jahren.«

Heberling hörte diesem Gespräch aufmerksam, aber stillschweigend zu. Aufgefallen war es ihm schon mehrmals, daß am späten Abend über dem Rande der Sandgrube ein falbrother Schimmer stand. Er hielt es jedoch für Augentäuschung und kümmerte sich weiter nicht darum. Das Jagen und Haschen der Irrlichter war ihm nichts Neues, doch ging er ihnen gern aus dem Wege, da er wußte, daß man sie schwer wieder los werden könne, wenn man einmal in ihren Strich gerathen sei. — Er trank diesen Abend weniger und ging früher nach Hause.

Wie er nach dem Teichdamm umbog, warf er einen Blick nach der Sandgrube. Der unheimliche, falbrothe Schein flimmerte wieder darüber. Er blieb stehen, als sei er gebannt. Da leuchtete es über der Grube hell auf, und ein kolossales, ballonähnliches Licht

hüpfte brennend am Rande hin nach dem Waldsaume. Sein Schein war so hell, daß er bis zu ihm herab ein leidliches Dämmerlicht verbreitete. Heberling überlief es eiskalt, er machte sich geschwind wieder auf den Weg und kam in Schweiß gebadet ganz blaß und entkräftet nach Hause.

»Der arme Quirl geht wahrhaftig um!« murmelte er, als er zu Bette ging, zog die Decke über den Kopf und sprach fürbittend ein herzinniges Gebet für den verunglückten Freund.

Die Erscheinung des wunderbaren Irrlichtes, wenn man eine große, rollende Feuermasse so nennen konnte, wiederholte sich von nun an so oft, daß sie bald zum Tagesgespräch wurde. Das Landvolk zweifelte keinen Augenblick, daß es der verunglückte Husar sei, der bei nächtlicher Weile sein gotteslästerliches Versprechen halte, und so hieß denn in Kurzem die feurige Erscheinung »der Husar«. Heberling hatte von den Neckereien seiner Bekannten deshalb viel zu leiden. Man gab ihm scherzweise die Unruhe des Abgeschiedenen Schuld, ja zog ihn wohl gar, wie leichtfertige Menschen gern thun, mit dem Irrlichte auf, indem man behauptete, Quirl sehne sich nach seinem Freunde, und werde nicht eher aufhören, ihm heimzuleuchten, als bis er ihn nachgeholt habe, um, wie sonst, mit ihm bechern zu können. Stellte sich

Heberling ſchon, als mache er ſich nichts aus ſolchen Scherz- und Stichelreden, ſo ward er in ſeinem Gemüth doch wahrhaft davon beunruhigt. Er konnte ja doch am Ende Quirl's Mörder ſein! Und wie nun, wenn jener feurige Dunſt wirklich mit dem Tode des Huſaren in geheimnißvollem Zuſammenhange ſtand? War es dann nicht unerläßlich, ihn zu verſöhnen durch irgend eine That oder ein Gelübde?

Dieſe Gedanken beſchäftigten den Töpfer alltäglich und fanden immer von neuem Nahrung durch das Aufleuchten der reiterartigen Flamme am Rande der Sandgrube, wenn er des Abends aus dem Wirthshauſe heimwärts ging. Heberling nahm ſich vor, die Schenke ganz zu meiden und ſich, wie ſein Sohn, auf's Leſen von Scriver's Seelenſchatz zu legen. Es wollte aber nicht gehen. Einmal hatte der gute Töpfer keine Ruhe in ſeinen vier Pfählen, und ſodann leuchtete ihm die über Feld und Steg laufende Flamme grad' in's Fenſter, als wolle ſie ihn verhöhnen. Das hielt Heberling nicht aus. Ärgerlich, faſt unheimlich ſchlug er die frommen Bücher zu, warf ſie in einen Winkel, ergriff Hut und Stock und lief was haſt Du was kannſt Du nach dem Wirthshauſe. Ein reichlicher Abendtrunk gab ihm wenigſtens den nöthigen Gleichmuth wieder.

Oft schon war das Irrlicht dem Töpfer auf dem Heimwege ziemlich nahe gekommen, hatte ihn eine Strecke weit begleitet, sich, wie ein courbettirendes Rößlein, gebäumt, und war dann in eiligem Laufe wieder bergan gerannt. Ihm nachzugehen wagte Heberling nicht, wenngleich Etwas in ihm sich regte, das ihn zuweilen dazu aufforderte.

So kam der Jahrestag von Quirl's Tode heran. Den Töpfer litt es nicht zu Hause. Er lief den ganzen Tag erst in der Stadt, dann auf dem Felde herum. Gegen Abend kam er in die Nähe der Sandgrube. Furchtlos trat er an den steilen Rand derselben und sah mit eigenthümlichen Empfindungen hinab in die mit Wassertümpeln angefüllte Tiefe. Die Sandgräber hatten die Grube schon verlassen. Es war still in ihr, um sie. Einzelne Frösche fielen in plumpen Sprüngen in das grünlich-braune Sumpfwasser. Da und dort in langen Pausen riefen sich einige Unken in ihren sonderbar-schauerlichen, melancholischen Klagelauten zu. Von Zeit zu Zeit herabrieselnder Kies unterbrach allein dies geringe animalische Leben in der Grube. Heberling schüttelte bedenklich den Kopf und wendete dem unheimlichen Orte schwer seufzend den Rücken. Der rauchende Schornstein des geschorenen Lammes gab seinen Gedanken eine andere Richtung. Unwillkührlich folgten dieser

auch die Füße. Er war der erste Gast an diesem Abende.

Alle später Kommenden gedachten des vorigen Jahres. Man ward munter und trank mehr, als gewöhnlich. Ein besonders lustiger Bruder brachte die Gesundheit des Husaren aus, und verband damit den Wunsch, daß er noch lange Jahre allen lustigen Gesellen die finstern Wege mit seiner feurigen Nase möge aufspüren helfen. Lachend stieß die Gesellschaft die vollen Gläser zusammen, auch Heberling, schon etwas berauscht, schloß sich nicht aus. Der Wirth versuchte zwar auf Anrathen Martha's, der immer bei Erwähnung des Todten ganz bänglich ward, dem Übermuthe zu steuern, konnte aber nicht durchdringen. Die Köpfe waren bereits zu sehr illuminirt, und wollte er sein Bier los sein und seine Gäste behalten, so mußte er, wie kluge Wirthe immer thun sollten, fünf gerade sein lassen und ein Auge zudrücken.

Es war spät, als man aus einander ging, Heberling außerordentlich munter und tüchtig behaarzopft. Draußen zerstob die Gesellschaft nach allen vier Winden und der Töpfer sah sich bald allein auf dem Felde. Er lachte gar vergnügt in sich hinein, sagte sich des Teufels Katechismus vor, focht mit dem Stock in der Luft, nahm vor jedem Vogel grüßend den Hut ab und becomplimentirte den Himmel seiner hellen

Augen wegen. Ein hohler, melancholischer Unkenruf von der Sandgrube her störte ihn in diesen vergnüglichen Gedankenspielen. Heberling blieb stehen und spitzte die Ohren, wie ein Haase, der den Jäger wittert. Augenblicklich saß die Flamme auf dem hohen Feldrande, machte ein paar gewaltige Sprünge und galoppirte querfeldein gerade auf den Töpfer zu. Heberling kam die Sache äußerst possirlich vor. Er sah dem näher kommenden Lichte aufmerksam zu. Etwa hundert Schritte von ihm blieb es stehen, machte abermals einige Sprünge und drehte sich dann langsam um sich selbst. Dabei stoben links und rechts blaugelbe Feuerflocken über das Ackerland, als ob ein Pferd ungeduldig mit den Hufen scharre. Eine Höflichkeit ist der andern werth, dachte der Töpfer, und schritt auf die kolossale Flamme zu. Je näher er kam, desto mehr überzeugte er sich, daß er es wirklich mit einem feurigen Rosse, auf dem ein dunkler Reiter mit flammender Nase saß, zu thun habe. Wenige Schritte vor dem bald vor- bald rückwärts springenden Rosse faßte der Töpfer Posto, stemmte sich mit vorgebeugtem Leibe auf den Stock, damit er die Haltung nicht verlieren möge, und sah den Luftsprüngen eine Zeitlang stillschweigend zu. Da hatte er nun einen wunderbaren Anblick. Das Roß, nicht viel größer als ein halbjähriges Fohlen, schien eine einzige

leuchtende Dunſtmaſſe zu ſein, die von innen heraus durch zahlloſe hin und wieder ſippende Flämmchen ihr Licht empfing. Auf dieſem wunderbaren Lichtroſſe ſaß ein halbdunkler Körper, der etwa ausſah, wie ein volles, vom Licht beleuchtetes Bierglas. Von ſeinen Schultern herab wallte ein glänzender Mantel von hochgelbem Stoff, umſäumt mit flimmerndem Feuer. Eine hohe Mütze, mehr Dunſt als Flamme, bedeckte das ſinnende Haupt des Reiters, deſſen Geſicht ſich durch eine rothglühende Naſe auszeichnete, die mit zahlloſen kleinen hellen Sternchen beſäet zu ſein ſchien.

Nachdem Heberling dies ſonderbare Bild genau betrachtet hatte, konnte er ſich des Lachens nicht enthalten. Das feurige Roß erwiederte den heitern Gruß durch ein fröhliches Wiehern und heftigeres Scharren.

»Du biſt es alſo wirklich, Bruder Quirl?« ſprach Heberling, Athem ſchöpfend. »Das nenne ich Wort halten, wie ein Ehrenmann! Na, Gott grüß' Dich! Aber Kerl, ſag' mir nur, was für ein curioſes Thier Du da unter dem Sattel haſt mit den ſchnackiſchen Eingeweiden? Hat Jemand noch gehört, daß ein Pferdeleib von tanzenden Flämmchen bevölkert iſt? Und Deine Naſe, Bruder Quirl! Ei, wie mußt Du getrunken haben! Das brennt und fun-

kelt ja, straf' mich Gott, als hätt'st Du's grüne Gewölbe in Dresden geplündert!«

Der feurige Reiter spornte seinen Renner, daß er wie ein Blitz über den Töpfer hinwegsauf'te. Er kam bei diesem Manöver etwas aus der Form, zog sich indeß durch einiges Schütteln, Rütteln und Tramzeln wieder anatomisch richtig zusammen.

»Sei mir gegrüßt, Bruder Heberling; so wahr meine Nase leuchtet!« versetzte jetzt mit dumpfer, tiefer Stimme der feurige Rossebändiger, und dabei fuhren ihm breite, mattgrüne Sumpfblätter aus dem Munde, die sich in der Luft sogleich entzündeten und als die ergetzlichsten Blumengebilde fortwährend leuchtend zur Erde fielen. »Es freut mich wahrhaft, daß ich Dich nach so langer Zeit wieder einmal sprechen kann. Zwar hast Du meine Freundschaft nicht verdient, da Du mich gegen die Abrede in das verfluchte Sumpfloch hinunterstießest. Indeß geschehen ist geschehen, und ein Contract muß einmal erfüllt werden. Laß uns jedoch, wenn es Dir gefällig ist, ein wenig vorwärts traben. Ich muß mir Bewegung machen, um den überflüssigen Dunst los zu werden.«

»Herzensbruder,« versetzte Heberling, »wie Du befiehlst! Ich würde Dich umarmen, wenn es einem Menschen anständig wäre, ein Geschöpf der andern

Welt an's Herz zu drücken. Bitte, Quirl, nimm's für geschehen an, und komm!«

Roß und Reiter wackelten nun leuchtend neben dem Feldwege fort, ohne jedoch den Boden zu berühren; denn die Hufe des Rosses waren Sumpfblätter und sahen fast aus wie Floßfedern. Mit diesen schaufelte es sich wacker vorwärts, während der Töpfer brav nebenan fortschritt.

»Was hast Du denn die Zeit her gemacht, alte Soldatenseele?« hob Heberling das Gespräch von neuem an. »Mir ist's trübselig ergangen. Ich trank ohne Durst und Appetit, nur um die Grillen zu vergessen, Niemand stritt sich mehr mit mir, die Martha sah mich immer verächtlich an, kurz 's war ein Heidenleben! Hast Du Dich besser befunden?«

»Freund,« versetzte der Reitersmann, »das ist eine Frage, die sich so kurz nicht beantworten läßt. Wie Du scharfsinnig bemerktest, ich habe stark, sehr stark gesoffen, um mich in Deinem Dialect auszudrücken, denn bei uns sprechen wir eine andere Sprache. Allein, ich sage Dir, der Meth da unten mundete mir auch zum Verwundern.«

»Was trinkt Ihr denn?« fragte Heberling.

»Antediluvianischen Liquôr.«

»Was? Schäbigen Schnaps?« schrie Heberling.

»Nein, Freund! Du würdest es in Deiner Sprache vielleicht als unreifer Mensch Höllenkräzer nennen. Erstaune nicht, mein Guter. Hat sich die Kehle erst daran gewöhnt, so rutscht er wie Mandelmilch. Aber Gewohnheit gehört dazu.«

»Und pichelst Du ganz allein?«

»Wo denkst Du hin, Freund! So wahr meine Nase leuchtet, ich habe vornehme Gesellschaft, und der erste Trinker der Welt führt den Vorsitz.«

»Was Du sagst!«

»Ja,« fuhr Quirl fort. »Vater Noah trinkt Dir einen guten Stiefel. Auf sechzig Braupfannen in einer Soirée kommt's ihm nicht an, und wer ihm das nicht nachzuthun vermag, muß zur Strafe des Abends spazieren gehen, wo denn Jeder nach Maßgabe des genossenen Getränkes einen Lichtschein von sich gibt. Geringe Leute und unbedeutende Trinker gokeln bloß so herum wie dämlige Lichter, wer's aber, wie ich, bis zum Großmeister gleich im ersten Jahre bringt, dem läßt Vater Noah ein Rößlein satteln, damit er darauf tüchtig herumgaloppiren, frische Luft schöpfen und gelegentlich seine Freunde besuchen kann.«

»Höre, das ist eine prächtige Einrichtung!« sagte Heberling. »Aber was sprecht Ihr denn? Oder sitzt Ihr ganz still und treibt das Trinken egoistisch?«

»Keineswegs,« versetzte Quirl. »Indeß, Freund, darüber ein ander Mal, denn ich sehe Dein Haus, und will nun wieder umkehren.«

»Dummes Zeug!« sagte der Töpfer. »Wir sind grade im besten Zuge. Heute ist Dein Todestag, ich möchte gern wissen, wie Du zu dem Allerweltsgeneralsaufaus von Olims Zeiten her gekommen bist und was Ihr sonst noch treibt und denkt. Hast Du nicht Lust, Deinen alten Dutzbruder wieder einmal zu besuchen?«

Lachend versetzte der Husar: »Du bist, wie ich sehe, noch immer der alte verführungslustige Schelm. Wohl, ich nehme Deine Einladung an, muß Dich aber durchaus ersuchen, mir ein Fäßchen vom Besten vorzusetzen. Denn ich habe mich auf dem Abstecher fast ganz und gar verdunstet und fühle einen leisen Frostschauer. Auch mein Athem ist, wie ich merke, kalt, da er keine Feuerblumen mehr verstreut.«

Heberling wandte sich um, und war entzückt von dem Schauspiele, das er sah. Der ganze Weg, den sie gekommen, war mit den wunderbarsten und mannichfachsten Feuerblumen von allen Farben besä't. Vergnügt sagte der Töpfer zu, half dem Husar vom Pferde, das sich unterdeß wie ein riesengroßer Pilz vor die Thür legte, und trat mit ihm in's Haus.

Ein Faß Bier war bald herbeigeschafft und die beiden Freunde nahmen gegen einander über Platz. Licht hatten sie nicht nöthig, da Quirl's wunderlicher Lichtstoffmantel eine hinlängliche Helligkeit verbreitete.

»Auf fröhliches Wiedersehen!« sprach der Husar und rumpelte seinen Krug an dem des Töpfers, worauf er ihn in einem Zuge leerte und mit den Lippen schmatzte. »Ja, das ist doch noch ein Saft,« sagte er, »der Einem die versengten Eingeweide abkühlt. — Noch einen Krug!«

»Freut mich, Alter, daß Dir's noch schmeckt,« versetzte der Töpfer, ihm den Krug auf's neue füllend. »Nur erlaube mir zu bemerken, daß, wüßte ich nicht, wer Du wärest, ich Dich für einen Lampenputzer bei den Soiréen Vater Noah's halten würde. Denn nach Thran, nimm mir's nicht übel, Bruder, riechst Du ganz abscheulich!«

»Das ist nur mein Mantel,« sagte Quirl. »Um unsere empfindlichen Leiber gegen Regen und Thauluft zu schützen, hat Vater Noah die Einrichtung getroffen, daß wir auf unseren nächtlichen Spaziergängen einen Feuernebel-Makintosh tragen müssen. Die Dinger sind ganz praktisch und halten 'was aus. Wenn Dich aber sein Geruch belästigt, so will ich ihn, derweil wir trinken und plaudern, dort an die Wand hängen.«

»Thue das, Freund Quirl,« antwortete der Töpfer, »denn wie ich sehe, bleibt es auch so noch immer schummrig in der Stube.«

Der Husar baumelte also seinen Mantel an der Wand auf und nahm dann, sehr düster und dunkel aussehend, wieder Platz am Tische.

»Nun laß aber 'mal los, alte Kerze,« forderte Heberling den Freund auf. »Ich brenne, so zu sagen, auf Neuigkeiten. Sprich, erzähle, schwadronire, lüge! Nur thu's Maul auf; denn nichts Abscheulicheres kenn' ich beim Bier, als wenn Einer sitzt wie ein thönernes Thier! Wie sieht's aus in Deinem Sumpfhimmel?«

»Lieber Bruder Heberling,« versetzte das Irrlicht, »das kann ich Dir nur unter einer Bedingung sagen.«

»Immer heraus damit!« rief der Töpfer, mit beiden Fäusten vor Ausgelassenheit auf dem Tische trommelnd, daß die Gläser hüpften und überschwepperten.

»Versprich mir, daß Du mich bei meiner Beschäftigung dort unten besuchen, und dann eben so mit mir, wie ich jetzt mit Dir, zechen willst, falls ich Dich mit Hülfe dieses erquicklichen Getränkes vor Tagesanbruch unter den Tisch trinke.«

»Oh, o, o! Mich unter den Tisch trinken! Narrenspossen! Den Kerl möcht' ich sehen, mit oder ohne feuerspeiende Nase und blumensäenden Mund, der mich, Meister Heberling, fünfundzwanzigjährigen Stammgast im geschorenen Lamme, unter den Tisch trinken könnte! Ich bin dabei, Freund Dunstkerze! Doch halt! Wenn ich nun Dich klein kriege, was dann?«

»Dann will ich Dir noch ein volles Jahr heimleuchten.«

»Wenn's denn nicht anders sein kann, Tepp! Ein Hundsfott, der's Licht hinter den Wind hält! Aber jetzt 'mal los!«

Das Irrlicht goß wieder ein paar Krüge hinunter und der Töpfer that ihm redlich Bescheid. »Fort mit den Fingerhüten!« sagte Quirl verächtlich und warf den Krug zum Fenster hinaus. »Die Dinger machen Einem ja kaum die Lippen feucht. Hast Du kein besser Maß? Etwa Feuereimer, Fischkessel oder so 'was Ähnliches?«

»Mir auch recht,« entgegnete Heberling. »Wo ich's Maul am vollsten kriege, gefällt mir's immer am besten.« Er ging hinaus und kam mit ein paar der größten Feuereimer wieder zurück.

»Aha!« pustete das Irrlicht und seine Nase funkelte heller vor Freude. »Hab' ich erst ein paar

dieſer Näpfchen ausgeſchlürft, dann wird mir's bald klar werden um den Kopf. Gib her, treue Seele! Rrrrrr! Auf daß es Dir nie an Durſt mangele!«

»Und Dir niemals an Erleuchtung, Freund Gokelmann! — Heb' an Deinen Spruch und lüge wie ein gedrucktes Buch!«

Das Irrlicht puſtete abermals, ſtrich ſich mit weinblattartigen grünen Händen ſein glimmerndes Bäuchlein und begann: »Nun ſo höre denn! Als ich vor einem Jahre von der albernen Kante in die Grube hinabdufelte und mir dabei das Genick in Kochſtücke zerfiel, war mir das anfangs äußerſt fatal. Denn einmal konnte mir die Todesart, als eine durchaus unkriegeriſche, gar nicht gefallen, und ſodann beſorgte ich, daß es ſchwer halten würde, eine noble Geſellſchaft ausfindig zu machen in einer Gegend, wo die verkannten Seelen der Pietiſten Tag für Tag und Nacht für Nacht ihren jammervollen Pſalter abſingen. Wie ich nun ſo da lag und dem Geſtöhn der armen Verkannten, die Ihr Unken nennt, zuhöre, und recht trübſinnig über meine Zukunft nachdenke, ruſchelt und ziſchelt's um mich. Ich ſehe mich um und bemerke in der ſehr düſtern Atmoſphäre, die mich umgab, ein Dutzend, etwa ellenlanger, ſchmächtiger Kerlchen in hellgelben Mäntelchen, die curios im Winde flatterten und dabei die ſonderbarſten Figuren, mei-

stentheils wie verdrehte Fragezeichen, bildeten. Diese Wesen hatten einen sehr unsichern, schwankenden Gang und machten genau alle Bewegungen von Menschen, die ihrer Gliedmaßen nicht recht mächtig, oder, mit Dir zu sprechen, die ganz entsetzlich angerissen sind. Na, denk' ich, da bist Du unter eine saubere Gesellschaft gerathen! Wo die Kerls ihren Durst in den Lachen löschen, da bist Du verloren, rein verloren! Indem wurden mich die Gokelmännchen ansichtig, taumelten auf mich zu, ein paar fielen auch auf die Nase und zischten so giftig, als ob sie Nattern wären. Nach und nach pflanzten sie sich jedoch, so gut es gehen wollte, neben mich auf, wedelten mich mit ihren Lichtmänteln an und brachten dadurch mein zerbrochenes Genick wieder einigermaßen in's Gelenke. Ich richtete mich auf und ließ mich mit den sonderbaren Narren in ein Gespräch ein.

»Sehr erleuchtete Herren,« hob ich an, meine Hand grüßend gegen sie ausstreckend, »wo hab' ich die Ehre mich zu befinden und welcher Glücksgöttin muß ich für den Genuß Ihrer Bekanntschaft Dank sagen?«

»Die taumelnden Kerlchen wedelten abermals mit den Mänteln, kicherten höchst übermüthig, setzten sich, ohne erst um Erlaubniß zu fragen, mir auf Brust und Schultern und näselten eine Menge Zeugs zu-

sammen, wovon ich keine Sylbe verstand. Erst auf mein inständigstes Ersuchen, daß sie doch wie vernünftige Wesen nach einander reden und ihre Weisheit auskramen möchten, erlangte ich, daß nur Einer auf einmal zu pispern anhub. Denn ich muß Dir sagen, Freund Heberling, das Volk nuschelte, als hätt' es Jahr aus Jahr ein den Ziep oder Pips.«

»Ha, ha, ha, ha! Das Geschlecht der Pipse soll leben! Klirre! Freut mich, Alterchen mit der brennenden Nase, daß Du's Flunkern noch nicht verlernt hast! Immer fort!«

Die Nase des Husaren strahlte immer heller, auch fing ihm der Kopf an bedeutend zu rauchen. Er patschte mit seiner Blätterhand auf den Tisch, daß es weithin schallte, goß sich dann einen neuen Eimer in die Kehle, schnalzte mit der Zunge und fuhr fort:

»Sehr geschätzter Freund, sagte das leuchtende Wesen auf meiner Brust, Du befindest Dich gegenwärtig auf der Sternwarte seiner Hochdurstigkeit, des allmächtigen, allweisen, allgegenwärtigen und allverehrten Selbstherrschers aller ehrbaren Trinker, des Herrn von Noah. Er sitzt hier grade unter Dir und pichelt ein klein wenig mit etlichen guten Freunden. Das Unglück wollte es, daß wir bei einem Trinkspruch, den Vater Noah seinem lieben Freunde und Bruder Alexander, genannt der Große, ausbrachte,

unſern Champagnerzuber zu raſch austranken und den Schwindel davon bekamen. Als ein äußerſt ſolider und geſetzter Herr iſt Vater Noah ein abgeſagter Feind aller Excentricitäten. Er winkte uns deshalb, auf ſeine Sternwarte hinaufzuſteigen und friſche Luft zu ſchlucken.«

»Donnerwetter, fuhr ich heraus, das iſt ſeltſam! Kommt mir's doch vor, als hätte ich den Hals gebrochen und läge, ſo zu ſagen, im Drecke, wie ein Trainpferd. Bitte, klären Sie mich darüber auf, meine erleuchteten Herren.«

»Die Kerle ſchüttelten ſich, daß ich denke, alle Knochen fallen ihnen aus einander, denn ſie kamen ganz und gar aus aller Façon. Indeß rückten ſie ſich alsbald wieder zurecht.

»Es iſt bloß eine Flocke Champagnerſchaum von Vater Noah's Glaſe, ſagte ein Anderer. Vorhin, eben bei der erwähnten Geſundheit, verſprützte er etwas davon hieher.«

»Erleuchtete, hochweiſe Herren, verſetzte ich unendlich verwundert, was ich da höre, intereſſirt mich außerordentlich. Ich bin ein gedienter Huſar, habe mit Ziethen manche Flaſche ausgeſtochen und kann Euch verſichern, daß ich das Schlucken ſo ziemlich weg habe. Hättet Ihr wohl die Gnade, mich Seiner Tief- oder Hochdurſtigkeit vorzuſtellen?«

»Allemal, allemal! riefen die Lichtmänner, sprangen wie toll durch einander und hatten mich, ehe ich mich dessen versah, in ein paar Sekunden an einen tiefen Schlund gezerrt, in den sie mich ohne viel Federlesens hinunterstürzten und mir wie fallende Sterne nachschossen. Ich dachte schon, den Hals noch einmal zu brechen, kam aber wider Erwarten ganz unversehrt in einer weinumlaubten Vorhalle an, wo es recht appetitlich aussah. Um mich standen zwölf stattliche Herren, alle in grünen Jagdwämsern und vergoldeten, helmartigen Mützen. Sie stellten sich mir als meine neuen Bekannten von der Sternwarte vor. Ungemein artig fragten sie mich, ob es mir jetzt gefällig wäre, in die Trinkhalle Vater Noah's zu treten. Ich nickte beifällig, aber, gesteh' ich's nur, recht wohl war mir nicht dabei. Denn vorerst hatte ich so etwas verflucht Husarenhaftes an mir, so 'was Ungeschlachtes, Siebenjährigekriegsmäßiges, und sodann beschlich mich eine Furcht, wenn ich die Gefäße maß, die um mich her standen und die mir auf meine Frage als Trinkhörner gezeigt wurden. Indeß ein Soldat fürchtet den Teufel selber nicht, und so stiefelte ich denn, beschmutzt wie ich war, den zwölf Herren in den grünen Wämsern getrost nach.«

Hier unterbrach den Erzähler ein heftiger Schlucken, der gar nicht aufhören wollte. Heberling lachte.

»Ich will Dir einen Bottich Waſſer holen, das hilft. Du haſt zu raſch getrunken.«

»Hol' Dich die Peſt mit Deinem Waſſer!« ſchrie das Irrlicht. »Willſt Du mich mit Gewalt erſäufen und verlöſchen? Nein, nicht zu viel, zu wenig hab' ich getrunken! Es iſt ja bloß ein Nippen! Gib andere Gläſer, und Du wirſt ſehen, das Übel vergeht. Up! Up! Bomben und Granaten! Up!«

»Bruder Quirl,« verſetzte der Töpfer, »befiehl! Ich ehre Deinen Durſt und bewundere Deine Kehle. Ein ehrlicher Kerl thut, was er kann. Die Eimer ſind Dir zu klein, ich würde Dir eine Badewanne präſentiren, doch bin ich leider nicht im Beſitz dieſes Möbels, da ich mich im Troge bade.«

»Was Teufel!« ſchrie das Irrlicht. »Up! Wenn Du lange trätſcht, ſo werde ich noch huſarenmäßig grob, was meiner jetzigen Stellung gar nicht angemeſſen iſt. Gib mir 'nen Ofentopf, das wird's unterdeſſen wohl thun.«

Heberling war ein muſterhafter Freund. Ohne ſich einen Augenblick zu beſinnen, ſtand er auf, nahm einen Schemel und ſchlug mit wenig Hieben den großen Kachelofen zuſammen. Aus Staub und Trümmern langte er den kupfernen Ofentopf hervor und

setzte ihn lachend, daß die Thränen seine Backen hinabliefen, dem unersättlichen Gaste vor.

»Es will mich bedünken,« sprach er unter bauchschütterndem Gelächter, »daß, leerst Du den Krug, so bleibst Du nicht klug!«

»Nur her damit! Up! Ein zweimaliges Schlückchen macht die Kehle wieder geschmeidig. »Er füllte sich den Ofentopf, stürzte ihn aus, füllte ihn nochmals und leerte ihn wieder zur Hälfte. Dann holte er tief Athem. »Bah,« sagte er. »Weg ist das Übel. Ich weiß, was mir bekommt. Versuch's doch auch 'mal, Bruder!«

»Hoho!« rief Heberling. »Du willst mich wohl foppen? Was eine irrlichtelirende Nachtkerze kann, muß ein Mensch auch präsiren.« Somit goß er sich das neumodische Gefäß voll und leerte es bis zur Nagelprobe. »Siehst Du, Bruder Hansdampf? Kein Tropfen ist übrig. Willst Du mich unterkriegen, da muß es noch ganz anders kommen. Aber bitte, weiter aufgeschnitten. Denn lügen kannst Du nach der Schwierigkeit!«

»Lügen? Kein Gedanke dran! Ich spreche nur die lauterste Wahrheit, so wahr meine Nase leuchtet!«

Das Letztere ließ sich allerdings nicht bestreiten, denn diese Nase flammte fort. Auch dampfte der

Kopf des Husaren dermaßen, daß man glauben konnte, es sei ein maskirter Schornstein.

Über den Köpfen der beispiellosen Zecher begann es jetzt zu rumoren, doch merkten die beiden Trinker nichts, oder achteten sie nur nicht darauf. Der Husar fuhr fort:

»Es brauste alsobald ein so gewaltiges Durcheinander von Stimmen mir entgegen, daß ich für mein Gehör besorgt ward. Meine Gefährten schlugen eine Flügelthür auf, durch die ich in einen unübersehbaren Saal blicken konnte. Er war mehr riesenmäßig lang als breit. Denn während er kaum drei Meilen in die Breite maß, konnte er in die Länge gern seine hundert Meilen halten.«

»Na, na, Bruder, jetzt kommt's dicke!«

»Halt's Maul, gichtbrüchiger Topfkleckser,« schrie das Irrlicht wie besessen, »was verstehst Du von Längen und Breiten! Du bist bloß dick, dick und dumm wie ein Meerschwein! Darauf will ich einen Vierundzwanzigpfünder fressen mit Haut und Haar und weder gesotten noch gebraten!«

»Halt, halt, halt! Ereifere Dich nur nicht, guter Quirl! Wenn Du so gar empfindlich geworden bist, so kann ich schon still sein, obwohl ich nicht einsehe —«

»Platsch!« schrie der Husar und schlug mit beiden Händen auf den Tisch. »Ein dummer Kerl hat keine Lebensart und ein Töpfer ist ein lehmerner Batzenstreicher, das ist klar, so wahr meine Nase leuchtet! Und die Sache von meinem Besuche verhält sich folgendermaßen, obgleich ein maß- und umfangsloser Narr mein Zuhörer ist.«

Das erzählende Irrlicht, das immer lauter schrie, schöpfte Athem. Es glühte jetzt' wieder durch und durch', so daß die Stube ganz hell erleuchtet war. Draußen klappte Jemand in Schlepppantoffeln die Treppe herunter.

»Eine einzige unermeßlich lange Tafel,« schwadronirte das Irrlicht, »reichte von einem Ende der Halle bis zum andern. Unten an saß die zuletzt angekommene durstige Kehle, ein Herr von Unschlitt, Mecklenburger von Geburt, und grob sag' ich Dir, grob wie Sackleinwand. Ihm gegenüber, also hundert Meilen davon, bemerkte ich bloß ein stattliches, mit Weinlaub und Eppich bekränztes Haupt, zu dem in sehr kurzen Pausen immer ein Gefäß emporstieg, worin ich, menschlich genommen, eine Braupfanne oder vielmehr einen Kühlbottich erblickt haben würde. Meine Gefährten belehrten mich aber, daß dies die üblichen Römer an Vater Noah's Tafel wären, und so hatte ich natürlich nichts dagegen einzuwenden.«

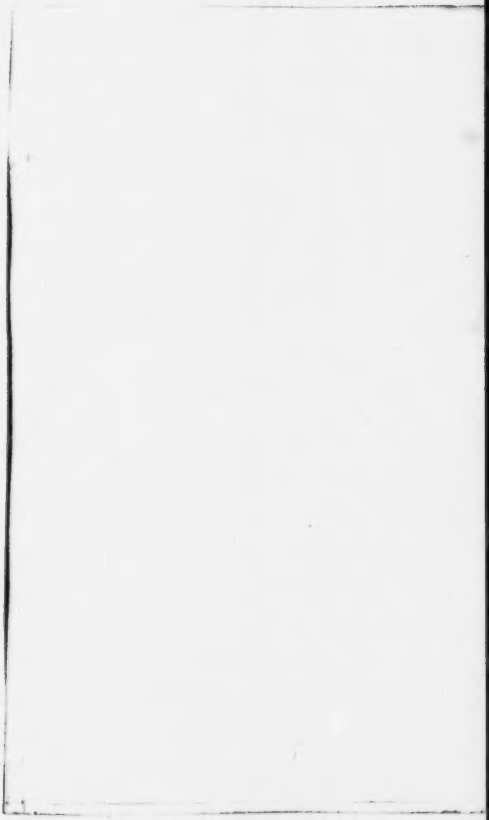
»Natürlich,« sagte Heberling, der vor Verwunderung beinahe das Trinken vergaß.

»Nein, gar nicht natürlich!« entgegnete auffahrend der Husar und schüttelte sein dampfendes Haupt, daß der Töpfer fürchtete, es möchte vom Luftzuge in Brand gerathen. »Was verstehst denn Du, Erdwachtel, von unserer Natur! G'rade so viel, wie ein Brahmane von Friedrich's Haarzopf. Aber egal ist egal!«

»Unbedingt,« murmelte Heberling, der nicht mehr wußte, wie er seinen etwas heftigen Gast aus dem Geisterreiche nehmen sollte. Jetzt ward die Stubenthür geöffnet und Friedrich, die Nachtmütze auf dem Kopfe, im Hemde, Schlepppantoffeln und ein Licht in der Hand, trat in die Stube.

»Alle guten Geister loben Gott —«

»Den Herrn!« ergänzte Vater Heberling, sah sich höchst gleichmüthig um und winkte, als er seinen vor Schreck leichenblassen Sohn erblickte, ihm zu, daß er näher treten und Platz nehmen möge. Friedrich erstarb jedes Wort auf der Zunge. Er glaubte in die Gewalt des Teufels gefallen zu sein, und da der Töpfer Miene machte, aufzustehen und den unerwarteten Gast herbeizuholen, so fügte sich der fromme Friedrich der Nothwendigkeit. Er schob sich ein Stück des zerschlagenen Ofens an den Tisch, hockte sich im Hemde, die Nachtmütze auf dem Kopfe und das Licht



noch in der Hand, — wie ein Häufchen Unglück, darauf nieder und stöhnte tief und schwer.

»Mein Sohn Friedrich,« sagte Heberling, den zitternden Jüngling seinem irrlichtelirenden Freunde vorstellend. »Mein sehr werther Freund Quirl, ehemals Husar, gegenwärtig wohlbestallter Haide- und Rainläufer bei Nacht, in Diensten Seiner Tiefdurstigkeit Vater Noah's, Selbstherrschers aller durstigen Seelen.«

»Mir Alles Wurst!« rief das Irrlicht, griff mit der Linken nach dem Lichte, drückte die Flamme aus und strich es dem frommen Friedrich um's Gesicht.

»Gewiß ist, daß Vater Noah den besten Zug hatte, den ich je gesehen, Freund Heberling,« unterbrach er sich. »Gieße doch diesem Aschenmann im jugendlichen Flügelkleide ein paar Eimer Lebenssaft ein, damit ihm die Schlafmütze von den Ohren oder über die Ohren fällt. Prosit, auf daß sich Deine Kehle bald ausweite. — Ruhe! Ich hab's Wort!«

Friedrich trank aus Verzweiflung, Heberling lachte über seinen muntern Gast und zog dabei, wie ein Schlauch. Quirl fing an, sich auf seinem Sessel zu drehen und hin und her zu schlenkern.

»Ich schritt nun,« fuhr er in seiner Erzählung fort, »mit meinen zwölf Begleitern die Tafel entlang,

was sehr rasch ging, mit einer Schnelligkeit von etwa zehn Meilen in der Minute, bei uns eine wahre Schneckenpost. Im Vorbeigehen zeigten mir die Grünwämser verschiedene Notabilitäten, unter Andern den zweiten August von Sachsen mit seinen sächsischen und polnischen Trinkgefährten. Auch der preußische Friedrich sammt dem Biercollegium fehlte nicht. Alle diese Herren tranken nach menschlichen Begriffen leidlich gut, an Noah's Tafel aber waren's nur Stümper. Dagegen gab es manchen Bauer, der die Majestäten mit der größten Leichtigkeit ausstach. Als mich der eppichbekränzte Trinker, Präsident der Tafel, ansichtig wurde, reichte er mir lachend seine heiße Hand und schüttelte die meinige recht brüderlich. »Ha, ha, ha,« sagte er, »bist Du auch schon da, Quirl? Freut mich, freut mich, alte Donnerbüchse! Komm, schieb' Dir ein Sesselchen heran und trinke mir eins zu. Wie steht's, traust Du Dir 'was zu?«

»Erleuchtete Tiefdurstigkeit,« versetzte ich, mich geziemend vor Noah verbeugend — denn er war es selbst, der Vater des Weins — »so Du erlaubst, will ich meine Kräfte wohl versuchen.«

»Also einen Kaiser!« sagte Noah, langte hinter sich und pflanzte ein Trinkhorn vor mich, das ein genaues Orthoft fassen konnte. »Wenn Du das aus-

trinkſt bis auf den Grund, mein Junge,' ſo biſt Du Großmeiſter in unſerm Bunde.«

»Nun denn, des walte Bachus!« ſage ich mit andächtigem Blick, ergreife das Hörnlein und glucke es richtig aus. »Hat mir prächtig geſchmeckt,« ſag' ich, ihm das leere Gefäß hinhaltend, »bitte, noch einen Schnitt!«

»Einen Schnitt?« unterbrach ihn Heberling. Friedrich fing an zu lachen, nahm die Nachtmütze ab und warf ſie gegen die Wand.

»Holla! Ruhe da, Ihr wendehälſigen Kerle! Ich hab's Wort!« ſchrie der Huſar und ſchlotterte, drehte und wirbelte ſich beinahe auf ſeinem Seſſel. »Ich trank, ſag' ich, ich habe getrunken und ich werde trinken, wie ich will und ſo lange mir's ſchmeckt. Alſo, damit Ihr's wißt, und auf daß Du einen Begriff bekommſt vom Trinken, elender Kneter des ſchmutzigen Thons ich trank ſelbigen Abend mit Vater Noah noch eine Million Orhofte, ſo viel, als Waſſer im Genferſee iſt! Wahre Lumperei, ſag' ich Euch!«

»Lichtelirendes Menſchen- oder Narrenkind,« ſagte Friedrich blinzelnd, »Du biſt wohl beſoffen?«

Der Huſar puſtete und wankte ſo gewaltig, daß Heberling jeden Augenblick glaubte, er würde vom Schemel fallen. »Bravo, bravo, mein Sohn!« rief der Töpfer und trommelte mit Händen und Füßen.

»Segne Dich Gott für Deinen Witz! Du bist mein echtes Kind, Du trinkst, Du machst Spaß, Du bist ein Mensch unter Menschen und Quirl hat sich belämmelt!«

Der Triumph, der sich in diesen Worten des Töpfers aussprach, setzte den Husar in Wuth. Er sprang wie der Blitz von seinem Schemel, kam aber so in's Taumeln, daß er sogleich vorn überkippte und grade mit der Nase auf die Dielen schlug. Er lag da, wie ein leuchtender Sack. Vergebens suchte er sich wieder aufzurappeln, er fiel immer wieder hin und sah aus wie ein Stehauf. Heberling hatte vor Lachen weder Athem noch Kräfte; Friedrich, dem das Bier auch bereits in den Kopf gestiegen war, tanzte im Hemde in der Stube herum, torkelte gegen die Wand und riß dabei den Mantel Quirl's herunter. An der Erde erloschen die Flammen, er bildete nur einen breiten grauen Fleck.

»Ich sage aber nein!« schrie das betrunkene Irrlicht, sich aufrichtend und wie eine Wiege bald vorn, bald hinten überschlagend. »Hier will ich — und hier — kann ich — trinken, weil Noah — ein Weinschlauch ist! — Das ist Bewußtsein,« fuhr er fort, Heberling anprellend. »Bruder! Der Noah hat mich heraufgeschickt — also kann ich leuchten! — Hun-

dertmillionen — 's Maul gehalten! — Hundert Millionen Ortoft Meere ſauf' ich aus! Ganz allein, mit 'nem Pfeifenrohre! Das iſt blos für 'n Durſt, um ſich den Mund — auszuſpülen! Beer! — Steh! ſteh! alter Rappe! — Kommt! Alſo, Freund Heberling vom Thonberge, was die Wette anbelangt, — ſo bin ich der Kerl — ja richtig — der Kerl, der ſie mit Bewußtſein verloren hat! Mich dünkt — es dämmert. Allons! Nur nicht gemuckſt! Der alte Ziethen hat ſonſt den Teufel im Leibe! Vorwärts, marſch!«

So ſprechend taumelte der Huſar, von Heberling und ſeinem Sohne unterſtützt, hinaus. »Steh' auf, dämliger Klepper!« rief er dem lagernden Lichtſcheine zu. Sogleich fuhr dieſer zuſammen, wieherte und ſchnobberte in die friſche Luft, die ſchon nach dem jungen Morgen duftete. Heberling hielt dem Huſar den Steigbügel, Quirl ſchwang ſich auf, wackelte zwar hin und her, hielt ſich aber doch im Sattel und zuckelte, immerfort raiſonnirend, ſchimpfend und brummend, ohne Mantel auf dem noch ſchwach glänzenden Wege, den er gekommen, nach der Sandgrube zurück.

Heberling und ſein Sohn gingen Arm in Arm wieder in's Haus, Einer ſo benebelt wie der An-

dere. Lachend warfen sie sich auf die Erde und entschliefen.

Es war schon hoch am Tage, als die beiden Heberlinge aus ihrer Betäubung wieder zu sich kamen. Sie machten sonderbare Gesichter, da sich Keiner die ihnen entgegenstarrende Verwüstung natürlich erklären konnte. Heberling senior fluchte von Teufelsspuk, Heberling junior faltete die Hände und schlug die verdrehten Augen andächtig zum Himmel auf. Dem Übel war ein für allemal nicht mehr abzuhelfen, und mochten nun Geister oder betrunkene Menschen den Unfug verübt haben, die Folgen hatte Heberling jedenfalls allein zu tragen.

Lieb war es dem Töpfer, daß diesmal auch sein Sohn nicht unschuldig geblieben war, da er nun wenigstens das Stänkern und Predigen unterlassen mußte. Friedrich befand sich sogar in einem höchst beklagenswerthen Zustande. Zu jeder Arbeit unfähig, warf er sich mit Eifer auf's Gebet, und unterließ nichts, um den begangenen Fehltritt durch anhaltende Andachtsübungen abzubüßen. Von seinem Vater hielt er sich fern; denn er glaubte ihn nach den Erlebnissen der letzten Nacht mit Leib und Seele dem Teufel verfallen. Deshalb hütete er sich auch, irgend ein Wort über dessen vertraulichen Umgang mit Geistern

und Irrlichtern verlauten zu lassen. Nur mit sich selbst ging er zu Rathe, wobei er zu dem Resultate kam, daß all dies Unglück eine natürliche Folge des lästerlichen Trinkens und eine bereits sich anmeldende Vorherverkündigung der Strafe sei, die den unheilbaren Säufer nach dem Tode ereilen werde.

Heberling nahm die Sache leichter, und er hatte von seinem Standpunkte aus vollkommen Recht. Der eingestürzte Ofen konnte wieder gesetzt, die ausgetrunkenen oder ausgegossenen Tonnen mit geringen Kosten wieder gefüllt werden. Nur der abscheuliche Oelfleck im Zimmer, der ihm die ganzen Dielen verdarb, ärgerte den Töpfer, denn er wollte keinem Mittel weichen. Heberling verstrich ein paar Kachelöfen in Thon, um ihn zu vertilgen, doch Alles umsonst. Der Fleck blieb und verbreitete noch zum Überfluß einen Thrangeruch um sich, der mit der Zeit an Intensivität zunahm und bald das ganze Haus durchduftete. Dies ärgerte Heberling, der jetzt nicht mehr an dem wirklichen Besuche des Irrlichtes zweifeln konnte, den er bisher für einen bloßen Traum zu halten geneigt gewesen.

»Warte nur,« sprach er für sich, »dafür will ich Dir schon noch einen Zopf eindrehen, daß Dir die Zähne klappern sollen. Es ist noch lange nicht aller Tage Abend.«

Inzwischen konnte auch dies mehr spaßhafte als traurige Ereigniß den Töpfer weder aus seiner Stimmung herausbringen, noch seine Lebensart ändern. Er fuhr fort zu trinken, wie immer, und mußte allemal lachen, wenn er des Abends auf dem Heimwege den leuchtenden Freund über den Grubenrand heraufsteigen sah. Oft beobachtete er die Caleppaden des Irrlichts, zuweilen rief er es, obschon ohne Erfolg, an, und ward in Kurzem die Erscheinung so gewohnt, daß er sie ungern ausbleiben sah, was doch zuweilen vorkam.

So verging abermals ein Jahr. Das umgehende Irrlicht, von dem Volke »der Husar« oder »Quirl« genannt, erregte als eine alte Sache keine Aufmerksamkeit mehr. Kaum im »geschorenen Lamme« dachte noch Jemand des ehemaligen lustigen Gastes, mit dessen plötzlichem Verschwinden doch wohl die sonderbare Erscheinung in einigem Zusammenhange stehen mußte. Selbst Martha schien sich des früheren Liebhabers durchaus nicht mehr zu erinnern, wenigstens stellte sie sich, als werde ihr ein Mährchen erzählt, wenn ein Bekannter einmal darauf anspielte oder den kleinen Jungen, der zwischen den Gästen in der Schenkstube herumzukrabbeln anfing, »kleines Quirlchen« nannte. Sie ward dadurch dem hübschen Jungen ganz gram, vernachlässigte und schlug ihn, wie

und wann sie nur konnte, und hatte es gar kein Hehl, daß sie die Krabbe nicht leiden möge. Sie sei störrisch, behauptete sie, und werde gewiß einmal ein rechter Bengel und Taugenichts werden.

Heberling, der diese herzlose und ganz aus der Luft gegriffene Tyrannei oft mit ansah, ärgerte und erbiterte sich sehr darüber. Hatte er einen Tropfen zuviel getrunken, so drohte er auch der unfreundlichen Mutter und schwur bei allen Trinkern der Mit- und Vorwelt, daß er es ganz sicher seinem alten Freunde bei nächster Gelegenheit stecken werde. Weil nun aber Martha diese Betheuerungen für leere Drohworte eines seiner selbst nicht mächtigen Betrunkenen hielt und sie auch sonst nicht wußte noch ahnte, daß der Töpfer wirklich noch mit dem verunglückten Husar in einer Wechselverbindung stehe, so achtete sie nicht darauf, sondern ließ sie zu einem Ohre hinein, zu dem andern hinausgehen.

Der Wirth und Adoptivvater des jungen Quirl verhielt sich gleichgültig bei der Sache. Es ging ihm, wie allen gutherzigen Menschen ohne Charakterstärke: der Bube ärgerte ihn, so oft er ihm vor die Augen kam, weil er ihn doch jedes Mal an den Fehltritt seiner Frau erinnerte. Deshalb würde er auch gar nichts dawider gehabt haben, hätte sich ein guter Freund gefunden, der ihm den unnützen Brodesser

abgenommen. Noch mehr konnte es ihn verdrießen, daß Martha gar keine Anſtalten machen wollte, ihm einen ächten Erben und Nachkömmling zu geben. Er hatte die Anſichten der meiſten ungebildeten Menſchen, daß ein ſolcher Leibesſegen die erſte Pflicht verheiratheter Weiber ſei. Bin ich erſt wirklicher Vater, dachte er, ſo habe ich ein Recht, mir das Quirlchen nach und nach vom Halſe zu ſchaffen. —

Am Todestage des Huſaren war Heberling wieder bei Zeiten im »geſchorenen Lamme.« Ohnehin kam er ſeit einigen Monaten früher als ſonſt, ohne den Grund davon anzugeben. Hätte man ihn daheim aufgeſucht, ſo würde ſich Niemand darüber gewundert haben. Friedrich's Frömmelei war ſo grundunausſtehlich geworden, daß wirklich eine Engelsgeduld dazu gehörte, ſie zu ertragen. Und darauf ließ ſich der alte Töpfer nicht ein. Weil er aber im Hauſe nicht ewigen Streit und Zank haben mochte, verließ er die Werkſtatt je eher, je lieber, und ſtellte es dem frommen Sohne anheim, wie lange er Thon kneten, die Scheibe drehen und Kaffeekannen und Milchſchüſſeln formen wollte.

Schon einige Tage vor dem verhängnißvollen Unglückstage genoß Heberling mehr Bier als gewöhnlich. Er war dann immer ſtill, trauerte um den heimgegangenen Freund, und machte ſich Vorwürfe

wegen seines Todes. Die qualleriſchen Gedanken los zu werden, die ihn um den Schlaf brachten, mußte er trinken, und weil ihm das keine große Überwindung koſtete, ſo that er es mit einer gewiſſen Wuth. Heut machte er ſogleich einen tüchtigen, vielverſprechenden Anfang. Als ſich das Zimmer mit Gäſten füllte, hatte der Töpfer bereits die Bierfahne in ſeinem wohlgenährten Geſichte aufgepflanzt, und war in der Laune, mit Allen Alles zu beſprechen. Er hatte, ſo zu ſagen, einen derben Hieb.

Auch die andern Stammgäſte waren keine Kopfhänger. Sie erinnerten ſich der Vergangenheit und brachten das Geſpräch auf den Huſaren, deſſen ehemaliger Platz neben Heberling an dieſem Tage allemal unbeſetzt blieb.

»Wiſſen möchte ich doch für's Leben gern,« ſagte Einer, »was es für eine Bewandtniß hat mit dem großen Gokellichte aus der Sandgrube! Daß ſich das Ding erſt ſeit ein paar Jahren ſehen läßt, iſt unbeſtreitbar, und daß es gar wunderſam hüpft und ſpringt, wenn man es Quirl ruft, hat auch ſeine Richtigkeit.«

»Begegnet iſt's, ſo viel ich weiß, noch keiner ehrlichen Menſchenſeele,« verſetzte ein Zweiter, »geſehen hat's aber wohl ein Jeder. Um die jetzige Zeit

iſt's immer am hellſten, läuft am längſten um und kommt den Leuten auch am nächſten.«

»Wunderbar bleibt's,« ſagte der Erſte wieder, »daß es oftmals nach dem Kirchhofe hinauftanzt, über die Mauer ſpringt und von Grabhügel zu Grabhügel hüpft, bis es richtig den des Huſaren gefunden hat. Dann ſoll's eine Zeitlang ſtehen bleiben, düſter und immer düſterer brennen, als ob es ſeine Trauer um den Verſtorbenen damit zu erkennen geben wolle, ſodann in eine hohe, lichte Flamme aufſchießen und wie ein weithinſpringendes Roß in breitem, funkenſtreuenden Feuerſtreif wieder rückwärts über die Mauer ſetzen. Letzthin hat die Pfarrmagd 's böſe Weſen von dem Anblicke gehabt.«

»Kinder,« unterbrach ein dritter Gaſt die beiden Gloſſirenden, »es iſt nicht gut, wenn man von Abgeſchiedenen unlöbliche Dinge ſpricht. Das beunruhigt ihre Seelen und jagt ſie, ſagen die alten Leute, als Geſpenſter aus ihren Gräbern. Auf eine ſanfte Ruhe des Huſaren, unſeres alten, luſtigen Kumpans!«

Die Trinker ſtießen lebhaft mit ihren Krügen an, auch Heberling. Er lächelte geheimnißvoll verſchmitzt, als er den leeren Krug vor ſich niederſetzte und den Deckel gewichtig klappern ließ.

»Ihr lacht uns aus, Heberling?« fragte der erste Sprecher. »Sagt, wißt Ihr 'was von dem Irrlicht?«

»Hm!« sagte der Töpfer, und sein Gesicht ward noch geheimnißvoller.

»O sprecht, trefflicher Herr Heberling,« bat derjenige, der so eben das Gespräch abgebrochen wissen wollte, um die Seele des Todten nicht zu beunruhigen. »Ihr standet ihm am nächsten, Euch hat er gewiß ein Zeichen gegeben.«

»Kann sein,« sagte Heberling, »und wenn er es that, so hat er nur Wort gehalten. Point d'honneur! wißt Ihr, ist bei einem Militair eben so viel, als wenn unser Einer sagt: Soll mich der Teufel in den Lüften zerreißen!«

»Sehet Ihr!« bedeutete der erste Gast die Andern.

»Ich dacht's gleich!« sagte der Zweite.

»Da habt Ihr's!« bemerkte der Dritte.

»Halt's Maul und laßt ihn erzählen!« riefen Viele.

»Ja,« begann Heberling wieder, als Alles rings um ihn still geworden. »Er hat Wort gehalten, wie ein ehrlicher Kerl von einem braven Kriegsmann, und uns Allen getreulich mit seiner Nase heimgeleuchtet, wenn wir schräg von hinnen zogen. Die

gute Seele! Daß ſie ſo erbärmiglich umkommen mußte!«

Die hellen Thränen liefen dem Töpfer über die Backen herab, er ſchluchzte laut und trank dazu ſein Seidel aus.

»Er muß alſo wirklich umgehen?« fragte wieder Einer mit recht dummer Miene.

»Umgehen!« antwortete Heberling. »Wenn ein gewiſſenhafter Geiſt ſein Wort hält, ſo kann ihm das keine Menſchenſeele verwehren. Es iſt eben ſo, als wenn ein Lebendiger eine verfallene Schuld abzahlt. Umgehen! Es macht ihm Vergnügen, ſeine alten Freunde manchmal duſſelig zu ſehen, ein Bischen friſche Luft zu ſchlucken und das Lämmlein zu umreiten. Was iſt da Wunderliches dran?«

»I nu!« ſagte der Erſte.

»Wenn man's recht bedenkt!« meditirte der Zweite.

»Möglich wär's!« ſchloß der Dritte.

»Immer, immer, immer!« betheuerte Heberling, und ſtieß dreimal ſeinen Rohrſtock gewaltig gegen die Dielen. »Ja, ich will meine Grabesruhe verwetten, wenn er uns heute nicht einen Walzer oder eine Quadrille vortanzt, der Tauſendſappermenter!«

»Lieber Heberling,« ſagte der Wirth, dazu tretend, »führet keine loſen Reden. Das Irrlicht ſchießt

ſchon ſeine verfluchten Purzelbäume auf dem Grubenrande.«

Dieſe Zurechtweiſung brachte den Töpfer auf. »Herr Firlefanz und Flaſchenſpüler, Korkſtöpſel und Scheuerlappen, Klötzelleuchter und Wurſtſchäler,« fuhr er ihn an, »wenn mein Freund Quirl ſchon jetzt ſein Abendſchlückchen trinkt, ſo iſt's bloß, um den Ärger hinunter zu ſchlucken, den ihm Deine erbärmliche Ehewirthſchaft macht. Denn daß ich Dir's nur gradezu in's Geſicht ſage: Ihr Beiden, Du und Martha, Ihr führt ein Leben, verzeih' mir's Gott, nicht viel beſſer als ein paar Gänſe. Wenn denen ein Grüſchel nicht anſteht, latſchen ſie's auch zu Tode! Und das hat mein Freund ſatt; deshalb ſteigt er herauf aus ſeinem Grabe und wird einmal Nachfrage bei Euch halten, wie Ihr ſein Kind behandelt.«

Über dieſe erſtaunlich grobe und ſeltſame Rede erblaßte der Wirth, dermaßen erſchreckend, daß er kein Wort zu erwiedern wußte. Die Gäſte lachten ihn aus, ſtanden auf und traten an's Fenſter, um das Irrlicht zu ſehen.

»Bleibt nur in aller Beſoffenen Namen ſitzen!« rief ihnen der Töpfer zu. »Ich kenne die Mucken meines Freundes. Erſt probirt er das Gebräu und ſchmeckt's ihm, ſo kommt er nach einer Weile wieder. Ein Geiſt, wenn er anders Charakter beſitzt, benimmt

sich als Geist grade so reputirlich, wie als Mensch. Ich kenne das!«

»Ihr seid wohl schon einmal als Geist umgegangen?« fragte Einer der Gesellschaft, während die Übrigen herzlich über den angetrunkenen Töpfer lachten.

»Allemal!« versetzte Heberling sehr würdevoll, und stieß den Krug auf den Tisch, daß er zersprang. Den Henkel schleuderte er klirrend durch die Fensterscheibe. »Wär' ich der Quirl, ich trieb's noch viel toller!« setzte er hinzu. »Ich besuchte nicht etwa einen, nein, ich besuchte alle meine Kneipbrüder, und das sollte ein Leben sein, wie im siebenten Himmel, so wahr ich mir heute einen Haarzopf trinke!«

»Habe, habe!« schrieen lachend die Gäste.

»Auch das!« sagte Heberling, griff hinter sich, erhaschte seinen Zopf und faßte die Spitze mit den Zähnen, indem er heftig daran zog, so daß sich seine Perrücke verschob, was die Heiterkeit der Gesellschaft ungemein erhöhte.

Indem kam Martha bleichen Gesichts herein und sprach: »Er kommt! O mein Gott, mein Gott! Und grade auf das Haus zu!«

»Wer?« fragten viele Stimmen.

»Das Irrlicht! Quirl!« hauchte Martha mit ersterbender Stimme.

Nun erbleichten auch die Gäste und rückten Bänke und Schemel in die Ecken des Zimmers. Nur Heberling blieb ruhig, stand gelassen auf, nahm seinen Dreimaster vom Pflock, bedeckte sein würdiges Haupt damit und sagte: »Wenn er kommt, so muß man ihm, als einem so seltenen Gaste entgegengehen und ihn gebührend empfangen. Er wird sich nach seinem Sohne erkundigen wollen.«

Ohne auf Martha's Bitten, auf des Wirths Betheuerungen, auf das Abrathen der Gäste zu hören, stieß der Töpfer die Thür auf und trat hinaus in die warme, stille Nacht. — Wenige Schritte vom »geschorenen Lamme« floß ein Bach, den man mit Leichtigkeit überschreiten konnte. Drüben lief eine etwas sumpfige Wiesenfläche gegen die höher gelegenen Felder hinauf. Von da herab kam in gravitätischem Galopp der flammende Reiter. Heberling schritt bis an den Bach vor, lehnte hier seine wohlbeleibte Gestalt auf den vorgestemmten Rohrstock und wartete auf die Ankunft des Irrlichts. Indeß hatte doch die Neugier die Furcht der zurückgebliebenen Gäste größtentheils besiegt. Kopf an Kopf umstanden sie die Thür der Schenke, um zu sehen, was der verwegene Töpfermeister mit dem wandernden Irrlicht-Ungethüm wohl angeben werde.

Einige Schritte vom Bache machte der feurige Reiter Halt. Heberling nahm seinen Treffenhut ab, schwenkte ihn geschickt gegen das Irrlicht und sprach: »Guten Abend, Alterchen! Willst Du wieder einmal sehen, was Deine Freunde von ehedem machen? Wie ist Dir denn unser letztes Gelag bekommen, Feuernase? Du warst damals tüchtig angerissen, vergaßt in der Eile gar Deinen Mantel, was mir viel böse Tage gemacht hat; denn Euer Präsident im Himmel der seligen Trinker führt von Alters her, wie's scheint, einen ausgezeichneten Thran oder Theer. Das Zeug mag ihm von Erbauung der Arche her übrig geblieben sein.«

Das Irrlicht machte einen Luftsprung, schlug hinten und vorn aus und war im Nu an Heberlings Seite. Der Töpfer erkannte sogleich seinen Freund wieder, der überaus wohl genährt aussah und einen recht lustig flimmernden Feuermantel trug.

»Sehr obligirt!« versetzte der Reitersmann mit etwas heiserer Stimme. »Reich' mir Deine Hand, Freund! Der Rappe ist diese Nacht etwas hartmäulig und störrisch, da er mehrere Nächte gestanden und entsetzlich viel Most getrunken hat. Er wollte mir durchaus nicht pariren und ging querfeldein auf das hellste Licht zu. So bin ich nun hierher gekommen, und weil ich denn einmal so weit verschlagen

worden, ſo will ich doch 'mal ſehen, wie's ausſieht im »geſchorenen Lamme« und was mein Bengel von Jungen macht, den ich dazumal in der luſtigſten Laune von der Welt der hübſchen Martha aufgehangen habe. Ha, ha, ha! Das war eine Fahrt, toller wie im Kriege! Du haſt mir doch einen Sitz aufbewahrt?«

»Nur 'runter vom Klepper!« entgegnete Heberling luſtig. »Platz iſt da, und die ganze Kumpanſchaft obendrein!«

»Deſto beſſer!« ſagte Quirl: »ſo kann ich gleich in Erfahrung bringen, was ſich in Zukunft für unſer Collegium ſchickt und was nicht. Denn ich will Dir's nur ſtecken, Alter, Vater Noah hat mich neuerdings zu ſeinem Werber ernannt.«

»Sieh 'mal an!« ſagte Heberling. »Was man nicht Alles erlebt!«

»Es iſt nicht anders,« belehrte das Irrlicht den Freund. »Vater Noah feierte die Sündfluth und ließ, wie Du leicht denken kannſt, dabei etwas drauf gehen. Da gab's nun ein ſehr ſtarkes Trinken, ſo daß ſich am Ende die tapferſten Zecher total bekämmelten und in Folge deſſen jetzt am delirium tremens ganz teufelmäßig hart darnieder liegen. Vater Noah iſt nun Alles eher, als ein guter Arzt und geduldiger Krankenwärter. Er hat deshalb die Pflege

der Leidenden den Pietiſten unter uns übertragen, um ungeſtört ſeine hohen Lebenszwecke verfolgen zu können. Und weil er ſah, daß ich jeder Gabe gewachſen bin, erhielt ich den ehrenvollen Auftrag, ſo viel wie möglich neue Kumpane heranzuſchaffen, damit die üblichen Gelage ungeſtört ihren Fortgang haben können. Du begleiteſt mich doch heut? Denn zu Dir wollte ich heut eigentlich kommen.«

»Bruder,« entgegnete Heberling, »ich binde mich nicht gern. Kommt Zeit, kommt Rath! Für's Erſte wäre es jedenfalls am zweckdienlichſten, wenn wir mitſammen nach dem Hauſe gingen, dort einige Bottiche genöſſen — denn anders thuſt Du's doch nicht, das weiß ich ſchon — und alsdann das Weitere beſprächen. Ich glaube, Du findeſt Geſellſchaft, wie Du ſie nur wünſchen kannſt. Denn wenn Ihr an Vater Noah's Seite die Kunſt des Trinkens anbaut, ſo bleiben wir hier auf dieſer unvollkommenen Erde auch nicht zurück. Freilich kann Jeder nur nach Maßgabe ſeiner Kräfte in Pflicht genommen und beſteuert werden.«

»Freund, Du ſprichſt weiſe wie Salomo,« erwiederte der Huſar, ſchwang ſich vom Pferde, das er diesmal der Vorſorge wegen an einen Birnbaum band, und ging an Heberlings Seite dem »geſchorenen Lamme« zu.

Hier stürzte das Erscheinen des Irrlichts alles Lebendige in unbeschreibliches Entsetzen. Martha schrie laut auf und warf, um sich zu schützen, dem leuchtenden Manne ihren jungen Knaben zu, daß dieser fast zu Schaden gekommen wäre. Glücklicherweise fing ihn der Vater geschickt auf, liebkoste und beleuchtete mit seiner glänzenden Nase das Gesicht seines Sprößlings, der darüber in eine bis jetzt an ihm noch nie bemerkte Munterkeit ausbrach, und setzte ihn dann, vollkommen mit seinem Machwerk zufrieden, an die Erde. Hierauf wendete er sich zu Martha.

»Liebste,« sprach er, »mich will bedünken, als gingest Du mit den Gaben meiner Liebe nicht viel besser, denn mit einem Hader um. Solches verbitte ich mir, mein Herzchen von ehedem, sonst werd' ich einmal Deinen Leichnam beleuchten, wie Du es nicht wünschen möchtest. Jetzt, liebe Seele, bring' mir ein Eimerchen, laß auch die andern Gäste nicht dursten, und hast Du noch meinen Meerschaum, den ich heut vor zwei Jahren vergessen habe, so lange ihn aus der Lade. Mich gelüstet nach einem Pfeifchen! Übrigens sei bemerkt, daß alle Deine Gäste für heute auch die meinigen sind. Hüte Dich, von ihnen Bezahlung zu nehmen!«

Als Martha und der Wirth den sonderbar strahlenden Mann so vernünftig sprechen hörten, schwoll

ihnen der Kamm. Sie ließen sich das Vernommene nicht zweimal sagen, sondern flogen in den Keller und schleppten des Getränkes in reicher Fülle herbei. Martha holte wirklich den Meerschaumkopf mit dem langen Weichselrohr und präsentirte die ehrwürdige Pfeife ihrem ehemaligen Geliebten, dessen leuchtende Gestalt ihren alten Platz neben dem Töpfer bereits eingenommen hatte. Sie machte dabei einen sehr zierlichen Knix und lächelte. Das Irrlicht wollte Martha einen Kuß geben, doch die junge Wirthin nahm schreiend Reißaus.

»Sonderbar,« sagte der Husar. »Die Weiber haben ein hitziges Temperament an den Männern doch gern, wie mag's kommen, daß sie das Feurige fürchtet? Es sind und bleiben wankelmüthige, unbeständige Wesen. Paff, paff, paff! — Hm!« — Er trank. »Liebes Kind,« fuhr er fort, das Glas auf den Tisch setzend, »Du hast mich falsch verstanden. Eimer hab' ich verlangt! Feuer-, Wassereimer! Mit solchen Krügeln können wir Groß- und Hochmeister uns nicht befassen!«

Martha und ihr Mann thaten dem ungebetenen Gaste auch hierin den Willen, selbst die übrigen Gäste ließen sich die Änderung gefallen und wurden, so kleinlaut sie anfangs waren, später nur desto lauter und vertrauter mit dem Ritter von der leuchtenden

Naſe. Indeß kroch der kleine Quirl dem echten Vater um die glänzenden Beine, krabbelte an ihm in die Höhe und bewunderte mit der unverkenndarſten Seelenfreudigkeit die ſprühende Naſe des feurigen Reiters. Bald wurde die ganze Geſellſchaft äußerſt cordial und das Anfangs ſtockende Geſpräch kam auf's neue in den munterſten Fluß.

»Freunde und Brüder,« hob der Töpfer an, »damit wir die Zeit nicht mit Dummheiten vertrödeln, oder gar wie die unvernünftigen Enten eins in's andere gackern, laßt uns eine zweckmäßige und gediegene Unterhaltung führen.«

»Zugeſtanden, zugeſtanden! Heberling lebe hoch! Der Meiſter unter den fidelen Kerls! Der ewig Durſtige!« ſchrieen die bereits wankenden Gäſte brauſend durch einander.

»Schon gut! Danke, danke! Bin vollkommen zufrieden!« verſetzte Heberling, ſeinen Dreikantigen ſchwenkend. »Doch, wo bin ich ſtehen geblieben?«

»Bei der gediegenen Unterhaltung,« fiel der mit der leuchtenden Naſe ein.

»Richtig,« ſagte der Töpfer, »und deshalb iſt's jetzt an Dir, als einem Fremden und Vielgereiſ'ten, auch Vielbetrunkenen. Es geht reihum.«

»Keine Injurien, Freund!« warnte der Huſar, während er ſeinem Sprößling einige Züge Bier ein-

flößte. »Wie ich schon vorhin bemerkte,« fuhr er fort, »komme ich mit dem Auftrage zu Euch, den besten und stärksten Trinker zu ermitteln. Auf Euer Wohl! Wer es mit mir aushält, der soll fortan in alle Ewigkeit, so viel er mag, zu trinken haben. So wahr meine Nase leuchtet!«

Ein neues Halloh und Hurrah der Zecher unterbrach den Gast. Das ungewohnte Maß hatte sie fast schon bezwungen. Nur Heberling focht dies nicht an. Er wendete sich jetzt zu seinem Freunde und brachte dessen ihm heimlich gemachte Mittheilung wiederum in Anregung.

»Altes Haus,« sprach er, um Nichts und wieder Nichts trinken ist eben so abgeschmackt, wie ein Spiel um Kirschkerne. Laß uns wieder wetten. Ich gehe mit Dir, wenn Du mich bis Mitternacht bezwungen hast.«

»Freund,« entgegnete der Husar, »vor'm Jahre ist mir unser Contract herzlich schlecht bekommen. Dein schändliches Bier, das durch und durch verdorben war, hat mir einen Katzenjammer zugezogen, den jeder Kenner classisch nennen mußte. Selbst Vater Noah gestand, daß er in seiner ganzen langen Praxis etwas Ähnliches nicht erlebt habe. Ich bin discret und will Dich also mit der nähern Ausmalung meines Jammers nicht unterhalten. Genug, es war

nicht viel anders, als ein Ausbruch des Veſuv. Wären Herkulanum und Pompeji nicht ſchon verſchüttet geweſen, auf mein Ehrenwort, ich hätte dieſe lumpige Geſchichtsepiſode nachholen können! — Erinnere ich mich nun deſſen, ſo warnt mich Etwas, daß ich Dein Anerbieten von der Hand weiſen ſoll. Dagegen lehnt ſich wieder meine angeborene Tapferkeit auf, und ſo gehe ich denn darauf ein, jedoch mit dem Vorbehalt, daß Du mir dieſen meinen rechtmäßigen Erben an's flammende Herz legſt, wenn Du mir in den Sattel hilfſt. Er gehört mir, und ich habe es ſatt, ihn von dieſer Rabenbrut unanſtändig behandeln zu laſſen. Ein Cavalier fordert chevalereske Sitte auch von dem Bauer. So wahr meine Naſe leuchtet!«

»Wenn Du ſonſt nichts haſt, in Gottes Namen, Bruder! Der Kleine genießt unter Deiner väterlichen Aufſicht gewiß die beſte Erziehung, und dieſen Krakelern wünſche ich ein Orhoft Herzeleid. Wenn man im Dufel einmal ein paar Gräten zu bezahlen vergißt, ziehen ſie Geſichter, als ob die ganze Welt aus Eſſig zuſammengegoſſen wäre. Die Kneipiers, glaube mir, haben heut zu Tage keinen Funken Lebensart. Alles Geſindel, nichts als ſchäbiges Lumpengeſindel!«

Während dieſes Geſprächs waren ſämmtliche Gäſte, von dem ſchweren Getränk überwältigt, von

den Schemeln gefallen und am Boden, kreuz und quer über einander liegend, eingeschlafen. Der Wirth und Martha ließen sich nicht mehr sehen. Es mochte ihnen bei dem leuchtenden Gaste doch gar nicht wohl zu Muthe sein. Die beiden zechenden Freunde bedurften ihrer nicht, da es für sie beide an Getränk eben nicht fehlte. So zechten sie denn noch eine gute Weile fort, bis der Husar erst zu gähnen, dann zu zittern und endlich so fürchterlich zu beben anfing, daß Heberling glaubte, er werde ganz und gar auseinander fallen.

»Aber Bruder, sage mir nur, was Du für sonderbare Gewohnheiten hast?« fragte Heberling.

Quirl wollte sprechen, allein es war nicht möglich. Die Zunge zitterte und quirlte im Munde, eben so willenlos wie Arme und Hände in der Luft herumfuhren, die Eimer vom Tische fegten und dem Freunde einige recht tüchtige Ohrfeigen applicirten.

»Das scheint ein Fieber zu sein, vielleicht das Schütteln,« sagte Heberling. »Willst Du Thee? Hollunder oder Lindenblüthen, damit Du in Schweiß kommst?«

Der Husar schüttelte oder schleuderte vielmehr den Kopf, was Nein bedeuten sollte. Dem Töpfer riß die Geduld aus. Er stand auf und stellte sich vor den glühenden Zappelmann.

»Aber Kerl,« rief er aus, »so sage nur, was Dir zugestoßen ist? Das kann doch nicht so fort gehen, sonst schüttelst Du zuletzt die ganze Schenke zusammen. Heda! Bist Du betrunken?«

»Nei — ei — ei — ei — ein!«

»Friert Dich oder stößt Dich der Bock?«

»Auch ni — icht!«

»Oder hast Du's delirium tremens gekriegt, Gott verdamm' mich!«

»Ja — a — a!« stöhnte der Husar und schlug mit seinen wie feurige Stangen herumfahrenden Armen den Tisch um.

Heberling lachte, daß die Todten hätten auferstehen mögen. Es währte lange, ehe er sich erholen konnte. Dann trat er dem Zitternden ein paar Schritte näher. »Du bist ein schöner Werber,« sagte er. »Mit Dir wird Vater Noah Geschäfte machen. Na, ich sehe schon, daß ich mich nun ehestens in den Bund der urweltlichen Trinker, will's Gott nach dieser Probe, als Ehrenmitglied muß aufnehmen lassen, sonst löst sich die ganze Gesellschaft nach und nach auf. Aber sag' mir nur, armer Teufel, was trinkt Ihr denn für dünnes Zeug bei Euch, daß Dich die paar Eimer Doppelbier umreißen?«

»'s Bier be — kommt mir ni — icht,« stotterte

Quirl. »Hi — ilf mir nu — ur auf mei — ei — nen Kle — epp — epp — er.«

Heberling fiel wieder in ſein Gelächter, ſchrotete, ſo gut es gehen wollte, den armen Kranken hinaus, zerrte ihn auf's Pferd und holte dann das ſchlafende Kind, um es dem Huſar in die Arme zu legen.

»Nun halte Dich gut an, Werber von der traurigen Geſtalt, und verliere Deinen Jungen nicht,« rief er dem Zappelnden zu, gab dem Klepper einen Hieb mit ſeinem Stocke, daß das blaue Feuer in tauſend Strahlen um ihn berſtob, und jagte ſo Roß und Reiter auf den Weg nach der Sandgrube. Er ſelbſt hielt es für unnöthig, nochmals in die Schenke zurückzugehen. »Gute Nacht! Auf Wiederſehen über's Jahr!« rief er dem Fortgaloppirenden nach, drehte ſich um und wackelte mühſam genug und Studien in der krummen Linie machend, nach Hauſe.

Wer beſchreibt das Entſetzen des Wirthes, das Wehklagen Martha's, als die Erwachenden am nächſten Morgen das Schenkzimmer mit todten Menſchen angefüllt fanden, der kleine Quirl aber ſpurlos verſchwunden war! Jetzt war es zu ſpät, daß die beſtürzte Mutter in ſich ging und händeringend in die nächſten Ortſchaften lief, überall fragend, ob Jemand ihr armes Kind geſehen habe? Es war und blieb verſchwunden, und man mußte ſich zu dem Glauben

bekennen, daß der umgehende Huſar der unerreichbare Räuber ſei.

Dieſer Vorfall brachte eine große Änderung hervor. Dem Wirth graute vor ſeinem eigenen Schenkhauſe, wo in Folge eines unnatürlichen Trunkes ſo viele Menſchen umgekommen waren. Martha ward ſchwermüthig und wollte auch nichts mehr von der Wirthſchaft wiſſen. Beide kamen deshalb überein, die Schenkgerechtigkeit pachtweiſe einem Dritten zu überlaſſen und ſich in die Stille zurückzuziehen. Sie führten dieſen Entſchluß ſchnell aus und bezogen darauf ein Häuschen unweit des Kirchhofes, wo die Gebeine des Huſaren ihre Ruheſtätte hatten.

Mit der Entfernung des Wirthes war auch großentheils eine Auswanderung der Gäſte verbunden. Nur Wenige hielten am gewohnten Orte treulich aus, unter dieſen der Töpfer, auf deſſen unverwüſtliche Gemüthsheiterkeit und unauslöſchlichen Durſt auch dies folgenreiche Ereigniß wenig Eindruck machte. Ihm war es nur unangenehm, daß er ſogar verlaſſen in ſeinem Winkel ſaß; denn zu den neuen Gäſten hatte er kein Verhältniß und mochte auch keins anknüpfen. Er ergab ſich daher jetzt ganz und gar dem ſtillen Trunk, und verſprach mit der Zeit etwas Bedeutendes darin zu leiſten.

Um die Zeit, wo das verrufene Irrlicht wieder auf dem Grubenrande zu erscheinen pflegte, gingen die meisten Schenkenbesucher im Laufkreise des Husaren vor einbrechendem Abend nach Hause, um nur ja nicht in Berührung mit dem tödtlichen Dunst des Gespenstes, wofür man es jetzt allgemein hielt, zu kommen. Martha, die den Tod ihres Kindes schmerzlich betrauerte, hatte im Stillen einen sonderbaren Vorsatz gefaßt. Sie gab genau Acht, ob und wann sich die ersten Spuren der Erscheinung zeigten. Es war ihr bekannt, daß der sogenannte Husar zeitweilig bei seinem Grabe einen Besuch abstattete und darauf hatte sie ihren Plan gebaut. Auch vergingen nur wenige Wochen, als eines Abends gegen zehn Uhr die flammende Dunstmasse über die Stoppelfelder heranzanzte, die Kirchhofmauer übersprang und das Grab des Husaren besuchte. Furchtlos eilte Martha in die Gegend, wo der feurige Reiter vorbeikommen mußte. Er erschien bald, wie es schien, in tiefe Gedanken versunken. Martha trat ihm entgegen, breitete, als wolle sie ihn aufhalten, die Arme aus und rief mit wehmüthig klagender Stimme: »Quirl, guter Quirl, wo hast Du mein Kind hingetragen?«

Das Irrlicht bäumte sich und es schien Martha, als schüttele der wunderliche Reiter unmuthig den Kopf. Sie wiederholte ihre Frage dringender, fleben-

der, erhielt aber keine andere Antwort. Das Irrlicht schwankte herüber und hinüber, als suche es einen Ausweg. Als Martha zum dritten Male in dasselbe drang und eine Bewegung machte, als wolle sie dem Rosse in die Zügel fallen, machte der Dunst einen Seitensprung und schoß wie der Blitz an ihr vorbei. Martha wendete sich eben so schnell und folgte dem Husar, fest entschlossen, eine Antwort von ihm zu erpressen. Dieser ritt in nicht zu schnellem Trabe den Rain hinab nach der Sandgrube, so daß Martha, in raschem Laufe folgend, ihm dicht auf den Fersen blieb. Indeß war es dunkel geworden und das falbe Licht verbreitete ringsum jene täuschende Helle, die so gern in die Irre führt. Wie sehr die Arme auch lief, erreichen konnte sie den Husaren doch nicht. Sie war, wie ein Schlittschuhläufer, in vollem Schuß, als das sprühende Irrlicht dicht vor ihr plötzlich einen gewaltigen Satz machte und verlosch. Martha schoß in der so schnell entstehenden Finsterniß vorwärts, stürzte und sank rettungslos in eine bodenlose Tiefe. Sie war vom Rande der Sandgrube hinabgefallen. Tags darauf fanden sie die Arbeiter mit zerschmetterten Gebeinen.

»Freund Quirl, Du wirst malitiös,« rief Heberling einige Abende später dem sich von fern zeigenden Irrlichte zu, als er aus der jetzt vereinsamten

Schenke nach Hause wackelte. »Es läßt sich der Mensch wohl einen Spaß gefallen, sich ein Bischen schuppen und puffen, mit dem Massacriren aber mag er nichts zu thun haben. Ich verläugne Dich, Lügenlaterne,« fuhr er fort, seinen Stock gegen den tanzenden Schein schwingend, »und wenn Du mir nahe kommst, so walke ich Dich durch, wie ein Lämmerfell, so wahr ich mir neunzig Mal jährlich einen Zopf trinke!«

Wer den alten Töpfer, herüber hinüber wankend, so vereinzelt im Felde hätte stehen sehen, wie er immer lauter in die blaue Luft hineinraisonnirte und mit dem Stocke herumfocht, der würde ihn für toll gehalten haben. Das Irrlicht hatte ihn aber nur zum Narren. Es kam ziemlich nahe an ihn heran und machte allemal die lächerlichsten Bocksprünge, wenn der Töpfer recht darauf loszog. Dann umritt es ihn pathetisch, sprang gegen ihn vor, als wolle es ihn niedertreten und fuhr dann wieder wie furchtsam zurück.

»Komm nur an, Feuerlümmel!« schrie ihm Heberling zu und schnitt ein so grimmiges Gesicht, als wolle er den Dunst mit Löffeln essen. »Mit dem Gezuckele ist nichts gethan, Du heimlicher Halsumdreher! Schwören kann jeder, ja wohl, jeder Narr kann's, sag' ich, aber den Schwur halten, das ist

eine Kunſt, pudre mir die Perücke! Und Du Haſenlaut mit der lichtelitenden Naſe, Du biſt ſo ein erbärmlicher, gemeiner, ja erzgemeiner, dummer, blitzwachteldummer Eſel! Du lügſt, daß die Balken krachen und die Sterne in die Wochen kommen! Und ich ſage Dir, ich, der Töpfermeiſter Heberling, daß ich nicht mehr mit Dir umgehe, weil Du ehrliche Leute in's Unglück ſtürzeſt!«

Während dieſer Anrede hatte der Huſar den Töpfer ununterbrochen in ſtets enger gezogenem Kreiſe umritten und ihn quer übers Feld nach der Sandgrube hingedrängt. Jetzt, als Heberling Athem ſchöpfte, machte das Irrlicht einen Satz und hielt dicht vor der Naſe des Töpfers.

»Nun Freund,« ſprach es ihn an, »wenn Du jetzt zu Ende biſt, ſo laß mich auch ein Wort drein reden. Weißt Du, was wir heut für einen Tag haben?«

»Einen ganz verdrehten!« lallte Heberling. »Es ſteht nichts, gar nichts auf ſeinem Platze! Es iſt Alles lauter unſinniges Bewußtſein, bei meinem Haarzopf!«

»Ich ſehe, daß ich Dir auf die Sprünge helfen muß,« verſetzte das Irrlicht. »Heut vor drei Jahren ward ich durch Deine freundſchaftliche Vermitte-

lung in den Bund der ewigen Trinker aufgenommen.«

»Sieh 'mal an!« sagte Heberling und wollte stehen bleiben, der Husar ergriff ihn aber am Rockschooß und zog ihn mit sich fort. »So ist es,« sprach er weiter, »und da ich sehe, daß Du heut in der rechten Laune bist, mit mir ein Fäßchen auszustechen, so wirst Du wohl als ein Mann, der so pünktlich auf das Worthalten besteht, nichts dagegen haben, wenn ich verlange, daß Du mich begleiten mögest!«

»Wo denkst Du hin, Bruder Quirl!« versetzte Heberling. »Ich 'was dagegen haben! Wo Fässer winken, da thu' ich trinken, so wahr —«

»Du einen sehr langen Zopf hast,« ergänzte der Husar. »Sehr wahr. Indeß Freund, wir von Noah's Tafelrunde haben auch unsere Grillen so gut, wie ihr Erdenbewohner. Als ich bei Dir einsprach, stelltest Du mir Bedingungen. Jetzt ist dies Fach auf mich übergegangen. Demnach gelobe mir, für immer bei uns zu bleiben, wenn es mir gelingen sollte, Dich heute zu bedudeln. Wette gegen Wette — so sind wir quitt!«

»Nicht mehr als billig,« entgegnete Heberling. »Tische nur auch 'was Gutes auf und lasse dann etwas über Deine Liebhabereien hören, andern Leuten

gelegentlich die Hälſe bei Deiner Heimleuchterei zu brechen — ohne deshalb beleidigen zu wollen.«

»Alle billigen Wünſche ſollen Dir gewährt werden,« ſagte der Huſar, »doch vor allen Dingen laß uns eilen, ſonſt kommen wir zum Deſſert, und da iſt nicht mehr viel los. Sei ſo gut, Freund, und faſſe dieſen Strahlenbüſchel meines Klepers gefälligſt an, es iſt das Ding, was Ihr profan genug Schwanz nennt. So! Jetzt nimm Deine Füße zuſammen und verwickele Dich nicht in Deinen ſchmachvoll langen Stecken. Hopp!«

Kaum hatte der Huſar dieſes »Hopp« gerufen, ſo bäumte ſich auch der Klepper, griff mit den Vorderhufen aus und ſchoß durch die ſtille Luft in einer ſo fürchterlichen Schnelligkeit fort, daß der arme betrunkene Heberling die Füße nicht mehr auf den Boden brachte. Den Stecken in der Rechten, mit der Linken den Feuerſchweif des Roſſes feſthaltend, ſtrampelte er mit Rieſenſchritten hinter dem raſenden Irrlichte her, daß die Rockſchöße wie Windmühlenflügel um ihn flogen, die Schnallenſchuhe ſeinen Füßen entglitten und der betreßte Dreikrücker auch wie ein Inſelchen hinter ihm hertanzte. Die dunſtige Atmoſphäre verſetzte ihm den Athem, er verlor die Beſinnung, ſtürzte mit dem Kopfe vorwärts und fühlte

bei dem ſchwindenden Bewußtſein nur, daß er in einem raſchen Falle begriffen war.

Als Heberling nach einem längeren Taumel die Augen wieder aufſchlug, hatte er einen ſonderbaren Anblick. Er lag in einer geräumigen Halle, deren Wände und Wölbungen dicht mit dem friſcheſten Weinlaub überzogen waren. Unter den ſaftigen Blättern lauſchten die appetitlichſten Trauben mit Beeren von der Größe eines Kürbiſſes hervor. Überall waren Leitern angelegt, auf denen zwergartige Weſen in zierlicher Winzerkleidung, die gewöhnlichen Körbe auf ihren etwas höckerigen Rücken, auf- und niederſtiegen, um mit ſcharfen Meſſern die einzelnen Beeren abzulöſen und hinter ſich in die Körbe zu werfen. Grad' vor ihm öffnete ſich die Halle in ein geräumiges, ja ſogar ungeheures Kellerlocal. Da gab es abermals viel Bewegung und ein lärmendes Geräuſch. Menſchlein, faſt wie Kellner gekleidet, in gelben Wämſern und grünen Schürzen, auf der einen Seite aufgeſchlagen und durch den Gürtel gezogen, betrieben hier mit raſtloſer Geſchäftigkeit und der äußerſten Accurateſſe das Reinigen und Scheuern der nöthigen Kupfer- und Meſſinggeräthſchaften, deren es eine ſo ungeheure Menge gab, daß man hätte glauben ſollen, die ganze Welt könne damit reichlich für alle Bedürfniſſe verſehen werden. Ganz betäubt von dieſem An-

blick, diesem Geräusch, Geschrill und Getön rief Heberling aus:

»Wunderbar! Höchst wunderbar!« richtete sich in die Höhe und sah sich, die Augen reibend, um. Ein stattlicher Mann, in lustige grüne Farben gekleidet, einen blitzenden Orden auf der linken Brust, der, aus einem Kranz von in einander geflochtenen Fässern bestehend, eine offene Weintonne vorstellte, kam lächelnd auf ihn zu. Heberling erkannte ihn sogleich an seiner großen karminrothen Nase.

»Quirl!« rief er aus. »Bist Du's denn wirklich, wie Du leibtest und lebtest, oder fasele ich?«

»Ich bin's wirklich, Freund Heberling,« versetzte der Husar und schüttelte dem Töpfer treuherzig die Hand. »Du bist in den Vorhöfen des Noah'schen Gesellschaftslocales,« fuhr er fort, »und hast Du Lust, bevor ich Dich unserm Präsidenten und Könige vorstelle, einen Gang durch unsere Ateliers zu machen, so folge mir.«

»Das ist erstaunlich!« sagte Heberling, nach seinem Hute suchend. Er fand aber nur den Stock, auch die Schuhe, merkte er, fehlten ihm. »In diesem Anzuge?« fragte er den Freund.

»Thut nichts,« versetzte Quirl. »An solche Genialitäten des Anzugs ist man hier gewöhnt. Philister gibt es hier nicht, die über so etwas die Nase

rümpfen, alſo komm nur mit und genire Dich nicht. Sogar, wenn Du die Hoſen verloren hätteſt, würde dies hier Niemand auffallen. Man iſt liberal und durchaus im wahren Sinne des Wortes aufgeklärt. Als Illuminaten iſt das unſer eigentliches Lebenselement.«

»Schön, Bruder Quirl,« ſagte der Töpfer. »Meinetwegen laß den Teufel los, um ihn zu hetzen, ich bin gewiß mit dabei. Aber ſage mir, was iſt das für ein entſetzliches Gehämmere und Gejauchze?«

»Das ſollſt Du bald ſehen,« erwiederte der Huſar, öffnete eine Seitenthür und winkte ſeinem Freunde, einzutreten. Eine Reihe prächtiger Gewölbe, die durch das flimmernde Licht der Millionen Edelſteine, womit Wände und Schwibbogen überdeckt waren, bis zur Tageshelle erleuchtet wurden, lag vor Heberlings erſtaunten Augen. Hier arbeiteten Tauſende von Böttchern an Fäſſern von allen Größen, wozu ſie abwechſelnd und chorweiſe ein luſtiges Lied ſangen, deſſen erſte Strophen Heberling beim Getöſe der Hämmer folgendermaßen zu lauten ſchienen:

»Wir ſind die Böttcher, wir treiben die Reifen,
Um den Menſchen die Sorgen im Wein zu erſäufen ꝛc.«

»Das ſind die Arbeiter für unſer Kellergefäß,« erklärte der Huſar. »Vater Noah hält viel auf guten Vorrath, und dieſe Leutchen, die ihr Geſchäft

mit Leidenschaft und Begeisterung treiben, liefern vortreffliche Waare.«

Die beiden Freunde schritten weiter; ein Sausen, Brausen und Ächzen ließ sich hören. »Was ist das?« fragte Heberling.

»Wir stehen vor dem Kelterthor,« sagte der Husar, schob den Riegel zurück und drängte den Freund in die von betäubendem Weindunst durchduftete Höhle. Auch diese war, wie die früheren Räume, beinahe unübersehbar groß, aber etwas unheimlich. Das Stöhnen der ungeheuren Kelterpressen, die von lauter riesenstarken, bärtigen Männern gehandhabt wurden, deren Aussehen einige Wildheit verrieth, machte, verbunden mit dem starken Weindunst, keinen angenehmen Eindruck.

»Mich dünkt,« flüsterte Heberling seinem Führer zu, »ich kenne einige von diesen Leuten.«

»Sehr möglich,« antwortete Quirl. »Es sind lauter ausgepichte Trinker, die bei Lebzeiten schon nicht genug kriegen konnten und, beiläufig gesagt, alle Lebensart verlernt hatten. Das läßt sich hier schwer nachholen, da wir auf's Schulen nicht eingerichtet sind. Ein rohes Gemüth liebt rohe Beschäftigung. Deshalb nun stellt sie Vater Noah an die Pressen, wo ihre unersättlichen Kehlen doch einigermaßen schon von dem Duft des Mostes gefüllt werden.«

»Herr Noah scheint strenge Disciplin zu führen,« bemerkte Heberling sehr bedenklich, die Keltergewölbe durchschreitend. Quirl lachte. »Sorge nicht, Freund, daß man Dir zu kleines Maß vorsetzen wird,« sagte er beruhigend, »Noah hält stets auf anständige Provisionen.

»Was Teufel habt Ihr denn da für ungeheure Kelche?« rief der Töpfer aus, als sie in eine Zimmerreihe traten, wo auf hohen Gerüsten nichts als Becher von Bergkristall standen, der kleinste so groß wie ein Eimerfaß, der größte von einem Umfange, daß wohl drei Orthoft darin Platz haben konnten.

»Ei Freund, erschrickst Du schon vor dem bloßen Anblicke unserer Krüglein,« versetzte lachend der Husar, »wie soll es Dir dann erst beim Probetrunk ergehen?«

»Ich verbitte mir alle Injurien, Bruder Quirl,« entgegnete äußerst ernsthaft der Töpfer. »Hab' ich Dich oben zweimal unter den Tisch getrunken, ja Dir sogar das Bierzipperlein in die Gebeine gejagt, so werd' ich auch hier mit Dir auskommen. Nur's Zeug 'ran geschafft und damit basta!«

»Das ist bald gethan,« erwiederte lachend der Husar. »Wir sind zur Stelle.« Er stieß ein beim Öffnen wunderbar tönendes Flügelthor von mattgeschliffenem Glase auf, das in Basreliefs Bacchuszüge

darſtellte. Heberling ſah ſtaunend in das Tafelzimmer Noah's und ward von dem impoſanten Anblick der hier verſammelten Zechgeſellſchaft vollkommen überwältigt. Schweigend blieb er eine Weile unter der Thür ſtehen, dann machte er ſich durch den Ausruf Luft; »'s iſt toll, beim lebendigen Gott, 's iſt zu toll!«

Das mochte freilich wahr ſein. Denn nicht nur die fabelhafte Größe des Zechſaales übertraf alle Begriffe, auch die Einrichtung, die Ausſchmückung desſelben war wunderbar und glich dem Werke eines Zauberers. Die Wände entlang grünten wiederum Weinreben, beſchwert mit Trauben, die aber anſtatt der Beeren aus leuchtenden Perlen beſtanden. Von dieſen ſtrömte ein ſo wunderbares Licht aus, daß der ganze unermeßliche Saal vollkommen davon erhellt ward. Die ſüßeſte Muſik klang in das ununterbrochene Gläſerklingen, das von der Tafel her erſcholl, ohne daß man die Muſiker entdecken konnte. Dieſe hingen unter dem Blätterdach der grünen Reben und waren die Elfen des Erdbezirks, durch welchen ſich die Gemächer des Bundes der ewigen Trinker erſtreckten. Zahlloſe Diener trugen auf breiten goldenen und ſilbernen Schüſſeln, die alle mit Weinlaub umwunden waren, die gefüllten und geleerten Pokale ab und zu, was äußerſt ſonderbar ausſah, indem dieſe Diener alle

ganz in Weinblätter eingenäht zu sein schienen. Da aber jedes einzelne Blatt mit einem Silberstreif umsäumt war, und diese sich wieder schuppenmäßig in einander schoben, so kleidete diese Tracht eben so nett als eigenthümlich. Bei dem großen Getöse, das an der stark besetzten Tafel herrschte, war von dem zwar lauten Gespräch, das Einer und Alle daran führten, kein Wort zu verstehen. Von Zeit zu Zeit ließ sich ein unbeschreibliches und unnachahmliches Geräusch hören, das noch am ehesten dem sprudelnden Zischen siedenden Wassers ähnelte. Dann erhob sich Einer der Zecher, verließ seinen Platz, und während er mit betäubender Schnelligkeit den Saal herab mehr flog als schritt, nahm sein Körper nach und nach eine durchsichtige Gestalt an. Unter der Thür des Saals fuhr er schnaubend wie eine Rakete empor und stieg, je nach seiner Fähigkeit als Trinker, in ein taumelndes Irrlicht verwandelt, zum Gewölbe hinan, wo er verschwand.

»Siehst Du,« sagte Quirl, »das sind vorwitzige Bursche, die sich mit Noah auf's »Vorsteigen« eingelassen haben, und dabei, wie sehr natürlich, zu kurz gekommen sind. Dafür müssen sie nun hinauf an die feuchte Erde, dort tanzen und springen, und den Sündern oben in Bier und Wein die Stege und

Wege hinunterleuchten; um sie gelegentlich hieher zu geleiten, wie ich Dich heut, Freund Heberling.«

»Sehr verbunden, sehr verbunden!« sagte der Töpfer.

»In dieser Weise, Freund, wirst Du nun vermuthlich auch bald leuchten.«

»Bitte, ist durchaus nicht nöthig.«

»Jetzt komm,« fiel ihm Quirl in's Wort. »Ich sehe, daß Vater Noah grade recht cordial ist. Dann mag er es am liebsten, wenn ihm ein Fremder vorgestellt wird.«

Ehe Heberling noch antworten konnte, fühlte er sich von dem Husar fortgerissen. Ein paar Augenblicke und er stand neben dem König aller Trinker. Noah gluckte so eben einen Zweiorhoftpokal aus.

»A — nah!« sagte er, als er das leere Glas vor sich auf die zitternde Tafel setzte.

»Allgewaltige Hochdurstigkeit,« sprach Quirl, »ich bringe da einen Freund mit, von dem ich Euer Edlen schon oftmals viel Merkwürdiges erzählte.«

Noah maß Heberling mit einem stolzen, zufriedenen Blicke. »Du bist Heberling, der Töpfer,« sagte er dann zuversichtlich. »Willkommen an meiner Tafel! Der Spaß, den Du uns letzthin durch das Heimschicken Deines Freundes im Zustande des Vierzipperleins gemacht hast, ist noch nicht vergessen. Er war

arg zugerichtet, der ehrliche Quirl, aber die große Weinkur hat ihn wieder hergestellt. Hast Du Muth, mir Bescheid zu thun?«

»Guter Vater Noah,« entgegnete recht vertraulich der Knopfer, »trink, an mir soll's nachher nicht fehlen.«

»Das walte Bacchus!« sprach Noah, raffte einem herbeifliegenden Diener einen Orthoftkelch vom Teller und trank ihn aus auf einen Zug. »Hier,« sagte er, mit der Hand auf einen zweiten deutend, »mach' mir das nach, und Du bist Großmeister.«

Heberling war nicht blöde. Er hob den Pokal mit beiden Händen auf, stemmte sich, unbeschuht, wie er war, recht fest und fing nun an zu ziehen. Die Aufgabe war nicht leicht zu lösen, indeß bestand er die Probe zu allgemeiner Zufriedenheit.

»Danke,« sagte er, den leeren Kelch Noah hinreichend. »Dein Wein ist vortrefflich, die Fässer aber scheint Ihr mir etwas mit Sprit ausgeschwenkt zu haben.«

»Ho ho!« entgegnete Noah. »Du sprichst ja wie ein Revolutionair. Nimm Dich in Acht, daß Dir diese Lästerung nicht zu Kopfe steigt!«

»Und nun wollen wir unsere Wette trinken,« sagte Quirl. »Siehst Du hier durch dieses Guckfensterchen die beiden Fäßchen? Sie halten beide zwei-

mal so viel, wie etwa das Heidelberger, von dem man unnützer Weise so viel Redens macht. Diese wollen wir jetzt in der Schnelligkeit mit einander ausstechen.«

»Na, Gott ehre mir's!« versetzte Heberling. »Da haben mich Stadt und Land da oben auf Erden einen verlorenen Erzsäufer genannt, und ich trank doch bloß nothdürftig für meinen Durst. Was würde die Philisterrace erst sagen, wenn sie das Gesellschaftchen da beisammen sähe! Das würde ein Klatschen sein unter den Weibern, ein Lamentiren und Zanken über Zeit- und Geldverlust! Papperlapapp! Was thu' ich damit? Laßt sie keifen und raisonniren, getrunken muß sein, zumal unter so anständigen, berühmten Herren, Potentaten, Kriegern, Gelehrten und Dichtern. Halloh, Wein her, oder ich fall' um und um!«

Heberling schrie, daß es weit über die Tafel hinschallte. Quirl zog ihn an einige leere Plätze, deren frühere Inhaber wahrscheinlich über ihren Köpfen etwas herumgokelten, und beide Freunde kamen alsbald in ein bisher an Noah's Abendtafel noch nie erlebtes Trinken. Das »Steig' Dir 'was!« und »Komme nach!« wollte gar kein Ende nehmen, und der Töpfer trank mit einem Appetit, einer Ausdauer, einer Virtuosität, daß sich sogar Noah bewogen fühlte, dem

ungewohnten Schauspiel in der Nähe zuzusehen. Er verließ seinen Platz und pflanzte sich mit seinem rothglühenden Weingesichte, dem das Eppichgewinde stets Kühlung zuwehte, dicht hinter die Zechenden.

»Vetter Quirl,« rief Noah, beide Arme lachend in die Seite stemmend, »ich fürchte, Du wirst heute Abend noch einmal aller Taumelnden Laterne machen müssen. Deine Nase glüht schon wieder wie ein goldner Zapfhahn, und die Haare beginnen zu flattern und zu dampfen.«

»Millionen Schock Granaten, das wäre der lichte Teufel!« schrie der Husar und ließ größere Pokale aufsetzen. »Gilt's, Freund Heberling?«

»Mir gilt Alles,« versetzte der Töpfer, »und wenn Du mir einen Schorb vorsetzest, der den ganzen Burgteich faßt. Das Gebräu schmeckt mir, und werd' ich meiner Gurgel doch wahrhaftig kein Stiefvater sein! Auf mein erstmaliges Irrlichteliren!«

Immer von Neuem füllten und leerten die Freunde ihre kolossalen Pokale, und noch immer wollte keiner wanken. Die größten Helden von des Erztrinkers Tafel schaarten sich nach und nach um die Beiden, sie anfeuernd und die übermüthigsten Scherze über sie machend. Endlich, nachdem schon das zweite Faß über die Hälfte geleert war, klappte Heberling

mit einem Male wie ein Taschenmesser zusammen und blieb für todt liegen. Quirl stand lachend auf.

»Jetzt hab' ich Dich richtig schachmatt gemacht, Alterchen,« sprach er zu dem Bewußtlosen, ihn von allen Seiten betrachtend. »Nun wollen wir 'mal sehen, ob Du sogleich wieder gegen mich aufkommen wirst. Hat mich die Erdschnecke zweimal belämmelt, wie 'nen Storch! Warte, zum dritten Male sollst Du Dein blaues Wunder erleben!«

»Schafft ihn fort, er ist der unsrige, befahl Noah, und begab sich wieder auf seinen Platz. Heberling ward entfernt, er kam diese ganze Nacht nicht wieder zum Vorschein. —

Allein auch sein frommer Sohn Friedrich wartete vergeblich auf ihn. Die Nacht, der Morgen, der Tag verstrich, und Heberling ließ sich nicht blicken. Friedrich wäre damit ganz einverstanden gewesen, denn es störte ihn Niemand in seinen heiligen Gedanken, nur die Furcht vor übler Nachrede beunruhigte und bewog ihn, sich gegen Abend auf den Weg nach dem »geschorenen Lamme« zu machen. Bei der Nachricht, daß sein Vater spät Abends etwas dämlig fortgegangen sei, sagte er unter gar andächtigem Augenverdrehen ein heißes Stoßgebet her. Abermals aus Furcht vor übler Nachrede ließ er sich hierauf einen Krug Bier einschenken, und ging dann, immer still vor sich

hin betend, der Sandgrube zu. Ein Bauer kam ihm entgegen.

»Guten Abend, Herr Heberling,« redete dieser den jungen Töpfer an. »Was bringt Sie denn hieher? Das ist in der vergangenen Nacht wieder ein Wesen in der Sandgrube gewesen, wie seit langer Zeit nicht. Erstlich ist der Husar lange gar grausam umhergalloppirt, nachher hat's einen Schrei gethan und ein Gelächter und ist Alles stockpechfinster geworden, bis es gegen die Mitternacht hin ein neues Irrlichterhaschen ringsum gegeben hat.«

»Was habt Ihr denn da in der Hand?« fragte Friedrich.

»Je nun, ein alter Schuh ist's, an dem just nichts zu gewinnen wäre, hätte er nicht diese prächtige silberne Schnalle.«

»Wo habt Ihr den Schuh gefunden?«

»Dort oben im Felde,« sagte der Bauer und deutete nach der Gegend hin.

»O Gott, o Gott! Sei ihm gnädig und barmherzig dem elenden Sünder!« rief Friedrich aus und rannte spornstreichs über die Äcker fort nach der Sandgrube, ohne den Bauer weiter eines Wortes zu würdigen. Dieser sah ihm nach und ging kopfschüttelnd seines Weges. »Der wird auch noch verrückt vor lauter Beten und Singen,« sagte er. »Wenn

er lieber zuweilen, wie sein Alter, ein Krügel trinken wollte, 's würde ihm mein' Seel', besser bekommen!«

Der Zufall spielte Friedrich alsbald den zweiten Schuh, endlich auch den Treffenhut seines Vaters in die Hände. Er konnte jetzt an dessen Tode nicht mehr zweifeln und machte pflichtschuldigst von dem ihn betroffenen Unglück Anzeige bei seiner Obrigkeit. Diese stellte zwar sogleich überall in der verrufenen Sandgrube Untersuchungen an, doch ward der Leichnam des Vermißten weder unmittelbar nach dem Vorfalle, noch auch späterhin aufgefunden. Heberling hatte genau das Schicksal, wie Quirl's kleiner Junge, von dem nach seinem Verschwinden auch nie wieder etwas gehört wurde.

Friedrich trug mit sehr betrübter Miene die aufgefundenen Reliquien wieder vom Rathhause, wo sie eine Zeitlang als corpora delicti gelegen hatten, nach Hause, hing den Hut an seinen gewöhnlichen Platz und darunter den Schuh. Dann legte er als ein guter Sohn Trauer an, las eifriger, als je, in alten Postillen und gab einen reichlichen Beitrag in die Armenkasse, damit diese Wohlthat der Seele des Verunglückten zu Gute kommen möge.

Heberling befand sich unterdessen ganz wohl. Nachdem er seinen Bewillkommnungsrausch gehörig ausgeschlafen hatte und sich nunmehr als neuange-

worbener Ritter vom Bacchusorden an der Tafelrunde Vater Noah's ansehen durfte, beiferte er sich, es dem würdigen Veteranen in allen Dingen nachzuthun, schloß mit Quirl eine noch innigere Freundschaft, als die irdische gewesen war, und gab dessen jungem Sprößlinge, den er unter den niedlichen Winzern entdeckte, in heimlich-lauschigen Stunden Unterricht in der ritterlichen Kunst des Trinkens. Daß bei Heberlings gutem Humor Noah's Prophezeihung bald in Erfüllung gehen werde, war vorauszusehen. Kaum vierzehn Tage nach seiner Platzergreifung an der Tafelrunde des Trinkerfürstes übernahm er sich in Gesellschaft des großen und des kleinen Quirl und mußte, der Sitte gemäß hinauf in die Oberwelt spazieren. Da Noah, als ein gemüthlicher Mann, Jedem für's Leben gern seine Neigungen zu befriedigen suchte, so drang er dem in der edlen Reitkunst ganz unerfahrenen Heberling kein Rößlein auf, obwohl er seinen Talenten nach eine solche Auszeichnung verdient hätte. Es ward ihm gestattet, mit dem Stecke in der Hand neben oder hinter dem gewaltig leuchtenden Husaren her zu stolpern, bald allein, bald in Gesellschaft des purzelbaumschießenden jugendlichen Quirl.

In dieser Umgebung begegnete er zuweilen alten Bekannten und machte sich dann wohl den Spaß, sie durch Dick und Dünn in den abscheulichsten Morast

zu führen, ohne ihnen an Leib und Leben zu schaden. Um die Zeit der Weinlese ließen sich die unzertrennlichen Irrlichter häufig sehen, weil sie stets zu viel Most genossen. Dann verlockte sie die milde Wärme der schönen Herbstnächte auch zu weiteren Wanderungen. Namentlich konnte Heberling das Necken nicht lassen. Sein Sohn, der ihn so oft geärgert und ihm den Humor verdorben hatte, mußte nun dafür büßen. Denn der alte Töpfer schlug den Weg nach seiner ehemaligen Wohnung ein, klopfte mit seinem Stocke an den Fensterladen und lächelte, wenn Friedrich die Laden öffnete, den Erschrockenen so unbeschreiblich spöttisch an, daß dieser vor Furcht und Graus beinahe verging. Sah er zufällig seinen Hut an der Wand hängen, so deutete er wohl auch mit dem Stocke nach der verlorenen Kopfbedeckung, während der Husar seinen Klepper ein paar Mal um das Haus tummelte.

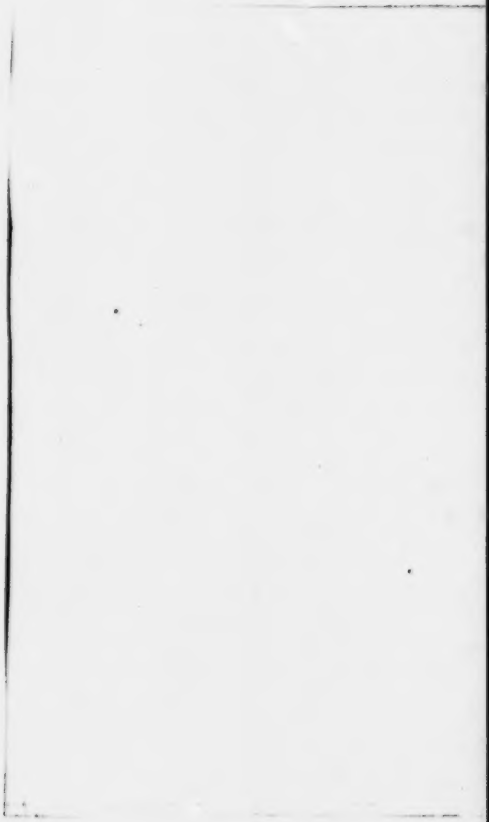
Friedrich ward von diesem oft wiederkehrenden Besuche seines Vaters dermaßen beunruhigt, daß er zuletzt Anzeige davon bei der Geistlichkeit machte, ja diese sogar bewog, den pudelnärrischen Gast selbst einmal zu erwarten. Er kam wirklich, die Geistlichkeit betete und versuchte sich sogar im Bannen, aber der freigeisterisch gesinnte Heberling achtete nicht im geringsten auf diesen Hocuspocus. Er kam nach wie

vor, kam bis zu Friedrich's Tode und ward dadurch so an den nächtlichen Spaziergang gewöhnt, daß er ihn noch bis auf den heutigen Tag zuweilen wiederholt.

Die Schenke zum »geschorenen Lamme« verlor nach Heberlings Tode ihre Kunden gänzlich. Der ehemalige Wirth lebte still von seinem Ersparten und betrauerte seine zu früh verstorbene Martha, mit der er sich bei seinem Ableben in einem Grabe vereinigen ließ. Da dieses hart an dem Hügel Quirl's ist, so besuchte der Husar alle Gräber fleißig, und man sagt, daß er zuweilen feurige Thränen auf das der hübschen Martha weinen soll, an deren Tod er nicht schuldig zu sein vorgibt.

4.

Der Schlangenkönig.



Gegen das Ende des dreißigjährigen Krieges kehrte der Besitzer der großen Herrschaft H..... — wir wollen ihn Gottschalk nennen — mit reicher Beute auf sein altes Stammschloß zurück. Während seiner langen Abwesenheit hatte ein treuer Verwalter die Güter des Freiherrn in Ordnung erhalten, so gut dies in den ruhelosen Zeiten des Krieges überhaupt möglich war. Gottschalk hatte sich wenig um sein heimisches Besitzthum gekümmert, so lange er dem Kriegsglücke gefolgt war. Erst seit die Feindseligkeiten zwischen den fanatischen Kämpfern minder heftig, oder vielmehr minder einträglich für einen kühnen Abenteurer gleich ihm geworden, wandte er seine Blicke wieder der Heimath zu, meldete in kurzen, barschen Worten seine baldige Rückkehr und kündigte dem bisherigen Verwalter herrisch an, daß er strenge Rechenschaft von ihm fordern werde.

Diese Nachricht verbreitete ein allgemeines Schrecken unter den sämmtlichen Unterthanen Gottschalks;

denn der Freiherr war von Jugend auf als ein unbändiger, äußerst jähzorniger und von Gemüth bösartiger Mensch weit und breit bekannt. Alle Untergebene zitterten vor ihm, seine Unterthanen, ohne Ausnahme Leibeigene, fürchteten ihn unaussprechlich. Es gab daher insgeheim einen nicht geringen Jubel, als der unbezähmbare Mann in den Krieg zog, um, wie es hieß, für die Kirche zu kämpfen, eigentlich aber, um Beute zu gewinnen. Man hoffte, daß der ungestüme Herr in irgend einer blutigen Schlacht den Tod finden werde.

Ein Zufall hatte es gefügt, daß Gottschalk's weitläufige Besitzungen nur wenig von den allgemeinen Verheerungen des fürchterlichen Krieges heimgesucht worden waren. Sie mochten dies wohl ihrer hinter Bergen versteckten Lage zu verdanken haben, in die sich plündernde Horden nicht gern wagten, aus Besorgniß, als ein Opfer der wüthenden Bauern zu fallen. Deshalb konnte auch der alte Eberhardt der Rückkunft seines Gebieters mit einiger Ruhe entgegensehen. Die Güter waren in Ordnung, die Baulichkeiten in gutem, wohnlichem Stande, die Felder und Wälder auf's beste angebaut und gehegt. Sogar an baarem Ersparniß hatte Eberhardt dem Freiherrn eine hübsche Summe zu überreichen. Dennoch bangte ihm nicht weniger, als den Übrigen vor der

Heimkunft Gottſchalk's, und die Anſtalten, die man zu ſeinem Empfange traf, wurden mit ſchwerem Herzen beendigt.

Gottſchalk ließ nicht lange auf ſich warten. Er war in allen Dingen ein Mann von Wort und ſetzte darin ſeine ritterliche Ehre, ſeinen adelichen Stolz. Mit geringer Begleitung, aber von mehreren, ſchwer beladenen Wagen gefolgt, die von prächtig geſchirrten, kräftigen Roſſen gezogen wurden, traf der Freiherr ein. Er trug die ſchmucke Uniform eines ſchwediſchen Oberſt, die den robuſten, breitſchulterigen Mann ſehr wohl kleidete. Überhaupt hatte er ein würdiges, nur etwas zu finſteres Anſehen. Seine Unterthanen jauchzten ihm beſtellte Grüße laut entgegen, beſtreuten den Weg mit Blumen und geleiteten den ſtolz und finſter Dankenden bis an das Portal des terraſſenförmig an einer Berglehne aufſteigenden Schloſſes.

Die langen Kriegsſtrapazen und mehrere tiefe Schmarren hatten den Freiherrn faſt unkenntlich gemacht und ließen ihn älter erſcheinen, als er war. Mit ſchnellen, ſtechenden Blicken überflog er die gutgehaltenen Gebäude, den parkähnlichen Garten, der ſich bis an den rauſchenden Fluß hinab erſtreckte, und ein leiſer Zug der Zufriedenheit glitt über ſein gebräuntes Geſicht. Er gab ſeinem Reitknecht Befehl, die Wagen ſogleich in eine Scheuer fahren, dieſe alsdann

verschließen und durch zuverlässige Leute bewachen zu lassen. Erst als er in sein früheres Wohnzimmer trat, würdigte er seinen Verwalter eines Blickes.

»Wenn diese äußerliche Ordnung keine Täuschung ist,« sprach er, Federhut und Handschuh auf den Tisch werfend, »so verdienst Du Lob, Eberhardt. Doch wehe Dir, wenn ich nur irgendwo auf einen trügerischen Schein stoße!«

»Gnädiger Herr,« versetzte der Verwalter, »ich habe gethan, was meine Kräfte und die schweren Zeitläufe erlaubten.«

Der Freiherr gebot ihm Schweigen und forderte die Wirthschaftsbücher. Eberhardt säumte nicht, diese zugleich mit der schweren Kassette herbeizuholen, die alle bisher gemachten Ersparnisse der gesammten Herrschaft enthielt. Gottschalk rechnete, zählte, verglich die Einkünfte seiner Güter mit dem, was sie noch bei seiner Bewirthschaftung getragen hatten, und fand, daß sein Verwalter als rechtschaffener, thätiger und umsichtiger Mann gehandelt hatte.

»Ich bin mit Dir zufrieden,« sprach er, dem sorgenvollen alten Mann die Bücher zurückgebend. »So lange Du lebst und rüstig bleibst, sollst Du Dein Amt verwalten. Wähle Dir eins der jungen Rosse, die ich aus dem Kriege mitgebracht habe. Treue muß belohnt werden. — Fort! Ich will keinen Dank!«

Eberhardt entfernte ſich zufrieden, wählte ſich einen jungen, muthigen Goldfuchs und eilte dann hinab in's Dorf, um den ängſtlichen Unterthanen Muth einzuſprechen. »Das Kriegswetter hat ihn durch und durch geſchüttelt,« ſagte er zu den verdutzten Bauern, die ſich mit dummen Geſichtern um ihn drängten. »Er iſt innerlich ein braver, guter, milder Menſch geworden, nur die Schale ſieht noch verteufelt hart und gefährlich aus. Aber gebt Acht, Kinder, wir kriegen in dem Freiherrn einen ſo lieben Gebieter, wie wir ihn uns nur wünſchen können.«

Die dummen Frohnbauern wurden durch dieſe Zuſicherung ſo vergnügt, daß ſie in Maſſe in den Schloßhof eindrangen und den glücklich heimgekehrten Freiherrn unzählige Male hoch leben ließen, bis Gottſchalk, des Geſchreies überdrüſſig, ſie endlich mit den Hunden forthetzen zu laſſen drohte. Zum Schluß betranken ſich die meiſten auf Koſten der Herrſchaft in Bier, taumelten lallend und lachend nach Hauſe, und ließen, wie man ſagt, Gott einen guten Mann ſein.

Eine Zeitlang hatte es auch wirklich den Anſchein, als ſei der Freiherr im Kriege ein ganz anderer Menſch geworden. Er war zwar noch barſch und jähzornig, wie ehedem, aber er geſtattete doch auch wieder ſeinen Unterthanen Freiheiten, an die früher Niemand zu denken wagte. Der Grund dieſes unge-

wohnten Verfahrens schien in einem Gelübde zu liegen, das er, wie sich jetzt ergab, während einer heißen Schlacht gethan hatte, und zu dessen Erfüllung er sich trotz seines unbändigen Sinnes, doch verpflichtet hielt. Der Freiherr hatte nämlich in einem Moment der augenscheinlichsten Todesgefahr eine Kirche zu bauen gelobt, wenn ihn Gott aus der andrängenden Feindesschaar errette. Wie durch ein Wunder entging Gottschalk nicht allein dem Tode, sondern er besiegte auch den Feind, und machte außer den eroberten Standarten und einigen Geschützen, noch obendrein ansehnliche Beute. Von Stund an verließ ihn das Glück nie mehr. Alles gelang ihm, der kühnste, abenteuerlichste Streich schlug zu seinem Vortheil aus, und so ward er ein eben so angesehener Krieger, als ein reicher Mann. Für diese Gunst des Himmels war Gottschalk nicht undankbar. Er ließ es deshalb seine erste Sorge sein, die nöthigen Anstalten zur Erbauung des angelobten Gotteshauses zu treffen. Zu diesem Behufe rief er von nah und fern die geschicktesten Architekten zusammen, ließ Pläne entwerfen und wählte denjenigen, der ihm am besten gefiel, davon aus. Darüber verging eine geraume Zeit, in der sich Gottschalk um seine Unterthanen wenig kümmerte. Als nun aber Hand an den Bau selbst gelegt werden sollte, wendete sich das Blatt auf einmal. Der alte

strenge, unerbittlich harte, eigenwillige Herr von ehedem trat nun plötzlich wieder hervor und ward durch das befehlshaberische, brutale Wesen, das er im Kriege angenommen hatte, nur noch abschreckender. Die Bauern mußten wieder frohnen, wie ehedem, die Hofleute bei schlechter Kost und noch elenderem Trunke die schwersten Handdienste thun. Wer murrte, dem drohte die Peitsche, und wer seinen Unwillen gar laut zu äußern wagte, der konnte in aller Ruhe mit der Welt seine Rechnung schließen. Denn Gottschalk hatte die unangenehme Gewohnheit angenommen, allen Widerspruch mit Hunger zu bestrafen. Weil es nun bei seiner Heftigkeit nichts Ungewöhnliches war, daß er den Eingesperrten über dem Eifer, ein gottgefälliges Werk zu thun, ganz vergaß, so fand man die Bestraften oft verhungert. Ward dem Freiherrn ein derartiger Unfall gemeldet, so zuckte er die Achseln und begnügte sich mit der gnädigen Bemerkung, man solle das todte Aas in den fernen Sumpf werfen.

Zu dieser Barbarei gesellten sich noch andere Untugenden und Laster, denen sich Gottschalk während seines Kriegerlebens ergeben hatte und die er jetzt als unumschränkter Herr auf seinen Gütern unbehindert üben konnte. Er war nie verheirathet gewesen und zeigte auch gar keine Lust, seine ungezähmten Begierden durch das Joch der Ehe zu bändigen. Da er

gewohnt war, alle Menschen um sich her als Sachen zu betrachten, so glaubte er auch über die Töchter seiner Unterthanen willkürlich verfügen zu können. Wirklich fand er nur höchst selten Widerstand, wo ihm aber ein solcher begegnete, ergriff er immer die geeignetsten Mittel, ihn zu brechen. Und so kam es, daß bald kein junges, hübsches Mädchen vor den Nachstellungen des Schloßherrn mehr sicher war.

Menschen solcher Art werden von einer geheimnißvollen, dämonischen Kraft belebt, die mit wunderbaren Zauberfäden manches ihrer Opfer umspinnt. Auch Gottschalk besaß diese unerklärliche Naturkraft und machte sie, wo es ihm beliebte, geltend. Mittelst derselben flößte er vielen Mädchen eine gewaltige Leidenschaft ein. Sie folgten ihm willig in's Verderben und umschmeichelten ihn auch dann noch, wenn er ihrer bereits überdrüssig geworden war und sie grausam kalt verstoßen hatte.

Unter den vielen Opfern seiner Lüste befand sich auch Mechtild, die Tochter eines Halbhüfners, dessen Bruder bei dem Freiherrn als Schäfer in Diensten stand. Auf diese seltene Blume des Gebirges hatte Gottschalk seit seiner Rückkehr aus dem Kriege sein Augenmerk gerichtet. Indeß ging er behutsamer, als gewöhnlich, zu Werke, sei es nun, daß er den Vater fürchtete, sei es, daß die liebliche Erscheinung einen

tiefern Eindruck auf ſein Herz gemacht hatte. Mechtild war ſchlank von Geſtalt, äußerſt zart gebaut, anmuthig in allen Bewegungen, von blaſſer, faſt durchſichtiger Geſichtsfarbe und hatte wunderbare, räthſelhaft tiefe, klare Augen. Ihr langes blondes Haar trug ſie in natürlichen, zwangloſen Locken. Wenn ſie des Morgens bei ſtreifendem Nebel mit dem irdenen Kruge vom Berge herabſtieg, um Waſſer im Fluſſe zu ſchöpfen, konnte man ſie recht wohl für eine Nymphe halten, die aus den Wellen emporgetaucht war, um einen träumeriſchen Jüngling in ihr kryſtallenes Haus herabzulocken.

Täglich ſah Gottſchalk aus den Fenſtern ſeines Schloſſes dies reizende Kind die Stiegen hinab- und hinaufſteigen, hörte die flüſternden Töne ihrer Lieder, die ſie dabei vor ſich hin ſang, vernahm ihr herzliches, ſüßes Lachen, und ſog das verführeriſche Bild ſo ganz in ſich ein, daß es ihm bald keine Ruhe mehr ließ. Mechtild zu beſitzen, ſie um jeden Preis ſein zu nennen, war ſein einziger Gedanke, ſein Trachten Tag und Nacht. Es würde ihm auch leicht geworden ſein, das unſchuldige Kind zu verlocken, hätte ſie nicht der mißtrauiſche, ſtrenge Vater wie ſeinen Augapfel behütet. Gottſchalk ſah ſich genöthigt, behutſamer zu Werke zu gehen. Er näherte ſich auf die erlaubteſte, ehrerbietigſte Weiſe dem argloſen Mädchen,

zog sie dadurch, daß er ihren Vater viel im Schlosse beschäftigte, in seine Nähe, übertrug auch ihr kleine Geschäfte, ließ sie in weiblichen Arbeiten unterrichten, ohne ihr besondere Aufmerksamkeiten zu erweisen und gewann unmerklich ihr Herz. Eine tiefe, heilige Liebe zu dem kräftigen, dämonisch wilden Manne erblühte in Mechtilds weicher Seele. Es bedurfte nur des zündenden Funkens, um ihr ganzes Wesen in helle Flammen zu setzen, sie willenlos dem lockenden Verführer in die Arme zu legen.

Nach einigen Monaten fühlte sich Mechtild Mutter. Mit zärtlicher Scheu machte sie dem Freiherrn dies Geständniß, fest überzeugt, er werde sich mit ihr des süßen Glückes freuen. Statt dessen ließ sie Gottschalk hart an, befahl ihr, sich nicht mehr im Schlosse sehen zu lassen und seinen Namen bei harter Strafe gegen Niemand zu nennen. Mechtild glaubte zu träumen. Sie betastete ihre Stirn, sie rang die Hände, sie rief sich selbst und den Freiherrn bei Namen, um sich zu überzeugen, daß sie wache, daß sie noch lebe. Doch mehr als dies sagte ihr Gottschalk's finsteres Angesicht und sein zornfunkelndes Auge, daß die entsetzenvollste Wahrheit zu ihr spreche. Laut wimmernd, mit erlöschendem Blick und unter krampfhaftem Zucken schlich sie aus dem Gemach ihres grausamen Verführers, schleppte die zitternden Glieder

nach Hause und sank ihrem Vater schluchzend zu Füßen. Stammelnd, jammernd gestand sie ihm ihre Liebe, ihr Vergehen. Dann fiel sie bewußtlos zusammen, ihr Schicksal Gott und ihrem Vater überlassend. Der Halbhüfner, ein strenger, ehrbarer Mann, bekämpfte seine gerechte Entrüstung. Milder, als Gottschalk, nahm er sich der erbarmungswürdigen Tochter an, brachte sie wieder zum Leben und sprach ihr Muth zu. Dann ging er hinaus in die schweigende Einsamkeit des Waldes, durchstrich das harzduftige Tannicht, brach durch Felsgeklüft und Dornengestrüpp und erreichte die halbmondförmige Thalweitung, die auf der einen Seite der Fluß, auf der andern eine steile Berglehne begrenzte, welche in hohen, senkrecht emporsteigenden Felszacken endigte. Über ihr auf waldigem Hügelland lag die große Schäferei des Schloßherrn, über die des Halbhüfners Bruder Andreas gesetzt war.

Auf dem Wege dahin mußte der Halbhüfner an einem Sumpfe vorüber, dessen Ränder mit hohem Schilf bewachsen waren. Die breiten, schwertähnlichen Blätter klangen und surrten, als führten sie geheimnißreiche Gespräche mit einander. Auf dem braunrothen Moor grünten kleine Oasen mit saftigen Sumpfgräsern bewachsen. Zahllose Libellen mit blauen Flügeln schwebten zitternd darüber, als wären es die

Seelen derer, die der grausame Schloßherr in diesen grundlosen, schlammigen Schlund hatte versenken lassen. Thal und Sumpf nannte man der zahlreichen Schlangen wegen, die sich hier aufhielten, das Schlangenthal.

Als der Halbhüfner an dem Schilfröhricht vorüberging, erhob eine blaugrüne Natter ihren glänzend geschuppten Körper eine Elle hoch aus dem niedrigen Schilf und sah ihn mit den stechend hellen Augen so klug an, als habe sie ihm etwas zu vertrauen. »Fort, Ungeziefer!« sprach er zu dem Gethier und griff schüttelnd in die schwankenden Schilfhäupter. Die Natter zischte, ihre zwiespaltige Zunge pfeilartig gegen den Störer hervorschießend, und schlüpfte in das schattige Schilf zurück. Auf seinem ferneren Wege ward der bekümmerte Vater nicht weiter von den raschelnden Thieren beunruhigt.

Nach einer langen Unterredung mit Andreas, der als kluger und mit den geheimsten Wunderkräften der Natur vertrauter Mann von Jung und Alt, von Hoch und Niedrig geehrt war, kehrte der Halbhüfner entschlossen zurück und ging unverweilt auf das Schloß. Gottschalk wollte ihn nicht vorlassen. Da erzwang sich der beleidigte Vater den Eintritt zum Freiherrn und trat ihm mit entschiedenen Worten unter die Augen.

»Ihr ſeid unbeweibt, gnädiger Herr Obriſt,« ſprach er zu Gottſchalk, »Ihr habt meine Tochter verführt und werdet ihr jetzt die Hand reichen.«

Gottſchalk lachte ſo laut, daß die Fenſterſcheiben klirrten. »Ich eine Leibeigene, eine gemeine Bauerdirne heirathen! Ha ha ha!«

»Herr, ſeid gerecht!« bat der Vater.

»Das bin ich ſchon geweſen,« verſetzte Gottſchalk höhniſch. »Ich habe mir ja den Leib Deiner Tochter zu eigen gemacht.« Doch kaum waren dieſe herzloſen Worte ſeinem Munde entſchlüpft, als er auch ſchon die kräftige Fauſt des Halbhüfners an ſeiner Kehle fühlte. Wäre Gottſchalk nicht ein ſtarker, gewandter Mann geweſen, ſo würde ihn der zürnende Vater ohne Erbarmen erwürgt haben. Seine rüſtige Körperkraft rettete den Freiherrn. Der Halbhüfner ward überwältigt, gebunden und von dem rachſüchtigen Gottſchalk dem Hungertode Preis gegeben. Dies Alles hatte ſich ſo plötzlich ereignet, war ſo unbemerkt und heimlich vor ſich gegangen, daß nur der vertraute Kammerdiener des Freiherrn etwas davon wußte.

Indeß ſaß Mechtild in ſtiller Verzweiflung in dem niedrigen Stübchen und harrte ängſtlich der Rückkunft des Vaters. Sie drückte ihre Wange an die kleine trübe Fenſterſcheibe, durch die ſie das Schloß überſehen konnte. Die hellen Thränen rannen ihr

über die Backen herab, ohne daß sie darauf achtete. Die Seele trat in ihre schmerzlich-blickenden, schönen Augen, und während sie sehnsuchtsvoll nur einen Schatten von der Gestalt des geliebten, harten Mannes zu erhaschen suchte, faltete sie die zarten Finger wie zum Gebete. So lag das arme, betrogene Mädchen, bis die Nacht hereinbrach und die Sterne in weichem Glanz auf ihre thränenden Augen herabsahen. Obschon über das lange Ausbleiben des Vaters beunruhigt, ahnte sie doch nicht die wahre Veranlassung. Erschöpft schlummerte sie ein, um von hohem Glück, von süßer Liebeswonne zu träumen.

Als nun aber auch der nächste Morgen, der ganze Tag und abermals die Nacht verging, ohne daß eine Spur von dem Vater zu entdecken war, befiel Mechtild eine unnennbare Angst. Sie fürchtete, ihre Entehrung habe ihn in einen freiwilligen Tod gejagt. Hastig kleidete sie sich an, lief von Haus zu Haus, nach dem Verlorenen fragend, und ward immer unruhiger, je weniger sie von dem Vater erfahren konnte. Ihre Seelenangst trieb sie auch wieder an das Schloßthor. Man verwehrte ihr den Eingang, ohne ihre Fragen zu beantworten. Gottschalk ließ sich nirgends blicken. Vater und Geliebter schienen beide von der Erde verschwunden zu sein. In dumpfem Schmerz, ihrer Gedanken nicht mehr vollkommen mächtig, ent-

fernte sich die verwaiste Mechtild wieder von der Schwelle, die sie mit so unaussprechlichem Entzücken betreten, an der sie so oft mit liebreichem Händedruck, mit Blicken der innigsten Zärtlichkeit und mit den herzlichsten Küssen begrüßt worden war. Die Sonne ging schon zu Rüste, als Mechtild instinktartig den Weg zu ihrem Oheim einschlug. Wenn Jemand, so mußte dieser Rath und Hülfe wissen. Im Schlangenthal dämmerte es bereits bei Mechtild's Ankunft. Die Luft war still und lau, der Fluß plauderte mit den Geistern der Nacht, die längshin am Ufer über den nickenden Blumen ihre silberblitzenden Nebelkränze warfen und sie dann an die dunklen Bärte der Fichten und Tannen aufhingen. Aus dem Moos leuchteten die glühenden Körper der Sumpfwürmer, bei deren Licht die Zwerge emsig arbeiteten. Mechtild hörte nur das Geklapper ihrer Hämmerchen und dann und wann ein paar Töne des lustigen Liedes, das sie dazu sangen. Aber ihr Herz war so bekümmert, daß sie auf nichts um sie her achtete, wie sie, ein reines Kind der Natur, sonst zu thun pflegte.

Die Sichel des Mondes zeichnete schon scharfe Schattenbilder auf die entschlummernde Erde, als Mechtild die Wohnung des Schäfers erreichte. Andreas erschrak über die unerwartete Kunde, übergab das ganz erschöpfte Mädchen seiner Frau zur Pflege

und eilte noch in der Nacht nach dem Schlosse. Indeß mußte er diesmal unverrichteter Sache wieder fortgehen, da weder durch Bitten, noch durch Drohung und Bestechung der Eintritt zu erringen war. Dasselbe Schicksal traf ihn am nächsten und an noch mehreren Tagen, wenigstens konnte er den Freiherrn durchaus nicht sprechen. Erst nach acht vollen Tagen der entsetzlichsten Angst ließ Gottschalk wieder mit sich reden. Er hörte die Fragen des Schäfers mit auffallender Ruhe an, verhehlte nicht, daß er den Frevler bestraft habe, und gab die Erlaubniß, den aufrührerischen Buben jetzt mit sich zu nehmen.

Andreas wollte sicher gehen und hielt deshalb an sich. Zufrieden, die Befreiung des Bruders einstweilen bewirkt zu haben, war sein vorzüglichstes Augenmerk darauf gerichtet, der unglücklichen Mechtild den Vater wiederzugeben. Er folgte dem Kammerdiener nach dem Thurmgemache, trat ein, rief den Bruder beim Namen. Alles still ringsum. Die tiefe Finsterniß in dem fensterlosen, dumpfen Loche ließ nichts erkennen. Andreas streckt die Arme aus, sein Rufen wiederholend. Er stößt an einen schweren, kalten, abgemagerten Körper. In fürchterlichster Angst ruft er nach Licht. Man bringt es. Sein hellblasser Schein beleuchtet die eingefallenen Züge des todten Bruders. Ein abgemagertes Gerippe lehnt der

Todte an der moderfeuchten Wand. Da stößt Andreas einen unheimlichen, dumpfen Fluch aus, umfaßt mit starkem Arm des Bruders Leichnam und trägt ihn, ohne zu wanken, ohne noch ferner ein Wort zu sprechen, aus dem Schlosse nach der Schäferei. Mechtild ward beim Anblick des todten Vaters wahnsinnig und gebar zu früh einen todten Knaben. Andreas vermittelte es, daß der so grausam Hingemordete dicht am Felsen des Thales begraben werden durfte.

Die an Druck und Knechtschaft gewöhnten Unterthanen des Freiherrn waren mit Arbeiten zu überhäuft und zu sehr mit ihrem eigenen Elend beschäftigt, als daß sie ausdauernd an fremden Leid hätten Theil nehmen können. Deshalb würde auch diese neue Frevelthat ihres Gebieters schnell in Vergessenheit gerathen sein, wäre nicht in Mechtild's rührender Klaggestalt dem blödesten Auge eine furchtbare Warnerin vorgeführt worden. Die unglückliche Verführte blieb von jenem Augenblicke an, wo sie ihres Vaters Leichnam erblickt hatte, des Verstandes beraubt. Doch war ihr Wahnsinn von jener geheimnißvollen, rührenden Art, die mehr anzieht, als abstößt. Es gewann sie Jedermann wo möglich noch lieber, als früher. Man betrachtete sie als eine Hei-

lige, Unantastbare, suchte ihre Lieblingsneigungen zu befriedigen und ihr in aller Weise behülflich zu sein, den so beklagenswerthen Zustand ihr zu erleichtern. So wanderte nun Mechtild von Haus zu Haus, kehrte überall ein, um da einen Kranz, dort einen Strauß an die Kinder zu verschenken oder ihnen wunderbare Geschichten von den Reizen der Nächte zu erzählen, die sie oft am Abhange jenes berüchtigten Thales zubrachte, auf dessen Höhe die Schäferei lag. Täglich besuchte sie das Schloß, oder näherte sich vielmehr nur dessen Schwelle, wo sie entweder niederkniete und still für sich betete, oder unter heiterem Lächeln und glückverheißenden Worten Blumen in den Hof warf. Zuweilen durchstrich sie auch den Garten, um nach den Fenstern des Freiherrn hinaufzublicken. Ein Laut der Klage, der Unzufriedenheit kam nie über ihre Lippen. Sie schien ganz vergnügt und glücklich einen Tag nach dem andern hinzuleben.

Daß Andreas die Ermordung des Bruders so ruhig ertrug, ohne etwas gegen dessen Mörder zu unternehmen, wunderte Viele. Es wagte aber Niemand, ihn darüber zu befragen, da man ihn als einen besonders begabten Menschen eben so sehr fürchtete als ehrte.

Gottschalk lebte indeß fort, wie bisher. Er warf das Gold mit offenen Händen hinaus, um den Kir-

chenbau zu fördern und das angelobte Gotteshaus recht prachtvoll auszustatten. Um die Mittel, seinen Zweck zu erreichen, war er nie verlegen. Die Arbeiter mußten über ihre Kräfte arbeiten, und wenn sie erlagen, traten andere an ihre Stelle. Dabei führte er ein wahres Lasterleben, das sich mit dem Kirchenbau wenig vertrug. Er spielte, trank und ergab sich allen niedrigen Ausschweifungen völlig rücksichtslos. Manche behaupteten freilich, daß er dies nur thue, um sein Gewissen zu betäuben, das ihm keine Ruhe mehr lasse, Andere aber wollten sonst keine Veränderung, die auf innere Qualen bei ihm schließen lasse, an ihm wahrgenommen haben. Mochte dem nun sein, wie ihm wollte, die Kirche näherte sich mehr und mehr ihrer Beendigung, zugleich aber erschöpfte sich auch der Schatz des Freiherrn. Es hatte überhaupt den Anschein, als ruhe kein rechter Segen auf Gottschalk's Reichthümern. Die Beutegelder, an denen wohl viel unschuldiges Blut kleben mochte, zerrannen gleichsam in der Hand, und sonderbarer Weise verringerten sich auch seit der Rückkunft des Herrn die Baareinkünfte der Herrschaft. Die drei großen Dorfschaften, die ihm gehörten, brachten jetzt kaum zusammen so viel ein, wie früher eine einzige. Und doch war die Bewirthschaftung der Güter dieselbe geblieben. Eberhardt arbeitete, wie sonst, unermüdlich zum Besten

des Freiherrn. Auch die Jahrgänge gehörten zu den fruchtbaren; Niemand klagte, es gab weder Hagelschlag, noch andere Witterungsverheerungen. Nichtsdestoweniger ging die Wirthschaft auf den Besitzungen Gottschalks den Krebsgang.

Seine gedrückten Unterthanen freuten sich im Stillen darüber und erblickten in der Sache selbst eine gerechte Strafe Gottes. Nur Eberhardt ward nicht wohl zu Muthe, da er Gottschalk's Jähzorn und Rachsucht kannte. Deshalb mühte er sich Tag und Nacht, ein Mittel ausfindig zu machen, das ihn und seinen Herrn retten könnte. Da seine Weisheit aber, wie die andrer Leute, gar bald zu Ende ging, so beschloß er, den Schäfer gelegentlich zu fragen, und sich zu erkundigen, ob es denn in der Schäferei eben so hergehe, wie überall.

Andreas hatte sich seit dem Tode des Bruders nicht mehr im Schlosse blicken lassen. Wer ihn sprechen wollte, mußte zu ihm gehen, selbst Gottschalk, der in dieser Hinsicht eine wunderbare Scheu und Angst zeigte, ritt nach der hügeligen Ebene, wenn er etwas mit Andreas zu verhandeln hatte.

Nach beendigter Erndte, die ungemein dürftig ausgefallen war, entschloß sich der Verwalter zu dem schweren Gange; denn er besorgte schon im voraus, daß er nicht viel Gutes von dem Feinde des Frei-

herrn erfahren würde. Er traf den Schäfer nicht zu Hause. Die Frau des Mannes deutete nach dem Thalrande, indem ſie ſagte, daß er ihn dort herum antreffen werde. Eberhardt ließ ſein Pferd auf der Schäferei und ſchritt nachdenklich über die grünlich-gelbe Hutung nach dem felſigen Dickicht.

Schon in weiter Entfernung hörte er das dumpfe Schrullen der weidenden Heerde. Er folgte dem eigenthümlichen Getön, durch Geſträuch und Ginſter brechend, und fand ſich nach einigen Minuten dem Schäfer und ſeiner Heerde gegenüber. Andreas ſaß auf einem Erdwalle und kehrte ihm den Rücken zu. Sein Geſicht nach Abend der Sonne zugewendet, zeichnete er mit ſeinem langen Stabe allerhand wunderliche Figuren vor ſich auf den dürren, ausgebrannten Boden. Neben ihm lag der zottige Hund Leo, die Schnauze zwiſchen beide Pfoten geklemmt und mit den klugen Augen die weidende Heerde bewachend.

Das ſcharfe Gehör des Schäfers hatte ihm die Annäherung eines Fremden verrathen. Er wendete ſich zur Hälfte um, fuhr aber ſogleich in ſeiner ſpieleriſchen Beſchäftigung fort, als er Eberhardt in dem Kommenden erkannte.

»Guten Abend, Andreas!« redete ihn dieſer an.

»Schönes Weidewetter heut! Wird's noch lange so anhalten?«

»Gott grüß' Euch, Herr Verwalter,« versetzte Andreas, ohne aufzustehen, noch aufzusehen. »Alles Wetter ist gut und dienlich, wenn man's nur anzuwenden versteht.«

»Das dürft Ihr wohl sagen, Andreas! Ihr seid klug und habt der Natur tiefer, als tausend Andere, in die offenen Augen gesehen.«

»Wer's nicht thut, der hat sich's allein schuld zu geben, wenn er sein Lebenlang ein blinder Maulwurf bleibt.«

»Nicht immer, Andreas! Zu einem jeden Dinge gehört Anlage, und die hat nicht Jeder zu Allem!«

»Hm!« brummte der Schäfer und ließ seinen Blick forschend über Eberhardt gleiten. Der Verwalter setzte sich neben ihn auf den Erdwall, von dem aus man gerade über die verwitterten Felszacken in das weite, grüne, vom klaren Flusse begrenzte Schlangenthal hinabsehen konnte. Links über dem Sumpfe kräuselten von Zeit zu Zeit weißgraue Nebelwölkchen, die schnell in der Luft zerflossen.

»Ein schlimmes Jahr heuer!« begann der Verwalter abermals die Unterredung, während Andreas zu zeichnen fortfuhr.

»Wie das? Ich dächte doch, über die Witterung dürfte ein rechtschaffener Mann keine Klage führen.«

»Aber über den Ertrag, Andreas! Wenn ich mir das Getraide von heuer ansehe und es mit dem vorjährigen vergleiche, zittert mir's Herz vor Kummer. Die Garben sind leer, ehe sie der Flegel noch berühret.«

Andreas schlug eine so laute Lache auf, daß Eberhardt erschrocken zurückfuhr und Leo horchend die Ohren spitzte.

»Sind sie's wirklich?« fragte er dann. Nun da sieht man's doch, daß das Wort wahr ist: Unrecht Gut gedeiht nicht!«

Der Verwalter seufzte. »Andreas,« hob er nach einer Pause wieder an, »ein Wort im Vertrauen!«

»Redet!« sagte der Schäfer, legte beide Hände über dem Stabe zusammen und stützte dann sein Kinn darauf.

»Ihr wißt,« fuhr Eberhardt fort, daß mit dem Freiherrn nicht gut Kirschen essen ist. Die Zeit her hat er mit dem Kirchenbau so viel zu thun gehabt, daß er sich um die Wirthschaft nicht weiter kümmerte. Nun ist aber dieses verwunderliche Gotteshaus beinahe fertig, an dem, nach meinem Glauben, der Teufel mehr Theil haben muß, als unser Herr-

gott. Ich besorge nun, daß es dem Freiherrn einfällt, wieder einmal Rechenschaftsablegung von mir zu verlangen, und wenn sich dann ergibt, daß sich seine Einkünfte um zwei Drittheile binnen Jahresfrist vermindert haben, so sieht es ihm ähnlich, daß er mich in der ersten Wuth erwürgt.«

»Da gebe ich Euch vollkommen Recht, Herr Verwalter,« erwiederte Andreas.

»Ließe sich denn dem Unglücke nicht verbeugen?«

»Warum nicht?«

»Nun?«

»Wenn Ihr in Zeiten davon lauft, oder ihn todtschlagt, Herr Verwalter. Verdient hat er's schon längst.«

»Nichts davon, Andreas! Ich bin ein ehrlicher Mann und möchte auch gern in allen Dingen ehrlich befunden werden.«

»Und das soll ich machen?« fragte Andreas geheimnißvoll lächelnd.

»Ich denke, Ihr könnt's,« versetzte Eberhardt. »Eure Heerde ist munter, wie sonst, und gehört doch auch dem Herrn. Wie kommt das?«

»Weil ich sie vor dem Ungeziefer hüte,« sagte Andreas trocken.

»Ihr meint also, es ist ein Insekt im Erdreiche, das dem Getreide die Nahrung entzieht?«

»Das kann ich so eigentlich nicht sagen,« entgegnete Andreas. »Es gibt aber eine Kraft, die 's vielleicht kann und mächtiger ist, als das todte Erdreich.«

»O nennt mir sie, ich bitte Euch inständigst! Gern gebe ich Euch, was Ihr verlangt, nur rathet mir, wie ich mich vor dem gräßlichen Zorn des Freiherrn schütze!«

»Nein,« sagte Andreas kurz und entschieden. »Die Natur mag ich nicht meistern, noch weniger verrathen. Ich will Euch wohl und deshalb seid unbesorgt. Der Wütherich, der mir den Bruder gemordet und die Mechtild um den Verstand gebracht hat, soll seine verruchte Hand an keinen ehrlichen Mann mehr legen. Geht zu ihm, wenn er matt vom abendlichen Rausche früh seinen sündhaften Leib auf weichen Polstern pflegt, sagt ihm, daß es mit seinem Reichthum aus sei, wenn er keine andere Quellen, als die bekannten, besäße, und rathet ihm, in der neuerbauten Kirche zu Gott um Hilfe und Rettung zu flehen. Tobt er ob dieser Entdeckung, so raunt ihm geheimnißvoll zu, daß es ein Mittel gebe, verlorene Reichthümer mit einem Male wieder zu gewinnen. Dies Mittel besitze der Schlangenkönig. Und

wenn er darauf in Euch dringt, so schickt ihn nur zu mir. Bei meiner Seele Seligkeit, kein Haar soll er Euch krümmen!«

Der Verwalter hatte Andreas mit steigernder Verwunderung zugehört. Es war ihm ganz unheimlich in der Nähe des Schäfers. Er sah ihn erstaunt, ungläubig, mit großen Augen an.

»Der Schlangenkönig?« wiederholte er. »Ist mir's doch, als hätte ich schon in meiner Jugend davon gehört. Habt Ihr ihn gesehen?«

»So oft, daß ich alle seine Geheimnisse kenne,« sagte der Schäfer bedeutungsvoll.

»Und wo hält er sich auf?« fragte Eberhardt.

»Dort!« sagte Andreas, den Stab erhebend und über die Felswand hinab auf den Sumpf deutend, über dem jetzt eine breite, blaue Nebelschicht schwebte. »Das grüne Moor ist das Dach seines Palastes, die Irrlichter, die darüber spielen und tanzen, ergetzen und leuchten ihm, wenn er des Nachts seine Schätze zählt, und der blaue Dunst, den Ihr des Abends darüber wallen und wogen seht, steigt aus den Metallpfannen auf, in denen er das Gold schmilzt und läutert, um später die schimmernden Panzerkleider für sich und seinen Hofstaat daraus weben zu lassen.«

Eberhardt verstand von dieser Erzählung des Schäfers kein Wort. Indeß ließ er den sonderbaren Mann

genähren, von dem er ähnliche Sachen zu hören schon gewohnt war. Er bedankte sich für den erhaltenen Rath und sagte Andreas mit einem kräftigen Handschlag eine gute Nacht.

Das Abendroth rollte jetzt in purpurnen Wellen über die Gebirge herein und stand wunderbar leuchtend an den niedrigeren Höhen. Der Felsrand des Schlangenthales ward gleichfalls von dem brennendrothen Glanz überflammt. Andreas ergriff seinen Stab und stand auf, mit seinen grauen, scharfen Augen rundum die Gegend überschauend. Er war allein. Da beugte er sich nieder zu dem Erdwalle, auf dem er bisher gesessen, klopfte mit dem Stabe darauf und flüsterte mit hohlem Kehllaut: »Jetzt, armer Bruder, jetzt kommt der Tag der Vergeltung!«

Es war der Grabhügel des Halbhüfners, der ihm zum Ruhesitz gedient hatte. Andreas faßte nun abermals den Stab mit beiden Händen und zog auf dem rothglühenden, dürren Bergessaume dicht am Grabe ein neunkantiges Kreisrund. Dabei murmelte er mit tiefer, feierlicher Stimme geheimnißvolle Worte und Sprüche, pflückte von naher Felszacke eine blaue Glockenblume und legte sie darauf, daß ihr geöffneter Kelch nach dem Thale sah. Nun begann es alsbald an dem Abhange der Berglehne zu rascheln.

Die Birken schüttelten ihr grünes Haar, das Riedgras zitterte und beugte die silbernen Halme zur Erde. Näher und näher kam ein glitzerndes Funkeln den Berg herauf. Es war, als ob sich die Erde geöffnet habe und das Leuchten von Silber und Gold daraus aufschlage. An den Gräsern und Gesträuchen lief ein weißliches Licht hin und näherte sich immer mehr dem Punkte, wo der Schäfer regungslos, mit zusammengeschlagenen Armen hoch aufgerichtet stand.

Das Abendroth erlosch, in die Thäler fiel die feuchte Dämmerung des Herbstabends, nur die Stelle, welche Andreas mit dem Stabe abgegrenzt hatte, leuchtete nach wie vor in purpurner Helle. Mechtild flog wie ein scheues Reh über den Weideplatz herbei, neigte sich vor dem Schäfer und kniete am Grabe des Vaters nieder. Während die arme Verstörte ein unverständliches Gebet sprach, schlüpfte aus dem Grase eine prachtvoll glänzende große Natter, schoß nach dem hellen Fleck, der sich auf der Erde wie ein ausgebreitetes Tuch im Winde bewegte, und ringelte sich mit ihrem blitzenden Körper um den Stab, den wunderbar geformten Kopf, auf dem eine kostbare Krone von Gold und Juwelen blitzte, lauschend nach dem Schäfer vorstreckend. Die Augen der Schlange glänzten wie die hellsten Fixsterne. Mit der gespaltenen Zunge leckte sie nach der Glockenblume empor, aus deren Kelche

jetzt in kurzen Pausen blaue Flämmchen fielen, die von der spitzen Zunge der Schlange aufgefangen und begierig verzehrt wurden. Ihr Körper ward dadurch immer durchsichtiger und leuchtender und glich in kurzer Zeit einem Feuerreif, in dem zahllose Diamantenringe sich unaufhörlich bewegten. Endlich begann auch die zierliche Krone zu leuchten und in grünen Flämmchen zu flackern und zu blitzen.

Andreas rief Mechtild. Das Mädchen verließ den Grabhügel und reichte Andreas die Hand.

»Mechtild,« sagte der Schäfer, »kniee auf den rothen Kreis und beuge Dich über das flackernde Feuer dort an meinem Stabe.«

Mechtild nickte, that, wie ihr geheißen, und man sah, daß häufige Thränen aus ihren schönen Augen in das grüne Feuer der Schlangenkrone fielen. Nach einer kleinen Weile erlosch das Leuchten und nur das gewöhnliche Flimmern blitzender Edelsteine glimmerte durch das Dämmern der Nacht.

»Es ist gut,« sagte Andreas. »Unser Todtfeind ist nunmehr gebannt. Steh' auf!«

Mechtild erhob sich und trat stumm, wie sie gekommen, wieder an die Seite ihres Oheims. Dieser nahm jetzt die Glockenblume auf, warf sie hinab ins Thal, daß sie, wie ein blauer Funke durch die Luft auf die Wiese hinabfiel und dort fortleuchtete. So-

gleich bewegte sich auch die schöne Schlange, ringelte ihren Körper von dem Stabe los und verschwand unter weißlichem Lichterglanz in dem flüsternden Grase. Andreas riß den Stab aus der Erde und berührte die neun Ecken des Kreisrundes damit, worauf das flammende Roth schnell erbleichte und wie ein leichter Nebel in die Luft emporflatterte. Darauf pfiff er seinem Hunde, daß er die Heerde zusammentreiben solle, ergriff Mechtild's Hand und schritt mit ihr über die geisterhaft stille Weide nach dem Schäfereigebäude.

Während Andreas diesen sonderbaren Zauber in der lauschigen Abendstille vollzog, eröffnete Eberhardt bereits dem Freiherrn den bedenklichen Zustand seiner Finanzen. Wider Erwarten hörte Gottschalk den besorgten Verwalter ruhig an. »Das kommt von den verfluchten Gelübden her!« fuhr er auf und schlug sich mit der geballten Faust vor die Stirn. »Hätt' ich mich doch lieber dem Teufel verschrieben, als dem wunderlichen Gott, der so überflüssig viele Bethäuser hat, noch eins hingebaut! Ich dummer, verrückter Narr! Man wird mich verhöhnen, wenn ich verarme, wenn ich verhungere! Heda, Eberhardt, wie ist die Erndte bei meinen Unterthanen ausgefallen?«

»Nicht beſſer als auf den Gütern Ew. Gnaden,« erwiederte Eberhardt. »Es ſcheint, daß ein giftiges Inſekt in die Frucht gerathen iſt. Wenigſtens meinte Andreas —«

»Andreas?« unterbrach Gottſchalk den Redenden und ſprang von ſeinem Purpurſitz empor. »Was kann Andreas geſagt haben?« ſetzte er gefaßt hinzu, das dunkelnde Gemach mit großen Schritten meſſend.

»Die Schäfer, gnädiger Herr, ſind immer kluge Leute,« erwiederte Eberhardt. »Ihr fortwährendes Leben im Freien, auf ſtillen, heimlichen Berghöhen oder ſchweigſamen Haiden, macht ſie auf eine Weiſe mit der Natur und deren Heimlichkeiten bekannt, die uns unbegreiflich ſcheint. Was das Jahr für Witterung erzeugt, wiſſen ſie auf das beſtimmteſte, oft auf Tag und Stunde vorauszuſagen. Ob die Gewitter von Süd oder Weſt über das Land ziehen werden, ob Heuſchrecken- oder Raupenfraß den Feldfrüchten bevorſteht, entgeht ihnen nicht. Und weil ſie bei ihrer Beſchäftigung ungeſtört mit Lebendigen und Lebloſen Zwieſprach halten können, ſo iſt es ihnen auch vergönnt, das wunderbare Leben der Thiere, ihre Art und Weſenheit, ihre Geſetze und Gewohnheiten kennen zu lernen und zu der Menſchen Beſten zu benutzen. Wenn alſo der Andreas Ew. Gnaden mit

Rath und That an die Hand zu geben verspricht, so wollen Sie ihn gnädigst anhören.«

Gottschalk zog die Stirn in krause Falten und schwieg geraume Zeit. Dann trat er dicht an den Verwalter heran und sagte barsch: »Du meinst also, daß der heurige Ertrag meiner Güter durchaus keinen Überschuß gewähren wird?«

»Ew. Gnaden werden sogar noch eine sehr ansehnliche Summe bewilligen müssen, um die Wirthschaft nur in Ordnung zu erhalten.«

»Noch zugeben?« rief der Freiherr entrüstet. »Der Gulden soll verflucht sein, den ich mein Eigenthum nennen kann! Was sagte Andreas?«

»Ich bin nicht recht klug aus ihm geworden, denn er erzählte mir allerhand durch einander,« entgegnete Eberhardt. »Nur so viel weiß ich, daß er sehr entschieden behauptete, ein gewisser Schlangenkönig wisse in solchen Fällen immer Rath zu schaffen.«

»Der Schlangenkönig!« wiederholte Gottschalk, und strich sich nachdenkend mit der Hand über die Stirn. »Ist mir's doch, als hätte ich von ihm schon früher einmal gehört. Soll er nicht drüben im Felsenthale seine Wohnung haben und sich zuweilen dort sehen lassen?«

»Davon hab' ich nichts gehört, gnädiger Herr,« versetzte Eberhardt. »Daß aber das Thal von ihm

seinen Namen hat, ist wohl anzunehmen. Das Volk behauptet, sein eigentlicher Aufenthalt sei der Sumpf.«

»Still!« herrschte Gottschalk den Verwalter an. »Ich mag von dem Sumpfe und den albernen Mährchen, die von ihm im Volke umlaufen, nichts hören. Rufe mir morgen bei guter Zeit den Schäfer.«

»Gnädiger Herr,« erwiederte Eberhardt, »wenn Sie den Andreas zu sprechen beabsichtigen, werden Sie ihn wohl selbst aufsuchen müssen. Der wunderliche Kauz hat seine Eigenheiten, von denen er weder im Guten, noch im Bösen abzubringen ist, und überdies, glaube ich, hat er einen Schwur gethan, das Schloß nicht mehr zu betreten, und wenn es ihm den Hals kosten sollte.«

Gottschalk erblaßte bei dieser Bemerkung des Verwalters und entließ ihn. Als sein Kammerdiener eintrat, um sich nach den Befehlen des Gebieters zu erkundigen, gab ihm der Freiherr den Auftrag, Sorge zu tragen, daß bei Sonnenaufgang sein Rappe für ihn bereit stehe. Er habe einen wichtigen Ritt vor.

Diese Nacht brachte Gottschalk gegen seine Gewohnheit ganz einsam und schlaflos zu. Er wagte aus Furcht, die ihm nie eigen gewesen war, in dieser Nacht nicht, die Kerzen auszulöschen. Das Leben drückte mit einer Schwere auf ihn, die er nie gefühlt hatte. Er kam sich verlassen, verwaist, trostlos, ein-

ſam vor in der weiten Welt, ohne Freund, ohne ein Weſen, das ihn liebte. Da trat Mechtild's ätheriſche Geſtalt vor ſeine Seele, ihr glänzendes, ſchönes Lockenhaar mit Bergkräutern und wildem Gezweig geſchmückt, wie ſie täglich durch Buſch und Feld ſchweifte und wohl auch am äußern Schloßthore erſchien. Er zuckte zuſammen und etwas wie eine Thräne trat in die Augen des harten, grauſamen Mannes. Er ſprach mechaniſch, inſtinktartig ein Gebet, und dankte von ganzem Herzen Gott, als die Morgendämmerung mit leiſer Lichtſchwinge am Horizont erſchien.

Die Sonne röthete kaum die fernen Berggipfel, als der Freiherr den Fuß bereits in den Bügel ſeines hochaufbäumenden Rappen ſetzte. Unbegleitet ritt er aus dem Schloßhofe den Fluß entlang, in die Krümmungen der Berge hinein, um ungeſehen zu bleiben. Der Weg, mit Granitblöcken überſtreut und von Dorngeſtrüpp und Brombeerranken überwuchert, war beſchwerlich und verzögerte das ſchnelle Vorwärtsdringen des Freiherrn. Er hatte ihn aber mit Fleiß gewählt, weil er zu ſeiner Gemüthsſtimmung paßte. In der Nähe des Schlangenthales ward die nächſte Umgebung des Fluſſes freundlicher, ein ſchmaler Steig wand ſich in maleriſchen Krümmungen den Bergabhang hinauf. Dies war der gewöhnliche Weg zur Schäferei. Gottſchalk leitete ſeinen Rappen dahin, erklomm langſam

die Höhe und ſpornte nun ſein ſtolzes Thier zu raſchem Laufe über die hügelige Weidelandſchaft. Bald lag die Schäferei im Morgenſonnengolde und unter einem Thauperlennetz funkelnd vor ihm.

Andreas ſei bereits in den Wald gegangen, ſagte die Schäferin dem Freiherrn. Gottſchalk übergab der Frau ſeinen Rappen und folgte dem Schäfer in der angedeuteten Richtung. Er mußte lange vergeblich nach ihm ſuchen. Endlich ſchlug Leo an und verrieth dem Freiherrn ſeinen Aufenthalt. Er fand ihn auf einer ſchmalen Waldwieſe, beſchäftigt, Kräuter zu ſuchen, die zwiſchen bemoostem Geſtein ſpärlich grünten.

Der Schäfer begrüßte ſeinen Gebieter mit gewohnter Achtung und fragte, was ihm die Ehre eines ſo frühen Beſuches verſchaffe. Gottſchalk antwortete darauf nicht direct, ſprach von verſchiedenen landwirthſchaftlichen Angelegenheiten, erkundigte ſich nach dem Stande der Heerden und was ſonſt noch von einem verſtändigen Schäfer verlangt werden kann. Das Kräuterſuchen gab ihm dann Gelegenheit, auf die Heilkräfte der Natur zu kommen und von dieſem Gegenſtande nach und nach auf die Frage überzugehen, deren Beantwortung ihm vor Allem von ſo großer Bedeutung war.

Hierauf verſetzte Andreas: »Ew. Gnaden haben

zwar an den Meinigen nicht so gehandelt, daß Sie große Gefälligkeit von mir verlangen könnten —«

»Ich werde Deinem Bruder, dessen Tod ich wahrhaft beklage,« fiel der Freiherr dem Schäfer in's Wort, »ein Denkmal setzen lassen.«

»Bemühen Sie sich nicht, gnädiger Herr,« erwiederte Andreas, »sein Gedächtniß lebt in uns fort und soll auch in Ihnen fortleben, und das genügt. Um aber wieder auf Ihre Frage zu kommen, so erfahren Sie, daß es allerdings ein solches Wesen, wie der Schlangenkönig gibt, und daß dieser wunderbare König dem Menschen aushelfen kann, wenn er den Weg, ihm beizukommen, findet.«

»Du weißt ihn?« fragte Gottschalk zaghaft.

»Ich war noch nicht in der Lage, ihn ansprechen zu müssen,« versetzte Andreas ausweichend.

»Wenn Du aber in Bedrängniß kämst?« —

»Nun, so würde der Schlangenkönig meinen Ruf wohl nicht ungehört verhallen lassen.«

»Mache Deine Forderung, guter Andreas,« fiel Gottschalk eifrig bittend ein, »und zeige mir Mittel und Wege, wie ich dieses geheimnißvolle Wesen sprechen kann!«

»Ich bin nicht eigennützig, gnädiger Herr,« entgegnete der Schäfer. »Meine Beschäftigung nährt und erhält mich, und nach Größerem zu streben, fühle

ich keinen Drang. Es gibt aber ein unglückliches Geſchöpf drinnen in der Hürde, ein Mädchen, das Sie durch Ihre Härte und Grauſamkeit zeitlich elend gemacht haben. Dieſem armen Kinde ſind Sie ſchuldig, ſeine Ehre wieder zu geben. Mechtild liebt Sie noch immer. Reichen Sie ihr die Hand und ich will Ihnen ein großes Geheimniß offenbaren.«

Andreas ſah den Freiherrn mit ſeinen grauen Augen ſcharf und durchdringend an, daß dieſer verwirrt die Augen niederſchlug. Es trat eine Pauſe ein, dann verſetzte Gottſchalk: »Mechtild iſt wahnſinnig!«

»Eben deshalb ſoll ſie Ihre Gattin werden,« entgegnete Andreas trotzig und mit einer Stimme, in deren Tone die verſteckte Rache jauchzte. »Das ſei Ihre Strafe auf Erden, die Sie hundertmal verdient haben. Wollen Sie aber nicht, nun gut! Dann ſuchen Sie ſich hier eine dürre Buche aus, die Ihnen nach Jahresfriſt zum Bettelſtabe dienen mag.«

Gottſchalk entſetzte ſich ſchon vor dem bloßen Gedanken der Armuth. Er hatte von jeher im Überfluſſe gelebt, und konnte ſich ein Leben ohne Reichthum mit allen erſinnlichen Farben einer irdiſchen Höllenqual ausmalen. In der Aufregung aller Sinne und begierig, urplötzlich neuer Schätze theilhaftig zu werden, ergriff er die Hand die Schäfers: »Mechtild

wird meine Gattin, auf Cavalierswort! Und nun ſprich, guter Andreas! Wie kann ich den Schlangenkönig ſehen?«

Der Schäfer klammerte die Rechte des Freiherrn feſt in die ſeinige. »Ich halte Sie beim Wort,« ſprach er ernſt und feierlich, »und wehe Ihnen, wenn Sie Ihr Wort brechen!«

»Rede, rede!« ſagte ungeduldig der Freiherr.

»Das iſt bald gethan,« verſetzte Andreas. »Sie müſſen ſich von einer reinen Jungfrau ein purpurrothes Tuch von möglichſt großem Umfange freiwillig ſchenken laſſen. Sobald Sie dies beſitzen, ſchneiden Sie in der erſten Nacht nach beendigtem Neumonde die Ecken des Tuches ſo zu, daß es neun Kanten erhält, und umſäumen es unverweilt mit Rauſchgold. Dies Alles muß heimlich, ſchweigend und von Ihnen ſelbſt gethan werden. Nun warten Sie einen recht klaren, heißen und windſtillen Tag ab, machen ſich mit dem Tuche in der Mittagsſtunde ohne alle Begleitung auf den Weg und gehen am Sumpfe vorüber nach dem Schlangenthale. Hier erſteigen Sie die Berglehne, und wo Sie unterhalb der Felſen einen recht heißen, ebenen Platz finden, da breiten Sie das Tuch aus, legen auf jede Kante eine Augentroſtblüthe und auf die Mitte eine friſche oder welke blaue Glockenblume. Sobald dies geſchehen iſt, ziehen Sie ſich

neun Schritte zurück, und zwar ſo, daß Ihr Schatten weder auf das Tuch, noch in deſſen unmittelbare Nähe fällt. Beobachten Sie dieſe Vorſchriften genau, ſo werden Sie bald aus allen Ritzen und Schluchten Schlangen in großer Anzahl nach dem Tuche ſchlüpfen und gar wunderbare Reichthümer darauf zuſammenhäufen ſehen. Es iſt die Art dieſes Gewürmes, daß es ſich gern bald wieder verſteckt und erſt dann wieder zum Vorſchein kommt, wenn der Sonnenglanz dem Dunkel weicht. Sehen Sie nun, daß ſämmtliche Schlangen ſich verkrochen haben, ſo eilen Sie unverweilt nach dem Tuche, faſſen es zuſammen und entführen den Schatz, um den Sie ein Kaiſer beneiden würde. Nur hüten Sie ſich vor unerlaubter Anwendung der ſo erlangten Schätze! Es zieht jedesmal Unglück nach ſich, und eine zweite Anleihe bei dem Schlangenkönig wird nur möglich, wenn man ſich unſichtbar machen kann.«

»Gewiß biſt Du auch im Beſitz dieſes Geheimniſſes«, forſchte Gottſchalk.

»Sie bedürfen deſſen nicht, gnädiger Herr. Folgen Sie meinen Worten, halten Sie ihr Verſprechen, und es kann Ihnen nicht fehlen.«

Hiermit verbeugte ſich Andreas vor ſeinem Gebieter und verſchwand im Walde.

Der Freiherr blieb allein auf der steinigen Wiese zurück. Die Eröffnungen des Schäfers hatten ihn ungewöhnlich aufgeregt. Er wiederholte sich die erhaltenen Vorschriften nochmals im treuen Gedächtniß und schritt, ganz in die geheimnißvolle Lehre vertieft, durch den Wald zurück nach der Schäferei. Andreas war nicht nach Hause gekommen, auch Mechtild, nach der sich der Freiherr bangend erkundigte, hatte schon längst die ländlich-einfache Behausung verlassen. Vergnügt, daß er der lästigen Begegnung wenigstens für diesmal überhoben war, schwang er sich auf seinen Rappen und sprengte auf den nächsten Wegen in sein Schloß zurück.

Zur feierlichen Einweihung des neuerbauten Gotteshauses wurden Festlichkeiten aller Art veranstaltet. Unter andern ordnete Gottschalk auch öffentliche Aufzüge der Jugend beiderlei Geschlechts an, und machte überhaupt so viel Wesen von der Sache, daß Zuschauer von nah' und fern in sehr großer Anzahl herbeikamen. Bei diesem Zusammenfluß von Menschen mußte es dem Freiherrn leicht werden, mit wem er wollte, in Berührung zu kommen. Hauptsächlich richtete er sein Augenmerk auf die jungen, hübschen Mädchen, an denen kein Mangel war. Diese suchten ihrerseits wieder den Erbauer der schönen Kirche zu

erblicken und fühlten ſich nicht wenig geſchmeichelt, wenn der ſtattliche Mann, der in ſeiner Obriſtenuniform wirklich ſchön ausſah, herablaſſend und freundlich mit Vielen ſprach. Bei den Schönſten erlaubte er ſich auch Scherze, lud eine Menge zur Tafel und erweckte durch ſeine muntere Laune eine Luſtigkeit unter den ſorgloſen Mädchen, daß ſie zu Allem aufgelegt wurden. Keine konnte begreifen, wie man dieſen Mann herzlos, grauſam und tyranniſch nennen könne.

Auf dieſe Weiſe gelang es ihm, einem ſehr artigen Kinde, dem die Unſchuld auf den Augenwimpern ſchwebte, durch einen Ring ein Gegengeſchenk abzulocken, das in dem erſehnten purpurrothen Tuche beſtand. Die noch übrigen Vorſchriften befolgte Gottſchalk zur angegebenen Zeit gewiſſenhaft.

So kam der Sonntag und mit ihm ein heißer, ſtiller, ſonnenklarer Herbſttag heran. Gottſchalk machte ſich bereit, ſein wunderliches Abenteuer anzutreten. Um die Mittagszeit, als ſich Jeder in die Schattenkühle des Hauſes zurückgezogen hatte, verließ er auf ſeinem flüchtigen Rappen das Schloß und ſchlug den kürzeſten Weg nach dem berüchtigten Thale ein. Am Eingange in daſſelbe ſtieg er ab, befeſtigte das Roß an eine Kiefer und betrat nun zu Fuß die ſtille, grüne Niederung. Ein ſchwüler Mittag, wo alles Leben

erſtorben iſt, hat viel Ähnlichkeit mit der finſtern Mitternachtsſtunde. Die ganze Umgebung erſchien dem Freiherrn unheimlich, ja geſpenſtig. Die glatten Schieferfelſen blitzten im Feuer der Sonne, von den Tannen und Kiefern rieſelten die dürren Nadeln auf die Erde herab und machten ein eigenthümliches Geräuſch. Kein Vogel ſang, nicht einmal eine Grille zirpte. Nur die Inſektenwelt war lebendig und ſchaffte in und über der Erde. Hundert funkelnde Eidechſenaugen glotzten aus dem dunſtigen Graſe. Über dem Sumpfe ſtand eine unabläſſig bewegte, wunderbar ſtrahlende hellblaue Wolke. Als Gottſchalk näher kam, erkannte er, daß hunderttauſende von Libellen in ihrer ſonderbar zitternden Bewegung ſie bildeten. Er eilte mit ſchnellen Schritten an dem verrufenen Orte vorüber. Das Schilf bewegte ſich trotz der gänzlichen Windſtille. Die breiten Blätter ſchlugen zuſammen, daß ein eigenthümliches Klirren und Säuſeln, nicht unähnlich einem bangen, dumpfen Stöhnen, durch die ſtille Luft zog.

Als der Freiherr den bebuſchten Bergesabhang erreicht hatte, hörte er aus der Ferne das Läuten der Glocken in den umliegenden Ortſchaften. Dazwiſchen fielen abgeriſſene Worte und Töne eines melancholiſchen Liedes. Der Schall kam von den Felſen her, die ſich ſenkrecht über ſeinem Haupte emporthürmten,

und die Stimme ſchien einem jungen Mädchen anzugehören. Gottſchalk ſchlug das Herz hörbar, eine Angſt, der er nicht Herr werden konnte, verſetzte ihm den Athem. Da lachte es auf einmal ganz nahe über ihm. Er fuhr zuſammen und ſah empor. Mechtild, in einem hellblauen Kleide, die Locken aufgelöſt, daß ſie in wunderbarer Schöne ihre ganze Geſtalt umfloſſen, ſaß auf einem bemooſten Steine, beſchäftigt, aus Herbſtblumen, aus Moos und Binſen einen Kranz zu winden. Das arme Mädchen ſprach mit Niemand, ſeit ſie der Freiherr verſtoßen hatte, jetzt aber, als der innig Geliebte ihr ſo plötzlich gegenüber ſtand, ward ſie auf einmal wieder beredt und begrüßte den theuren Mann mit freudigen, obſchon verworrenen Worten.

»Das iſt ſchön von Dir,« ſprach ſie zu dem erſtaunten Gottſchalk, »daß Du Wort hältſt. Ich habe ſchon eine hübſche Zeit hier mit den ſchläfrigen Blumen die Litanei geſungen. Andreas aber hatte mir geſagt, daß Du kämſt, um mich zur Frau zu nehmen, und da hab' ich denn geduldig gewartet. Iſt der Pfarrer in der Nähe?«

Mechtild ſah den Beſtürzten mit ihren großen kornblumenblauen Augen ſo ſonderbar an, daß er erbebte. Endlich faßte er ſich und rief ihr finſter zu: »Alberne Dirne, geh' fort und halte mich nicht auf!«

»O, ich weiß!« versetzte Mechtild lächelnd. »Du darfst nur befehlen, so rufe ich Dir alle Geister des Thales zusammen. Wenn ich Lieder singe, so fliegen die Seelen, die dort über dem Sumpfe schweben, zu uns und klagen Dir ihr Leid. Liebst Du das nicht, so will ich mit dem Erdgeiste scherzen, daß er seine Diener entlasse und uns mit glänzenden Geschenken erfreue. Eine neue Wirthschaft braucht mancherlei zum Anfange. Meinst Du nicht auch, mein Geliebter?«

Sie war jetzt aufgesprungen, hatte sich den fertigen Kranz auf die goldenen Locken gedrückt und ergriff Gottschalk's Hände.

»Wenn Du mich heirathest und recht lieb hast,« sprach sie mit irrsinnigem Freudenglanz ihres anmuthigen, zarten Gesichtes, »so lehre ich Dich auch, wie man sich unsichtbar macht. Glaube mir, das ist eine gar schöne Kunst. Wenn die kleinen bösen Geister durch die Luft prasseln des Nachts und am hellen Mittage, um unser armes Herz auf ihrem glühenden Ambos breit und zu Tode zu schlagen, so entrücken wir uns wie der Wind den bösartigen, schadenfrohen Quälern. Komm, die Schlangen sind satt, das macht sie freigebig.«

Gottschalk begriff zwar die Worte Mechtild's nicht recht, doch glaubte er eine Absicht darin zu ent-

decken, die er zu seinen Gunsten zu nützen beschloß. Er drückte sanft und zärtlich die Hand der unglücklichen Betrogenen und sagte mit dem verführerischsten Ausdrucke seiner Stimme: »Ja, gutes, liebes Herz, lehre mich die Kunst, mich unsichtbar zu machen und ich will Dich auch recht innig lieben.«

»Und wann ist die Trauung?« fragte Mechtild stolz. »Liebe ohne Trauung bringt gar zu viel Herzeleid,« setzte sie schwermüthig hinzu. »Ich thu's durchaus nicht ohne priesterlichen Segen.«

»Laß mich nur zuvor die Schätze heben, die im Sonnenglanz aus der Erde auftauchen.«

»Da hast Du wieder Recht,« sagte Mechtild gutmüthig. »Erst die Schätze, dann das Geheimniß vom Unsichtbarmachen und zuletzt die Trauung. Das soll eine Lust sein und ein Jubel, wie es lange keinen gegeben hat. Gib mir die Hand. Ich weiß den schönsten Ort, denn ich kenne meine Freunde. Und siehst Du, den Augentrost habe ich auch besorgt, denn Du hättest ihn doch vergessen.«

Gottschalk wunderte sich, die Wahnsinnige von seinem Vorhaben so genau unterrichtet zu sehen. Indeß folgte er willig der rasch Emporklimmenden. Dicht unter dem Felsen auf einem ebenen, von dichtem Gesträuch umschlossenen Platze, wo die Sonne mit verstärkter Gluth brannte, machte Mechtild Halt.

»Das iſt die Stelle!« ſprach ſie. »Hier lagern ſie den ganzen Sommer über und ſchlürfen mit ihren Doppelungen die Goldfunken aus der Luft, die man Abends über den Bergen fortflimmern ſieht. Davon werden ſie ſo reich. Und wenn ſie dann Nachts in ihren Paläſten ſich in Träume verwandeln und als beglückende Geiſter in die Seelen der Menſchen ſchlüpfen, um die albernen Thoren in Liſt, Schlauheit und lächelnder Falſchheit zu unterrichten, dann ſchaffen die Zwerge und die Erdmännchen das Gold in die Schmelzöfen, um es zu läutern und nachher zu lauter ſchönem Schmuck zu verarbeiten. Biſt Du noch niemals des Nachts, wenn der Mond recht hell ſchien, durch das Thal gegangen?« Verſuch's einmal, und Du wirſt Dich wundern, wie unzählige aus Saphir und Gold geblaſene Gewebe über Wieſe, Berg und Thal ausgeſpannt ſind! Das iſt Alles Zwergenarbeit. Auch kannſt Du ſie, wenn Du klug biſt, unter dem flimmernden Geſpinnſt tanzen und ſchmauſen ſehen. Ihre Trinkhörner ſind Staubfäden von Augentroſt, und ihre Schuhe, die bei jedem Schritte lieblich erklingen, hämmern und nähen ſie mit eigenen Händen aus dem Baſt der Vergißmeinnichtblüthen zuſammen und ſchmücken ſie mit Schnällchen von Katzenſilber.«

»Das muß ſehr ergetzlich ſein,« verſetzte Gottſchalk, indem er das purpurrothe Tuch aus ſeinem Wamſe zog, denn er fürchtete, Mechtild's Geſchwätzigkeit möchte ſie von der Hauptſache ablocken. Sie erblickte jedoch kaum das Tuch, als ſie auch ſogleich wieder auf Gottſchalk's Unternehmen mit Eifer einging.

»Spanne es nur recht glatt aus,« ſagte ſie, ihm geſchäftig an die Hand gehend. »So; und nun hier die neun Blüthen und da die Glockenblume. Halt! Tritt zurück, daß kein Schatten auf den Zauberbrand fällt. Jetzt fort in's Gebüſch! Sei fein ruhig und erſtaune nicht über das, was Du ſehen wirſt.«

Dies Alles ſprach Mechtild ſo gefaßt und umſichtig, daß Gottſchalk zuweilen an ihrem Wahnſinne zweifelte. Kaum hatte er ſich mit dem Mädchen verborgen, als es überall in dem Mooſe, auf den Felſen, hinter Dornenhecken und Büſchen zu raſcheln begann. Dabei brach in Zwiſchenräumen ein ſchrillendes Ziſchen durch die ſchwüle Luft, das unheimlich klang. Nun dauerte es nicht lange, ſo fuhr vom Felſen herab eine ſchön gezeichnete Natter, deren ganzer Körper wie geſchliffenes, mit Edelſteinen beſtreutes Gold flimmerte. In ſchnellem Sprunge ſchoß ſie auf das ausgebreitete Tuch, umkreiſ'te es unter wunderlichen Körperverdrehungen und ſtreifte dabei ihre ganze

reich glänzende Hülle von ſich, die ſogleich in prachtvoll geformte Gold- und Silberreifen, in die koſtbarſten Brillanten, Türkiſe, Smaragde und Saphire zerfiel. Langſam ſchlüpfte ſie wieder über den Rand des Tuches, rollte ſich hier zuſammen und blieb, den klugen Kopf einige Zolle über die Ringe ihres Körpers erhebend und die heiße, ſonnighelle Luft mit durſtiger Zunge einſchlürfend, ruhig liegen. Von allen Seiten raſchelten nun die ſchlanken Körper der ſchön gezeichneten Nattern herbei, um ſich gleich der erſten ihre prächtigen Hüllen auf dem rothen Tuche abzuſtreifen, und ſie in Gold und Edelſtein verwandelt darauf zurückzulaſſen. Binnen einer Viertelſtunde war das ganze Tuch mit einer ſolchen Menge von Edelſteinen angehäuft, daß ihr Glanz das Auge blendete und der geldgierige Gottſchalk kaum ſeine unruhige Freude darüber zurückhalten konnte. Hätten ſich nur die hundert und aber hundert Nattern entfernen wollen! Aber ſie lagen zuſammengeringelt, bewegungslos, kreisförmig um den wachſenden Berg ihrer Schätze, als wollten ſie ſie behüten oder ſich an deren Anblick weiden. Da näherte ſich ein ſanftes Klingen, das faſt wie die leiſeſten und zarteſten Töne einer ſanftbewegten Aeolsharfe klang. Die Nattern erhoben ihre Köpfchen horchend in die heiße Luft und in raſchen, wellenförmigen Bogenſprüngen ſchoß eine ſehr große,

ſchlanke und von unausſprechlichem Glanze umfloſſene Schlange den Berg herauf und mitten auf den flammenden Brillantenberg. Eine kunſtreiche Krone, wie es ſchien, von lohendem Gold und glühenden Saphiren, deren Glanz ſo blendend war, daß Gottſchalk ſeine Augen davon abwenden mußte, ſchmückte ihren zierlichen Kopf. Sie berührte, als wolle ſie die zuſammengetragenen Schätze zählen und prüfen, viele mit ihrer Zunge, machte dann ebenfalls die ſonderbaren Körperbewegungen bei dem Umkreiſen des Tuches, und überſtreute dadurch die ganze Maſſe der Koſtbarkeiten mit einem Netze von Diamanten, deſſen Maſchen aus geläutertem Golde beſtanden. Sobald dies Netz zuſammenfaſſend alle hier abgelegten Schätze gleichſam vor jeder fremden Berührung ſchützte, neigte ſie ihren ſchönen, klugen Kopf und legte die funkelnde Krone mitten auf das Diamantengewebe, daß ſie wie eine grünrothblaue Flamme daraus hervorbrannte. Jetzt ließ die Schlange ein helles, faſt gellendes Ziſchen hören, ſetzte in einem einzigen Bogenſchwunge wieder in das Gebüſch und verſchwand. Ihr folgten eben ſo ſchnell die übrigen Nattern, und nach wenigen Augenblicken war die frühere ſchwüle Todtenſtille ringsherum wieder eingetreten.

Auf dem Tuche flimmerten und brannten die unermeßlichen Schätze des Schlangenkönigs, deſſen

prachtvolle Krone und kostbarste Gabe oben darauf lag. Gottschalk jauchzte auf vor Freuden und stürzte mit Hast auf das wunderbare Geschenk der getäuschten Schlangen zu.

»Still!« sagte Mechtild ernst, ihren zarten Finger auf den Mund legend. »Sie haben ein feines Gehör und sind voller Mißtrauen. Wenn sie Dich erblicken, nehmen sie Rache an Dir.«

Behutsam strich sie nun unter dem Gemurmel einer sanften Gesangsweise die Augentrostblüthen von den Enden des Tuches und bedeutete den glücklichen Freiherrn, daß er sie zusammenfassen und den so seltsam gehobenen Schatz mit sich nehmen solle. Gottschalk that es mit freudestrahlendem Blicke. Seine Hände zitterten vor Überraschung. Er vermochte die Last kaum zu tragen.

»Geh' nur,« sagte Mechtild, »ich begleite Dich und gebe Acht, daß Du nichts verlierst. Das Netz, das der König darüber gewoben hat, könnte zerreißen, und das gäbe ein großes Unglück, wenn mich Andreas nicht den Spruch gelehrt hätte.«

»Wie heißt er denn?« fragte Gottschalk. »Es wäre doch gut, wenn ich ihn auch wüßte.«

»Sobald ich Deine Frau bin, sollst Du ihn erfahren,« sagte Mechtild ruhig, und ließ sich auf alles

Bitten und Schmeicheln, das Gottschalk an sie verschwendete, nicht weiter ein.

Seufzend unter der Last des gewonnenen Schatzes erreichte der Freiherr seinen Rappen, band ihn los und schwang sich in den Sattel, das Tuch mit den Kleinodien vor sich festhaltend. Bei dieser Bewegung zerriß eine Masche im Netz. Einige Ringe mit Rubinen rollten auf die Erde und mit entsetzlicher Schnelligkeit immer weiter fort über die Wiese, nach dem Sumpfe und dem Bergeshange, während ein Leuchten von ihnen ausströmte, daß einige Secunden lang die ganze Gegend in lichten Flammen zu stehen schien. Unter lautem Zischen sprangen die Rubinen aus den Goldreifen, zerplatzten in zahllose Blutstropfen und fielen brennend auf Busch und Wiese nieder, oder erloschen klagend in der Feuchte des schilfumwachsenen Sumpfes.

Dies Schauspiel war so bewältigend, daß Gottschalk beinahe die Besinnung verloren hätte. Mechtild schlug die Hände vor ihr Gesicht, um von dem blutigen Scheine nicht zu erblinden.

»Ich danke Dir, Mechtild,« sagte der Freiherr furchtsam, den Schatz fest zusammenraffend. »Lebe wohl bis auf Wiedersehen!«

Mechtild sah mit wunderbarem Auge zu ihm auf, wendete sich dann lauschend nach dem Thale und

faß, bevor es Gottschalk hindern konnte, hinter ihm. »Sie schleifen ihre Zungen,« raunte sie ihrem Geliebten ängstlich zu, »wehe Dir, wenn sie Dich sehen!«

»Was willst Du?« herrschte Gottschalk das Mädchen an. »Ich kümmere mich jetzt den Henker um das Natterngezücht.«

»Ich schütze Dich vor Ihrem tödtlichen Biß,« sagte Mechtild und schlang ihre zarten Arme liebevoll um die Brust des Freiherrn. »Mich sehen sie nicht, und so lange ich Dich umarme, bist Du ebenfalls ihren scharfen Augen unsichtbar.«

Gottschalk vernahm das heisere Pfeifen der erbitterten Nattern. Er spornte seinen Rappen, daß er sich hoch aufbäumte und dann in rasendem Laufe den Fluß entlang fortsprengte. Dessenungeachtet ereilten ihn die Nattern bald. Von allen Seiten schossen ihre jetzt nur matt schimmernden Körper über den Weg, durch die Beine des fliehenden Rosses, manche schnellte sogar ihren elastischen Körper über den Rappen hinweg. Gottschalk war nicht wohl bei diesem Anblick. Nur Mechtild's Nähe schützte ihn vor manchem außerdem unvermeidlichen Biß der erbitterten Thiere, die sich ihrer Schätze so unerwartet beraubt sahen. Erst nach geraumer Zeit verschwanden die sonderbaren Verfolger. Mechtild lachte. »Siehst Du, dazu ist das Unsichtbarsein gut!« sagte sie. »Wäre

mein Oheim kein ſo weiſer Mann, ſo hätten ſie Dich längſt todt gebiſſen.«

»Sagſt Du mir nun das Geheimniß, mein Herzliebchen?« ſchmeichelte Gottſchalk und küßte die Wahnſinnige. Mechtild lachte wieder, drückte den Freiherrn feſt an ihren Buſen und flüſterte ihm das Geheimniß liebetrunken in's Ohr. Glücklich erreichten ſie das Schloß, von Niemand bemerkt. Nur Andreas hatte, auf dem Grabhügel ſeines Bruders ſtehend, den ſchauerlichen Flammenſchein über das Thal rollen und die Flucht des Freiherrn mit angeſehen. Sein Angeſicht war drohend und geheimnißvoll, als der Räuber hinter den Berglehnen verſchwand. Er ſprach mit bebender Lippe ein Gebet, fuhr mit ſeinem Stabe an derſelben Stelle, wo er vor Kurzem das Abendroth zum Zauber feſtgehalten hatte, die Erde leicht auf und ſtreute ſie in alle vier Winde.

»So fahre ſeine verfluchte Seele ruhelos dahin!« murmelte er. Dann ſchritt er langſam über die dürre Weide, auf der ſchon der heiße, graue Erdrauch ſtand, der ſie gewöhnlich des Abends ganz in Dunſt und Nebel hüllte. —

Gottſchalk lebte nun wieder in Saus und Braus, doch hütete er ſich eine Zeitlang vor jeder unerlaubten Handlung. Seinen Unterthanen geſtattete er man-

cherlei Freiheiten, theilte Geschenke an Nothleidende aus und benahm sich mehr wie ein Vater, denn wie ein strenger Herr. Über Erwarten zärtlich war er gegen Mechtild, so daß selbst Andreas den Kopf bedenklich schüttelte. Freilich erhielt das arme Mädchen auch durch die liebevollste Sorgfalt ihren Verstand nicht wieder, indeß ward ihr Wahnsinn weniger bemerklich. Sie lebte im Schlosse, durfte ungestört darin schalten und walten, wie es schien, vollkommen zufrieden mit ihrem Loose.

Nach einigen Wochen erinnerte Andreas den Freiherrn an sein Versprechen. Auch Mechtild verlangte in Augenblicken der Aufregung, daß er sie zum Altar führe. Gottschalk gab beruhigende Antworten, schauderte aber innerlich vor der Ausführung eines solchen Schrittes zurück. Er dachte ernstlich darauf, das ihm bereits wieder lästige Geschöpf los zu werden.

Der Besitz so ungeheurer Schätze, die ihm nunmehr sicher gehörten, machte ihn übermüthig und keck, und als Mechtild eines Abends wieder in ihn drang, sein Versprechen zu halten, stieß er sie lachend von sich und rieth ihr, daß sie sich zuvor von ihrem überaus klugen Oheim den Verstand möge wiedergeben lassen. Mechtild zitterte vor dem rohen Gelächter des brutalen Mannes, verließ eingeschüchtert sein Zimmer, und eilte noch in derselben Nacht über die Hügel nach

der Schäferei. Hier warf ſie ſich Andreas zu Füßen, klagte ihm ihr Leid und bat ihn, ſie bei ſich zu behalten. Der Schäfer tröſtete die Verſtoßene, während ſein Auge in Zorn und Rachſucht erglühte.

Gottſchalk bekümmerte ſich nicht um die Entflohene. Er war recht froh, einer läſtigen Mahnerin los zu ſein und dachte nunmehr, da auch von Seiten des Schäfers keine Aufforderung erfolgte, darauf, ſein Leben auf die angenehmſte Weiſe zu genießen. Der Adel der Umgegend, zum Theil unbegütert, doch immer ſtolz, herrſchſüchtig und übermüthig, brachte ſeine Zeit größtentheils ſpielend und jagend hin. Dieſem ein ungewöhnliches Vergnügen und ſich einen feſten Anhang zu verſchaffen, falls ſeine Unterthanen ihm wieder einmal die Zähne weiſen ſollten, beſchloß er, auf ſeinen weitläufigen Beſitzungen ein großes Treibjagen zu veranſtalten. Die prächtigſten Roſſe mit koſtbarem Reitzeuge wurden dazu angeſchafft. Alle Diener erhielten neue, reichgeſchmückte Livreen, das Schloß ſelbſt ward ſehr reich und glänzend verziert, um die zahlreichen, vornehmen Gäſte auf eine würdige, ſeinem Reichthum angemeſſene Weiſe zu empfangen.

Mehrere Tage lang ward nun dem Vergnügen der Jagd obgelegen, und in dieſer Zeit nicht allein eine nutzloſe Menge Wild grauſam zu Tode gehetzt,

sondern auch das Saatfeld der armen Frohnbauern schonungslos zertreten, während diese selbst mit schweren, ja brechenden Herzen bei der wilden Belustigung des Herrn als Treiber thätig sein mußten. Die Thränen der armen Leute beachtete man nicht, auf ihre Bitten antwortete man mit Hohn und Spott.

Endlich des Hetzens und Blutvergießens müde, zog die Schaar der Gäste in Gottschalk's Schloß zurück, um sich nunmehr den ausgelassensten Freuden der Tafel ganz hinzugeben. Die tollen Genossen des Freiherrn zechten, als ob das Meer aus schäumendem Weine bestünde. Das fortgesetzte Gelag erweckte die Lust zum Spiel. Bald klapperten die Würfel an alten Tischen, in allen Zimmern, und Gottschalk, als Wirth, warf sich freiwillig zum Banquier der Gäste auf, denen die Glücksgöttin nicht hold war. Er selbst spielte mit einer an Wahnsinn gränzenden Wuth und bemerkte kaum, daß Gold und Edelsteine in die Taschen seiner Gäste rollten, ohne aus diesen in die seinigen wieder zurückzukehren. Zuletzt, von Wein und Spiel aller Empfindung beraubt, taumelte die wüste Gesellschaft gegen die Mitternachtsstunde aus einander. Die Gäste verließen lärmend und schimpfend das Schloß und Gottschalk warf sich im Weinrausch auf eine der Ottomanen, um nach der Ermattung der

letzten Tage in einem kurzen Schlafe neue Kraft zu gewinnen.

Es war schon spät Nachmittags, als er am andern Tage wieder erwachte. Er wunderte sich, daß die Tafeln noch nicht fortgetragen waren und doch alles Silbergeschirr darauf fehlte. Barsch fragte er seinen Kammerdiener nach dem Grunde dieser Vernachlässigung. Sein Ärger ward aber zur Verwunderung, als dieser mit höflichen Worten den Bescheid gab, daß er alle Kostbarkeiten im Spiel verloren habe.

Gottschalk glaubte zu träumen und befahl Eberhardt zu rufen. Der Verwalter erschien mit betrübter Miene. »Sie haben befohlen, gnädiger Herr —«

»Was ist das für eine Unordnung!« herrschte ihn der Freiherr an. »Ich bin gewohnt, Dich als meine rechte Hand zu betrachten, mich auf Dich zu verlassen, wenn Geschäfte oder andere Verhältnisse mich hindern, selbst aller Orten nachzusehen. Weshalb nun die Zerstörung ringsum so lange dulden?«

»Gnädiger Herr,« versetzte Eberhardt, »Sie wollten ja nicht auf mich hören und haben diese Unordnung selbst anbefohlen. Als Sie die letzte Hand voll Diamanten aufs Brett warfen und auch diese verloren, befahlen Sie mir bei Ihrem ewigen Zorn, nichts von Allem, was noch da sei, anzurühren, bis Sie es befehlen würden. So habe ich denn mit be-

trübtem Herzen diese ärmlichen Trümmer wüst umherliegen lassen, ich glaube aber wohl, daß sich Ihre Augen jetzt nicht sehr daran erlaben.«

Gottschalk stand wie eine Bildsäule. »Wo ist der Schlüssel zur Schatzkammer?« stotterte er.

»Sie haben ihn ja in der Hand!«

Krampfhaft umklammerte der Freiherr den Stahl. »Folge mir!« sagte er tonlos und ging mit schwankenden Schritten nach dem Gemache, das seine unermeßlichen Schätze barg. Die Thür war fest verschlossen, eine Veruntreuung also unmöglich. Auch kannte von der Dienerschaft Niemand den Ort, wo der Freiherr seine Reichthümer aufbewahrte.

Die Sinne vergingen ihm aber, als er den vorgestern noch mit Schätzen überfüllten Raum ganz ausgeleert fand. Es war auch nicht mehr so viel da, um sich ein paar Sporen dafür kaufen zu können. Gottschalk hatte sein ganzes, unermeßliches Vermögen in trunkenem Muthe verspielt. Er war ein Bettler; die hohen, großen Gemächer seines Schlosses, jetzt öde, verlassen, alles Schmuckes beraubt, machten ihm das Verzweiflungsvolle seiner Lage erst recht fühlbar. Auch seine Wagen, seine stolzen Rosse, sogar seine Diener waren nicht mehr da. Das Spiel hatte auch diese verschlungen. Nur der Rappe, dessen Schnelligkeit er die Bergung der so wunderbar

gewonnenen Schätze verdankte, wieherte dem bestürzten Freiherrn freudig entgegen.

In dieser entsetzlichen Bedrängniß gedachte er der Worte des Schäfers, zugleich aber erinnerte er sich auch des wohlverwahrten Geheimnisses, das er der liebenden Mechtild auf dem wilden Ritt aus dem Schlangenthale abgelockt hatte. Jetzt war die Zeit da, davon Gebrauch zu machen und seine Wirksamkeit zu erproben. Leider erlaubte nur die Jahreszeit nicht eine augenblickliche Anwendung. Es war tiefer Herbst und vor dem vollen Eintritte des Frühlings konnte keine Macht der Erde die Mittel herbeischaffen, die zu einer nochmaligen glücklichen Berückung des Schlangenkönigs unerläßlich waren.

Die Hoffnung allein hielt den sehr gedemüthigten Freiherrn jetzt noch aufrecht. Ohne alle Mittel, ohne die geringste Aussicht, auch nur das Nöthigste für die Dauer der strengen Jahreszeit herbeizuschaffen, war seine Lage unerträglich genug für einen an jeden Lebensüberfluß Gewöhnten. Den Schäfer nochmals um Rath anzugehen, hinderte ihn ein unsicheres Gefühl von Furcht. Auch besorgte er Mechtild wieder zu sehen, und eine solche Begegnung, das sagte ihm eine unklare Ahnung, würde ihn gänzlich aus der Fassung bringen. So beschloß er denn, seine Spiel- und Zechgenossen um ein Darlehn anzugehen.

Verstimmt bestieg er seinen Rappen, um fern und nah die Runde auf den verstreut liegenden Edelsitzen zu machen. Er mußte aber bald die eben so betrübende als bedenkliche Erfahrung machen, daß alle die Herren, mit denen er gezecht und gespielt hatte, nicht allein eben so arm waren, als er selbst, sondern ihm auch geradezu ins Gesicht sagten, er habe sie im Spiele betrogen. Seine Betheuerungen, daß er ja selbst all' sein Hab' und Gut an sie verloren habe, und in Folge der daraus entstandenen Bedrängniß genöthigt sei, ein Darlehn von ihnen zu erbitten, wurden mit Hohn, ja mit offenbaren Drohungen zurückgewiesen. Kurz, der verarmte Freiherr mußte unverrichteter Sache von seinem Stegreifritte zurückkehren. Er war ärmer, denn je zuvor, da er nunmehr auch den gesammten Adel als seine Widersacher betrachten mußte.

Gottschalk hatte sonach den Winter über hinlänglich Zeit, lange und tiefsinnige Betrachtungen über die Kunst, arme Ritter zu backen, anzustellen. Das Ärgerlichste war, daß er auch dies edle Gebäck entbehren und genau wie ein Murmelthier leben mußte. Um seine Lage noch drückender zu machen, kamen nach und nach alle Diener, die er in jener verhängnißvollen Spielnacht an seine Gegner verloren hatte, wieder zu ihm zurück, da ihnen ihre neuen Her-

ren nichts zu beissen und zu brechen gegeben hatten. Schmalhans hielt nun freilich auch im Schlosse Gottschalk's fortwährend Keller und Küche unter Schloß und Riegel, indeß gab es durch die Sorgfalt Eberhardt's doch so viel als nöthig war, das arme Leben kärglich hinzufristen.

Gegen Ende des Winters ließ sich der Freiherr, den monatelang Niemand gesehen, noch gesprochen hatte, wieder blicken. Er war so verändert, daß ihn die Dienerschaft kaum noch erkannte. Sein Haar war gebleicht, seine Gestalt gebrochen. Der kräftige Mann hatte sich in einen alternden Greis verwandelt. Nur unter den struppigen Augenbraunen hervor leuchtete das alte wilde Feuer seines leidenschaftlichen Auges. Ohne mit Jemand zu sprechen, schlich er durch die leeren Gemächer seines Schlosses, denn um leben zu können, hatte Eberhardt Alles, was etwa an dürftigen Kostbarkeiten übrig geblieben war, an den Juden verkaufen müssen. Mit wildem Blick betrachtete er die prachtvolle Kirche, im Stillen das Gelübde tausendmal verwünschend, das ihn zu diesem kostspieligen Bau veranlaßt hatte. Ihm allein schrieb er sein gegenwärtiges, wie sein vergangenes Unglück zu, und um doch eine Art Rache mittelbar sogar an dem Himmel zu nehmen, gab er jetzt den Befehl, daß fortan die Kirche nicht mehr zum Gottesdienst

benutzt werden sollte. Seine Unterthanen hielten ihren Herrn für vom Teufel besessen und flohen vor seinem Anblick, wo sie nur konnten.

Mit Beginn des Frühlings schien auch in Gottschalk der Keim des Lebens von Neuem grünen und sprossen zu wollen. Er ging täglich aus, untersuchte die Hecken und Gesträuche, ob sie Knospen treiben wollten, und achtete besonders auf die, nach und nach wiederkehrenden Singvögel. Als er unzweideutige Beweise hatte, daß sie Nester zu bauen anfingen, schloß er sich öfters ein. Eberhardt und der Kammerdiener hörten ihn häufig und anhaltend mit sich selbst sprechen, auch sonst im Zimmer rumoren, und hätte ihnen nicht die von Tage zu Tage sich mehr erheiternde Miene des Freiherrn gesagt, daß er jetzt gesünder sei, als in den schweren Wintermonaten, so würden sie an seinem Verstande gezweifelt haben.

So kam der Mai heran, heiter, warm, blühend und duftend, ein wahrer Wonnemonat. Die Nachtigallen schlugen, der Rohrdommel jauchzte, auf allen Zweigen, auf Feld und Busch, in Gärten und auf den Bergen ertönte von früh bis in die Nacht Gesang und Geschmetter der Vögel. Gottschalk hatte nie so oft und anhaltend diesen heitern Kindern des Frühlings zugehört, als in diesem Jahre. Tagelang schlich er ihnen nach, belauschte die Naturfänger und liebte es namentlich,

am Flusse unter überhangendem Gezweig lagernd, dem heimlichen Schaffen nistender Vögel zuzusehen.

Eberhardt, fürchtend, sein Gebieter möge sich ein Leid anthun, schlich ihm oft auf diesen heimlichen Spaziergängen nach. Da sah er nun eines Abends bei hellem Sonnenuntergange aus seinem Versteck etwas ganz Sonderbares. Nachdem nämlich der Freiherr längere Zeit mit unverkennbarer Ängstlichkeit unter dem Gesträuch dicht am Ufer des krystallhellen Flusses fortgeschlichen war und offenbar etwas gesucht hatte, blieb er plötzlich stehen. Ein glückliches Lächeln verklärte seine finstern Mienen, seine Blicke hafteten unverwandt, stier, geisterhaft auf den vorüberrauschenden Wellen. Dann kniete er nieder, so behutsam und leise, als solle kein lebendes Wesen ihn hören oder bemerken. Die Augen fortwährend auf den Wasserspiegel gewandt, griff er nun mit der Linken über sich in das Gesträuch und suchte einige Zeit tastend nach einem Gegenstande, obwohl Eberhardt nichts unter dem saftiggrünen Blätterdache entdeckte. Es währte nicht lange, so zog er die Hand schnell zurück und sprang heftig empor. Eberhardt bemerkte, daß er die Linke an den Mund brachte und wie durch einen Zauber seinem Blicke entrückt war. Der nüchterne, ruhige Mann würde geglaubt haben, Gottschalk sei in den Fluß gesprungen, hätte er nur irgend ein Geräusch

gehört, oder wäre das Wasser tief genug gewesen, um einen verzweifelten Entschluß zu unterstützen. Statt dessen vernahm er in Kurzem ein Knistern in dem Gezweige, er hörte Tritte und in großer Nähe das Vorüberstreifen eines menschlichen Wesens, ohne doch eine Spur davon entdecken zu können. Obwohl er nicht abergläubisch war, überlief es ihn doch eiskalt. Er gedachte seines früheren Gespräches mit Andreas über den Schlangenkönig, des plötzlichen Reichthums seines Herrn, und der Gedanke, daß Gottschalk wohl so eben ein Bündniß mit irgend einer finstern Macht eingegangen sein möge, setzte sich fest in seinem Geiste. Flüchtigen Schrittes verließ er den Ort, da sich jetzt klagendes Geschrei, dem Wimmern eines jammernden Kindes vergleichbar, aus dem Ufergesträuch hören ließ. Im Schlosse wieder angekommen, fragte er die Diener nach dem Freiherrn. Niemand hatte ihn gesehen. Der Verwalter schlich sich leise bis an Gottschalk's Wohnzimmer und lauschte. Mit Entsetzen hörte er ihn darin rastlos auf- und niederwandeln. —

Gottschalk betrachtete inzwischen mit triumphirenden Blicken und unter lautem Herzklopfen den glücklich erbeuteten Talisman. Es war ein kleines, kreisrundes, flaches, mattdurchsichtiges Steinchen, das man allenfalls für Glas oder trübes Krystall halten konnte. Niemand, am wenigsten Gottschalk, konnte

sagen, aus was für Stoffen dieses wunderkräftige Steinchen bestehe. Durch Mechtild hatte er nur erfahren, wie man es gewinne und wie man sich mittelst desselben jedem sterblichen Auge unsichtbar machen könne. Nach der Angabe des wahnsinnigen Mädchens wußte allein der Zeisig diesen Wunderstein zu finden. Dieser kluge, feine Vogel trug ihn zu Neste, um es jedem Menschenauge zu entziehen und seine Jungen vor gierigen Räuberhänden zu schützen. Dennoch war der Vogel nicht immer klug genug; denn wenn er, was er gern thut, an den Ufern der Flüsse nistet und so in das Gesträuch baut, daß sich dies im Wasser wiederspiegelt, verliert der Zauber seine Kraft und das Nest wird im Wasser dergestalt sichtbar, daß es mittelst dieses verrätherischen Naturspiegels jeder Mensch sehen und durch einen glücklichen Griff den Zauber daraus entwenden kann.

Im Besitz dieses wunderkräftigen Kleinodes konnte Gottschalk die heiße Jahreszeit ruhig abwarten. Er nahm sich sogar vor, den hohen, schwülen Sommer herankommen zu lassen, um bei erhöhtem Wärmegrade vielleicht auch eine um so bedeutendere Ausbeute an Schätzen zu machen. An dem abermaligen Gelingen des Unternehmens zweifelte er keineswegs. Überhaupt hatte es ganz den Anschein, als wolle sein Leben nunmehr in einem ruhigern, ebenern Gleise da-

hin gleiten, da ihn seit dem letzten Verbote weder Mechtild noch der Schäfer im geringsten beunruhigt hatten. Täglich betrachtete er das unschätzbare Kleinod, verschloß es auf das sorgfältigste und sah mit wachsender Freude die Tage und die Sonnenwärme zunehmen.

Im Juli endlich glaubte der Freiherr seine abermalige kluge Beraubung des Schlangenkönigs vornehmen zu müssen. Das purpurrothe Tuch besaß er noch, die übrigen mitwirkenden Mittel waren auch aufzutreiben, am schwersten der blühende Augentrost. Als auch dieser nach vielem Suchen aufgefunden war, sattelte Gottschalk am heißen Mittag seinen Rappen und trabte wohlgemuth nach dem Schlangenthale. Wie im vorigen Jahre band er das treue Thier am Eingange zum Thale an, schob das flache Steinchen unter die Zunge und betrat die brennend heiße, dunstige Ebene. Es war Alles wie früher, nur durch den heißen Sonnenbrand gesteigert. Über dem Schilf des Moores stand wieder die flirrende, belebte Insektenwolke, durch Moos und glänzende Gräser schlüpften die schlanken Leiber der Eidechsen. Die Luft zitterte von dem Gesang der Millionen Grillen, die auf allen Gräsern saßen und bei jedem Schritt schwirrend durch einander sprangen. Sonderbar kam es aber Gottschalk vor, daß seine Sehkraft um vieles schärfer,

als gewöhnlich, war. Er sah so scharf in die Nähe und Ferne, daß er sich davon beengt fühlte, wie etwa ein Mensch, der plötzlich die Schreckniſſe der Zukunft schleierlos vor seinem Auge liegen sieht. Nicht allein Alles, was auf der Oberfläche des Erdbodens vorging, konnte er deutlich erkennen, auch das darunter Verborgene bis zu einer gewiſſen Tiefe ward ihm sichtbar. Dadurch sah er sich denn in ein so wunderbares Arbeiten der buntesten Insektenwelt versetzt, daß er unter Larven zu sein glaubte, die alle ihre oft monströsen Schaufel- und Wühlwerkzeuge nach ihm auszustrecken schienen. Er hörte das Schurfen, Knistern und Knappern ihrer rastlosen Geschäftigkeit, er sah das Zittern, Schwanken und Stürzen der zahllosen Wurzeln und Pflanzengeflechte, das Fortrollen von tausend kleinen Erdschollen, und ein Gefühl, als beginne der ganze ungeheure Erdball unter seinen Füßen zu zerbröckeln, überkam ihn mit wachsender Angst. Aus der Ferne aber im Sumpf und Moor, in den Fels- und Erdritzen konnte er schon jetzt die blitzenden Körper der Schlangen sehen. Ihre Zungen leckten und schliffen an den glänzenden Adern des Gesteins oder schlürften zahllose helle Punkte aus der braunen Erde und aus dem brodelnden Sumpfwasser. Dabei machten sie ein so widerlich knisterndes Geräusch, daß Gottschalk vor Schmerz laut auf hätte schreien mö-

gen, ja, wäre es ihm nicht um die Schätze zu thun gewesen, er würde den Wunderstein ausgespuckt und schleunigst den Rückweg angetreten haben. So aber bohrten sich seine Sehnerven unwillkührlich immer tiefer in die Geheimnisse der Erde, selbst in Bäume und Pflanzen ein, bis ihm am Ende Alles durchsichtig erschien und der wunderbare Mechanismus des gesammten Naturlebens in seiner übermenschlichen, dämonischen Großartig- und Mannichfaltigkeit vor den Augen arbeitete. Da war Alles lebendig, da pulsirte der Stein, da schöpften sonderbare Eimer das Blut der Pflanzen aus den krystallenen Brunnen der Erde. In den Riesentannen sproßte das Harz in goldenen Blätterpyramiden empor und wuchs und ergoß sich wie ein glühender, zitternder Erdgeist bis in die äußersten Enden der Äste und Nadeln. Der Boden brannte, wogte, rollte dem Freiherrn unter den Füßen, er keuchte wie ein Verdammter, er begann zu laufen, zu springen, ja förmlich zu rasen, um nur möglichst bald an dem Orte des Zaubers anzulangen. Alles umsonst! Die schwüle Mittagshitze, die wie ein glühender Schild vor der Bergwand stand, hielt ihn immer noch zurück. Er kam nicht schneller vorwärts, als der langsamste Fußgänger. Und dabei nun während der lautlosesten Stille alles gewöhnlichen Tageslebens dies grauenvolle Getöse der unterir-

diſch ſchaffenden Thierwelt, dieſe raſtloſe Thätigkeit aller geheimſten Naturkräfte!

Unter ſtets wachſender Qual und dem Gefühl ſeines dahinſchmelzenden Verſtandes erklomm er doch den Bergrand, erreichte den Platz unter dem Felsgrat. Er warf ſich ermattet an die Erde, für ihn nur ein Gewimmel von Larven. Er breitete das Tuch aus und lockte in früherer Weiſe die Schlangen herbei. Mühſam ſchleppte er ſich in das ſchattige Gebüſch. Aber die Nattern kamen unverweilt, dem Zaubertuche ihren Tribut abzutragen. Gottſchalk athmete wieder auf, ein Hauch der Freude wehte kühlend an ſein brennendes Herz. Wieder füllte ſich das Tuch mit flimmernden Geſchmeiden, weit koſtbarer, als das erſte Mal. Die Gaben wuchſen bis zu einem Hügel an und noch war die größte und ſchönſte der gezwungenen Geberinnen nicht herbeigekommen. Jetzt ſchoß ſie wie ein glänzender Bogen in rieſenhaften Sprüngen vom Thale herauf; Gottſchalk konnte jede Bewegung deutlich erkennen. Sein Herz ſchlug vor Freude, als ſie das Tuch erreichte und jetzt ſilberne, goldene, diamantene Schleier über die unermeßlichen Schätze webte. Auch die wunderbare Krone ſchüttelte ſie ab, dann verſchwand ſie. Mit ihr die andern Nattern.

Gottſchalk trat aus ſeinem Schlupfwinkel hervor, um die Schätze aufzuraffen. Seine Kräfte langten

aber nicht hin, die ungeheuren Schätze fortzubringen. Er wußte nicht, was er thun sollte. Angst, Habsucht, Verzweiflung stritten sich und flüsterten ihm verschiedene Rathschläge ins Ohr. Da er aber doch einsah, daß er diese Last allein nicht von der Stelle bewegen könne, entschloß er sich, einen Theil der Schätze an schattige Orte zu verbergen. Behutsam löste er nun das künstlich übergesponnene Netz. Ohne sein Zuthun stürzten eine zahllose Menge Ringe und Diamanten heraus und rollten nach verschiedenen Richtungen den Bergesrand hinab. Nichtsdestoweniger blieb Alles ruhig. Der Zauber seines Steines fesselte mit der größeren Macht die geringeren Kräfte.

Endlich raffte der Freiherr den Überrest der schon bedeutend zusammengeschrumpften Schlangengaben auf und stieg wieder hinab ins Thal. Dieser Gang war noch entsetzlicher für ihn, als der vorige. Die Schlangen sonnten sich am Schilfrande des Moores. Ihre erblaßten Körper, in denen die gierig funkelnden Augen brannten, schlangen sich meistentheils um blendendweiße Gebeine. Eine fürchterliche Stimme in Gottschalk's Innern rief ihm zu, daß diese Gebeine die Überreste der armen Unterthanen wären, die er erbarmungslos dem Hungertode preis gegeben hatte. Mit abgewandtem Gesicht schlich er, unter dem Druck des Goldes stöhnend, an der furchtbaren Stelle vor-

über. Das fröhliche Gewieher seines Rappen gab ihm neue Kräfte, noch wenige hundert Schritte und er hatte die Grenzen des schrecklichen Thales erreicht, das er nie mehr zu betreten auf seinem schweren Gange wohl hundertmal gelobte.

Plötzlich hörte er es laut hinter sich lachen. Er kehrte sich um, und sein scharfes Auge zeigte ihm den Schäfer Andreas, wie er, scheinbar ganz nahe vor seinen Augen, auf dem Grabhügel des Bruders stand, mit seinem Stabe schlangenartige Figuren in die Luft schrieb und wiederholt ein dumpfes, hohles Gelächter ausstieß. Dabei sah er finster und geheimnißvoll aus, als sei er der Geist und Gebieter der Felsen, über denen er stand. Neben ihm drehte sich in zierlichem Tanze die elfenhafte Gestalt Mechtild's, ein melancholisches Lied vor sich hin summend. Vor diesem Anblick erbebte Gottschalk. Zugleich hielt Mechtild im Tanze inne und rief seinen Namen aus. Mit ausgebreiteten Händen lief sie so schnell gegen den Rand der Felsen vor, daß Gottschalk glauben mußte, sie werde auf der Stelle zerschmettert in die Tiefe stürzen. Sich selbst vergessend, rief er aufschreiend »Mechtild! Mechtild!«, aber Andreas hatte das Mädchen bereits erfaßt und zog es zurück vom Felsen. Bei diesem Ausrufe der Angst entfiel dem Freiherrn der Zauberstein, und all' das wunderbare

Leben, das ihn bis zur Grenze des Wahnsinns gequält, verschwand mit einem Schlage.

Erschrocken beugte sich Gottschalk zur Erde, um den verlorenen Talisman zu suchen. Statt dessen aber blitzte ihm nur der grellrothe Feuerschein entgegen, der ihn schon das erste Mal beunruhigt hatte, und der jetzt mit entsetzlicher Schnelligkeit das ganze Thal mit heller Gluth erfüllte.

Eingedenk der Warnung des Schäfers suchte der Freiherr der drohenden Gefahr zu enteilen. Das Glück schien ihn zu begünstigen, er erreichte seinen sichern Rappen, ehe sich noch das unheimliche Gezisch der Schlangen vernehmen ließ. Mit kräftiger Hand riß er das treue Thier an sich heran, belud es mit seiner Beute und schwang sich in den Sattel. Allein jetzt bäumte sich das Roß schnaubend vor einem wunderbaren Schauspiel. Wie nämlich rückwärts im Thale die leuchtende Gluth hin- und wiederfluthete, so zog am Flusse und dessen hügeligen Geländen ein schwarzer, rauchähnlicher Nebel hin. Gottschalk strengte sich vergebens an, das furchtsame, an allen Gliedern zitternde Thier in diese sonderbare Nacht hinein zu sprengen, die ihn, wie er glaubte, jetzt allein noch vor der Rache der erzürnten Nattern schützen konnte. Bald vor-, bald rückwärts weichend, tummelte er den widerspenstigen Rappen fast auf einer Stelle herum,

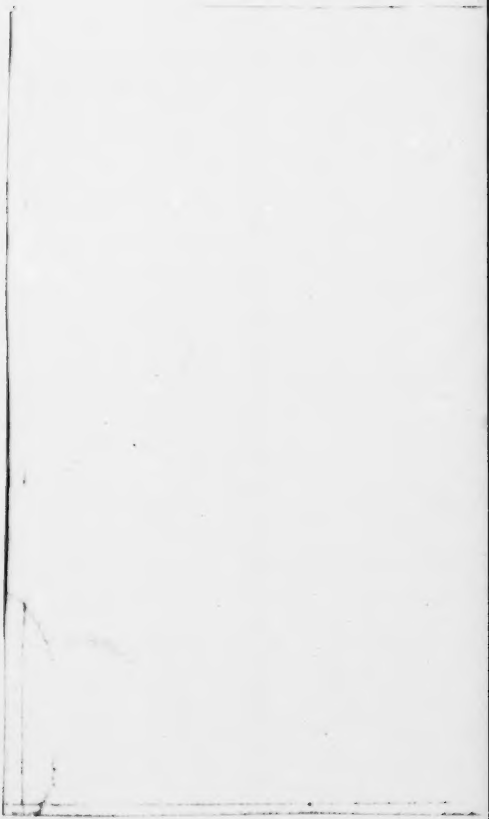
und als er ihn endlich bei etwas abnehmendem Nebelqualm in einen langsamen Trab brachte und mehrmals zurück ins Thal blickte, bemerkte er mit Schaudern, daß die Schlangen seine Spur entdeckt hatten. Ihr Ziſchen, Schlurren, Pfeifen kam immer näher und näher. Hin und wieder ſchnellte ſchon eins der widrigen Thiere dem Pferde unter die Hufe und ward zertreten. Bald aber vermehrte ſich ihre Zahl, bis ſie in dichten Maſſen Roß und Reiter begleiteten und an dem entſetzten Thiere emporſchoſſen, ſich an ſeine Lenden, an Bauch, Nacken und Kopf einbiſſen und nun mit ihren geſchmeidigen Körpern Beine und Arme des Reiters dergeſtalt umſchlangen, daß ſie ihn gleichſam an das Roß anketteten.

Gottſchalk ſchrie wiederholt laut auf vor Schmerz und Verzweiflung. Er bat, er flehte, er beſchwor die tauſend Nattern, die erbarmungslos ihre pfeilſcharfen Zungen in ſeinen ermatteten Leib ſtachen. Freiaedig warf er mit vollen Händen die erliſteten Schätze von ſich, daß ihn eine goldene Wolke zu umgeben ſchien. Zu ſpät! Der Augenblick der Rache war gekommen. Der Wiederhall des ihm bekannten dämoniſchen Gelächters, das vom Thale her erklang, kündigte ihm nur zu gewiß den nahen, gräßlichen Untergang an. Er ließ die Zügel, mit ihm die Enden des Zaubertuches ſinken, daß es über die ſchrillernden Körper der Schlan-

gen hinabglitt und den Rest der Schätze weit hin auf Feld und Fluß verstreute. Dann schlug er beide Hände über die Augen und überließ sich lautlos dem Tode.

Der Rappe, weniger nachgiebig als sein Reiter, kämpfte länger mit dem Gezücht. Der Schmerz trieb ihn zur wildesten Flucht, ohne daß er sich dadurch der Schlangen entledigen konnte. Sein Instinkt trieb ihn dem Schlosse des Freiherrn zu.

Es war um die Zeit, wo die Frohnarbeiter so eben wieder auf das Feld ihres Herrn gehen sollten, um die ersten reifen Früchte des Jahres einzuernten. Der Verwalter theilte seine Befehle auf dem Schloßhofe aus, als ein heftiges Pferdegewieher seine Aufmerksamkeit erregte. Er kehrte sich nach dem wappengeschmückten Thorwege um, von wo die angstvollen Töne kamen, und sah einige Secunden später ein belebtes Etwas in den Schloßhof schwanken, von dem Niemand behaupten konnte, daß es wirklich ein Geschöpf sei. Die furchtsamen Frohnarbeiter stoben aus einander, indem sie das Unding schlechthin für den Teufel hielten. Eberhardt's Bitten und Drohungen konnten sie nicht halten. Sie verließen Hof und Schloß, eilten ins Dorf und trugen die Kunde, daß der Teufel in Gestalt eines aus lauter lebendigen Schlangen bestehenden Reiters so eben auf der Burg



angekommen ſei, um endlich den böſen Herrn zu holen, weiter und weiter.

In der That konnte auch der beſonnenere Eberhardt nur ein Convolut durch einander geringelter, ewig bewegter Nattern von verſchiedener Größe in dem entdecken, was ihm der Geſtalt nach Roß und Reiter zu ſein ſchien. Er zweifelte keinen Augenblick, daß Gottſchalk's frevelhafter Vorwitz dies grauenvolle Ende herbeigeführt habe.

Da Jedermann das Schloß verlaſſen hatte, und keines Menſchen Hand im Stande geweſen wäre, den zahlloſen Schlangen ihre Opfer zu entreißen, ſo ſuchte auch Eberhardt, vor dem beiſpielloſen Anblick zurückſchaudernd, das Weite. Hinter ſich ſchloß er das Thor, um wenigſtens das Innere der weitläuftigen Gebäude vor Gewalteinbruch und Plünderung zu ſchützen. Zwei Tage vergingen unter peinlicher Erwartung. Das Gerücht von dem ſeltſamen Tode des Freiherrn hatte ſich in der Umgegend verbreitet, und einigermaßen die Theilnahme ſeiner Standesgenoſſen erweckt. Mehrere kamen herbei, um ſich von der Wahrheit des Geſchehenen mit eigenen Augen zu überzeugen. Da ſie das Thor verſchloſſen fanden, mußten ſie bei den umherſtreifenden Dorfbewohnern Erkundigungen einziehen, die ſie wieder an den Verwalter wieſen. Auf ihr wiederholtes Verlangen öff-

nete Eberhardt am dritten Tage nach dem wunderbaren Ereigniß die Pforte. Es war Alles still und leblos im Schloßhofe. Nirgends sah man eine Schlange. Sie mußten sich bei nächtlicher Weile durch versteckte Mauerritzen oder auf sonst eine Art entfernt haben. Mitten auf dem freien Hofraume aber lagen das wohlerhaltene Gerippe eines starken Mannes, daneben das eines Pferdes. Man konnte nicht zweifeln, daß diese Überreste Trümmer des von den Schlangen verzehrten Freiherrn und seines treuen Rappen seien.

Man hob die Gebeine des Todten auf und beerdigte sie feierlich in der Gruft der neuerbauten Kirche. Das Gerippe des treuen Rosses versenkte man auf dem Schloßhofe in die Erde und bedeckte die Stelle mit einer schweren Granitplatte.

Von Andreas und Mechtild hörte man seit dieser Zeit auch nichts mehr. Er hatte die Schäferei an demselben Tage mit dem wahnsinnigen Mädchen verlassen, wo den Freiherrn die Nemesis erreichte. Niemand erfuhr, wohin er sich gewendet hatte. Mechtild wollten später einzelne Umwohner auf dem Thalrande haben sitzen sehen. Ihre melancholischen Lieder hört man noch an heißen Sommermittagen über dem Schlangenthale forttönen. Auch der Schlangenkönig läßt sich noch zuweilen an schwülen, stillen Tagen unter dem Felsenbange sehen, die brennende Krone auf dem klugen Kopfe, rund um ihn in glänzenden Hüllen seine dienenden Vasallen. Seine Schätze aber hat ihm Niemand mehr zu entführen gewagt.

Druckfehlerverzeichniß.

Durch die Entfernung des Druckes vom Wohnorte des Verfassers haben sich folgende Druckfehler eingeschlichen, die wir die Leser vor der Lectüre zu verbessern ersuchen.

Theil I.

S.	18	Z.	2	von unten	lies:	Hecht	statt Knecht.
„	19	„	12	„ „	„	alle	„ die.
„	52	„	2	„ oben	„	Käthelmühle	statt Kuthelmühle.
„	68	„	4	„ unten	„	Renowacz	„ Tenowacz.
„	69	„	3	„ „	„	Kaffeelöffel	„ Karpfenlöffel.
„	72	„	9	„ „	„	Secunden	„ Stunden.
„	101	„	6	„ „	„	bewagt	„ bewegt.
„	133	„	2	„ oben	„	kam	„ kann.
„	—	„	13	„ unten	„	Heiligkeit	„ Heiligkeit.
„	144	„	7	„ oben	„	eben	„ aber.
„	175	„	6	„ unten	„	nur	„ nun.
„	180	„	2	„ „	„	Schwätzerin	„ Schwätzerei.
„	182	„	11	„ „	„	Sommerfäden	„ Sammetfäden.
„	217	„	13	„ „	„	den	„ die.
„	233	„	4	„ „	„	Stücke	„ Stöcke.
„	240	„	7	„ oben	„	fall	„ fall.
„	272	„	12	„ unten	„	ebrn	„ aber.
„	293	„	12	„ oben	„	gaben	„ geben.

Theil II.

S.	11	Z.	3	von unten	lies:	Mühlschners	statt Mühlschärs.
„	61	„	2	„ „	„	neun	„ neue.
„	74	„	3	„ oben	„	errathen	„ verrathen.
„	139	„	1	„ unten	„	nach dem Wort „fort"	und fort
„	145	„	3	„ oben	„	das	statt des.

Druck von C. F. Klus in Hannover.